

BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK

Schriftenreihe des Germanistischen Instituts
der Loránd-Eötvös-Universität

24

Im Zeichen der ungeteilten Philologie

Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay
zum 80. Geburtstag

Herausgegeben von
Péter Bassola, Regina Hessky und László Tamóci

Budapest

1993

22664

BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK

6244 ↗

Schriftenreihe des Germanistischen Instituts
der Loránd-Eötvös-Universität

24

Im Zeichen der ungeteilten Philologie

Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay
zum 80. Geburtstag

Herausgegeben von

Péter Bassola, Regina Hessky und László Tarnói

MTAK



Budapest

1993

695721

Budapester Beiträge zur Germanistik
Herausgegeben vom Institutsrat

MAGYAR
TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Verantwortlicher Herausgeber: Károly Manherz
ELTE Germanistisches Institut, 1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21.

Technische Redaktion: János Szabó jr.
Nyomtatta és kötötte a Dabas-Jegyzet Kft. 500 példányban
Felelős vezető: Marosi György ügyvezető igazgató
Munkaszám: 93 - 0521

M. TUD. AKADÉMIA KÖNYVTÁRA
Könyvleltár ..6.5.8.1./19 ...23... sz.

Inhaltsverzeichnis

Karl Manherz: Laudatio	V.
Vilmos Ágel: Dem Jubilar seine Festschrift: Ein typologisches Kuckucksei in der deutschen Substantivgruppe	1.
Magdolna Bartha: Zur Interdependenz von kognitiven Wissens- beständen und Handlungsmustern in Gesprächen.....	19.
Peter Bassola: Gefügenomina in den "Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin"	33.
Loránd Benkő: Woher stammt das ungarische Wort "lakat"?	47.
Zsuzsa Breier: Der überwältigende Sehblitz und die Dunkelheit oder: Literatur ohne Geschichten? Zu Paul Nizon: Im Bauch des Wals. Caprichos. - Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989.....	51.
László Elekfi: Wortartbezeichnungen in deutsch-ungarischen Wörter- büchern.....	73.
Johannes Erben: Sprachliche Signale zur Markierung der Unsicherheit oder Ungenauigkeit von Luthers Aussagen.....	85.
István Fried: Slawisch-ungarische Lehnbeziehungen und ihre Erfor- schung zu Beginn des 19. Jahrhunderts	93.
Siegfried Grosse: Wann beginnt die deutsche Gegenwartssprache?	99.
László Hadrovics: Zwei unerkannte deutsche Lehnwörter im Ungari- schen: csörc 'armer Mann'; karnél 'Ledertasche'	113.
Gerhard Helbig: Gibt es faktische Konditionalsätze?	115.
Regina Hessky: Zu einigen Aspekten der zwischensprachlichen Ähn- lichkeit.....	127.
Maria Hornung: Die Bedeutung des neuen deutschsprachigen "Etymo- logischen Wörterbuchs des Ungarischen" für die germanistische Wortforschung in Österreich	137.
Géza Horváth: Die Umwelt bei Hermann Hesse - Aussenwelt oder Innenwelt? Einige Aspekte der Umweltgestaltung im Hermann Hesses Prosawerk	141.
Claus Jürgen Hutterer: Konvergenz in der Volkskultur der Deutschen im Karpatbecken (Am Beispiel der Sprachentwicklung)	147.
Gábor Kerekes: Eine "Comédie humaine" Joseph Roths?	171.
Endre Kiss: Möglichkeiten einer genealogischen Forschung in der Inter- pretation von Robert Musils Der Mann ohne Eigenschaften	181.
Jenő Kiss: Über den Ursprung westungarischer Dialektwörter	187.
Lajos Kiss: Deutsche Ortsnamen in Rußland	191.

Imre Kurdi: Triptychon mit Nebenfiguren. Versuch, eine Form zu beschreiben. Über Heiner Müllers Drama "Leben Gundlings Fiedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei"	203.
Daniel Lányi: Das Bild an der Grenze. Über eine Textstelle in Ingeborg Bachmanns Der Fall Franza	211.
Sarolta László: Der partizipiale Anschluß von Substantivergänzungen im Ungarischen. Überlegungen zu einem Problembereich des deutsch-ungarischen Substantivvalenzvergleichs	221.
Günter Lipold: Das Satz "subjekt" als Serialisierungsproblem im Gegenwartsdeutschen	233.
Antal Mádl: Büchner-Übersetzungen und -Rezeption in Ungarn	243.
András Masát: Germanistik und Skandinavistik. Zu der gegenwärtigen Situation sowie den Aufgaben und Möglichkeiten der ungarischen Skandinavistik	251.
István Nyomárkay: Beiträge zur kroatischen Spracherneuerung unserer Zeit	261.
Ilpo Tapani Piirainen: Das Stadtprotokoll von Kesmark/Kezmarok aus den Jahren 1554-1614. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei.....	267.
Oskar Reichmann: Zum Gebrauch von "Gebrauch" und zugehörigen Ausdrücken in sprachreflexiven Texten der Barock- und Aufklärungszeit	275.
Emil Skála: Die Zweisprachigkeit auf dem Gebiet der Tschechoslowakei	311.
János Szabó: "Wilhelm Tell für die Schule" oder Frischs Requiem auf die Satire	321.
Rita Brdar Szabó: Gibt es einen "richtigen" Ansatz in der Wortbildung?.....	333.
Lajos Szalai: Heinrich Wittenwiler und sein "Ring"	341.
Ferenc Szász: "ein erwachtes, geschaffenes Wort" Über Rainer Maria Rilkes Sprachverständnis	355.
László Tamói: Theatervorstellungen im deutschsprachigen Ofen und Pest um 1800	369.
Éva Tőkei: Exotismus und Kosmopolitismus im 19 Jh: Zigeunerdarstellung bei Nikolaus Lenau und Franz Liszt	379.
András Vizkelety: Eine Augustin zugeschriebene deutsche Marienklage	385.
Peter Wiesinger: Die Einführung der allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts	393.
Verzeichnis der wissenschaftlichen Schriften Karl Mollays	411.

Die ungarländische Germanistik sowie die ungarische Sprachwissenschaft hat dem

Jubilar Professor Dr. sc. Karl Mollay

viel zu verdanken: Sein Lebenswerk umfaßt Lehre und Forschung in den Bereichen deutsche und ungarische Sprachgeschichte, deutsche Literaturgeschichte, ungarndeutsche Mundartforschung sowie deutsche Grammatik. Generationen von Deutschlehrern, Sprachhistorikern, Linguisten und Archivaren lernten von Ihm eine komplexe Betrachtungsweise der deutschsprachigen Kultur und erkannten dabei die Wichtigkeit deutsch-ungarischer Kulturkontakte.

Als Kind hatte Er schon den Wunsch, Mittelschullehrer zu werden. Er interessierte sich anfangs für Realien, landete aber kurz vor der Matura bei der Germanistik-Romanistik. Die ungarndeutsche Handwerker- und Bauernfamilie im westungarischen Odenburg sicherte von Anfang an eine zweisprachige Umgebung mit bewußten Mundartkenntnissen. Dies hinderte Ihn nicht, daß Er bereits in der Mittelschule der beste ungarische Stilist geworden ist. Außer dem Elternhaus waren sicher die guten Schulen, die ausgezeichnete Ausbildung die Triebkräfte, die aus Ihm einen der besten Studenten der Professoren des Eötvös Kollegiums Albert Gyergyai und Johann Koszó, sowie an der Universität Gideon Petz, Elmar von Schwarz, Jakob Bleyer, Theodor Thienemann, Béla von Pukánszky, Alexander Eckhardt gemacht haben.

Eine exzellente wissenschaftliche Laufbahn war vorbereitet, die 1938 zur Promotion und 1944 zur Habilitation geführt hatte. Der Krieg und die Kriegsgefangenschaft haben diese Laufbahn unterbrochen. Der Philologe hat aber auch diese Zeit gut ausgenützt: das Erlernen der russischen Sprache hat zu seiner späteren, vergleichenden sprachhistorischen Forschung bedeutend beigetragen.

Als Er zu Weihnachten 1948 aus der fast vierjährigen sowjetrussischen Kriegsgefangenschaft zurückkam, fand Er die ungarländische Germanistik in einem desolaten Zustand. Elmar von Schwarz, Zisterziensermönch und Professor für deutsche Sprache und Volkskunde war zwangspensioniert und stand vor seiner endgültigen Ausreise aus Ungarn. Sein Lehrstuhl war bereits aufgelöst, die Bibliothek offen, unkontrolliert, die Bestände eine Beute für alle. Germanistik, besonders die Sprachwissenschaft, und vor allem Mundartforschung wurde von der Kommunistischen Partei als Faschismus abgetan, nur eine Vorlesung über beschreibende Grammatik für Lehramts-

kandidaten geduldet, die Bearbeitung ungarndeutscher Themen nicht zugelassen. Karl Mollay war Hochschulprofessor für deutsche Sprache und Literatur am Eötvös Kollegium, welches 1950 ebenfalls aufgelöst wurde. Er kam für ein Jahr an eine Handelsschule, mußte dort Stenographie und Maschinenschreiben unterrichten. 1951 ist Er Oberassistent an der neuerrichteten Hochschule für Fremdsprachen und las zugleich an der Universität über deutsche beschreibende Grammatik. Von Sprachgeschichte durfte keine Rede sein. Im Geheimen, ohne Erlaubnis der Universität hielt Er aber für zwei begabte Studenten, Alexander Gárdonyi und Claus Jürgen Hutterer Übungen im Gotischen, Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen und führte sie in die deutsche Sprachgeschichte ein. Hutterer war als Ungarndeutscher auch Mundartsprecher und daher war es selbstverständlich, daß Er sich auch für Mundartforschung interessierte. Die Errichtung der DDR hatte auch eine günstigere Beurteilung des Deutschstudiums zur Folge. Einem glücklichen Zufall war auch die Förderung der Germanistik zuzuschreiben: Nach sowjetischem Muster wurde 1954 eine sogenannte Aspirantur für Germanistik ausgeschrieben. Gárdonyi und Hutterer bestanden glänzend die Aufnahmeprüfung, aber niemand stellte sich die Frage: wo haben diese Jungen ihre gotischen, althochdeutschen, mittelhochdeutschen, indogermanischen Kenntnisse erworben, wenn an der Universität diese Studien unterbunden waren? Hutterer wurde in die Sowjetunion zu Professor Schirmunski geschickt, Gárdonyi wurde Mollay's Aspirant und damit war der erste wissenschaftliche Nachwuchs gesichert. Gleichzeitig wurde Karl Mollay an die Universität, bereits als Dozent, versetzt und konnte auch mit einer sprachgeschichtlichen Vorlesung beginnen.

Die Lage des parteilosen Germanisten war aber noch immer nicht ungetrübt. Er mußte in fachlicher Hinsicht 100prozentig seinen Mann stellen. Oft mußte Er sogar beweisen, daß die Begriffe Hochdeutsch und Niederdeutsch unpolitisch sind. 1956 wurde Er in das Revolutionskomitee unserer Universität gewählt, was 1957 wiederum ein Disziplinarverfahren, und eine schriftliche "Rüge" vom Rektor zur Folge hatte. Diese wurde zwar 1962 aufgehoben, aber die wirkliche Rehabilitation erfolgte erst am 3. Mai 1990 zusammen mit István Borzsák, Miklós Ince und Árpád Szabó. Diese bewegten Jahre hinderten den Wissenschaftler natürlich nicht daran, an seinen Forschungsthemen weiter zu arbeiten: die Erforschung der Familien- und Ortsnamen führte ihn zur Geschichte der ungarländischen Städte und des Deutschtums. Aus der Geschichte der deutschen Sprache hat Er sich besonders mit dem Frühneuhochdeutschen, mit den Anfängen der deutschen Literatursprache sowie mit den deutsch-un-

garischen Sprachkontakten beschäftigt. Zahlreiche Handschriften studierte Er, was wiederum das Studium der Paleographie mit sich brachte. Ödenburger Quellen, das Omer Stadtrecht, das ungarländische Frühneuhochdeutsche Wörterbuch (1350-1686) u.a. sind die wichtigen Meilensteine dieser Periode.

Die Forschung ist bei Karl Mollay nie Selbstzweck gewesen, seine Ergebnisse verwendete Er ständig in der Lehre; als Doktorvater zahlreicher Doktoranden förderte Er die Bearbeitung frühneuhochdeutscher Texte und ungarndeutscher Mundarten. Als Mitglied von verschiedenen wissenschaftlichen Kommissionen hat Er auch organisatorische Aufgaben übernommen.

Im Namen unserer Fakultät und des Germanistischen Institutes sowie der Generationen von Germanisten und seiner Schüler wünschen wir Professor Karl Mollay zu seinem 80. Geburtstag beste Gesundheit, Schaffenskraft und Ausdauer zu seiner weiteren Tätigkeit.

Karl Manherz
Dekan der Fakultät
Direktor des Institutes

Vilmos Ágel (Budapest):

Dem Jubilar seine Festschrift: Ein typologisches Kuckucksei in der deutschen Substantivgruppe¹

0. Der deutsche Konstruktionstyp **dem Jubilar seine Festschrift** (Paradebeispiel: **dem Vater sein Haus**), d.h. die Nominalphrase (NP) mit adnominalem possessivem Dativ (vgl. Schmid 1988, 138ff. und 246ff. und für vergleichbare Konstruktionen in anderen Sprachen Ramat 1986), hat es schwer.² Er ist aus den Grammatiken der modernen deutschen Standardsprache entweder gänzlich verbannt oder fristet ein "Paarzeilendasein", woran der meist erhobene Zeigefinger der älteren Grammatikographie sicher nicht ganz unschuldig ist. So schreibt Johann Christoph August Heyse in seiner "Deutschen Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache" (1914, 247): "Da die zueignenden Fürwörter [=Possessiva - V.Ä.] selbst die Stelle eines Genitivs des Besitzes vertreten, so darf man einem Substantiv im Genitiv nicht zum Überflusse ein zueignendes Fürwort beifügen, noch auch statt des Genitivs den Dativ des Substantivs in Verbindung mit einem zueignenden Fürwort setzen." An späterer Stelle (1914, 462) nennt er die Konstruktionen mit adnominalem possessivem Genitiv (Typ: **des Jubilars seine Festschrift**) und Dativ einfach "fehlerhaft" und zur "Volkssprache" gehörig, wobei er - im logischen Widerspruch zu sich selbst - zugibt (ebd., 247), daß diese Konstruktionen früher durchaus schriftsprachlich, also *comme il faut*, gewesen seien (Belege bei Lessing, Schiller und Goethe). Trotz der nicht zu unterschätzenden Nachwirkung der grammatikographischen Tradition, für die Heyse stellvertretend zitiert wurde, dürfte die heute nicht mehr von allen geteilte Überlegung, daß die Konstruktion mit adnominalem possessivem Dativ (apD) nicht (auch) standardsprachlich sei (anderer Meinung ist z.B. Koß (1983, 1247)), für nichtnormativ orientierte Grammatiken³ eher nur einen zweitrangigen Faktor der grammatikographischen "Vernachlässigung" darstellen. Der andere, m.E. wichtigere Faktor ist struktureller Art. In der Struktur der "normalen" deutschen NP ist der apD nicht unterzubringen: Er sprengt - wörtlich - den (die) Rahmen. Am auffälligsten den topologischen, aber nicht nur diesen (zum umstrittenen Nominalrahmenkonzept vgl. Kolde 1985).

Die kasuelle Arbeitsteilung zwischen Satz (S) und NP ist im Deutschen (=in der Standardsprache) relativ klar ausgeprägt. Die adverbale Kasusformen sind Nominativ, Akkusativ und Dativ, die adnominale Kasusform ist der Genitiv. Dementsprechend treten Nominativ, Akkusativ und Dativ im adnominalen und Genitiv im adver-

balen Bereich nur als Sonderformen auf, die eigens motiviert werden müssen. Worin besteht nun der adnominaler Sonderstatus des Dativs im Vergleich zu der strukturell normalen Kasusform des adnominalen Bereichs, dem Genitiv?

(1) Nominale Attribute - darunter vor allem das sog. Genitivattribut - treten in der NP gewöhnlich als Rechtserweiterungen des Kernsubstantivs auf (Heringer 1988, 211ff.): **Lebensmittel tierischer Herkunft** (*tierischer Herkunft Lebensmittel); **die Rückstände an pharmazeutisch wirksamen Stoffen** (*die an pharmazeutisch wirksamen Stoffen Rückstände); **Gaben als Mastmittel** (*als Mastmittel Gaben). Demgegenüber ist der Dativ als Rechtserweiterung nicht verwendbar (***seine**) **Festschrift dem Jubilar**).

(2) Das Genitivattribut als Linkserweiterung ("sächsischer Genitiv") ist im heutigen Deutsch eine eindeutig markierte Konstruktion: Als Genitivus qualitatis (vgl. Teubert 1979, 154f. und oben **Lebensmittel tierischer Herkunft**) und partitivus (**eine Tasse duftenden Kaffees**, vgl. Teuberts (1979, 114ff.) "Stoffergänzung"-Klasse) ist es blockiert;⁴ wenn das nachgestellte Genitivattribut realisiert ist, hat es nur eine Agens-Lesart (vgl. Haiders [1988, 54] treffendes Beispiel **Napoleons Beschreibung eines Biographen**, das nur mit **Napoleon** als Agens gelesen werden kann); es wird bevorzugt als artikelloser Eigenname (Eisenberg 1989, 250), besonders als Personename (Heringer 1988, 212), realisiert (**Mollays Sprachgeschichte**); die Konstruktion mit dem vorangestellten Genitivattribut ist nur definit lesbar (**Mollays Sprachgeschichte** kann nur 'die Sprachgeschichte von Mollay', nicht jedoch 'eine Sprachgeschichte von Mollay' heißen, vgl. Eisenberg 1989, 250). Dennoch bleibt das vorangestellte Genitivattribut in dem (genauer: an dem) linksnominalen Rahmen, der durch Artikel einerseits und Kernsubstantiv andererseits abgesteckt ist, denn es kann nur in Opposition zum Artikel, nicht jedoch links von ihm realisiert werden (***Mollays die Sprachgeschichte**; ***Mollays eine Sprachgeschichte**⁵). Demgegenüber ist der apD außerhalb des "normalen" Rahmens zu realisieren. In der strukturell normalen NP steht nämlich das Possessivum zum (bestimmten) Artikel in (privativer) Opposition (Vater 1979, 96),⁶ ja es wird sogar als komplementäre Artikelform gewertet (Eisenberg 1989, 160), daher muß eine NP-Realisierung links von einem Possessivum nach dem Maßstab der normalen NP-Struktur als eine Ausklammerung angesehen werden. Entscheidend ist die Formulierung **nach dem Maßstab der normalen NP-Struktur**, denn es wird in dem vorliegenden Beitrag gerade um die Frage gehen, ob der apD wirklich in der normalen NP-Struktur unterzubringen ist.

(3) In der normalen NP-Struktur stehen, wie aus (2) hervorgeht, auch vorangestelltes Genitivattribut und Possessivum in Opposition (**Napoleons Beschreibung einer Biographin** » ***Napoleons ihre Beschreibung** oder ***ihre Napoleons Beschreibung**), während ja in der NP mit apD der apD und das Possessivum ko-okkurrent sind. Aber spätestens bei dieser letzten Gegenüberstellung wird es klar,

daß man überhaupt keine Vergleichsgrundlage hat, um von Opposition in der normalen NP-Struktur und von Ko-Realisierung in der NP mit apD (z.B. **dem Napoleon seine Beschreibung**) zu sprechen, denn nur in der NP mit apD sind der apD und das Possessivum koreferent. Dies trifft auch auf die für die spätere Argumentation wichtigen mundartlichen (nordbairischen) Fälle **der MutterDAT sein Haus** oder **meiner SchwesterDAT sein Hund** (Schmid 1988, 144) zu, in denen zwischen apD und Possessivum Genusinkongruenz herrscht.⁷

(4) Schließlich können wir noch versuchen, eine normale NP mit nachgestelltem Genitivattribut ((**die**) **Festschrift des Jubilars**) analog zu einer NP mit apD koreferent zu spalten. Hier zeigt sich, wie aufgrund von (3) nicht anders zu erwarten, wieder einmal eine Diskrepanz zwischen den beiden Strukturen: ***seine Festschrift des Jubilars** vs. **dem Jubilar seine Festschrift**.

1. Einem Ungarn, der die deutsche NP mit apD analysiert, dürfte jedoch deren Struktur irgendwie bekannt vorkommen. In der "normalen" Possessivphrase des Ungarischen, also etwa **a jubiláns fesztisztje** (vereinfacht: 'der Jubilar Festschrift-sein'), scheint nämlich eine funktionale Verteilung der Konstituenten vorzuliegen, die zu der in der deutschen NP mit apD analog ist: Je ein Kernsubstantiv-Possessum (**Festschrift, fesztiszt**), ein Possessor ((**dem**) **Jubilar, (a) jubiláns**) und ein weiteres possessives Element, das mit dem Possessor koreferent ist (**seine, -je**). Es lohnt sich also, sich die Struktur der ungarischen Possessivphrase genauer anzuschauen - in der Hoffnung, daß uns die Erkenntnisse helfen, die Struktur der deutschen NP mit apD besser zu verstehen.⁸ Dazu bedarf es allerdings der Einführung einiger strukturell-typologischer Begriffe und eines kurzen Vergleichs deutscher und ungarischer Satzstrukturen.

2. Für unsere Zwecke vorzüglich geeignet sind die strukturelle Typologie von Milewski 1967 [Orig. 1950] und die im wesentlichen analoge von Nichols 1986. Milewski unterscheidet exzentrische und konzentrische Sprachen, denen in der Typologie von Nichols 1986 dependent-marking- und head-marking-Sprachen entsprechen. Die Unterteilung Milewskis basiert darauf, ob die syntaktischen Funktionen ("rôle syntaxique") 'Subjekt', 'Agens' und 'Objekt'⁹ außerhalb des Prädikats - z.B. am selbständigen nominalen Subjekt - oder am ans Prädikat affigierten pronominalen "Satzglied" (z.B. Subjekt) ausgedrückt werden. In einer rein exzentrischen Sprache ist das Prädikat nur für die eigene syntaktische Charakterisierung verantwortlich, an ihm werden keine nominalen Kategorien oder Funktionen realisiert; jedes Satzglied ("membre de la proposition") ist "constitutif". Demgegenüber ist in einer rein konzentrischen Sprache das Prädikat das einzige konstitutive Satzglied, da es "détermine la fonction des autres membres" (Milewski ebd., 71), indem es "grâce à l'incorporation

des affixes pronominaux indiquant le sujet et l'objet, ou l'agent et l'objet [...] un schème de la proposition" (Milewski ebd., 78) konstituieren. Folglich seien die nominalen Satzglieder in rein konzentrischen Sprachen nur Appositionen zu den (pronominalen) Subjekt- und Objektaffixen am Prädikat.

2.1. Strukturell ist das Ungarische eine primär konzentrische oder head-marking-Sprache. Im strukturellen Normalfall werden - valenzgrammatisch gesprochen - die Erst- und Zweitaktantenfunktionen in S am S-Kern (Verbum Finitum) realisiert. Die Makro-Realisierung (traditionell: "syntaktisches Subjekt"; bei Milewski: "nominales Subjekt") des Erstaktanten, auf den wir uns im folgenden konzentrieren, ist eine Apposition zur im Verbum Finitum (VF) inkorporierten Mikro-Realisierung des Erstaktanten (traditionell: Personalsuffix; bei Milewski: "pronominales Subjekt"). M.a.W., nur die strukturelle Realisierung des Erstaktanten als Lexemwort hat außerhalb des VF zu erfolgen, als "Pronomen"/Kategoriewort (Cosieriu 1972, 80) wird der Erstaktant am VF realisiert:

Alkotó 'schafft-a₁' ---> **A jubiláns alkotó** 'Der Jubilar-A₁ schafft-a₁'

Im ungarischen Satz "sehen" wird also eine Zwei-Ebenen-Valenzrealisierung, wie sie in László 1988 eingeführt und begründet wurde (vgl. auch Ágel 1993). Der Mikro-Erstaktant (a₁) in **Alkotó** verfügt über die kategorielle Bedeutung 'Substantiv', ins VF ist ein nichtlexematisch realisiertes Substantiv - ein Kategoriewort 'Substantiv' - integriert: Das finite "Verb" des Ungarischen ist in diesem Falle nicht nur ein Verb, sondern immer auch ein Satz.¹⁰ Die Realisierung eines Makro-Erstaktanten (A₁) - oben: **A jubiláns** -, der die Realisierung der kategoriellen Bedeutung 'Substantiv' von a₁ "übernimmt" (inkludierende Erweiterung), entlastet das VF kategoriell: In diesem Falle ist das VF tatsächlich nur ein Verb, der a₁ wird funktional zu einem Kongruenzmarker. (In einer produkt- und nicht wie oben prozeßbezogenen Strukturumschreibung wäre also **A jubiláns alkotó** nicht als 'Der Jubilar-A₁ schafft-a₁', sondern als 'Der Jubilar-A₁ schafft' darzustellen.)

Analog zu S wird die Erstaktantenfunktion in der ungarischen NP nur kategoriell am NP-Kern (Kernsubstantiv) realisiert, der Makro-Possessor der NP ist eine Apposition zum im Possessum inkorporierten Mikro-Possessor:¹¹

alkotása 'Schaffen-poss' ---> **a jubiláns alkotása** 'Der Jubilar-POSS Schaffen-poss'

2.2. Das typologische Bild in S (und NP) des Deutschen ist demgegenüber das einer exzentrischen oder dependent-marking-Sprachstruktur. Im Gegensatz zum Unnga-

rischen kann der Makro-Erstaktant des Deutschen keine Apposition zu einem im VF inkorporierten Mikro-Erstaktanten sein, denn im deutschen VF ist kein a_1 inkorporiert: Die Pronominalisierung eines lexematischen Makro-Erstaktanten führt nicht zur Nichtrealisierung des Makro-Erstaktanten, sondern das Kategoriemwort wird ebenfalls als (pronominaler) Makro-Aktant realisiert. M.a.W., die lexematische Erstaktantenrealisierung wiederholt nur die Struktur der kategoriematischen ("--X-->" signalisiert daher, daß zwischen ihnen kein appositives Verhältnis besteht):

Er-A₁ schafft --X--> Der Jubilar₀-A₁ schafft

Analog zu S wird in der deutschen NP die Erstaktantenfunktion nur-kategoriell nicht am NP-Kern (Kernsubstantiv), sondern am Makro-Possessor realisiert, denn ein Mikro-Possessor ist an (das) **Schaffen**, (die) **Festschrift** oder anderen deutschen Substantiven¹² genausowenig "auszumachen" wie ein Mikro-Aktant an einem deutschen VF:

***(das) Schaffen seiner-POSS --X--> (das) Schaffen des Jubilars-POSS**

Daß die strukturell reguläre Pronominalisierung (= "Kategoriematisierung") von (das) **Schaffen des Jubilars**, also *(das) **Schaffen seiner**, inkorrekt ist und durch andere Strukturen wie **sein Schaffen** oder (das) **Schaffen von ihm** ersetzt werden muß, beeinträchtigt unsere Argumentation nicht.¹³ Wie auch die Ersatzstrukturen zeigen, geht das "Aussterben" der Genitivformen des Personalpronomens mit keinerlei Veränderung des dependent-marking-Charakters der normalen deutschen NP einher: **Sein Schaffen** oder (das) **Schaffen von ihm** sind ebenfalls dependent-marking-Strukturen.

Aus dem Gesagten geht - teils implizit - hervor, daß der Schlüssel der Lösung ausgehend vom Possessivum gesucht werden muß, denn als pronominaler "Umschlagplatz" für alle möglichen Agens- und Patiens-Realisierungen (**Mollays Sprachgeschichte » seine Sprachgeschichte; die Sprachgeschichte von Mollay » seine Sprachgeschichte; die Bearbeitung der Denkwürdigkeiten (DW) » ihre Bearbeitung ; die Bearbeitung der Denkwürdigkeiten durch Mollay » seine Bearbeitung der Denkwürdigkeiten**) ist das Possessivum kategoriematisch an keine strukturelle Stelle (zum Begriff vgl. Ágel 1992; vgl. auch Anm.10), vor allem nicht an die des postnominalen Genitivattributs, gebunden. Prinzipiell besteht und bestand auch historisch die Möglichkeit, das Possessivum in einer bestimmten strukturellen Konfiguration zu "kategoriematisieren". Wir können also von einer Zuwendung zu den einschlägigen historischen Fakten erhoffen, daß wir dem Verständnis der Struktur der NP mit apD näher kommen.

3. Das Possessivum¹⁴ wurde ursprünglich aus dem Genitiv des Personalpronomens und des Reflexivpronomens gebildet.¹⁵ Dies ist im Althochdeutschen am Femininum des Singulars und im ganzen Plural noch unmittelbar nachweisbar, da eine "adjektivische" Verwendung dieser Formen noch nicht möglich war.¹⁶ Penzl (1986, 62) führt aus dem Tatian die Belege *iro*_{SgGen} *namo uuas elisabeth* (lat. Original: *nomen eius elisabeth*), in *iro*_{PlGen} *tagun* (in *diebus suis*) und in *iro*_{PlGen} *ziti* (in *tempore suo*) an. Folglich ist etwa *seine Festschrift* genetisch analog zu Mollay-s Festschrift als

er-s Festschrift

aufzufassen. Genetisch gesehen und historisch belegt steckt also im Possessivum durchaus eine substantivisch-kategoriematische Potenz, die jedoch durch die "Adjektivierung" des ursprünglichen Substantivs neutralisiert wurde. Somit entstand ein Typ von pro-nominalen Determinativ, der seit dem Alt- bzw. Mittelhochdeutschen nur noch virtuell (=als semantisches Pro-Nomen) das war, was das ungarische Possessivsuffix realiter ist: ein Mikro-Possessor. Kann aber jene semantische Virtualität je wieder zur strukturellen (=kategoriematischen) Realität werden?

Die ersten sicheren Belege des adnominalen possessiven Dativs erscheinen nach Fritze (1976, 420) im 15. Jh.:¹⁷

...(und) einem frantzosen seinem pferd (den schwanz uss zoch).¹⁸

Genetisch wird die NP mit *apD* "durch syntaktische Umdeutung" aus Fällen abgeleitet, "in denen der Dativ vom Prädikat abhängt und das Possessivpronomen allein das Possessivverhältnis bezeichnet." (Ebert 1992, 68; vgl. auch Wunderlich 1901, 149f.; Wilmanns 1909, 659f.; Havers 1911, 296 und ders. 1931, 200; Paul 1919, 326; Behaghel 1968, 245; Fritze 1976, 420f.; Schmid 1988, 246ff. und Paul/Wiehl/Grosse 1989, 352).¹⁹ "Der Übergang läßt sich veranschaulichen an einem Satze wie *er hat dem Bürgermeister sein Haus angezündet*. Hier könnte man *dem Bürgermeister* noch von *hat angezündet* abhängig machen, ebenso aber mit *sein* verbinden." (Paul 1919, 326; vgl. auch Wegener 1985, 48) Daß diese Ableitung plausibel ist, mögen zwei Belege aus einem von Karl Mollay herausgegebenen bairischen Text (DW, 15.Jh.) bezeugen:

...ainen langen loffel, Da man den Kinden_{DAT} mues_{AKK} 'Essen' mit macht.

...dar Inn man dem edelen Kung_{DAT} sein mues_{AKK} machiet...

Die Dativphrase ist in beiden Fällen als *commodi*-Konstituente des Satzes interpretierbar (Ágel 1988, 123). Man bereitet etwas zu, das für den König bestimmt ist,

das ihm zugehören soll (aber noch nicht zugehört). Während jedoch in dem ersten Beispiel von diesem "etwas" her kein semantisches Zeichen der Zugehörigkeit gesetzt ist, wird im zweiten Fall durch das Possessivum **sein** semantisch auch das Essen als etwas von vornherein für den König Bestimmtes, ihm Zugehöriges ausgewiesen. Semantisch "treffen sich" also die Dativ- und die Akkusativphrase: Die Bezeichnung des Begünstigten (**Kung**) des Essens (**muos**) und die vage - weil pronominale - Bezeichnung der Zugehörigkeit des Essens ergeben eine sicher interpretierbare Zugehörigkeit. Und da das deutsche Possessivum ein semantisches Pro-Nomen ist bzw. da die beiden ursprünglichen S-Konstituenten "auch nebeneinander gebraucht werden" konnten (Wilmanns 1909, 659), wird die semantische Zugehörigkeit zur syntaktischen (=strukturell-kategoriematischen) umgedeutet. Die empirische Voraussetzung dieser Interpretation, daß nämlich die ersten Belege dieser Struktur nur Zugehörigkeits- und nicht "Herkunftsrelationen" (Fritze) ausdrücken dürfen, damit die Dativphrase aus dem dativus commodi (und dem Pertinenzdativ) ableitbar ist, ist gegeben. Im Zeitraum von 1470-1530, in der Zeit unmittelbar nach der Herausbildung der Struktur also, findet die NP mit apD nur "bei der Darstellung von Beziehungen zwischen belebten Wesen bzw. Beziehungen zwischen Lebewesen und ihrem Zubehör in engem und weiteren Sinn" Verwendung (Fritze 1976, 433); Belege zum Ausdruck von Herkunftsrelationen (Fritze: *Duft der Rosen, Werke der Schriftsteller* usw.) kommen erst im 16. und verstärkt im 17. Jh. hinzu, wodurch die semanto-syntaktisch möglich gemachte syntaktische Umdeutung auch semantisch abgerundet wird.²⁰ Es entsteht - bereits im 15. Jh. - ein "Kuckucksei" von head-marking-Struktur im Deutschen: Analog zur Normalstruktur des Ungarischen wird eine Erstaktantenstelle einer head-marking-Struktur besetzt. Zwischen Possessivum und Dativphrase besteht ein Inklusionsverhältnis, der Makro-Possessor der NP ist eine Apposition zum Mikro-Possessor am Possessum:

sein Schaffen 'poss-Schaffen' --->
dem Jubilar sein Schaffen 'Dem Jubilar-POSS poss-Schaffen'

Diese Struktur läßt sich dependenzgrammatisch und mit einer außerhalb der Klammerung eingezeichneten konstituentenstrukturellen Endkategorie (NP_{poss}=Possessivphrase) wie folgt wiederholen:

NP_{poss}[[_{poss} sein] Schaffen] --->
NP_{poss}[[_{poss} [POSS dem Jubilar] sein] Schaffen]

Da der Makro-Possessor konstituentenstrukturell gesehen in den Mikro-Possessor eingebettet ist, macht es keine Schwierigkeiten, Koordinationen wie **dem Peter sein**

und mein Zimmer (Bhatt 1990, 146), die dem DP(=Determinansphrase)-Modell offensichtlich große Probleme bereiten (Bhatt 1990, 145ff.), darzustellen:

NP_{poss}[[[__{poss} [POSS dem Peter] sein]-und-[__{poss} mein]] Zimmer]

Daß mit der NP mit apD eine head-marking-Struktur im Deutschen vorliegt, bedeutet jedoch keinesfalls, daß die deutsche NP mit apD zu der ungarischen Normalstruktur in jeder Hinsicht analog wäre. Die typologische Einordnung als head-marking-Struktur muß noch verfeinert werden. Genausowenig wird behauptet, daß die strukturelle Beschreibung und Erklärung des adnominalen possessiven Dativs über die obige Koordinationsstruktur hinaus keine Probleme aufwirft. Im vorletzten Abschnitt wird daher auf Fragen der typologischen Einordnung und auf Problemfälle einzugehen sein.

4. Die relevanten Problemfälle sollen ausgehend von Haider 1992, 11 erörtert werden:

(a) ?ihm sein Handwerk

(b) *all dem Fritz seine Häuser

Aufgrund von (a), der Pronominalisierung von dem Teufel sein Handwerk, erwägt Haider, wobei er die Entsprechungen in erster und zweiter Person (*mir mein Handwerk; *dir dein Handwerk - Sternchen von Haider) für schärfer deviant hält (ebd., 26), die Annahme einer sog. pro-drop-Konfiguration, also einer generativistischen Strukturanalyse, die mit der dependenzgrammatischen in der vorliegenden Arbeit vergleichbar wäre. Angesichts von (b) - im Kontrast zu all seine Häuser - und anschließenden Erörterungen, die mir nicht verständlich sind, verwirft er jedoch die pro-drop-Analyse, obwohl sie durch den Fall (b) m.E. gerade untermauert wird. Da nämlich dem Fritz in einer pro-drop-Analyse die Spezifikator-Position einer DP besetzen würde und da all nach Haider ebenfalls diese Position besetzt, fielen *all dem Fritz seine Häuser der doppelten Besetzung derselben Position zum Opfer.

Zum Fall (b) ist noch zweierlei hinzuzufügen:

(1) Nach meiner nichtrepräsentativen Umfrage ist der NP-Typ, den die NP (im Sinne von 'alle Häuser von Fritz') vertritt, für viele Auch-Dialekt-Sprecher (Mittelfränkisch) nicht nur nicht "inkorrekt", sondern sogar gebräuchlich.

(2) Es ist methodisch nicht gesichert, daß ein Sprecher-Hörer, dem der Typ all dem Fritz seine Häuser nicht geläufig ist und der ihn zur Beurteilung vorgelegt bekommt, die NP wirklich als eine Erweiterung von all seine Häuser auffassen wird,

schließlich repräsentiert **all seine Häuser** in seiner typologisch primären Lesart eine dependent-marking-Struktur. Dieser Sprecher-Hörer wird wohl den Quantor **all** in ***all dem Fritz seine Häuser** nicht oder nicht nur der NP **seine Häuser**, sondern auch der NP **dem Fritz** zuzuordnen versuchen. Somit kann sich das Sternchen je nach Sprecher-Hörer auch auf die semantisch unsinnige Erweiterung von **dem Fritz** durch **all** beziehen:

*[[all dem Fritz] seine Häuser].

Was die (nichtkategorermatischen, also emphatischen) Pronominalisierungen **?ihm sein Handwerk**, ***mir mein Handwerk**, ***dir dein Handwerk** anbelangt, muß zuerst klargestellt werden, daß, während Haiders Sternchen fachliterarische Unterstützung bekommen, sein Fragezeichen ernsthaft in Zweifel gezogen werden muß. Für Seiler (1983, 71) ist die "Substandard German" Dritte-Person-Pronominalisierung **ihm sein Haus** ohne Einschränkung akzeptierbar, wogegen er **mir mein Haus** und **dir dein Haus** ebenfalls mit Sternchen versehen hat. Nach Schmid (1988, 140) sei **ihm sein Geld** "mundartlich durchaus gebräuchlich". Des weiteren belegt er **ihm sein Haus** (ebd., 145), **Wem sein Buch ist das?** und **Dem sein Buch ist das** (ebd., 147).²¹ Wegener (1985, 48) führt schwäbisch **wem sei [=sein] Auto?** und **dem sei(ne) Frau, der ihr Mann möcht ich nicht sein** an. Auch Klaus Heger, den ich brieflich befragt hatte, schrieb mir: "...so sehr auch ich dazu tendieren würde, ein **mir mein Handwerk** mit einem ****** zu versehen, so selbstverständlich würde ich eine Frage-Antwort-Abfolge vom Typ **Ist das Ihr Hut? - Nein, das ist ihr Hut.** als nur schriftlich möglich einstufen und in mündlichem Sprachgebrauch sofort durch **Ist das Ihnen Ihr Hut? - Nein, das ist der ihr Hut.** mit dem jeweiligen Satzakkzent auf **Ihnen** und **der** ersetzen."

Wie kann es nun erklärt werden, daß offensichtlich nur die Dritte-Person-Pronominalisierung korrekt ist? Ist der Umstand, daß die postulierte head-marking-Struktur nur defekt realisierbar ist, vielleicht mit dem Problem der Verfeinerung unserer typologischen Analyse verbindbar?

Wollten wir uns die Antwort leicht machen, böte sich eine Erklärung unter Zuhilfenahme von Haiders Fragezeichen in **?ihm sein Handwerk** an. Wenn wir nämlich nicht so sehr den Unterschied zwischen der Akzeptabilität der Dritte-Person-Pronominalisierung und der der anderen Pronominalisierungen betonten, sondern das Fragezeichen zum Anlaß nehmend alle Pronominalisierungen pauschal als inakzeptabel einstufen würden, so wäre es möglich, auf eine typologische Kollision zwischen der normalen dependent-marking-Struktur mit Possessivum und der postulierten head-marking-Struktur mit Possessivum hinzuweisen. Die emphatische Hervorhebung in der normalen Struktur **mein Haus** ist ja einfach **MEIN Haus**, während sie in der

head-marking-Struktur **mir mein Haus** wäre. Da nun **mein Haus** sicherlich vor allem als normale dependent-marking-Struktur, also als die Pronominalisierung von **das Haus des/der X**, belegt ist, würde **mir mein Haus** angesichts der (normalen) Hervorhebungsmöglichkeit **MEIN Haus** schlicht "überflüssig klingen" (eine Katachrese, die den Fall ziemlich präzise darstellen würde).

Diese sicherlich verlockende Erklärung ist aber oberflächlich, denn sie basiert auf einer großzügigen Einebnung der Akzeptabilitätsunterschiede, d.h. sie ignoriert den Rest der zitierten Fachliteratur. Vertretbar ist nur eine Erklärung, die den Unterschieden zwischen den Realisierungen der dritten Person und den anderen Realisierungen Rechnung tragen kann.

In der Possessionstypologie von Ultan (1978) werden unter den auf den Possessor referierenden morphosyntaktischen Merkmalen u.a. "Person" (im folgenden: per) und "Third person" (im folgenden: 3) angeführt. Per "denotes first, second, or third (and others, e.g. fourth, where applicable) person possessor when all are in the same construction", also z.B. dt. **seine** in **seine Festschrift**, während 3 "denotes third person possessor when it does not contrast with first and second person in the same construction" (ebd., 16f.), also z.B. ung. **-je** in **fesztírfje**. Dabei ist es ein sog. Quasi-Universale (eins mit wenigen Gegenbeispielen), daß das Merkmal 3 die Reihenfolge «(Makro-) Possessor - Possessum» impliziert (Manzelli 1980, 550). Aus diesem Quasi-Universale und daraus, daß das "normale" deutsche Possessivum ein per darstellt bzw. daß die Reihenfolge in der normalen dependent-marking-NP des Deutschen nach der Greenbergschen Typologie «Possessum - (Makro-) Possessor» (die **Festschrift von Mollay**) ist, kann der quasi-zwingende Schluß gezogen werden, daß in der Konstruktion mit apD, die ja die Reihenfolge «(Makro-) Possessor - Possessum» aufweist, das Possessivum nicht das Merkmal per, sondern das Merkmal 3 hat (vgl. auch Manzelli 1980, 549). Somit gerät die Konstruktion mit apD in die Nähe der ungarischen Normalstruktur, wobei natürlich der Unterschied in der Position des ungarischen und des deutschen Merkmals 3 weiterhin bestehen bleibt.²² Die grundlegenden typologischen Unterschiede ("analytisch-flektierende" vs. "agglutinierende" Sprache) setzen da deutliche Grenzen.

Aus dem Gesagten ist eine typologisch fundierte Erklärung unseres Pronominalisierungsproblems unmittelbar ableitbar. "Schuld" an allem ist der typologische Doppelstatus des deutschen Possessivums als per und (quasi-)3. In der normalen dependent-marking-Struktur ist es ein per, in der head-marking-Konstruktion mit apD müßte es jedoch als 3 in Erscheinung treten. Das Problem ist nur, daß ein "echtes" Merkmal 3 im Sinne von Ultans zitierter Definition auf die Denotierung eines dritte-Person-Possessors beschränkt ist, während jedoch die dt. Possessiva **sein/ihr** kraft ihres typologisch normalen Merkmals per in Opposition zu **mein, dein** usw. stehen. Damit also das Possessivum in der Konstruktion mit apD als 3 funktionieren kann,

muß in dieser Struktur die Opposition des dritte-Person-Possessivums zu den erste- und zweite-Person-Possessiva aufgehoben sein. Und genau das passiert auch: Erste- und zweite-Person-Pronominalisierungen der Konstruktion mit apD sind - im Gegensatz zur dritte-Person-Pronominalisierung - inkorrekt.

Somit ist erwiesen, daß die Konstruktion mit apD tatsächlich ein head-marking-Kuckucksei im Deutschen darstellt.²³ Sie ist dependenzgrammatisch analog zu der ungarischen Normalstruktur, die Unterschiede zwischen ihnen sind konstituentenstrukturell. Eine possessionstypologisch normale (emphatische) head-marking-Struktur wie ung. *az én házam* ('das ich Haus-mein' mit poss -a- und Personalsuffix -m) wird im Deutschen morphologisch verhindert, da den an den Mikro-Possessor agglutinierten Personalsuffixen des Ungarischen funktional ein ins Possessivum integriertes Personenparadigma im Deutschen entspricht: Mikro-Possessor und Personenmarkierung können morphologisch nicht getrennt werden. Ein erstes eindrucksvolles Indiz dafür, daß die Sprecher-Hörer dieser "mißlichen" Situation, d.h. der strukturellen Janusköpfigkeit des Possessivums, ein Ende setzen "wollen" (!), und daß das Possessivum in der Konstruktion mit apD sich zu einem auch morphologisch perfekten Mikro-Possessor zu entwickeln begann, stellen die am Anfang zitierten nordbairischen Belege (*der Mutter sein Haus* usw.) dar, in denen die Genuskongruenz zwischen apD und Possessivum aufgehoben ist. In diesen ist das "sein grundsätzlicher Possessivbeziehungweise Zugehörigkeitsmarker bei allen drei Genera. Es ist nicht mehr Possessivum, das auf Maskulina und Neutra beschränkt ist, sondern viel mehr Relator zwischen zwei Nomen [...]." (Schmid 1988, 144) Hier wird also nichts anderes gesagt, als daß das head-marking-Possessivum *sein* in den nordbairischen Belegen ein strukturell perfekterer Mikro-Possessor ist als *sein* standardsprachliches head-marking-Pendant. Indem in ihm die Genusopposition neutralisiert wurde, steht es nämlich dem idealen Merkmal 3 genetisch einen Schritt näher als das standardsprachliche head-marking-*sein*.²⁴

5. Zum Schluß möchte ich noch zu dem hier praktizierten Verfahren, genetisch-diachrone Aspekte methodisch mit synchron-typologischen in derselben Analyse zu verbinden, anmerken, daß ich es aus mindestens zwei Gründen für notwendig halte:

(1) In einer Analyse mit Erklärungsanspruch sollten nur Strukturbeschreibungen zugelassen sein, die auch mit der Genese und Geschichte der Strukturen kompatibel sind. Die Verfolgbarkeit der genetisch-historischen Viabilität, des "Überlebens",²⁵ einer Struktur - inklusive ihrer Veränderungen - ist die Grundvoraussetzung der Plausibilität ihrer Beschreibung und Erklärung. Denn nicht nur kognitive Fähigkeiten sind untrennbar mit einer Lebensgeschichte verflochten "wie ein Weg, der als solcher nicht existiert, sondern erst durch den Prozeß des Gehens entsteht." (Varela 1990, 110)

Genauso verflochten sind die funktionierenden Strukturen einer Sprache mit ihrer eigenen Geschichte - inklusive der Geschichte der sozialen Träger der Strukturen.

(2) Aus (1) folgt, daß gewisse Fragen, die sich Syntaktiker stellen, um eine Strukturbeschreibung zu erklären, einfach deshalb nicht sinnvoll beantwortbar sind, weil sie nicht sinnvoll stellbar sind. So ist die auf die Erklärung der deutschen Phrasenstruktur (=einer bestimmten deutschen Phrasenstrukturbeschreibung) gerichtete Frage, "warum die DP *Nani* [in *der Nani ihre Teddys* - V.Ä.] den DAT und nicht den GEN trägt" (Bhatt 1990, 148), in dieser Form sinnlos, weil im heutigen Deutsch der adnominale possessive Genitiv weder in den meisten Mundarten noch in der Standardsprache eine Konkurrenzform des apD ist (Anm.2). Der zeitgenössische deutsche Sprecher-Hörer, der nicht gerade eine bestimmte schweizerische Mundart spricht, wird also eine morphologisch ambigue Form wie *der Nani* mit größter Selbstverständlichkeit als einen adnominalen possessiven Dativ interpretieren, während sich die Bhattsche Frage für einen bestimmten schweizerischen Dialektsprecher vielleicht umgekehrt stellt. Eine bestimmte Interpretationspräferenz, die an eine bestimmte Strukturgeschichte mit bestimmten sozialen Trägern gebunden ist, via Kasuszuweisung auf die Phrasenstruktur projizieren zu wollen, bezeugt nur, daß man mit dem Sprecher-Hörer selbst, der ja immer hinter einer Interpretation steht, nichts anfangen kann oder will.²⁶ Phrasenstrukturell erklärt werden könnte und kann, warum der adnominale possessive Genitiv nach zunehmender Häufigkeit im 15. Jh. (Ebert 1992, 46) und nach einer Blütezeit im 16. und 17. Jh. (Fritze 1976, 447), also gerade nach der Zeit, in der die Erfolgsgeschichte des apD ihren Anfang nahm, allmählich unterging. Im Sinne der hier vorgelegten Strukturanalyse könnte die Antwort wie folgt lauten:

Da das Possessivum in Opposition zu *der* (normalen) pränominalen Genitivphrase steht (**Mollays seine Festschrift*) und da der apD eben ein Dativ und kein Genitiv ist, besteht und bestand keine Möglichkeit, den apD mit einem (früher) normalen pränominalen Genitiv (*des Professors Festschrift*) strukturell zu verwechseln. Demgegenüber bewirkt eine head-marking-Genitivposition vor der Position des strukturellen Doppelagenten, d.h. des Possessivums, eine scheinbare (=typologisch eklektische) adjazente Verdopplung der pränominalen Genitivposition, die ja in der normalen dependent-marking-Struktur nicht möglich ist: Der Genitiv *des Professors* (*des Professors Festschrift*), der bei Pronominalisierung in der normalen dependent-marking-Struktur durch *seine* abgelöst werden **muß** (*seine Festschrift*), **darf** in der head-marking-Struktur gerade durch *seine* **nicht** abgelöst werden (*des Professors seine Festschrift*). Auf die Dauer kann sich die kollidierende head-marking-Konstruktion mit adnominalem possessivem Genitiv gegenüber der formal-topologisch nichtkollidierenden Konstruktion mit apD gegen die topologischen Regeln der normalen dependent-marking-Struktur nicht durchsetzen.

Literatur

- Admoni, Wladimir (1990): Historische Syntax des Deutschen. Tübingen.
- Ägel, Vilmos (1988): Überlegungen zur Theorie und Methode der historisch-synchronen Valenzsyntax und Valenzlexikographie. Mit einem Verbvalenzlexikon zu den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin (1439-1440). Tübingen (=Lexicographica: Series Maior 25).
- (1992): Valenzrealisierung, finites Substantiv. Ein dependenzgrammatischer Beitrag zur Struktur der deutschen Substantivgruppe. Manuskript.
- (1993): Ist die Dependenzgrammatik wirklich am Ende? Valenzrealisierungsebenen, Kongruenz, Subjekt und die Grenzen des syntaktischen Valenzmodells. ZGL 21,20-70.
- Becker, Karl Ferdinand (1848): Der deutsche Stil. Frankfurt am Main. Nachdruck: Olms 1977.
- Behaghel, Otto (1923): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd.1: Die Wortklassen und Wortformen. Heidelberg (=Germanische Bibliothek: Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher; 1. Reihe: Grammatiken 10).
- (1968): Die deutsche Sprache. 14. Aufl. Halle.
- Bhatt, Christa (1990): Die syntaktische Struktur der Nominalphrase im Deutschen. Tübingen (=Studien zur deutschen Grammatik 38).
- Biermann, Anna (1985): Possession und Zuschreibung im Ungarischen. Tübingen (=Continuum 4).
- Bossong, Georg (1980): Aktantenfunktionen im romanischen Verbalsystem. In: Zeitschrift für romanische Philologie 96, 1-22.
- Coseriu, Eugenio (1972): Semantik und Grammatik. In: Moser, Hugo (Hg.): Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch 1971 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf (=Sprache der Gegenwart 20), 77-89.
- Dal, Ingerid (1962): Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage. 2., verbesserte Aufl. Tübingen (=Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte; B. Ergänzungsreihe 7).
- DUDEN=Sitta, Horst (1984): Der Satz. In: Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Mannheim usw. (=Der Duden in 10 Bänden 4), 559-755.
- DW=Mollay, Karl (Hg.) (1971): Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin (1439-1440). Wien (=Wiener Neudrucke 2).
- Ebert, Robert Peter (1992): Frühneuhochdeutsche Syntax. In: Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus-Peter (Hg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Manuskript.
- Eisenberg, Peter (1989): Grundriß der deutschen Grammatik. 2., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart.
- Engel, Ulrich (1991): Deutsche Grammatik. 2. Aufl. Heidelberg.
- Fillmore, Charles J. (1971): Plädoyer für Kasus. In: Abraham, Werner (Hg.): Kasustheorie. Frankfurt am Main (=Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 2), 1-117. [Engl. Orig. 1968]
- Fritze, Marie-Elisabeth (1976): Bezeichnungen für den Zugehörigkeits- und Herkunftsbereich beim substantivischen Attribut. In: Kettmann, Gerhard/Schildt, Joachim (Hg.): Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470-1730). Der Einfaßsatz. Berlin (=Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen 56/1), 417-476.
- Grammatik des Frühneuhochdeutschen=Walch, Maria/Häckel, Susanne (1988): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Beiträge zur Laut- und Formenlehre. Hg. von Moser, Hugo/Stopp, Hugo/Besch, Werner. Bd.7: Flexion der Pronomina und Numeralia. Heidelberg (=Germanische Bibliothek: Reihe 1; Sprachwissenschaftliche Lehr- und Elementarbücher).

- Grimm, Jacob (1898): Deutsche Grammatik. IV. Neuer vermehrter Abdruck. Gütersloh.
- Häckel, Susanne: siehe unter "Grammatik des Frühneuhochdeutschen".
- Haider, Hubert (1988): Die Struktur der deutschen Nominalphrase. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 7, 32-59.
- (1992): Die Struktur der Nominalphrase. Lexikalische und funktionale Strukturen. Manuskript [erscheint im Jahrbuch 1991 des IdS].
- Havers, Wilhelm (1911): Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen. Straßburg (=Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft 3).
- (1931): Handbuch der erklärenden Syntax. Ein Versuch zur Erforschung der Bedingungen und Triebkräfte in Syntax und Stilistik. Heidelberg (=Indogermanische Bibliothek: 1. Abteilung/1. Reihe; Grammatiken 20).
- Heger, Klaus (1982): Nominativ - Subjekt - Thema. In: Heinz, Sieglinde/Wandruszka, Ulrich (1982) (Hg.): Fakten und Theorien. Beiträge zur romanischen und allgemeinen Sprachwissenschaft. Festschrift für Helmut Stimm zum 65. Geburtstag. Tübingen (=Tübinger Beiträge zur Linguistik 191), 87-93.
- Heringer, Hans Jürgen (1988): Lesen lehren lernen: Eine rezeptive Grammatik des Deutschen. Tübingen.
- Heyse, Johann Christoph August (1914): Deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache. 28. Aufl. Hannover/Leipzig.
- Kolde, Gottfried (1985): Zur Topologie deutscher Substantivgruppen. Rahmenbildung und mehrfache Attribuierung. In: ZGL 13, 241-277.
- Koß, Gerhard (1983): Realisierung von Kasusrelationen in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2. Halbbd. Berlin/New York (=HSK 1.2.), 1242-1250.
- László, Sarolta (1988): Mikroebene. In: Mrazovic, Pavica/Teubert, Wolfgang (Hg.): Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg, 218-233.
- Manzelli, Gianguido (1980): A birtokviszony a magyar nyelvben tipológiai szempontból [Die Possession im Ungarischen aus typologischer Sicht]. In: A magyar nyelv grammatikája. A magyar nyelvészek III. nemzetközi kongresszusának előadásai [Die Grammatik des Ungarischen. Akten des 3. internationalen Symposions der Hungarologen]. Budapest, 543-552.
- Milewski, Tadeusz (1967): La structure de la phrase dans les langues indigènes de l'Amérique du Nord. In: Ders.: Études typologiques sur les langues indigènes de l'Amérique. Kraków (=Prace komisji orientalistycznej 7), 70-101. [Orig. in: Lingua Posnaniensis II (1950), 162-207.]
- Mollay, Karl: siehe unter "DW".
- Nichols, Johanna (1986): Head-marking and dependent-marking grammar. In: Language 62, 56-119.
- Ölinger, Albert (1574): Vnderricht der Hoch Teutschen Spraach. Straßburg. Nachdruck: Olms 1975 (=Documenta Linguistica: Reihe V; Deutsche Grammatiken des 16. bis 18. Jahrhunderts).
- Paul, Hermann (1919): Deutsche Grammatik. Bd.3/Teil 4: Syntax (Erste Hälfte). Tübingen 1968.
- /Wiehl, Peter/Grosse, Siegfried (1989): Mittelhochdeutsche Grammatik. 23. Aufl. Tübingen (=Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte; A Hauptreihe 2).
- Penzl, Herbert (1986): Althochdeutsch. Eine Einführung in Dialekte und Vorgeschichte. Bern usw. (=Germanistische Lehrbuchsammlung 7).

- Ramat, Paolo (1986): The Germanic possessive type *dem Vater sein Haus*. In: Kastovsky, Dieter/Szwedek, Aleksander (Hg.): *Linguistics across Historical and Geographical Boundaries. Vol.1: Linguistic Theory and Historical Linguistics. In Honour of Jacek Fisiak on the Occasion of his Fiftieth Birthday*. Berlin usw. (=Trends in linguistics: Studies and monographs 32), 579-590.
- Schmid, Josef (1988): *Untersuchungen zum sogenannten freien Dativ in der Gegenwartssprache und auf Vorstufen des heutigen Deutsch*. Frankfurt usw. (=Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft: Reihe B, Untersuchungen 35).
- Seiler, Hansjakob (1983): *Possession as an operational dimension of language*. Tübingen (=Language universals series 2).
- Sitta, Horst: siehe unter "DUDEN".
- Teubert, Wolfgang (1979): *Valenz des Substantivs. Attributive Ergänzungen und Angaben*. Düsseldorf (=Sprache der Gegenwart 49).
- Ulan, Russel (1978): *Toward a Typology of Substantival Possession*. In: Greenberg, Joseph H. (Hg.): *Universals of Human Language. Vol.4: Syntax*. Stanford, California, 11-49.
- Varela, Francisco J. (1990): *Kognitionswissenschaft - Kognitionstechnik. Eine Skizze aktueller Perspektiven*. 2. Aufl. Frankfurt am Main (=suhrkamp tb. wissenschaft 882) [Engl. Orig. 1988].
- Vater, Heinz (1979): *Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch*. 2., verbesserte Aufl. Tübingen (=Linguistische Arbeiten 78).
- (1986): *Zur Abgrenzung der Determinantien und Quantoren*. In: Ders. (Hg.): *Zur Syntax der Determinantien*. Tübingen (=Studien zur deutschen Grammatik 31), 13-31.
- Walch, Maria: siehe unter "Grammatik des Frühneuhochdeutschen".
- Wegener, Heide (1985): *Der Dativ im heutigen Deutsch*. Tübingen (=Studien zur deutschen Grammatik 28).
- Weinhold, Karl (1883): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 2. Ausgabe. Paderborn.
- Wilmanns, Wilhelm (1909): *Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch*. 3. Bd.: *Ableitung; Flexion*. 2. Hälfte: *Nomen und Pronomen*. Straßburg.
- Wunderlich, Hermann (1901): *Der deutsche Satzbau*. 2., vollst. umgearb. Aufl. Stuttgart.

Anmerkungen

- 1 Vorliegende Arbeit wurde im Rahmen eines Forschungsstipendiums der Alexander von Humboldt-Stiftung fertiggestellt. An dieser Stelle sei der AvH für ihre Unterstützung gedankt.
- 2 Den adnominalen possessiven Genitiv, der nach KoB (1983, 1245) nur noch vereinzelt in einigen wenigen schweizerischen Mundarten belegt ist und der einen Kompromiß zwischen Mundart und Literatursprache darstellt (ebd., 1246), beziehen wir in die weitere Analyse erst am Ende unserer Ausführungen ein (5.). Er bildete sich übrigens keinesfalls, wie Fritze (1976, 421) es annimmt, erst im 15. Jh. aus. Sichere Belege gibt es spätestens seit dem Parzival (vgl. etwa Paul/Wiehl/Grosse 1989, 352).
- 3 Die DUDEN-Grammatik (1984, 600) charakterisiert die Konstruktion mit den sicher erläuterungsbedürftigen Worten "im höchsten Maße als umgangssprachlich".
- 4 Allerdings waren Genitivus qualitatis und partitivus schon immer Rechtserweiterungen des Kernnomens. Ihre diesebezügliche Markiertheit "entstand" durch die im Mittelhochdeutschen einsetzende Rechtswanderung anderer semantischer Genitivklassen. Ziemlich einhellig datieren Fachleute das "Kippen" der Linkslastigkeit deutscher nominaler Genitivkonstruk-

- tionen auf das ältere Frühneuhochdeutsche, gegen 1400 (vgl. z.B. Admoni 1990, 149). Der normative Kampf für den pränominalen und gegen den postnominalen Genitiv fängt mit den ersten deutschen Grammatikern an (vgl. z.B. Ölinger 1574, 172f.) und endet erst im 19. Jahrhundert. 1848 versucht noch Karl Ferdinand Becker seine semantische Einteilung der Genitivattribute in eine postnominale und eine pränominale Gruppe (1848, 234) mit einem "allgemeinen [=logischen - V.Ä.] Gesetz" zu rechtfertigen, aus dem "die besonderen Gesetze der grammatischen Wortstellung" ableitbar seien (ebd., 229). Dieser Versuch, der beispielsweise *Nester der Schwalben* und *meines Bruders Haus* als typische Vertreter der jeweils anderen logisch-semantischen Klasse ausweist, kann nicht mehr überzeugen.
- 5 Gemeint ist natürlich die Lesart mit indefinitem Artikel, also als Paraphrase von *eine Sprachgeschichte von Mollay*, und nicht die Quantorenlesart, also die *eine Sprachgeschichte von Mollay*.
 - 6 Korrekt ist nur *dieses mein Land*, nicht jedoch **ein mein Land* oder **das mein Land* (Engel 1991, 524). Ich betrachte *Dies mein*, wenn es parallel dekliniert wird (*dieses meines Landes, diesem meinem Land*) als eine Doppelform, die eine einzige topologische Stelle besetzt, da hier das Demonstrativum mit dem Artikel nicht kommutiert (vgl. aber auch in *diesem meinen Lande*).
 - 7 Somit ergäbe sich zumindest theoretisch die Möglichkeit, das obige Beispiel *Napoleons ihre Beschreibung* doch noch als korrekt einzustufen, nämlich als eine NP mit adnominalem possessivem Genitiv und mit Genusinkongruenz. Allerdings kommen NPn mit adnominalem possessivem Genitiv wie gesagt (s. Anm.2) nur noch vereinzelt und in wenigen schweizerischen Mundarten vor, während Schmidts Belege dativisch und nordbairisch sind (nach Wegener (1985, 48) ist die NP mit apD auch im Rheinland "hochfrequent"). Außerdem konkurriert ein *NapoleonsGEN seine Beschreibung*, das zweifelsohne möglich (aber keine Paraphrase von *Napoleons Beschreibung eines Biographen*) ist, strukturell mit der NP mit apD und nicht mit der normalen NP-Struktur (vgl. 5.).
 - 8 Von den zwei strukturellen Typen der ungarischen possessiven NP (vgl. etwa Biermann 1985, 31ff.) wird hier - der Übersichtlichkeit halber - nur mit dem nominativischen Typ gearbeitet. Der possessionstypologische Unterschied zwischen dem Typ mit nominativischem Possessor (in der Begrifflichkeit von Seiler 1983, 72: Ausdruck der Possession durch Juxtaposition) und dem mit dativischem Possessor (Ausdruck der Possession durch Kasusmarkierung) entspricht keinem strukturellen Unterschied in der Sprachtypologie, die im folgenden Abschnitt einzuführen sein wird. Insofern ist es möglich, im weiteren von dem Typ mit dativischem Possessor abzusehen.
 - 9 Für Milewski ist 'Subjekt' die genuine syntaktische Funktion von intransitiven Verben, 'Agens' und 'Objekt' sind die genuine syntaktischen Funktionen von transitiven Verben. In Ergativsprachen wird die Objektkodierung auf das Subjekt, in Nominativsprachen die Subjektkodierung auf den Agens übertragen. Für weitere mögliche Kombinationen vgl. Heger 1982, 88f.
 - 10 Ein Katoremgewort, das wie ersichtlich auch ein Wortäquivalent sein kann (Ágel 1992), ist der strukturell normale - nicht emphatische - pronominale Vertreter eines Lexemwortes oder einer NP mit Lexemwortern in Aktantenfunktion. Es ist das strukturelle Pronomen. Die Pronominalisierung von *a jubiláns* in *A jubiláns alkot* ergäbe zwar ein Pronomen (*Ő alkot 'ER-A₁ schafft-a₁'*), aber *Ő alkot* ist nicht die katorematische Realisierung von *A jubiláns alkot*. Eine vergleichbare Struktur liegt im Deutschen im Imperativ vor (Ágel 1993).

- 11 Die Begriffe 'Makro-Possessor' (POSS) und 'Mikro-Possessor' (poss) sind analog zu dem des Makro-Erstaktanten und des Mikro-Erstaktanten in S: Sie stehen für die Zwei-Ebenen-Realisierung des Erstaktanten in der NP (vgl. Ágel 1992).
- 12 Diese Formulierung ist insofern noch nicht befriedigend, als die Vergleichbarkeit von "Substantiv" und VF erst hergestellt werden muß. Deshalb versuchte ich 1992, ein Konzept des finiten Substantivs vorzulegen (vgl. auch Anm.14).
- 13 Eisenberg (1989, 190) bemerkt, daß das Possessivum semantisch eigentlich überflüssig sei, "denn was mit ihm gesagt wird, könnte auch mit dem Genitivattribut des Personalpronomens gesagt werden."
- 14 In sprachhistorischen Arbeiten spricht man zuweilen von "Possessivadjektiv". Diese Wortartenbestimmung widerspiegelt eine ganz bestimmte (=historisch-genetische) Sicht. Eine strukturelle Beschreibung kann sich mit dieser Bestimmung genauso wenig zufrieden geben wie mit der traditionellen "Possessivpronomen"-Auffassung, die ja die Possessiva neben die strukturellen Pronomina (=Kategoriewörter) stellt, obwohl sie ihre Substituenda kategoriell gar nicht vertreten können (z.B. kann seine Besprechung der Arbeit die Pronominalisierung von die Besprechung der Arbeit durch Mollay oder Mollays Besprechung der Arbeit sein). Strukturell adäquater sind die leicht konkurrierenden Konzeptionen z.B. des "possessiven Determinativs" (Engel), des "Possessivartikels" (Eisenberg) und des "Determinans" (Vater), die die Pronomen-Auffassung endgültig ad acta legen. Strukturell ist das Possessivum ein Determinans/Determinativ, das eine nichtstrukturelle Pro-Funktion erfüllt (vgl. Vater 1986, 27f.), wobei der flexivische Teil eines Determinans m.E. nicht mehr zu demselben, sondern zur Substantivflexion gehört (vgl. Ágel 1992 und Anm. 12).
- 15 Dies gilt als opinio communis. Die skeptische Bemerkung von Weinhold (1883, 525), daß die Beziehung der mhd. Possessiva "zu den Genitiven der persönlichen Fürwörter deutlich (ist); ob sie aber aus denselben unmittelbar gebildet wurden, kann fraglich sein", wird nicht näher erläutert.
- 16 Die frühesten flektierten Belege stammen aus dem 12. Jh. aus dem Fränkischen, die ersten oberdeutschen (bairischen) Belege tauchen im 13. Jh. auf (vgl. Grammatik des Frühneuhochdeutschen 1988, 338 und 382 bzw. Weinhold 1883, 526f.). Trotzdem belegt Dal (1962, 75) noch bei Goethe und Schiller dein_{NPgen} Verlust 'Verlust von dir'.
- 17 Die Betonung liegt auf sicher, denn verdächtige Fälle gibt es seit dem zweiten Merseburger Zauberspruch (du uuart demo balderes uolon sin uoouz birenkict 'da verrenkte sich Balders Fohlen den Fuß', zitiert nach Penzl 1986, 150) kontinuierlich. Bei Notker fällt es Havers (1911, 291f.) auf, daß er Possessiva der lateinischen Vorlage nur selten 1:1 übersetzt. Eher setzt er für sie den "Dativus sympatheticus" oder sogar pronominale Dativphrase und Possessivum gleichzeitig ein. Somit trägt diese letztere "germanisch-lateinische" Übersetzungsmischung sicherlich auch zur Verbreitung von Ko-Realisierungen von Dativphrase und Possessivum in derselben Äußerung bei. Mehr als verdächtig ist ein Urkundenbuch-Beleg aus dem Jahre 1377 (zitiert in Behaghel 1923, 638f.): meynthen deme riche syme sloze den bue und befestenunge abezunemene.
- 18 Aus dem Eulenspiegel, zitiert in Ebert 1992, 68.
- 19 Jacob Grimm, nach dem "in Oberdeutschland der vorausgehende gen. in den dat. umgesetzt (wird)" (1898, 423) ist mit dieser seiner Ableitung in starker Minderheit (zusammen mit Heyse). Havers (1931, 200), der die syntaktische Umdeutung befürwortet, sieht diese "hauptsächlich bedingt durch die Existenz des sog. verstärkten Gen. Poss.", also der Konstruktion mit adnominalem possessivem Genitiv.

- 20 Somit kann Grimms Ableitung aus dem Genitiv als widerlegt angesehen werden. Auch die Norm, daß der Makro-Possessor ein Lebewesen bezeichnen müsse (Havers 1911, 296; Wegener 1985, 48; Schmid 1988, 248), die allerdings heute wohl nicht mehr uneingeschränkt gilt (die NP *dem Haus sein Dach* ist nach meinen Informanten durchaus akzeptabel), widerspricht der Grimmschen Auffassung. Demgegenüber ist Fillmores tiefenstrukturelle Erklärung u.a. der deutschen Konstruktion mit apD mit dem Postulat einer syntaktischen Umdeutung kompatibel: Manchmal werden, "wenn ein D [Tiefenkasus DATIV - V.A.] in der Nominalphrase zurückbleibt, ohne in einen Genitiv transformiert zu werden, manche seiner Merkmale auf den Determinator hinüberkopiert, sodaß dieser schließlich die Form des passenden 'possessiven Adjektivs' annimmt." (Fillmore 1971 [Orig. 1968], 92).
- 21 Der Begriff 'Mundart' bezieht sich bei Schmid durchgehend nur auf das Nordbairische, vgl. ebd., 141: Anm.331.
- 22 In der Typologie von Ultan wird den topologischen Unterschieden zwischen den Merkmalen 3 durch Subtypen Rechnung getragen. Das deutsche Possessivum mit dem Merkmal 3 entspricht am ehesten dem Sub(sub)typ "prefix-marked 3", der am Beispiel des Tunica, einer wahrscheinlich algonkischen Sprache (Nordamerika), exemplifiziert wird (Ultan 1978, 18).
- 23 Es gibt weitere Charakteristika des Deutschen, die typologisch zu dem Bild der head-marking-apD-Struktur passen: die Wortfolge SOV im Nebensatz (deutsche Grundwortfolge nach Greenberg: SVO); vereinzelt Postpositionen (z.B. *den Fluß entlang*), obwohl der Grundtyp präpositional ist, und linkerweiternde Makro-Possessoren (*Mollays Festschrift*), obwohl der Grundtyp rechterweiternd ist (vgl. Manzelli 1980, 550).
- 24 Genau die gleiche typologische Entwicklungsstufe stellt *il* in Formen des "français populaire" wie *Mon frère, il chante* und *Ma soeur, il chante* (Bossong 1980, 16) dar.
- 25 Der Begriff der Viabilität ist - im Bewußtsein all seiner Implikationen - von dem radikalen Konstruktivismus, in dem er auf lebende Systeme bezogen wird, entliehen (vgl. z.B. Varela 1990 [Orig. 1988], 195f.).
- 26 Nach dieser "alles-in-einen-Topf-Werfen"-Methode müßten auch der adnominale possessive Akkusativ (*den Vater sein Haus*), der in mitteldeutschen Mundarten nachweisbar und im übrigen nur im Maskulinum möglich ist (Koß 1983, 1245) und noch viele andere mundartliche Konkurrenzformen in einer deutschen Phrasenstrukturbeschreibung gleichzeitig berücksichtigt werden.

Magdolna Bartha (Budapest):

Zur Interdependenz von kognitiven Wissensbeständen und Handlungsmustern in Gesprächen

1. Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist es, die Handlungsabläufe in zwei Gesprächen desselben Redekonstellationstyps¹ - in erfolglosen Wegauskünften - unter dem Aspekt der Interdependenz zwischen kognitiven Wissensbeständen und Handlungsmustern zu analysieren. Dabei wird von der Hypothese ausgegangen, daß typische Handlungsmuster, die als Manifestationen von Handlungsintentionen aufgefaßt werden, in Abhängigkeit vom Alltagswissen Modifizierungen erfahren bzw. Abweichungen aufzeigen können. Es wird also angenommen, daß außertextuelle und situative Faktoren die Handlungsstruktur von Gesprächen mitprägen. Entsprechend erfolgen auch die Interaktionen zwischen den Kommunikationspartnern sowie deren konkrete sprachliche Ausfüllungen in Abhängigkeit dieser Faktoren. Damit wird im Einklang mit Morgenthaler "das Primat der Handlungsseite" betont, "deren abhängige Variable die Sprachseite" sei (Morgenthaler 1980 : 60).

2. Gespräch wird in einem weiten, interaktionistischen Sinne begriffen. Im Anschluß an Dittmann verstehen wir unter Gespräch

jene/n/ Spezialfall von zentrierter Interaktion, in dem mindestens zwei Beteiligte sprachlich kommunizieren (...), derart, daß sie

1. nicht nur handlungsbegleitend sprechen, sondern über ein Thema, das im 'Brennpunkt ihrer kognitiven Aufmerksamkeit' steht,
2. mindestens einmal einen Sprecherwechsel vollziehen (Dittmann 1979: 5).

Die nachstehend zu analysierenden Gespräche genügen diesen Anforderungen. Auf den komplexen, verschiedentlich ausgelegten Begriff der Intention kann hier näher nicht eingegangen werden². Handlungsintention wird in einem vorwissenschaftlichen Sinne verwendet und betont die Zielorientiertheit und Bewußtheit menschlichen Handelns.

Die Abfolge von Sprechhandlungen, die der sprachlichen Realisierung von Handlungsintentionen dienen, unterliegt häufig institutionalisierten Rahmenbedingungen, d. h. Bedingungen, welche die menschlichen (auch verbalen) Verhaltensweisen sozusagen vororganisieren und somit ihren Niederschlag in konkreten (Sprech-) Handlungen in verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens finden³. Unser

sozial-konventionelles Handeln unterliegt diesen Verhaltensformen, die einen Teil unseres Alltagswissensbestände darstellen. Verhaltensformen und kognitive Wissensbestände können unter Umständen in Konflikt geraten, was auch in der Handlungsstruktur von Gesprächen manifest wird. Solche konfliktären Erscheinungen können nur an mißlungenen Kommunikationsereignissen nachgewiesen werden. Gelungene Kommunikationsereignisse weisen nämlich die jeweils für die Textsorte typische Strukturiertheit von Handlungen auf.

3. Gegenstand der Analyse sind zwei Quasi-Wegauskünfte, die einem Videomaterial entnommen wurden, in dem alltagstypische Situationen für FSU-Zwecke mitgeschnitten wurden⁴.

In der Textsorte Wegauskunft werden nach Wunderlich bestimmte Aufgaben "innerhalb einer kurzen gemeinsamen Interaktion" (Wunderlich 1978 : 44) gelöst. Den Interaktionspartnern stehen dabei interiorisierte Interaktionsmuster zur Verfügung, die flexibel genug sind, um verschiedenartige Aufgaben der Wegauskunft bewältigen zu können.

Eine Wegauskunft zu liefern heißt auch kognitive Leistungen zu vollbringen. Der/die Auskunfterteilende muß das erfragte Objekt identifizieren und den optimalsten Weg dazu auswählen können. Sowohl die Identifikation des erfragten Objektes als auch die Auswahl des optimalsten Weges erfordern kognitive Leistungen seitens des Auskunfterteilers. Wunderlich spricht in diesem Zusammenhang von einer "kognitiven (Land-)karte" (Wunderlich 1978 :47), die den Ort der Interaktion selbst und den Ort des gesuchten Objektes enthält. Diese kognitive Landkarte wird in der Anfangsphase der Wegauskunft aktiviert.

Über diesen kognitiven Aspekt hinaus zeichnen sich Wegauskünfte auch als "soziale Situation" (Wunderlich 1978 : 68) aus, in der ein hoher Grad an sozialem Druck bzw. Prestige manifestiert, wodurch auch die aktuellen Verhaltensweisen, die realisierten Interaktionen der Gesprächsbeteiligten, beeinflußt werden.

Die untersuchten Dialoge stellen Gespräche mit eingeschränkter Natürlichkeit dar. Solche Gespräche lassen sich in Anlehnung an Schank durch folgende Merkmale auszeichnen:

1. Während bei natürlichen Gesprächen ein echter, d. h. "alltagsweltlich situationstypischer Sprechelanß bei allen Teilnehmern" vorliegt, ist dies bei Gesprächen mit eingeschränkter Natürlichkeit nicht der Fall. Ein echter Sprechelanß liegt hier nur bei den Angesprochenen vor, bei dem eigentlichen Initiator des Gesprächs kann man nur von einem "extra-kommunikativen Sprechelanß" (Schank 1978 : 75) sprechen.

2. Während in Gesprächen mit echtem Sprechanaß "Objekt des Gesprächs und Objekt der Analyse" (Schank 1978 : 75) bei den kommunizierenden nicht zusammenfallen, ist diese Bedingung in Gesprächen mit eingeschränkter Natürlichkeit nicht erfüllt.

Obwohl die in diesem Beitrag untersuchten Gespräche keine natürlichen Gespräche im Sinne von Schank darstellen, doch lassen sich relevante Unterschiede zu seinen Gesprächen mit eingeschränkter Natürlichkeit herausstellen. Schank berücksichtigt nämlich Gespräche, die für linguistische Untersuchungszwecke aufgenommen worden waren, und in denen der Initiator "teilnehmender Beobachter" und des Untersuchungszweckes bewußt ist. Es liegt nach Schank also eine "diskrepante" Situation mit unterschiedlichen (extrakommunikativen vs. echten) Sprechanaß vor, was sich auch auf den Handlungsablauf auswirke, indem sich der Beobachter "hartnäckig" auf redekonstellationstypischen Handlungsmustern beharre⁵.

Die nachstehend analysierten Gespräche sind nicht für linguistische Untersuchungszwecke mitgeschnitten worden, sondern für einen authentischen Katalog alltagssprachlicher Kommunikationssituationen. Initiatoren der Gespräche sind keine teilnehmenden Beobachter im Schankschen Sinne, sondern Rollenspieler, die in alltagsweltlich denkbaren Situationen Gespräche einzuleiten und durchzuführen haben. Die auf diese Weise produzierten Dialoge sind quasi-spontane Gespräche sowohl aufgrund der Situation - zufällige Passanten werden angesprochen - als auch aufgrund der Unvorbereitung der Sprecher (mindestens eines der Sprecher) auf die Sprechsituation⁶. (Die Gespräche wurden mit verdeckter Kamera aufgenommen.) Die Angesprochenen nehmen ihre Aufgabe - eine Wegauskunft zu erteilen - als eine echte Aufgabe wahr.

4. Die allgemeine Struktur und die besondere Ausgestaltung in Wegauskünften wurden von Wunderlich ausführlich beschrieben (Wunderlich 1976, 1978). Als Ergebnis von konversationsanalytischen Untersuchungen von etwa 100 Wegauskünften grenzt er ein für diese Gesprächssorte allgemein typisches Interaktionsmuster heraus, das für alle diesen Diskurstyp repräsentierenden Texte gilt. Erfolgreiche Wegauskünfte lassen sich demnach durch "charakteristische Merkmale der einzelnen Interaktionsphasen" (Wunderlich 1978 : 47) beschreiben. Es sind vier konstituierende Interaktionsphasen⁷ zu unterscheiden:

1. Einleitung
2. Wegbeschreibung
3. Sicherung der Wegbeschreibung
4. Abschluß,

wobei bestimmte Phasen und/oder Teilphasen (wie z. B. Zieldeklaration innerhalb der Wegbeschreibung) völlig fehlen, reduziert oder expandiert werden können.

Die besondere Ausgestaltung der einzelnen Phasen wird durch weitere - außersprachliche - Faktoren geprägt wie

- die zu bewältigende Aufgabe,
- der konkrete Ort, an dem um Auskunft gebeten wird⁸,
- Ziel des/der Auskunftfeinholenden,
- Initiativeverhalten der am Gespräch Beteiligten,
- einzelne Sprechakte, durch die das Interaktionsmuster realisiert wird.

Da es Wunderlich in seiner Analyse auf die Bestätigung der Hypothese ankam, daß Wegauskünften tieferliegende Interaktionsmuster zugrundeliegen, welche auf eine allgemeingültige Strukturiertheit dieser Textorte schließen lassen, wurden erfolglose Wegauskünfte bei der Strukturanalyse nicht mitberücksichtigt.

Eine Analyse von mißlungenen Wegauskünften kann jedoch zu wichtigen Erkenntnissen führen, nämlich:

1. **in struktureller Hinsicht:** Was und ob aus der Interaktionsstruktur typischer Wegauskünfte erhalten bleibt?

2. **in kommunikativ-pragmatischer Hinsicht:** Wie und aus welchen Gründen verläuft die Handlungsstruktur in solchen Gesprächen anders?

5. Strukturelle Analyse der Gespräche

In einem ersten Schritt der Analyse wurden die mit orthographisch möglichst treuer Wiedergabe transkribierten Dialogtexte auf ihre Struktur hin mit den von Wunderlich herausgestellten Phasen von erfolgreichen Wegauskünften verglichen.

Dialog 1 ergab folgende Struktur:

I. Phase: Einleitung

Teilphasen:

Aufgabenstellung (Segmente 1-4):

F stellt als Initiator des Gesprächs eine Aufgabe an P.

Ablehnung der Aufgabe (Segmente 5-9):

P lehnt die Aufgabe zunächst indirekt ab.

Rechtfertigung der Aufgabenstellung, Identifikationsver-
suche

(Segmente 10-32)

Rechtfertigung der Ablehnung der Aufgabe (Segmente 33-54).

II. Phase: Abschluß (Segment 55)

Dialog 2 zeigt folgende Strukturierung:

- | | |
|--------------------|--|
| I. Phase: | Einleitung |
| Teilphasen: | Aufgabenstellung (Segmente 1-3)
Reaktionen auf die Aufgabenstellung (Segmente 4-15)=
Annahme der Aufgabe
Identifikationsversuche (Segmente 16-29) |
| II. Phase: | Hinweis auf Weiterfragen (Segmente 30-44) |
| Teilphase: | Rechtfertigungsversuche auf Erklärung des Fehlverhaltens
(Segmente 45-48) |
| III. Phase: | Sicherung des Weiterfragens (Segment 49) |
| IV. Phase: | Abschluß (Segment 50). |

In struktureller Hinsicht unterscheiden sich die Dialoge 1 und 2: Während sich im Dialog 1 lediglich zwei Phasen (Einleitung, Abschluß) erschließen lassen, besteht Dialog 2 aus vier Phasen (Einleitung, Hinweis auf Weiterfragen, Sicherung des Weiterfragens, Abschluß).

Dialog 2 ist zwar keine erfolgreiche Wegauskunft, er ist jedoch typisch für erfolglose (reale) Wegauskünfte. Statt der Phasen Wegbeschreibung und Sicherung der Wegbeschreibung treten hier ersatzweise die Phasen Hinweis auf Weiterfragen, Sicherung des Weiterfragens auf. Aus der Interaktionsstruktur typischer Wegauskünfte werden also im Dialog 1 lediglich zwei Phasen, im Dialog 2 vier Phasen realisiert, wobei die mittlere Phasen im Dialog 2 Ersatzphasen darstellen.

6. Kommunikativ-pragmatische Analyse

Bei der Analyse der Dialoge unter kommunikativ-pragmatischem Aspekt werden extralinguistische Faktoren untersucht, die den Handlungsablauf in solchen Gesprächen beeinflussen können:

- die Situation im weitesten Sinne, in der um Auskunft gebeten wird: Ort, Personen,
- das Initiativeverhalten der am Gespräch beteiligten Personen,
- Verhaltensweisen der kommunizierende Personen, die auf die zu bewältigende Aufgabe zurückzuführen sind,

- einzelne Sprechakte, in denen die Verhaltensweisen manifestieren und durch die das Interaktionsmuster realisiert wird.

a/ Situation - Initiativeverhalten

In beiden Gesprächen liegt eine reale lokale und interpersonale Situation vor: zufällige Passanten werden in der Innenstadt von Hildesheim auf der Straße angesprochen und um Auskunft gebeten:

- /1/ Hallo
- /2/ Entschuldigen Sie
- /3/ Können Sie mir helfen?
- /4/ Ich suche in Hildesheim die deutsche Botschaft

Wie bei jeder "normalen" Wegauskunft ist der Fragende Initiator des Gesprächs. Die seinerseits gestellte Aufgabe, über den Ort einer Einrichtung - der deutschen Botschaft - Auskunft zu erteilen, läßt sich in diesen situativen Kontext ebenfalls einordnen. Sein Sprechanlaß ist jedoch nicht real, genauso unreal ist auch der Gegenstand der Auskunft.

Das Initiativeverhalten der angesprochenen Passanten ist unterschiedlich. Im Dialog 1 wird die Existenz des gesuchten Objektes - einer deutschen Botschaft in Hildesheim - entschieden verneint:

- /5/ Deutsche Botschaft gibt es hier nicht

und somit die Aufgabe indirekt abgelehnt. Im Dialog 2 bringt der Passant sein Erschrecken oder Unbehagen über die Schwierigkeit der gestellten Aufgabe zum Ausdruck:

- /4/ Oh!

b/ Verbales Verhalten der Kommunizierenden im weiteren Handlungsablauf

Im Dialog 2 wird die Aufgabe als real, jedoch besonders schwierig eingeschätzt. Da sich die "kognitive Landkarte" des Angesprochenen im Dialog 2 hinsichtlich der gestellten Aufgabe als lückenhaft erweist, muß er die Erwartung von F enttäuschen. Dies beginnt er auch zu explizieren:

- /5/ Das weiß ich ...

was er jedoch wegen der Aushilfe von F

/6/ Das muß hier irgendwo ...

nicht gänzlich ausführen kann. An diesem Punkt schaltet sich eine weitere Passantin in das Gespräch ein (eine besonders typische Situation in Wegauskünften), die das Versagen von P_H aus einer Distanz miterlebt hat:

/7/ Welche Straße suchen ...

Als auch die Dame keine Auskunft geben kann, werden von F weitere rudimentäre Informationen zur Identifikation des Zielobjektes geboten:

/10/ Ich hab' angerufen bei Fremdenverkehrsamt

/14/ Die hamn gesagt

/15/ irgendetwas, eine Straße mit A

Mit diesen Segmenten wird eine neue Teilphase eingeführt mit Identifikationsversuchen (Segmente 16-27), die gleichzeitig von äußerster Kooperationsbereitschaft zeugen.

Da die Identifikationsversuche jedoch erfolglos bleiben (Segmente 28-29), müssen die beiden Ortsansässigen - daß sie es sind, kann man an verschiedenen äußeren Merkmalen erkennen, z. B. der Herr ist mit einem Hund, die Dame mit Einkaufstasche - ihre Unkenntnis eingestehen und sich damit der Lösung der Aufgabe als unfähig erkennen. Dies tun sie, indem sie den Fragenden an eine Bank weiterverweisen (Banken scheinen alles zu wissen) (Segmente 31- 44). Gleichzeitig wird in diesen Segmenten auch eine eingebettete Wegbeschreibung geboten mit Deixis, die in einem offenen lokalen Feld besonders häufig verwendet werden:

/37/Hier gleich

/38/Da ist das große S

/39/Da gehen Sie mal rein.

Durch die Betonung der Kompetenz der Bank

/42/Die wissen bestimmt Bescheid

wird F zugesichert, den gesuchten Ort doch noch finden zu können.

Phase II wird mit dem Hinweis auf Weiterfragen jedoch nicht abgeschlossen, es folgen Erklärungen dafür, warum sie die Erwartungen des Fragenden enttäuscht haben, warum sie sich nicht als richtige Ortskundige haben erweisen können:

/45/ Ja, wir brauchen sie nicht

/48/ Noch nie gebraucht.

Die Entschuldigungen werden von F nicht nur angenommen sondern als durchaus verständlich akzeptiert, wodurch die Spannung, die aus der Unfähigkeit entsteht, eine durch Ortskundige (scheinbar) lösbare Aufgabe nicht lösen zu können, gelöst wird:

/46/ Das ist eine große Stadt

/47/ Eben

Im Dialog 1 zeichnet sich ein ganz anderer Handlungsablauf ab. Nach einer entschiedenen Verneinung der Existenz einer deutschen Botschaft in Hildesheim

/5/ Deutsche Botschaft gibt es hier nicht

folgt eine Argumentation, in der es um die Frage nach der Existenz einer deutschen Botschaft in Hildesheim bzw. in Deutschland geht, u. z. in vier Teilphasen (10-20; 21-24; 25-32; 33-54).

In diesen Teilphasen wird der Passant - durch die als Hilfe gedachten zusätzlichen Informationen des Fragenden manchmal verunsichert

/20/ Deutsche Botschaft ?,

was auch in einer Alternativlösung

/31/ Das ist 'ne Kneipe

zum Ausdruck kommt, bzw. in Argumenten, mit denen er eine Behauptung von F, daß es nämlich deutsche Botschaften auch in größeren deutschen Städten gäbe (Segment 38), rational zu widerlegen versucht:

/39/ F: Hildesheim ist eine relativ große Stadt

/40/ P: Nein

/41/ Das ist eine unbedeutende Stadt

/42/ Da da das ist nicht mal Regierungspräsident mehr

/44/ Die ist nach Hannover verlegt.

Eine solche Argumentation kann nicht ins Unendliche geführt werden, so wird er von der Aufgabe befreit:

/45/ F: Aber Sie meinen wirklich

/51/ Es gibt keine deutsche Botschaft

/52/ P: Nee, hier nicht

/53/ Nee

/54/ Bestimmt nicht.

7. Ergebnis der Analyse

Die untersuchten zwei Dialoge unterscheiden sich sowohl in struktureller als auch in kommunikativ-pragmatischer Hinsicht. Es kann also festgehalten werden, daß zwischen strukturellen und kommunikativ-pragmatischen Faktoren eine enge Wechselbeziehung besteht.

Vergleicht man die Strukturen der Dialoge 1 und 2 mit der von realen Wegauskünften, so stellt sich Dialog 1 als Nicht-Wegauskunft heraus. Die bei Wegauskünften übliche einleitende Routine-Formel, die durch die Sprechakte Entschuldigung, Aufforderung, Angabe des gesuchten Objektes realisiert wird, wird hier durch eine Argumentation mit mehreren Teilphasen fortgeführt. Im Dialog 2 liegt dagegen eine Struktur vor, die vier Phasen umfaßt und der Struktur von erfolglosen (realen) Wegauskünften entspricht. (Vgl. S. 8). Diesen strukturellen Unterschieden liegen kognitive und psychologische Momente zugrunde:

Im Dialog 1 wird ein Passant angesprochen, der aufgrund seines Alltagswissens die gestellte Aufgabe ablehnt und die Existenz des gesuchten Objektes in Hildesheim mit Argumenten erfolgreich widerlegen kann. Eben deshalb entsteht hier auch kein sozialer Zwang, seine Unwissenheit rechtfertigen zu müssen. Dementsprechend fehlen auch die diesbezüglichen Sprechakte der Rechtfertigung. Im Dialog 2 ist das anders. Die Aufgabe wird als real angenommen, die Existenz des gesuchten Objektes wird nicht in Frage gestellt. Somit erweist sich die kognitive Landkarte sowohl des angesprochenen Passanten als auch der durch Selbstwahl an dem Gespräch beteiligten Passantin als lückenhaft. Beide sehen diesen Mangel in ihrem Alltagswissen ein, deshalb wird der Fragende als Ersatz für ihre Unfähigkeit der Lösung der gestellten Aufgabe an eine dritte Instanz (eine Bank) weiterverwiesen. Die Auskunfterteilenden erleben jedoch ihr Versagen als einen sozialen Prestige-Verlust (von Ortskundigen wird ja erwartet, daß sie Auskunft geben können), den sie durch Angabe von Gründen für ihre mangelnde Kompetenz zu kompensieren versuchen⁹ (vgl. Segmente 45,48). In

dieser Teilphase nimmt also das soziale Prestige überhand, dies wird in Sprechakten der Rechtfertigung manifest, mit denen sie zu begründen versuchen, warum sie die erforderlichen (kognitiven) Leistungen nicht vollbringen können.

Die anfangs gestellte Hypothese über die Interdependenz zwischen kognitiven Wissensbeständen und Handlungsmustern in Gesprächen dürfte damit also als bestätigt betrachtet werden.

Anhang

Dialogtranskripten

Dialog 1

- 1 F: (dem Angesprochenen nachlaufend): Hallo
2 entschuldigen Sie
3 können Sie mir helfen?
4 Ich suche in Hildesheim die deutsche Botschaft
-

5 P: Deutsche Botschaft gibt es hier nicht

6 F: Na, die muß es hier geben

7 P: In Hildesheim?

8 F: Ja

9 P: Nee

10 F: Ich komme von Hamburg

11 und und ich habe die Adresse leider verloren
Wissen Sie, vergessen

12 P: Deutsche Botschaft?

13 F: Soll irgendwo in der Innenstadt sein

14 Ich habe auch den Namen den Namen der der Straße vergessen

15 Ahnenstraße oder oder also Anekenstraße

16 P: Anekenstraße (in die Richtung zeigend)

17 F: Anekenstraße

18 Ja, ja

19 Das weiß ich, ja

20 P: Deutsche Botschaft?

21 F: Ja, ja

22 P: Gibt's nur im Ausland

23 F: Nee, nee, nee, nee, nee

24 Gibt's auch in München

25 P: Da gibt's doch keine deutsche Botschaft

- 26 F: Doch, doch, doch das
27 P: das stimmt nicht
28 F: Das weiß ich
29 Im Ernst
30 also ganz ehrlich
31 P: Das ist 'ne Kneipe
32 F: Nein (lacht), das ist keine Kneipe
-

- 33 P: Entschuldigen Sie
34 Botschaften sind im Ausland
35 In London da gibt's 'ne deutsche Botschaft
36 F: Es gibt auch in Deutschland eine Botschaft
37 P: Ja, eine ausländische
38 F: Nein, auch in in in größeren deutschen Städten
39 Hildesheim ist eine relativ große Stadt
40 P: Nein
41 Das ist eine unbedeutende Stadt
42 Da da das ist nicht mal Regierungspresident mehr
43 Ja, ja
44 Dies ist nach Hannover verlegt
45 Ja, ja, nach Hannover
46 F: Ja, ich kann natürlich nicht sagen
47 weil ich mich nicht auskenne
48 P: Eben
49 Das ist so
50 F: Aber Sie meinen wirklich
51 Es gibt keine deutsche Botschaft hier
52 P: Nee
53 Nee
54 Bestimmt nicht
-

55 F: gut, ok, dankeschön

Dialog 2

- 1 F: Entschuldigung
2 Können Sie mir helfen?
3 Ich suche in Hildesheim die deutsche Botschaft
-

- 4 PH: Oh!
5 Das weiß ich
6 F: Das muß hier irgendwo (mit der Hand in eine Richtung zeigend)

7 PD: Welche Straße suchen
8 PH: Die Straße/Die deutsche Botschaft
9 Das weiß ich/Die deutsche Botschaft
10 F: Ich hab' angerufen beim Fremdenverkehrsamt
11 PD: Das ist traurig,
12 Das weiß ich nicht
13 F: beim Fremdenverkehrsamt
14 die hamn gesagt
15 irgendetwas, eine Straße mit A

16 PH: Anekenstraße?
17 PD: Anekenstraße?
18 F: Das ist diese Straße (zeigend)
19 Die dies ist nicht
20 PH: Aim?
21 PD: Aimstraße?
22 F: Wo liegt die?
23 PH: Das sind wir /dassind wir hier
24 Das ist hier Aimstraße
25 F: Das ist hier Aimstraße
26 PD: Das ist hier Aimstraße
27 Aimstraße
28 Die deutsche Botschaft?
29 F: Ja, die deutsche Botschaft

30 Ich dachte
31 PH: Am besten Sie gehen in eine Bank rein
32 PD: Ja, fragen Sie in einer Bank mal nach
33 Hier ist die
34 Hier ist die Sparkasse
35 Gehen Sie mal in die Sparkasse rein (auf die Sparkasse zeigend)
36 F: Ja, gut
37 PD: Hier gleich
38 Das ist das große S
39 Da gehen Sie mal rein
40 F: Ja
41 PD: Und fragen
42 Die wissen bestimmt Bescheid
43 Aber deutsche Botschaft (lacht)
44 F: Ja

45 PD: Ja, wir brauchen Sie nicht
46 F: Das ist eine große Stadt

47 PD : Eben
48 PH : Noch nie gerbrauch

49 PD : Ja, aber fragen Sie mal

50 F : Danke.

Literaturverzeichnis

- Dittmann, J. /1979/Hg./: Arbeiten zur Konversationsanalyse, Niemeyer Tübingen.
Henne, H./Rehbock, H. /1982/: Einführung in die Gesprächsanalyse. Walter de Gruyter Berlin-New York.
Morgenthaler, E. /1980/: Kommunikationsorientierte Textgrammatik. Schwann Düsseldorf /=
Sprache der Gegenwart 51/.
Schank, G. /1979/: Zum Problem der Natürlichkeit von Gesprächen. In: Dittman, J. /1979/ /Hg./
Arbeiten zur Konversationsanalyse. Niemeyer Tübingen. S. 73-93.
Wunderlich, D. /1972/: Zur Konventionalität von Sprechhandlungen, In: Wunderlich /Hg./:
Linguistische Pragmatik, Frankfurt.
/1978/: Wie analysiert man Gespräche? Beispiel Wegauskünfte. In: Linguistische Berichte 54. S.
41-77.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Morgenthaler 1980 : 60
- 2 Vgl. Morgenthaler, a. a. O. "Zum Begriff 'Intention' im Bereich der Sprachhandlungstheorie" S. 41.
- 3 Vgl. Wunderlich 1972 : 78
- 4 Direkt angesprochen. Inter Nationes
- 5 Dieser Sprecherverhalten wird bei Schank im Zusammenhang mit der metakommunikativen Aufmerksamkeit ausführlich expliziert: "Er (der teilnehmende Beobachter M. B.) richtet einen Teil seiner mkA (metakommunikativen Aufmerksamkeit M. B.)... auf die für den jeweiligen Situationstyp spezifischen Handlungsmuster. Diese Handlungsmuster muß er zu allererst einmal reproduzieren, wenn er verhindern will, daß sein extrakommunikativer Sprechkanal dem Angehörigen der jeweiligen Institution (Reisebüro, Kaufhaus) sofort auffällt" (Schank 1978 : 81).
- 6 Zur Frage der Spontaneität bzw. zum nicht isomorphen Verhältnis zwischen Spontaneität und Natürlichkeit s. Schank 1979 : 78 ff.
- 7 Interaktionsphasen als konstituierende Struktureinheiten von Gesprächen entsprechen m. E. den einzelnen Gesprächsphasen bei Henne/Rehbock (1982 : 173). Nach Henne/Rehbock setzen sich Gesprächsphasen aus "kooperative(n) sprachliche(n) Handlungen der Gesprächspartner" zusammen. Die kooperativen sprachlichen Handlungen bezeichnen sie als "Gesprächshandlung", die "die oberste Interaktionseinheit auf der mittleren Analyseebene" dar-

stellt. Unter Gesprächshandlung verstehen sie "ein situativ und thematisch bestimmtes kooperatives Handlungsgefüge (Hervorhebung im Original), das jeweils eine spezifische Station des Gesprächsverlaufs darstellt" a. a. O. S. 173.

- 8 Der konkrete Ort der Auskunfterteilung ist auch für die sprachliche Ausfüllung relevant und manifestiert sich u. a. in einem "jeweils ganz anderen Gebrauch von Deixis".
Vgl. Wunderlich 1978 : 44.
- 9 Wunderlich sieht darin einen Drang nach der Renormalisierung einer sozialen Situation, der in Rechtfertigungen zum Ausdruck kommt, die "zur Klärung der Hintergründe des Verhaltens und damit zur Aufrechterhaltung des Ansehens beim Gesprächspartner" dienen (Wunderlich 1978 : 73/).

Peter Bassola (Szeged):

Gefügenomina in den "Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin"

0. Die "Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin" (im weiteren als DW), sind ein etwa 25 Druckseiten umfassender frühneuhochdeutscher Text aus den ausgehenden 20er Jahren des 15. Jahrhunderts, der 1971 vom Jubilar herausgegeben wurde. Der Stilgruppe nach sind die DW als der gesprochenen Sprache sehr nahe stehende Erzählprosa, Memoires einzuordnen.

Der bisher ausführlichsten Analyse wurden die DW von Vilmos Ágel (1988) unterworfen, wobei auch ein Verbvalenzlexikon erstellt wurde. Vgl. noch Bassola 1978.

1. Sprachpfleger stuften noch vor gar nicht so langer Zeit die Funktionsverbgefüge (FVG) global als negativ ein und bewerteten ihre Verwendung als zumindest stilistischen Fehler. Seit vielleicht Mitte der 60er Jahre sind die FVG immer mehr in den Mittelpunkt der Forschung gerückt (vgl. u.a. K. Daniels 1963). Diese Arbeiten gruppierten die FVG und setzten sich mit den negativen Einstellungen der Sprachpfleger auseinander, indem sie die besonderen Leistungen der FVG feststellten (G. Helbig/J. Buscha 1986, Heidolph u.a. 1984², P. Eisenberg 1989², U. Engel 1992², Knaurs deutsche Grammatik u.a.)

2. Die Tatsache, daß FVG auch in den früheren Sprachstufen verwendet wurden, mag ihre negative Bewertung weiter erschüttern.

Im Valenzlexikon führt Ágel bei den jeweiligen Basisverben die FVG auf; demnach gibt es folgende Gruppen (vgl. Ágel S. 169ff (Lexikonteil) und S. 243f (Glossar):

- bekommen	+Eakk	(bei Ágel:	E2)
- bescheiden	+Esub	(" "	E1)
- bringen	+Eprp	(" "	PrG)
- geben	+Eakk	(" "	E2)
- geben	+Eprp	(" "	PrG)
- gehen	+Eprp	(" "	PrG)
- haben	+Eakk	(" "	E2)
- kommen	+Eprp	(" "	PrG)
- messen	+Eakk	(" "	E2)
- nemen	+Eakk	(" "	E2)

- sein	+Eprp	("	"	PrG)
- sprechen	+Eakk	("	"	E2)
- tun	+Eakk	("	"	E2)

Unter Punkt 5.2 führe ich eine vollständige Liste der FVG nach den Gefügenomina in den DW an; mit * sind die Konstruktionen gekennzeichnet, die von Ägel nicht als FVG angegeben werden. Die unterschiedliche Betrachtungsweise ergibt sich daraus, daß es zwischen eindeutig als FVG bzw. eindeutig als freie Konstruktionen zu bezeichnenden Konstruktionen keine feste Grenze gibt.

Das FVG (24/4) (s. Abkürzungen) und das einfache Verb (19/29), aus dem das GN gebildet wurde, können annähernd gleiche Bedeutung haben:

24/4 "vnd gab ir ain antburt aus zoren"

19/29 "Die frau die Antburt mir aus swerm slaf"

Variiert man ein GN mit unterschiedlichen Funktionsverben (FV), so kann man die aktionalen Unterschiede zwischen den FVG erkennen:

16/18 und 16/34 "vnd sprich auch all Sambstag nacht ... vnser lieben frau ain pesunder gepet"

= einmalige Handlung

16/24 "Vnd da ich an meinem gepet was"

= durativ

Damit ist auch gesagt, daß die Aktionsart des Prädikats überwiegend durch das FV zum Ausdruck gebracht wird. Aber beim gleichen Verb können auch Präpositionen der GN konträre Aktionsarten ausdrücken:

28/27 "Da nu(e) der edel Kung ... an sein rue komen was"

18/28 "der da mit mier kam aus den sorgen"

Während in 28/27 die Aktionsart inchoativ ist, ist sie in 18/28 abschließend. Das Verb 'kommen' drückt nur die Veränderung der Handlung aus, entscheidend sind die Präpositionen 'an' und 'aus', die letzten Endes den Anfang ('an') bzw. das Ende ('aus') der Handlung bestimmen.

Die prädikative Aussage kann sich bei einem Punkt vom GN auf das Verb soweit verlagern, daß man nicht mehr von einem FVG, sondern von einer freien Konstruktion sprechen kann:

16/35 "Vnd do ich nu(e) **mein gepet vollpracht het**"

Die Schwierigkeit der Abgrenzung zwischen FVG und freier Konstruktion in Texten früherer Sprachperioden ergibt sich auch aus der geringen Kontrollmöglichkeit. In 18/12 bezeichnet das Substantiv "herberg" Konkretes, somit liegt hier eine freie Konstruktion vor, während in 34/14 das Substantiv ein Nomen agentis ist, so ist diese Konstruktion ein FVG:

18/12 "Vnd do wir komen **an die herberg, da...**"

34/14 "da wir inn **Zu herberg waren**"

(s. noch 31/16, vgl. Ägel 1988, S. 48)

Die geringe Kontrollmöglichkeit ist auch bei 28/23 zu sehen:

28/23 "Herczog Albrecht der **was eylund komen gen Weissenburgk zu Dienst vnd hilf dem Durchleüchtigisten fuersten Kung Lassla...**"

Hier handelt es sich eindeutig um eine Aussage "gen Weissenburgk komen". Aber wir sind nicht weit weg von der Wahrheit, wenn wir sagen, es könnte ein FVG geben wie 'einer Person zu dienst vnd hilf komen', dann könnte der nominale Bereich im obigen Satz als elliptisch betrachtet werden; m.a.W. das Verb wird nicht noch einmal wiederholt. Doppelprädikate ähnlicher Art finden wir auch an anderen Stellen in den DW; vgl. noch:

28/27 "Da nue der edel Kung **an die herberg vnd an sein rue komen was**"

3. Die Festigkeit des FVG wird andererseits vom GN bestimmt. Daniel Bresson stellt in seiner Studie "Der nominale Teil in den Funktionsverbgefügen" (1988) fest, GN in FVG sind entweder nur prädikativ, dann können sie anaphorisch auch nicht wieder aufgenommen werden (S. 112) oder sie sind prädikativ und referentiell (S. 113ff). In dieser zweiten Gruppe gibt es GN, deren Artikel oder Nullartikel nicht eindeutig feststehen, sie können mit dem unbestimmten Artikel oder Possessivpronomen erscheinen, oder aber im Plural stehen. In Bezug auf den Adjektivgebrauch beim GN kommen wieder zwei Typen vor: 1. GN ohne Adjektiv und 2. GN mit alternativem Adjektivgebrauch, wobei entweder graduierende oder qualifizierende attributive Adjektive erscheinen können.

4. Im weiteren möchte ich die Analyse der GN in den DW aufgrund der Gruppierung von Daniel Bresson vornehmen.

4.1. Substantivierte Infinitive als GN kommen in den DW nur dreimal vor, u.zw. zweimal in Begleitung eines unbestimmten Artikels und eines Adjektivs:

33/28 "wann ir gnad ain vnuerzweifleichs wolgetraun zu mir het".

Vgl. noch 34/20.

und einmal mit dem bestimmten Artikel:

32/2 "so lies der edel Kung von dem wainen"

4.2. Mit Ableitungssuffix gebildete, deverbale Substantive erscheinen in den DW ziemlich oft als GN; **hoffnung** steht dreimal ohne Artikel und adjektivisches Attribut:

24/37 "Doch het er hoffnung, im wer nicht also,..."

Dieses GN wird einmal vom unbestimmten Artikel und einem Adjektiv begleitet:

21/24 "Aber Si het dennoch ain guete Hoffnung zu got."

Mit dem unbestimmten Artikel und dem Adjektiv 'guet' erhält das GN auch eine referentielle Funktion, die nämlich des Ergebnisses mit positiver Verstärkung. (Vgl. Bresson 1988, S. 114)

'kronung' kommt im Text ziemlich oft vor, aber nur einmal als GN, und zwar als Subjekt:

27/21 "daz die kronung sol beschehen zu Weissenburgk."

Die einschlägige Literatur bezeichnet GN im Nominativ mit Verben meistens nicht als FVG, wahrscheinlich deshalb, weil das GN wie im obigen Beispiel nicht in prädikativer Funktion steht. Mit einer Transformation können wir aber die Konstruktion in prädikative Funktion verstellen, wie etwa:

- 'Es soll zu Weißenburg gekrönt werden.'

Im Ungarischen sind FVG dieser Art oft Paraphrasen zum fehlenden Passiv wie:

- 'Ebben az ügyben már történt intézkedés.'

<In dieser Angelegenheit ist bereits Vorkehrung geschehen.>

Ähnlich ist es auch in 22/1, wo das FVG Agens und Patiens der verbalen Konstruktion erspart:

22/1 "Wann es kam vil warnung, wie ..."

Das Zahladjektiv drückt die Aktionsart, nämlich das Iterativum aus.

Das GN, das aus einem intransitiven Verb gebildet ist, kann mit dem Kopulaverb das Agens ersparen:

12/38 "Aber das was die recht lerrung , (daz die recht zeit nicht komen was,)"

Die referentielle Funktion des GN ist wohl in 12/28 zu erkennen, wo das FVG selbst in einen Nebensatz (im weiteren als NS) übergeht:

12/28 "vnd wolt damit aus der willigung , die Si getan het, den von Polan zu nemen."

Vgl. noch 16/22!

4.3. Die deverbalen Substantive ohne Suffix machen wohl die größte Gruppe in den FVG der DW aus. Hierher zählen wir auch Substantive, die möglicherweise nicht deverbal sind, sondern gerade umgekehrt, aus denen denominalen Verben gebildet werden können, wie **Trost - trösten**.

Manche deverbalen Substantive zeichnen sich durch eine große Variationsvielfalt in FVG aus; die unterschiedlichen Verben drücken unterschiedliche Aktionsarten aus:

18/11 "Da mit gieng wier wider in vnser ruee" - inchoativ

29/39 "yeder man was an seiner rue" - durativ

21/26 "die het nie kain rue" - durativ

Eine ziemlich häufige Wendung ist 'zu Rat gehen', wo ein Inchoativum vorliegt; hier erwartet der Leser mehrere Beteiligte mit gleicher Aktivität:

33/5 "vnd /Si/ gieng mit den herren zu Rat"

Vgl. noch 23/1, 29/4, 32/32

Eine aktive Handlung liegt auch im FVG 'ainen Rat geben' vor, nur mit dem Unterschied, daß hier die andere Partei ein Rezipient ist:

23/25 "Si wolten meiner frawn gnad ainen gueten rat geben."

Inchoativen Inhalt hat auch 14/3, nur ist die aktive Teilnahme des Subjekts in den vorangehenden Beispielen durch eine passive Haltung ersetzt:

14/3 Da wart der rat an mich geschoben"

Durch das Verb 'haben' erhält die Konstruktion schon eine durative Bedeutung:

31/26 "vnd /sie/ heten ainen Rat von der herberg wegen"

Das Substantiv 'gepet' verbindet sich mit unterschiedlichen Verben zu FVG mit unterschiedlichen Bedeutungen; vgl. oben 16/18, 16/34, 16/21, 16/24 sowie 16/35.

Das GN 'rue' findet sich ebenfalls mit mehreren Funktionsverben (FV); in Verbindung mit 'haben' und 'sein' wird eine durative Handlung ausgedrückt:

21/26 "die het nie kain ruhe"

29/39 "vnd yeder man was an seiner rue"

In 18/11 und 29/39 geben die beiden Verben der Handlung eine inchoative Bedeutung; aber während es sich bei 'gehen' um eine **aktive** Beteiligung handelt, kann das FVG mit 'kommen' als Passivparaphrase betrachtet werden:

18/11 "Da mit gieng wier wider in vnser rue"

29/39 "Da nue der edel Kung ... an sein rue komen was"

Obige Feststellung gilt im Falle von 'gehen' auch für andere FVG (vgl. oben 33/5, 23/1, 29/4, 32/32), meistens auch im Falle von 'kommen' wie:

18/28 "der da mit mier kam aus den sorgen"

'sorgen' ist eines der am häufigsten verwendeten GN in den DW. Im FVG 'aus den sorgen komen' wird entgegen der meist verbreiteten Bedeutung des FV 'komen' nicht eine inchoative Aktionsart ausgedrückt, sondern sie wird durch die Präposition 'aus' ins Gegenteil verdreht, und somit das Ende der Handlung ausgedrückt. (Vgl. oben unter Punkt 2., Beispiel 18/28). 'sorgen' steht sehr häufig mit 'haben' und 'sein': in beiden FVG handelt es sich um eine durative Handlung. Die unterschiedlichen Formen bieten des abwechslungsreichen Stils wegen eine Variationsmöglichkeit, die sogar auch durch 'stehen' weiter erweitert wird:

16/8 "Doch het ich grosser sarg vmb mein sel dann vmb mein leben"

16/40 "daz ich aber in **sorgen was**"

18/37 "der mit mir **was in den sorgen**"

(vgl. dazu auch Ágel 1988 S. 222)

14/39 "der mit mier **stuend in den sargen**"

In den DW finden sich zahlreiche weitere deverbale Substantive, die sich jeweils mit **einem** Verb zu FVG verknüpfen; manche dieser FVG kommen in dieser Form auch im Gegenwartsdeutsch vor wie:

22/31 "vnd /si/ **heten ain gesprech** vor dem haws."

13/27 "Da nue die edel KungIn den vngrischen herren **ain antbuert geben het** von des Kungs von Polen wegen"

Aber es gibt in den DW auch FV-GN-Kombinationen, die im heutigen Deutsch nicht zu finden sind:

27/6 "vnd /er/ **mas Im die sleg wol**"

Statt 'slege messen' wird heute 'Schläge versetzen' gesagt, aber dem frühneuhochdeutschen FVG entspricht der heutige ungarische Ausdruck 'csapásokat mér'.

Das fmhd. FV 'lassen' mit der Präposition 'von' drückt das Ende der Handlung aus:

16/15 "(vnd /ich/ wolt die gewarmbt haben), daz Sy von **der arbeit liessen**."

Vgl. noch oben 32/2 (von dem wainen lassen'). Mit dem Verb 'lassen' verbindet sich im heutigen Deutsch meistens ein deverbales Substantiv im Akkusativ.

Ein einziges Mal findet sich das FVG 'sich zu end geben', welches im heutigen Deutsch ebenfalls nicht vorzufinden ist:

9/25 "Da sich die tainding nue **zu end geben het** vmb die heiligen kran"

In anderen Fällen ist 'taining' der nominale Teil eines FVG, wie 'taining haben' (9/19, 22/9, 22/34), 'taining lassen':

32/14 "vnd /ir gnad/ sant graf Ulrichen von Zily zu sand Mertennperg zu dem Abbt, vnd **lies** mit ihm **tayding**".

In der einschlägigen Literatur werden meistens (deverbale) Substantive im Nominativ in Verbindung mit einem Verb nicht als FVG betrachtet (Vgl. Ágel 1988 S. 72). Während im allgemein anerkannten FVG (1) das FVG und das GN sich prädikativ mit einem Agens oder Patiens verbinden, kann das FVG in dieser Gruppe (2) auch nur zweiteilig sein:

- (1) Subj - (FV+GN) - <X> (2) GN /=Subj/ + FV - <X>

Anm.: <X> bedeutet die obligatorische oder fakultative Ergänzung des FVG - je nach seiner Valenz.

ad (1): 22/29 "vnd /die herren/ solten ain tainding haben."
ad (2): 18/20 "(da prast der wagen mit Junckfrawen ein, vnd viel vmb) vnd was ain geschray von den Junckfrawen."

Vgl. noch 34/24

Konstruktionen dieser Art sind auch im Ungarischen möglich:

Ung.: Kiabálás volt. <Geschrei war.>

Im Ungarischen werden vorwiegend Verben wie 'van' <sein>, 'történik' <geschehen> u. a. zusammen mit GN im Nominativ verwendet.

4.4. Verhältnismäßig häufig erscheinen noch andere (nicht deverbale) Substantive in FVG der DW. 'gewalt' kommt in Kombination mit drei Verben vor:

33/29 "der het gwalt vns aus zu fueren vncz gen Odenburg."

12/32 "wie Si die in ir gwalt moecht bringen von den vngrischen herren."

Vereinzelt sind auch diese Substantive im Nominativ in den FVG aufzufinden:

22/33 "daz ier nicht gwalt bescheh."

Die Festigkeit des FVG im obigen Satz zeigt sich auch am Ausdruck der Verneinung: das GN bzw. das FVG wird durch 'nicht' verneint.

25/11 "Vnd wer sein not beschehen"

24/17 "Nicht lang darnach do kom ain gewisse potschaft"

Die Variationsmöglichkeit ist auch bei 'potschaft' ziemlich groß; mit diesem GN verbinden sich auch andere FV:

23/30 "Da der edel Graf von Zily meiner frawn gnad die potschaft pracht von den herren"

In einem FVG können auch zwei FV erscheinen, sie betonen mit dem Zahladjektiv/Indefinitdeterminativ das Iterativum der Handlung:

10/18 "Vnd er trueg vnd tet ir vil potschaft"

Die lockere Handhabung der FVG ist auch im obigen Beispiel zu sehen; während oben in 28/27 in einer Konstruktion neben einem Verb zwei Substantive, nämlich ein Substantiv einer freien Konstruktion und ein GN, standen, werden hier für ein GN zwei FV verwendet.

Die Durativität wird auch bei 'potschaft' durch das Verb 'sein' und die Präposition 'in' ausgedrückt:

22/15 "dy in potschaft bei im gewesen waren"

5. Auf Grund des oben durchgeführten Überblicks werde ich die FVG in den DW nach den FV (5.1.) und dann nach den GN (5.2.) gruppieren.

5.1. Die von Ágel als FVG betrachteten und oben unter Punkt 2 angeführten Gruppen können durch folgende ergänzt werden:

- | | |
|--------------------|-------|
| - geben sich | +Eprp |
| - geschoben werden | +Esub |
| - kommen | +Esub |
| - lassen | +Eprp |
| - lassen | +Eakk |
| - sein | +Esub |

5.2. Da die Kontrollmöglichkeiten in den DW allzu gering sind, werde ich die Analyse der Satelliten der GN nicht auf Grund der Gruppierung von D. Bresson (vgl. 1988 S. 116ff) vornehmen, sondern ich werde bei den GN-Gruppen auch die Satelliten angeben. (Mit * sind die Konstruktionen gekennzeichnet, die von Ágel nicht als FVG angesehen werden):

1.) iDet+GN - geben: ain antbuert (13/27, 24/4)

- Pr+GN - geben: zu antbuertt (12/15)

*2.) Pr+dDet+GN - lassen: von der arbeit (19/23)

- 3.) Pr+GN - sich geben: zu **end** (9/25)
- 4.) pDet+GN - haben: ier **freud** (20/30)
- iDet+Adj+GN - haben: ain klaine **frewd** (27/37)
- 5.) Pr+GN - kommen: zu **fride** (28/34)
- 6.) iDet+GN - haben: ainen **furgangkh** (14/15)
- 7.) Indef+GN - haben: vil **gedankchen** (18/2)
- *8.) Pr+pDet+GN - gehen: an mein **gepet** (16/18)
- iDet+Adj+GN - sprechen: ain pesunder **gepet** (16/21)
*- Pr+pDet+GN - sein: an meinem **gepet** (16/24)
- *9.) iDet+Adj+GN+ <iDet> +GN - sein: ain grosz **geprecht** vnd ain **gerumppel** (16/25), <16/12>)
- *10.) iDet+ <Adj> +GN - sein: ain grosz **geschray** (34/24, <18/20>)
- 11.) iDet+GN - haben: ain **gesprach** (22/31)
- 12.) pDet+GN, relDet - tun: ...iren **gnaden**, die Si...
...getan hat. (16/22, 16/24)
- 13.) Pr+GN - pringen: in **gwalt** (12/32)
- GN - beschehen: **gwalt** (22/33) (Verneinung mit 'nicht')
- GN - haben: **gwalt** (33/29)
- 14.) Pr+Det - sein: Zu **herberg** (34/14)
- 15.) <iDet+Adj> +GN - haben: ain guete **Hofnung**
(<21/24>, 12/17, 23/29, 24/37)
- *16.) dDet+Adj+GN - sein: die recht **lerrung** (12/38)
- 17.) dDet+GN - beschehen: die **kronung** (27/21)
- 18.) Pr+dDet+GN - sein: in der **hut** (16/5)
- 19.) GN - haben: **kundschaft** (15/26)
- 20.) GN - haben: **mut** (13/13, 13/26, 14/36)
- 21.) pDet+GN - beschehen: sein **not** (25/11)
- 22.) pDet+GN - tun: sein **parmung** (16/24)
- *23.) GN - tragen vnd tun: **potschaft** (10/18)
- dDet+GN - pringen: die **potschaft** (23/30)
*- Pr+GN - sein: in **potschaft** (13/29, 22/15)
*- iDet+Adj+GN - kommen: ain gewisse **potschaft** (24/17)
- 24.) dDet+GN - geschoben werden: der **rat** (14/3)
- Pr+GN - gehen: zu **rat** (23/1, 29/4, 32/32, 33/5)
- iDet+GN - haben: ainen **rat** (31/26)
- iDet+Adj+GN - geben: ainen gueten **rat** (23/24)
- *25.) Indef+Adj+GN vnd Adj+GN - geben: vil schoner **red** vnd guten **trost** (33/19)

- *26.) Pr+pDet+GN - gehen: in vnser **ruee** (18/11)
- nDet+GN - haben: kain **rue** (21/26)
* - Pr+pDet+GN - kommen: an sein **rue** (28/27)
* - Pr+pDet+GN - sein: an seiner **rue** (29/39)
- 27.) Pr+dDet+GN - kommen: in den **sin** (16/15)
- Pr+dDet+GN - sein: in dem **sin** (13/1)
- 28.) dDet+GN - messen: die **sleg** (27/6)
- 29.) <Adj>+GN - haben: grosser **sorg** (<16/8>, 13/3, 23/36, 24/21)
* - Pr+dDet+GN -stehen: in den **sargen** 14/39)
- Pr+<dDet>+GN - sein: in <den> **sargen** (<17/28>, <18/37>, 16/40, 34/34)
* - Pr+dDet+GN - kommen: aus den **sorgen** (18/28)
- 30.) iDet+GN - haben: ain **taining** (9/19, 22/29)
- dDet+GN - haben: dy **taining** (22/34)
- GN - bekommen: **taining** (12/35)
* - GN - lassen: **taining** lassen (32/14)
- 31.) GN- nehmen: **urlaub** (33/30, 33/32)
- *32.) Pr+dDet+GN - lassen: von dem **waynen** (32/2)
- *33.) Indef+GN - kommen: vil **warnung** (22/1)
- 34.) GN - haben: **willen** (15/5, 22/27)
- 35.) iDet+Adj+GN - tun: ain guet **wolgeuallen** (34/20)
- 36.) iDet+Adj+GN - haben: ain vnuerzweifleichs **wolgetrauen** (33/28)
- 37.) iDet+GN - haben: ainen **zweifel** (35/14)

6. Schlußfolgerungen

Obige Analysen haben ergeben, daß die FVG ein recht häufiges und zugleich aktives Ausdrucksmittel der DW sind. Von den 37 GN kommen 22 als Einzelbelege vor, 8 finden sich mit zwei oder mehr FV: 9.) gepet, 14.) gewalt, 24.) potschaft, 25.) rat, 28.) rue, 29.) sin, 31.) sorg, 32.) taining. Die unterschiedlichen FV drücken meistens andere Aktionsarten aus. Die Variierung von FV beim gleichen GN kann aber als reines Stilmittel dienen, wenn sie sonst etwa die gleiche Bedeutung haben (vgl. 'sorgen haben' = 'in sorgen sein').

Außer den obigen GN kommen in den DW noch fünf weitere vor: 1.) antbuert, 10.) geprecht, 11.) geschray, 16.) Hofnung, 31.) sorg, die einen Determinativwechsel (Null-, indefinites, definites, possessives Determinativ) hatten oder welche mit und ohne Adjektiv erschienen sind. Vgl. 'zu rat gehen' - 'ainen rat geben', 'in sorgen sein' - 'in den sorgen sein' bzw. 'ain geschray' - 'ain grosz geschray'.

Unterschiedliche Aktionsarten können bei gleichem FV auch durch unterschiedliche Präpositionen ausgedrückt werden (vgl. 'zu fride kommen' >< 'aus den sorgen kommen').

Von zwei FVG kann bei ein und demselben FV das eine aktivisch ('in den sin kommen'), das andere passivisch ('an keine rue kommen') sein.

Manche der FVG der DW kommen im heutigen Deutsch nicht mehr vor. Vgl. wie 'von der arbeit lassen', 'von dem waynen lassen'. Manche GN haben eine Bedeutungsveränderung erfahren, wie im FVG 'urlaub nemen' (=Abschied), andere existieren nicht mehr wie 'ain taining haben' (=Verhandlung).

In manchen anderen FVG ist im heutigen Deutsch das GN geblieben und für das fmh. FV steht heute ein anderes, wie:

'slege messen' (=ausführen).

Eine besondere Gruppe bilden FVG mit GN im Nominativ. Die folgenden FV sind hier mit im Spiel: beschehen, kommen, sein, geschoben werden. Einige von ihnen sind dem heutigen Deutsch fremd, wie 'not beschehen', andere dürften als reine Stilmittel dienen, wie 'vnd was ein geschray von den Junkchfrauen', zur Milderung des Ausdrucks von "sie haben laut geschrien".

Abkürzungen

- 24/4 = Zähler: Seitenzahl, Nummer: Zeilenzahl der DW in: Mollay (Hg. 1971)
(Die graphematischen Formen der Ausgabe von Karl Mollay wurden, soweit möglich, beibehalten. 'e' über den Vokalen wurde in Klammern hinter den Vokal gesetzt.)
- Adj = Adjektiv
- dDet = definites Determinativ
- Det = Determinativ (im Sinne von Engel, 1992, 523ff)
- DW = Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin
- Esub = Ergänzung im Nominativ (=Subjekt)
- Eakk = Ergänzung im Akkusativ
- Epp = Ergänzung mit Präposition
- FV = Funktionsverb
- FVG = Funktionsverbgefüge
- GN = Gefügenomen
- iDet = indefinites Determinativ
- Indef = Indefinitum
- pDet = possessives Determinativ
- Pr = Präposition
- relDet = relatives Determinativ

Quelle

Karl Mollay (Hrsg.) (1971): Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin (1439-1440). Wien (=Wiener Neudrucke, 2)

Literatur

- Ägel, Vilmos (1988): Überlegungen zur Theorie und Methode der historisch-synchronen Valenzsyntax und Valenzlexikographie. Mit einem Verbvalenzlexikon zu den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin (1439-1440). Heidelberg
- Bassola, Péter (1978): Die Stellung der verbalen Prädikatsteile in den Gliedsätzen der Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. In: Festschrift für Karl Mollay. Budapest, S. 21-32 (=Budapester Beiträge zur Germanistik, 4)
- Bresson, Daniel (1988): Der nominale Teil in den Funktionsverbgefügen. In: Cahiers d'Études Germaniques. Provence, Lyon, Nice. S. 111-122.
- Daniels, Karlheinz (1963): Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Nominaler Ausbau des verbalen Denkkreises. Düsseldorf (=Sprache und Gemeinschaft, Studien, 3)
- Eisenberg, Peter (1989²): Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart.
- Engel, Ulrich (1992²): Deutsche Grammatik. Heidelberg - Budapest.
- Heidolph, Karl Erich - Flämig, Walter - Motsch, Wolfgang (1984²): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin.
- Helbig, Gerhard - Buscha, Joachim (1989): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig.
- Knaurs deutsche Grammatik. Hrsg. v. Lutz Götz, Ernest W. B. Hess-Lüttich. München 1989

Loránd Benkő (Budapest):

Woher stammt das ungarische Wort "lakat"?

1. Seit der Herleitung von Melich (MNy. 10, 396) ist es eine allgemein anerkannte Meinung, daß ung. **lakat** altfranzösischer Herkunft sei (s. noch z.B.: Bárczi, Frjsz. 9, Kniezsa, SzlJsz. 876: Tesz; Hadrovics, Ungelsbkr. 342). Die Feststellung von Melich wurde im wesentlichen mit dem Hinweis von Bárczi (MNy. 29, 91) ergänzt, das ungarische Wort könne aus bedeutungshistorischen Gründen innerhalb des Französischen nur aus dem wallonischen Dialektgebiet stammen. Die Herleitung aus ital. *lucchetto*, das auf dasselbe Etymon zurückgeht, wurde – wenn überhaupt in Betracht gezogen – wegen phonetischer Gründe abgelehnt.

2. Die ungarische Wortgeschichte spricht nicht ganz für die oben erwähnte allgemeine etymologische Meinung. Der erste Beleg des Wortes stammt vom Anfang des 14. Jhs.: "era: **lakath**" (Schlszj. 1073.); in größerer Zahl erscheinen die Belege seit Mitte des 15. Jhs.. Da es sich um ein wichtiges Kulturwort handelt, ist es verdächtig, daß es zwischen den im allgemeinen früh aufgezeichneten ungarischen Werkzeugbenennungen nicht vorkommt und daß es dafür zu einer gewissen Zeit plötzlich viele Belege gab. Noch verdächtiger ist, daß es zwischen den alten ungarischen, hauptsächlich in Personennamen in großer Zahl belegten Berufsbezeichnungen keine Angaben für *lakatos* 'Schlosser' und *lakatgyártó* 'ds.' gibt bzw. daß auch diese nur seit Mitte des 15. Jhs. in zunehmendem Maße gut belegt sind.

Da die Hochperiode des altfranzösischen Einflusses bei den Entlehnungen des Ungarischen – wie bekannt – zur Zeit der Herrschaft von Béla III. in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. war und sie im 13. Jh. bereits ein Ende fand, läßt sich ung. **lakat** – im Sinne des oben Erwähnten – in diesen Zeitrahmen kaum einfügen.

Die chronologischen Schwierigkeiten der altfranzösischen Herleitung bestehen auch hinsichtlich der Lautgeschichte. Das Wort kann nur mit auslautendem "t" entlehnt worden sein, also in einer Form, der das frz. *logust* – wegen des Schwundes von "t" – höchstens bis Mitte oder Ende des 13. Jhs. entsprechen konnte. Auf eine so frühe Entlehnung weist aber die gut erschlossene ungarische Wortgeschichte nicht hin.

Die Annahme der französischen Herkunft ist auch in semantischer Hinsicht nicht besonders einwandfrei. Ung. **lakat** bedeutet seit den frühesten Belegen bis heute das Hängeschloß, frz. *loquet* hingegen nicht: als Diminutivum des afrz. *loc* 'Türschloß

mit Klinke' bedeutet es im Französischen seit je bis heute ein gewöhnliches Schloß mit Schlüssel, Klinke, Riegel usw. Eine Ausnahme bilden – worauf Bárczi (a.a.O.) hinweist – das Provenzalische und Wallonische, in denen das Wort auch eine auf das Hängeschloß bezogene Bedeutung hat. Im Ungarischen gibt es aber keine provenzalischen Lehnwörter, und auch ung. **lakat** tauchte erst lange nachdem die wallonischen Siedler nach Ungarn gekommen waren, auf. Zur semantischen Unterstützung der altfranzösischen Herleitung pflegte man die altfranzösische Herkunft von ung. **kilincs** 'Klinke' zu erwähnen; diese ist aber bei weitem nicht sicher bzw. nicht die einzige Möglichkeit: die Deutung des Wortes als innere ungarische Entwicklung ist mindestens ebenso gut (s. Nyíri: Népr. és Nyttud. 7, 81).

3. Wenn es außer der altfranzösischen Herleitung des ung. **lakat** keine andere Möglichkeit gäbe, müßte man sich damit mangels besserer Versuche und mit den erwähnten Einschränkungen wohl zufriedengeben. Es gibt aber eine andere, da sich das Wort aus dem Italienischen ohne Schwierigkeiten herleiten läßt.

Erst sei aber erwähnt, daß das Wort als Wanderwort auch in mehreren Nachbarsprachen zu finden ist: slowen. **lókot**, **lokét**, skr. **lokot**; rum. **lácăt**: 'Hängeschloß'; vgl. noch: ukr. **lakatom** 'Schlosser' (Hadrovics op. cit.; Tamás, UngEIRum. 486; Lizanec, Magy-ukr. Kapcs. 103). Diese stammen aber zum größten Teil aus dem Ungarischen, im Slowenischen und eventuell im Serbokroatischen kann man auch mit italienischer Herkunft rechnen. Als Vorgänger des ungarischen Wortes können aber diese u. a. auch aus chronologischen Gründen nicht in Frage kommen.

Im Italienischen ist das Wort eine frühe Entlehnung aus dem Französischen, noch in der Form mit auslautendem "t" (s. Battisti-Alessio, DizEtl.; Battaglia, GrDizIt.; Cortelazzo, DizEtl.). Auch auf volkssprachlicher Ebene ist es allgemein bekannt in den mittel- und norditalienischen Mundarten (s. Jaberg-Jud, AtIt. 891.). Die Bedeutung ist immer 'Hängeschloß'. Die Formen, die am ehesten als Vorgänger des ungarischen Wortes betrachtet werden können, finden sich hauptsächlich im friaulischen und vittorio-venetischen Gebiet: **lakét**, **lokét**, **lokát** usw. (Jaberg-Jud op. cit. 'Hängeschloß'): vgl. noch: **lochett** (Pirona, VocFriul.): **lochét** 'ds.' (Melchiori, VocBres.).

Die Entsprechungen unterstützen sowohl in phonetischer als auch in semantischer Hinsicht die einwandfreie Herleitung aus dem Italienischen. Der im Wort stattgefundene vokalharmonische Ausgleich ist im ungarischen eine regelmäßige Erscheinung: in der zweiten Silbe entspricht dem offenen ital. "e" ein ung. "a" (**lokát**). Der Lautwandel "o > a" in der ersten Silbe ist ebenfalls eine ungarische Erscheinung, die aber chronologisch nicht gebunden ist, weshalb damit die Entlehnung in der frühen altungarischen Periode nicht bestätigt werden kann; die ungarischen Varianten mit einem "o" in der ersten Silbe (**lokot**) kommen sowohl in der alten Sprache als auch in

den heutigen Mundarten vor (vgl. NySz.: Mtsz.), wobei das erste "a" in **lakat** vom zweiten induziert wurde.

Die italienische Wortgeographie weist auch auf das genauere Dialektgebiet des italienischen Vorgängers des ungarischen Wortes hin. Die Entlehnung aus dem venezianisch-giulianischen Raum kommt weniger in Frage, weil man dann eher mit ungarischen Formen wie **lakat** oder **lakato** rechnen müßte; vgl.: **lochetto** (Rosamani, VocGiul; Kosovitz, DizTriest.): **lucheto** (Boerio, VocVen.). Auch mittel- und südlombardische Mundarten können nicht die Gebersprachen gewesen sein, da in diesen das Wort ein "u" enthält: **luchött** (Maranesi, VocKant.); **luchett** (Korri, VocRomagn.) **luchet** (Coronedi Berti, VocBohl.); usw. Ung. **lakat** steht aber auch in phonetischer Hinsicht in völligem Einklang mit den zahlreichen, aus dem friulischen Dialektraum stammenden italienischen Lehnwörtern der ungarischen Sprache.

Zsuzsa Breier (Budapest):

**Der überwältigende Sehblitz und die Dunkelheit oder:
Literatur ohne Geschichten?
Zu Paul Nizon: Im Bauch des Wals. Caprichos.
- Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989**

Der Marschierer

"Nur nicht mit dem Bild der Eisblume im Herzen zurückbleiben" - klingt einer der für die Caprichos so bezeichnenden Nur-nicht-Sätze in Paul Nizons "Im Bauch des Wals."

Warnung? Angst? Oder eine Art Rechtfertigung vor sich selbst? Rechtfertigung des eigenen ungewohnten Verhaltens? Der Marschierer, eine der beeindruckendsten Figuren in Nizons Werk, sagt sich diesen Satz, während er von seiner Zwangsvorstellung "anrufen zu müssen" nicht loskommen kann. Die Leute meinen, er sei "übergeschnappt", "kaputt". Überall stoßt er auf Telefonkabinen, die "zum geheimen Nabel seiner Gänge" werden. Nabel und Gänge: wesentliche Momente in Nizons Buch. Requisiten der großen Metapher des Unterwegsseins, verkörpert in der Marschierer-Figur. Der es nicht gelingt, vor den Telefonkabinen wegzulaufen. Vor den Nabeln seiner Gänge. Er muß anrufen - und doch kann er nicht sprechen, er hängt immer wieder auf. Wäre die Angst zu sprechen größer als der Zwang zu sprechen? Warnt er sich selbst, nicht an den Ort zurückzugehen, wo es ihm eine "wirkliche Liebe" zuteil wurde? Wegen der Ahnung dessen, daß der Akt des "Glücks" sich nicht wiederholen ließe? Wegen seiner keineswegs unbegründeten Argwohn, nach dem gescheiterten Glück-Wiederholung-Versuches "mit der Eisblume im Herzen": ausgeleert und angeödet zurückzubleiben.

Der Marschierer. Der davonläuft und doch nicht wegkommt. "Wer er ist?" - fragt sich der Ich-Erzähler in dem Capricho "Der Marschierer". Die Figur - wenn sie überhaupt eine Figur genannt werden kann - tritt jedoch nicht erst in diesem zweiten Capricho des Werkes auf. Schon im ersten Capricho ("Soldaten") taucht ein "merkwürdiger Clochard" auf: er "marschiert". Hier jedoch wird der Figur noch keine Geschichte angedichtet. Das Merkwürdige an ihm ist eben seine Zielstrebigkeit: ein Stadtstreicher, der nicht schlendert, sondern "marschiert". Er hängt nicht an der Flasche, ist nicht zerlumpt. Seine auffallenden Requisiten sind die zwei dicken Mäntel ("sie sind seine Wohnung" - heißt Nizons Kommentar) und sein Rucksack, "den er manchmal ablegt". Zwei vielsagende Topoi, hier das erste Mal erwähnt, dann mit

immer neuen Assoziationsfeldern beladen. Die Mäntel als Schutz gegen die "Reizüberflutung"¹). Denn Nizon und seine im Werk gedichteten Ich setzten sich bewußt ununterbrochen all den möglichen Reizen der Welt aus. Es ist einerseits ein Ausgesetztsein, ein Ausgespucht-Sein (aus dem Bauch des Wals) in das Chaos des Lebens, andererseits eine gewollte Konfrontation. Wie Nizon in einem Gespräch formuliert, "reibt" er sich täglich an den Menschen, um zur "Teilnahme an den Vielen" gezwungen zu werden.² Wenn auch keine Geschichte dem Chlochard mit dem Rucksack angehängt wird, so ist es hier doch die Stelle, an der später eine Art Geschichte ansetzt. Genauer: eine mögliche Geschichte und Ansätze zu möglichen anderen Geschichten.

Station 1: Ankommen

"Er sei einer Frau wegen aus der Bahn geworfen." In diesem einzigen Satz komprimiert Nizon die "Geschichte" (eher ein Bild) des Marschierers. Wobei die Konjunktivform gleich die permutable Art der Geschichte und der Figur andeutet. Einen "pflichtbewußten und treuen Ehemann" überkommt bei einem Abendessen mit Geschäftspartnern das Gefühl, zu einer fremden Frau hingezogen zu sein und noch mehr: "Ich möchte ihr das Wertvollste anvertrauen." Plötzlich ist die Zeit aufgehoben ("Die Stunde ist auf einmal ein Schweben."), und der "Vertrauensakt" beginnt: Unsinn und Wahnsinn auf den ersten Blick, und doch ist es unmöglich, der hervorquellenden "Tiefe des Wunsches" 'halt' zu kommandieren. Das vor kurzem noch Unvorstellbare wird plötzlich Wirklichkeit. Es handelt sich ausdrücklich nicht um einen Lebemann und nicht um einen Herzensbrecher - es geht darum, wie das Unmögliche plötzlich möglich wird, wie das Unnötige auf einmal so sehr nötig wird wie das tägliche Brot. Um auf Nizons Stoßseufzer "Gib uns unser täglich Glück" hinzuweisen. Auf einmal: denn Erkenntnisse aus unserer Tiefe treten plötzlich hervor, auch wenn sie in uns schon längst wohnhaft waren. Daher nach der "Vereinigung" das Gefühl des Ankommens: "Er weiß nur, daß es ein Ankommen war wie nach langen Irrfahrten..." In dieser Deutung wäre das Ankommen zugleich ein Zu-sich-Kommen, eine Selbstfindung. Nizons Läufer-Methapher steht auch für die Suche nach dem eigenen Ich, nach der "eigenen Authentizität".³ Eine mögliche Dechiffrierung der Marschierer-"Geschichte" könnte unter dem Stichwort 'Identitätsproblematik' stehen. Die ganze moderne Literatur wälzt diese Problematik herum. In Nizons Buch gibt es einerseits eine Zwiespalt zwischen dem "alten" Ich des Marschierers und dem "neuen". Dies wäre auch als der Gegensatz zwischen Oberfläche und Tiefe, Konformität und Nonkonformität, Gewöhnung und Ausbruch, Eingeschlossenensein und Offenheit zu deuten. Mit dem das ganze Buch durchdrungenen Begriffspaar ausgedrückt: Dunkel und Licht. Nizon bleibt jedoch nicht bei diesem einem Zwiespalt stehen. Sein Marschierer kommt nicht von seinem einem Ich zu seinem anderen. Die Fäden seines Inneren

sind unzählbar und unaufspürbar. Darauf spielen Nizons Bilder wie das des verwunschenen Gartens u.a. an. Für Literaturkenner ein bekannter Topos. Der Mensch schwingt "zwischen tausenden, zwischen unzählbaren Polpaaren" - heißt es im "Steppenwolf". Hesse verglich das Ich als Chaos mit einem Sternhimmel, und interessanterweise stellte auch er diese "vielfältige Welt" zum Bild des Gartens in Beziehung: "mit hundertei Bäumen, mit tausenderlei Obst, hunderterlei Kräutern".⁴⁾ Wie viel man von dieser Vielfalt zu erkennen (in Nizons Sprache ausgedrückt: wahrzunehmen) fähig sei, darauf komme es eben an.

Auch Nizons Technik des Gestaltens seiner Figuren ist eine Darstellungsmethode, die auf das Ich als Vielfalt hinweist. Es gibt nicht eine Figur mit eigentümlichen, fest bestehenden Wesensmerkmalen. Es gibt mögliche Figuren mit möglichen Geschichten⁵ und Gesichtern, und die verschiedenen Figuren können auch als verschiedene Realisationen eines einzigen Ichs gedeutet werden. Ein anderer Schlüsselbegriff des Werkes, das Chaos, deutet zugleich die wirre Beschaffenheit dieser Vielfalt an.

Das wilde Durcheinander der Ich, diese innere Hölle im Marschierer, wird erst nach dem Erfahren der Liebe los, wobei das erste wirkliche Liebeserlebnis zugleich für das "Betreten" des Lebens steht, für das Glück per se. Eindeutig an dieser Stelle beginnt das Erkennen der Vielfalt und des Chaos des eigenen Ichs, und zugleich ein (verhängnisvolles?) Umkippen-Spiel. Vom einen Ich zum andern. Die Erprobung der Grenzen. Unbekannt und fremd erschien das Glückereignis dem tüchtigen Ehemann, nicht jedoch seinem "verborgenen" Ich. Ein Glückserlebnis - offenbar das erste "wirkliche" Liebeserlebnis in seinem Leben. Daher war es nötig, daher die elementare Gewalt des plötzlichen Gefühls. Unnötig wäre so ein Akt in seinem früheren Leben, das mehr den Namen "Zeitverbringung" verdiene. Zeit sei sowieso ein Requisit des früheren, unbewußt-unglücklichen Lebens. Glück - als außerzeitlicher Zustand? Auf jeden Fall zwei von Grund aus verschiedene Bereiche. Und gleich daneben die dem Leser heutiger Literatur wohl nicht unbekanntes Fragestellung, ob unsere Zeitverbringung, ob unsere tagtägliche Beschäftigung "nicht am Leben vorbeiführe." In dem Moment, als der tüchtige Ehemann sich diese Frage stellt, weiß der Leser schon im voraus über seinen Umschwung Bescheid. Und tatsächlich führt der Weg (in Nizons Buch) von dieser Frage in die Zielgerade "Glück". Oder nennen wir sie "Die Andere"? Scheint auch nicht verfehlt. Einen Gegenpol der Chlochard-Figur im Roman stellt nämlich das Phänomen "Alleinsein" dar. (Einen, da im Buch bezeichnenderweise jeweils mehrere Gegenlichter aufblenden!)

Beisammensein contra Alleinsein?

Mag die Glückszene der Caprichos noch so stark das Werk durchdringen, sie als Schlüsselszene zu deuten zeugt von einer dem Geiste des Werkes kraß widersprechenden eindimensionalen Auslegung. Ein permanenter Bestandteil des Werkes

scheint doch das Motiv des Alleinseins zu sein. Das ganze Werk ist durchzogen von der einführenden Vision vom vergessenen Soldaten. Abgesehen jetzt von anderen Konnotationen ist dieses stark beeindruckende Bild auch eine Vision vom Alleinsein. Der Soldat ist "mutterseelenallein", um ihn ist niemand und nichts, "nicht einmal eine Fliege oder Wespe", auch der Horizont ist der "der Ewigkeit von Leere". Sein Alleinsein evoziert einen Traum über ein Beisammensein mit einer Frau. Als eine Art Vorspiel zu der Glücksszene in "Marschierer". Während das erste Beisammensein mit einer Frau ein Soldatentraum ist, "ein hungriges Wunschträumen", wird dem Marschierer eine einmalige Glückserfüllung zuteil. Eigentlich nicht nur durch den Soldatentraum vorbereitet, sondern auch durch andere Anspielungen. Eine Vor-vorszene wäre dann das junge Paar beim Knutschen in der Caf bar, ihr "unstillbarer Durst und das Ungenügen". Erst ihr Anblick ruft das Bild des einsamen Soldaten wieder in Erinnerung.

Der wesentlichste Ansatzpunkt zu der Geschichte des Marschierers scheint in diesem Zusammenhang die Mutter-Figur zu sein. Das Capricho "Der Marschierer" ist einer Rahmenerzählung ähnlich: es beginnt und schließt mit der Mutter. Am Anfang sitzt die Mutter "im Gegenlicht"(!) wie eine erstarrte "Sitzstatue" in einem glücklosen Greisenhaus - am Ende steht eine Erinnerung an die Mutter: "weltverloren", "sehr einsam geworden; an Selbstmord habe sie gedacht [...] bitter erschien das Gesicht" - schließt das Capricho, dessen Kern eine der beeindruckendsten Liebes- bzw. Glcksszenen der Gegenwartsliteratur bildet. Das höchste Glück - eingefügt dem Unglück? Auch diese sonderbare Einbettung in den traurig-bitteren Rahmen des Caprichos und zugleich in die mit den verschiedensten Konnotationen verbundene Vielschichtigkeit des gesamten Textes; das Aufblenden, die Absonderung und der Zusammenschmelz der farbigen Gegenlichter leiht der Szene eine eigenartig-eindrucksvolle Umgebung. Faszinierend sind aber auch die gelungenen Wörter, Sätze und Bilder: gedicht-eigene Qualitten⁶ wie eigenständig verdichtete und phantasiereiche, emotionsgeladene und wirkungsintensive Darstellungsweise kennzeichnen Nizons Stil in diesem Werk. "Er schaut ihr ins Gesicht, er merkt, wie er ihre Züge in sich aufzunehmen, wie er in ihren Augen zu forschen, in ihrer Aura zu wohnen beginnt. [...] Er denkt, sie trägt mich hin, sie ist wie eine Wohnung mit vielen Räumen, ich ergehe mich in ihr." "...während seine Augen in die ihren eintreten und dann, der Nähe wegen, blind werden..." Die faszinierenden Worte sind diesmal nicht nur wegen ihrer Schönheit zitiert worden⁷: so nebeneinandergestellt fällt ein sonst nur unbewußt wirkender, wesentlicher Baustein des Werkes auf. Der unsichtbare Faden, der diese Bilder miteinander verbindet und sie zugleich in den Kern des Werkes integriert, könnte das "Wohnen" (und all die möglichen Konnotationen dazu) markieren. Zwei Alternativen menschlichen Lebens verkörpern in diesem Zusammenhang der Bauch des Wals auf der einen Seite und das Marschieren auf der anderen. Für Nizons "Helden" ist kein Fixpunkt erstrebens-

wert. Im Gegenteil: sie versuchen wegzukommen. Ihre Konstante ist gerade die Unruhe des Aufbrechens. Mit für Nizons Werk so bezeichnendem militärischen Termin ausgedrückt wäre es der Ausbruch auf dem Feldzug. "Ich bringe mich immer wieder in Gefahr, indem ich aus etablierten fäulnisverdächtigen Lebensformen ausbreche und mich Extremsituationen aussetze" - deutet Nizon seinen "Kampf" als Schriftsteller.⁸ Im krassen Gegensatz zu der Zentral-Figur des letzten Caprichos. Joe, der im fettigen Bauch des Wals seine Sicherheit hat, ist dem Autor offenbar mehr rätselhaft als die Marschierer-Figuren. Für Letztere scheint das vorübergehende "Wohnen", das Eintreten-Dürfen in die Augen, in die Aura des Anderen, in die "fremden Gärten" (wie es in dem dritten Capricho "Die Gärten des Glücks" heißt) mehr wert zu sein als die beruhigende Wärme des Bauches des Wals. Der nicht nur Schutz bietet vor dem Anderen, sondern zugleich verschließt. Und ein Kennenlernen des Anderen ausschließt. Ein Unterschied zu dem ebenfalls schützenden, jedoch nicht isolierenden Chlochard-Mantel. Die leitmotivartig wiederkehrenden Wendungen wie wohnen, Gänge, Gärten, eintreten, gehen, ankommen etc. gestalten im Buch eine eigenartige Vorstellung über die Art der menschlichen Beziehungen. Die räumliche Darstellung des Inneren des Menschen und des Zwischenmenschlichen läßt vor dem Leser ein sehr aussagekräftiges Bild aufsteigen: der Mensch selber als eine Wohnung mit Räumen und Gängen dargestellt, wobei Wege nicht nur in sich selber führen, sondern auch ineinander. Wobei die Gänge, egal ob die in uns oder die zueinanderführenden, sich letztens als Labyrinth erweisen. Nizon und seine Helden⁹ versuchen diese Gänge zu "betreten". Kein Zufall, daß selbst das "Leben" bei Nizon zu "betreten" sei. Was in der Gegenwartsliteratur sonst häufig als "ungelebtes Leben" genannt wird, ist in Nizons Beitrag zu dieser vieldiskutierten Problematik stilgemäß das "unbetretene Leben". Erwartung sei ein "Raum", der sich nicht "mit dem Stoff der Erfüllung" stillen ließe, aus der Welt könnte man "fallen", die "dicktuchene Behausung" der Chlochards, die zwei Mäntel könnten eine Art Kompensation für die verlorene Geborgenheit des Mutterleibs darstellen, eine verabsolutisierte Entsprechung dafür sei eben der Bauch des Wals, und die Reihe wäre noch fortzusetzen.

Max Frisch meinte, der Akt, den die großen biblischen Worte "...und er erkannte sie..." bezeichnen, finde nur ganz selten statt.¹⁰ Joe, Nizons "dicker Mann", scheint gerade dieses Kennenlernen nicht zu wollen. Ein mehr "außerirdisches Wesen", denn wer kann schon "ohne Sex ohne Lust ohne Leid ohne Interesse ohne Verlockung ohne Schuld" auskommen. Unmöglich. Unmenschlich. Die Flucht vor dem Menschenlos. Die Flucht vor dem Leiden-Müssen. Das Sich-Verkriechen und Sich-Einschließen, um - wenn man schon ohne Schmerzen nicht auskommen kann - lieber auch auf die Lust zu verzichten. Joes Fettschicht um seinen Körper steht mit dem fettigen Bauch des Wals im Zusammenhang. Verzicht auf das Kommunizieren, auf das Sich-Reiben-Lassen am Leben. Und noch eine Assoziation (Nizons!): der

Mutterleib. Es ginge vielleicht nicht bloß um ein ungelebtes Leben, sondern um ein nie betretenes: "...wäre er, kaum aus dem Mutterleib verstoßen, gleich in den Fettleib gekrochen, um sicher zu sein, nie leiden zu müssen?" Sei es möglich ohne das Erfahren von Schmerz und Lust zu leben? Könne man dies vermeiden? Abzuwehren? Dient vielleicht auch der Schanzgraben des Soldaten diesem Zweck? Jedoch steht Joe mit seinem Zurückschrecken vor dem In-Die-Welt-Geraten in Nizons Buch als Ausnahme. Auch als Gegenpol zu den seit der Romantik in der Literatur gängigen Figuren, die gerade "in die Welt" hinauszugeraten bestrebt sind. Nizons Werk kreist um Figuren, die losziehen, um ihr Glück zu versuchen. Wie sein Marschierer. Er fürchtet gerade "vor lauter Trostlosigkeit aus der Welt zu fallen". Joes eiliges Sich-Retten aus dem einen schützenden Leib in den anderen steht nicht nur als Ausnahme und als Gegenpol zu der Marschierer-Figur, sondern auch als Rätsel. Außer ihm scheint dieses totale Zurückziehen vom Leben keiner vollbringen zu können. Denn verstoßen ist sowohl der vergessene Soldat an der Grenze zur Mandschurei als auch der Marschierer und die Chlochard-Figuren, sogar die Mutter. Verstoßen - nämlich unwiderruflich in die Welt gesetzt sind alle. "...hinkommandiert und vergessen worden" ist der Soldat, "weiß längst nicht mehr wozu, fragt sich nicht danach, macht weiter-" So erging es auch dem Marschierer, bevor sein Marschieren begann. Auf die Frage, was er da tue, antwortet der Soldat: "Befehl. Die Worte Grenzsicherung, Feinderwartung und Pflichterfüllung gehen in verlegenem Murmeln unter." Auch der Marschierer (vor dem "Ankommen"!) würde etwas Ähnliches murmeln - Pflichterfüllung, Tag für Tag. Die "täglichen Pflichten", die dem LEBEN im Wege stehen. Ein Thema in Nizons "Canto".

Das In-Die-Welt-Gesetztsein, das Verstoßensein vom Mutterleib ist ein zentrales Bild der Caprichos. Nicht zufällig bildet einen der Ansatzpunkte zu der Geschichte des Marschierers gerade die Gestalt der Mutter. "Die Mütter, die ihre Kinder aus- und in die Welt verstoßen." Und der Kreis schließt an diesem Punkt: zwar "sind es die Mütter, die die Söhne auf die einsame Wanderschaft schicken...", sie sind aber selber in die Welt verstoßen. Mit dem trostlosen Bild des Alterspflegeheims, mit dem weltverlorenen Gesicht der Mutter klingt die letzte Szene des Buches zusammen: der Ich-Erzähler, in einem aufgeräumten, leeren Lokal, als letzter Gast ("der letzte Mensch?" - fragt er sich), muß wieder an den vergessenen Soldaten denken: "Ich strecke dem Soldaten das Mikrofon hin. Ein letztes Wort, bitte ich halblaut. [...] Ist jemand da? sagt der Soldat. Ist jemand da? wiederhole ich laut. Wie bitte? sagt der Kellner. Unwichtig, sagte ich..." Nizons Urteil in bezug auf die Gewichtigkeit dieser Frage sollte man nicht wörtlich verstehen. Eine leise (bittere?) Ironie ist aus seinen Worten herauszuhören, und sie trifft. Ob jemand da sei, ob man dies wahrzunehmen fähig sei, ob man den anderen zu erkennen vermag, ob man aus diesem gemeinsamen Dasein "Glück" zu zaubern imstande sei - laute Fragen Nizons Werks, die sich nicht überhören lassen.

Die Frage gewinnt an Relevanz, wenn wir sie in den Komplex Alleinsein-Beisammensein stellen. Sei der Soldat vielleicht gar nicht allein, nur einsam? Oder hat er sich so sehr an seine Einsamkeit gewöhnt, daß er unfähig wurde zu einem Beisammensein? Auch auf einen anderen Themenkomplex des Buches weist die Frage hin: der Marschierer stellte sich die Frage, ob seine Zeitverbringung nicht am Leben vorbeiführe. Am Ende des Buches stellt sich eine von Nizon zwar nicht explizit formulierte und doch vom ganzen Buch herauslesbare andere Frage: ob man nicht aneinander vorbeilebt? Könnte das Davonlaufen auch als Aneinander-Vorbeilaufen interpretiert werden?

Station 2: Das Aufbrüllen des Schmerzes

Der Weg des Marschierers begann erst nach dem ersten Erfahren des Glücks. Vorher gab es den Marschierer nicht. Es gab den tüchtigen Ehemann. Am Anfang war ein "Zeitverbringen", das am Leben und an anderen Menschen vorbeiführte. Dann plötzlich Liebe, Glück, Erfüllung: das Ankommen - was aber nachher? Komischerweise beginnt das große Marschieren erst nach dem Ankommen. Wäre es demnach ein Davonlaufen? Flucht vor dem Glück? Ankommen als Gegen-Zustand zum ungelebten Leben? Nizons Formel heißt jedoch nicht etwa 'ungelebtes Leben contra Glück' (=Ankommen). Die Marschierer-"Geschichte" ist mit dem Ankommen noch längst nicht abgeschlossen. Erst nachher beginnt doch das Marschieren. Demnach läßt sich "Ankommen" eher als eine Zäsur im Leben von Nizons Figur interpretieren. Dies bedeutet jedoch wiederum nicht, daß die Zäsur etwa ungelebtes und gelebtes Leben voneinander trennen würde, denn nach dem Einschnitt folgt nicht das Leben. Und doch bedeutet diese Zäsur ein "Entweder-Oder".¹¹ Nizons Helden, ausgesetzt an der "Lebensfront", sind gezwungen, eine existentielle Wahl zu treffen: ewiges Dunkeln oder Sehblitz, wenn auch nur für einen Moment.

Was kommt nun nach dem Einschnitt? Ein "Wechselbad der Gefühle". Ein Versuch, das alte Leben, als wäre nichts geschehen, fortzusetzen, scheitert: als der Marschierer seine Frau nach seiner Rückkehr in die Arme nimmt, wird ihm auf einmal übel: "es ist ein Würgen [...] Erstickungsangst". Zu Hause anzukommen nach dem richtigen "Ankommen" ist unmöglich. Das Erlebnis auszumerzen ebenfalls. Denn "es schmerzt". In Nizons Wörterbuch ist "Schmerz" kein negatives Wort. Ohne Schmerz davonzukommen gelingt nur "außerirdischen Wesen", wie etwa Joe. Dem Schmerz zu entweichen bedeutet jedoch das Verspielen des Lichtes zugleich. Schmerzlos zu leben sei nur in der Dunkelheit, im Bauch des Wals möglich. Nizons und seines Marschierers höchster Wunsch ist gerade diesem Dunkeln entkommen zu können, wenn auch nur für Momente: "nur nicht im versiegelten Waggon durch eine undurchdringliche Dunkelheit in den Tod reisen..." Nizons Marschierer ist "licht- und sichthungrig", wohl aber "dunkelheitsängstlich". Kein Wunder, daß er den Schmerz nicht bloß

"willkommen" heißt, sondern sogar "auf das Aufbrüllen des Schmerzes" wartet. Sein Schmerz gehört zu seinem phänomenalen Glückserlebnis. Er ist eine (und zugleich "die einzige") "Verbindung dahin zurück". Eine Spur blitzte auf, eine "Ahnungsspur". Und von da an gilt es, dieser Spur zu folgen. Daher sein Wunsch zurückzugehen.

Kaum ist er wieder in Paris, taucht das einmal empfundene und nun so sehr ersehnte "Gefühl des Angekommenseins" wieder auf; "angekommen - weit mehr als zu Hause: im Fest des Lebens, nicht weniger." Das Wort ist zwar das gleiche, und doch geht es diesmal um etwas anderes. Sollte der Leser zweifeln an der Wiederholbarkeit der Euphorie des Ankommens, wird er seine Argwohn bestätigt sehen: ja, diesmal ist es ein "forciertes Glücklichein". Gewaltsam hervorgerufen durch Erinnerung und Sehnsucht, aber nicht durch ein authentisches, erstmalig-einmaliges Erleben. Ob es möglich wäre, zweimal am demselben Ort anzukommen - bedeute dies nicht eher ein Verkriechen vom Mutterleib in den Bauch des Wals? Die gleiche Lust und der gleiche Schmerz läßt sich offenbar nicht wiederholen. Der Marschierer müßte dies auch eingesehen haben, denn mag sein Verlangen nach "Wiederanschlußhaben" noch so wild sein, spürt er im gleichen Moment auch die Lächerlichkeit und Fürchterlichkeit seines Zustandes. Auch daß es ihm nicht mehr um das Wiederfinden des Mädchens geht, bleibt ihm nicht verborgen. Das Nizons ganzes Werk durchziehende "In-Frauen-Ankommen-Wollen" ist nicht bloß wort-wörtlich auslegbar: "Frau Leben" ist einer seiner Texte betitelt, und dies zeigt auch, wie die Begriffe Frau-Leben-Glück-Ankommen zusammengehören.¹² Es ist nun nicht die Suche nach der Geliebten - die Lust überkippte doch gleich in Glück -, sondern die Suche nach dem "Ankommen". Der Marschierer läuft also nicht ganz ziellos herum. "Verirrt" zwar "in dem verwünschten Garten seines Inneren", doch gibt es eine "Spur". Einen Sehblitz. "Manchmal blitzt eine Spur, Ahnungsspur auf, es ist, als risse ein Vorhang, ein Schleier; und gleich wieder vorbei." Der Augenblick des Sehblitzes. Des Glücksempfindens. Offenbar kein festes Land. Nichts vom Dauern. Und doch besser dieser Spur nachzujagen als sich mit der Dunkelheit abzufinden. Denn "ohne Funken müßte man verfinstern"¹³ - um die vielzitierten Worte in dem Komplex des ganzen Werkes zu sehen. Sie markieren nicht nur Nizons Schreibantrieb, sondern auch den Weg des Marschierers.

Station 3: Das Marschieren (Davonlaufen?) beginnt...

"Warum läuft der Marschierer?" Er erkennt den trostlosen Zusammenhang zwischen Erwartung und Erfüllung nicht erst nach der Erfahrung der Unstillbarkeit der Sehnsucht. Er weiß darüber Bescheid. Darum kann es im Buch kein Happy end geben. Das GLÜCK hat er ja einmal erfahren: er weiß, wo es zu suchen ist. Müßte er nur zurückgehen, und wäre es wieder da? Daran zweifelt er wohl. Daher sein Aufbrechen. Ist es die Angst vor der Wirklichkeit, die ihn gehen läßt? Die Flucht in die Phantasiewelt?

Eine mögliche Antwort auf die Frage bietet einer der Träume, die in Nizons Werk bezeichnenderweise von größter Relevanz sind. "Der Traum ist die primäre Realität" - sagt Nizon.¹⁴ Diesmal geht es um einen Traum des Ich-Erzählers, der offenbar keinen Fremdkörper zu dem Autor Nizon bildet. Es träumt ihm, daß er sich mit all seinen eigenen schriftstellerischen Utensilien in einer Art Abstellhalle befindet. Rundum Dunkelheit, Chaos, Lärm und eine feindliche Frau. Orientierungs- und Anschlußversuche müssen scheitern, denn wegen der Dunkelheit bzw. seiner "quasi" Blindheit bleibt er "gefangen". Gefangen, wie der Soldat an der Grenze zur Mandchurei, der ebenfalls weit weg vom Leben stecken bleibt. Gefangen, wie die Mutter im Alterspflegeheim oder in der Villa, von der sie nur in Begleitung ausgehen kann. Von wo keine Spur ins Leben führt. Gefangen, wie in der Dunkelheit des versiegelten Waggons, der am Leben vorbeirast. In der tiefen Dunkelheit steckengeblieben, wie man im dunklen Bauch des Wals seine Zeit verbringen kann, ohne ins Leben kommen zu können oder wollen. "Zwangseinquartiert" - denkt der Träumende. Ein "Provisorium" - hofft er. Beide Bemerkungen könnten auch als Attribute des menschlichen Lebens schlechthin gedeutet werden. Wie das ganze Tableaux. In einem Traumbild komprimiert Nizon, wie ein Mensch im 20. Jahrhundert sich und die Welt empfindet.

Eine der Antworten hieße also: der Marschierer läuft, um aus der Dunkelheit herauszugelangen, um "ins LEBEN" zu kommen, wie es in dem Capriccio "Die Gärten des Glücks" großgeschrieben steht. Dieser Traum könnte übrigens auch als **eine** Schlüsselszene - denn **die** Schlüsselszene gibt es in dieser Vieldimensionalität sicherlich nicht! - gedeutet werden: hier treffen nämlich viele Fäden aufeinander, die das ganze Buch durchziehen. Es genügt hier der Rekurs auf das Motiv "Dunkelheit": es ist auch ein Grundmotiv des Traumes. In engem Zusammenhang mit dem Phänomen "Sehblitz". Im Traum heißt es: "Ich tappte durchs Dunkel, und von Zeit zu Zeit hatte ich einen Sehblitz, der mir die ungefähre Lage der Dinge verriet, und schon stürzte ich wieder in Blindheit..." Der Marschierer kann sich im Dunkel nicht mehr "zu Hause" fühlen, denn wer einmal den Sehblitz hatte, wer um das andere Leben weiß, der muß sich auf den Weg machen. Wer einmal die Wahl getroffen hatte, kann sich nicht mehr mit dem Dunkeln abfinden. Mit dem Chaos. Mit dem Unwissen. Wo man nicht weiß, wozu man da ist. Die Frage stellte sich schon beim Soldaten. Nizon gibt auch diesmal mehrere Variationen: ob man selber blind sei oder unschuldig am Nicht-Sehen. Ob man in die Dunkelheit zur Welt kommt, oder sich selber verkriecht. Walte über uns der Schicksal, oder seien wir an unserem Unglück selber schuldig. Sei unser chaotischer Zustand tatsächlich Provisorium? Geht es nicht eher darum, daß wir die Gegenwart zu erleben nicht fähig oder mutig sind und ihr daher das Attribut "provisorisch" anhängen? "Am Starkstrom Gegenwart hängen" - wie sich Ingeborg Bachmann ausdrückt, sei ja doch mehr anstrengend, als etwa im Bauch des Wals die warme, dunkle Geborgenheit zu genießen. Sei der Soldat ein Defaitist? Dies könnte

erklären, weshalb er sich nicht für die Flucht entscheidet: "Auch konnte er keinen sonderlichen Mut in sich entdecken, nicht genügend Untermehmungslust. Wohin soll er desertieren? In seinem Graben kennt er sich aus." Umso mehr bewundernswert die Mut des Marschierers.

Auch über die Schwierigkeiten des Anschluß-Findens spricht der Traum. Inmitten des Chaos läutet der Telefon: "Ich schrie, der Anruf sei für mich, tastete mich vorwärts, stieß auf ein Hindernis, suchte nach einem Ausgang und blieb, während die Frau den Hörer wieder auflegte, in einem unüberwindlichen Verhau und in meiner totalen Trübnis stecken." Die Komik der Situation ist überschattet: Mitleid empfindet der Leser angesichts der vergeblichen Ausbruchversuche von Nizons träumenden Figur. Ihr Bemühen um Anschluß ist zugleich das Bemühen des Marschierers. Man denke nur an seine vergeblichen Versuche, die Geliebte anzurufen. Das Hindernis lag in ihm; so könnte man aber eigentlich auch den Traum enträtseln. Es gibt überall Nabel und Kabel und Fäden - es muß dann auch der Anschluß möglich sein. Anschluß zu haben: am Leben teilzunehmen. Kommunizieren zu können. Darauf käme es eigentlich an. Das wäre die Kehrseite von Alleinsein. Ein einziges Mal gelang es dem Marschierer Anschluß zu finden. Und zwar (für Nizon bezeichnenderweise) in einem Liebesakt: als er in der Aura der Geliebten zu wohnen begann. Denn Nizon sieht "die primärste Form des Kommunizierens" in dem Sexuellen. Das Überkippen des Lustrauschs in den höheren Geisteszustand 'Glücksempfinden' mache den Menschen zur Liebe und Teilnahme fähig: "In meinen Augen sind Eros und Sexus Möglichkeiten einer gesteigerten Teilnahme an Allem und Jedem."¹⁵

Doch Nizons Marschierer gelingt es im Buch nur ein einziges Mal der Anschluß. Das Gefühl der Fremdheit herrscht sonst vor: auch zwischen Mutter und Sohn. "Unser beider Schweigen wie nebeneinander vertäute Boote, hob und senkte sich. Was hat sie mit mir zu tun?" - fragt sich der Sohn in bezug auf seine Mutter und verfolgt zugleich seine Gedanken über die seltsamen Verhältnisse menschlichen Nebeneinanders weiter: Was hat sie mit meinem Vater zu tun gehabt, dem Fremden? Ich spürte die Kälte durch die Scheiben, ein Einfrieren." Kommt es unausweichlich zu der Kälte, zum Gefühl des Fremdseins? "Keiner kennt keinen" - heißt es bei Marie Luise Kaschnitz.¹⁶ Einfrieren als unabänderliche Schicksal des Vertrauensaktes? Muß die Wärme irreparabel erkalten? Wieder ein möglicher Grund zum Aufbrechen. Bezeichnenderweise macht sich der Ich-Erzähler - in seinen Gedanken - dann auf den Weg, als ihr die Mutter wie eine "Sitzstatue", "unrührbar" und "unerreichbar" scheint. Flucht vor Erstarrung. Sein Weg ist der des Marschierers. Ihm läuft er nach.

Station 4: Das Labyrinth

Zum Motiv des Aufbrechens gehört das Bild des Rucksacks. Das erste Mal im Buch tritt er als Requisit des Chlochards auf. Vorläufig noch ohne Geschichte sowohl

der Chlochard als der Rucksack. "Die Habe steckt wohlverwahrt und festverschnürt in dem tomisterförmigen mit Metallgestell versehenen Rucksack. Den er manchmal ablegt..." Die Bezeichnung "Tomister" fällt auf: wieder ein Wort aus der Militärsprache. Bei Nizon geht es in diesem Zusammenhang immer um Kampf. Wo es um Leben und Tod geht. Um Ausgesetztsein "an der Lebensfront". Der Tomister ist zugleich eine Anspielung auf das Bild über den vergessenen Soldaten. Später eine kleine und doch bedeutsame Ergänzung: "den Hals wie unter einem Joch vorgestreckt..." An Relevanz gewinnen die Attribute des Rucksacks bzw. das ganze anknüpfende Assoziationsfeld bei jeder neuen Erwähnung. Dem Wort "Joch" wird erst rückläufig Gewicht verliehen. Rucksack steht auch für die schwere Last, die man tagtäglich mitschleppt. Auch wenn man aufbricht. Denn "festverschnürt" in uns steckt unser früheres Ich, unsere Vergangenheit, das Erworbene und Erreichte. Die Frage, ob es möglich wäre, sich von dieser Last zu befreien? Den Rucksack endgültig abzulegen?

Bei der nächsten Erwähnung steht der Rucksack mehr für das Aufbrechen-Wollen. An der Stelle, wo der Ich-Erzähler von seiner Mutter im Altersheim Abschied nimmt und in seinen Gedanken dem Marschierer nachläuft. Der Rucksack hier als Metapher für das Flüchten-Wollen. Ein Sich-Zurückziehen von der Realität in die Phantasiewelt, wo erst ein freies Ablegen oder Schultern möglich wird. "Festverschnürt" in dem Sack scheint die mitzuschleppende Last doch eine Erleichterung zu sein. Unsere "Eigenlast" nicht mehr in uns tragen zu müssen sondern nur noch in einem Sack verschlossen mitzuschleppen sei doch ein Fortschritt. Beide in den zwei Episoden konzipierten Konnotationen kommen an der nächsten Stelle exakt zum Ausdruck, zugespitzt als zwei gegensätzliche Prinzipien: Last, Zwang, Gefangensein auf der einen Seite und Freiheit, Weggehen-Wagen, Distanz-Nehmen-Können auf der anderen Seite. Auch diesmal geht es nicht um eine Zweipoligkeit. Hinzugefügt wird dem Bild bei der neuen Erwähnung ein weiteres Attribut. Nämlich die Absurdität der ganzen Sache, wie man zum "Rucksack" kam. Beim Anblick eines Inhaftierten, dem sein Rucksack von einem Fremden nachgetragen wird, meint Nizon: "so ähnlich könnte der Marschierer zum Rucksack gekommen sein. Er hat den Rucksack als Pfand, möglicherweise für geliehenes Geld, aufgedrängt bekommen. Das Requisite wäre an ihm hängengeblieben." Unsere "sowohl wie ein Strafobjekt als auch wie ein Freiheitssymbol" wirkende Rucksack-Last sei also etwas Fremdes, gehöre gar nicht uns, sie wurde nur "zu eigen gemacht". Schleppen wir demnach überflüssige, fremde, unnötige Lasten mit? Wäre es dann doch möglich, sich davon zu befreien?

Erst im nächsten Capricho, wo als Rucksack-Last das "häusliche Problem", das "unverstandene häusliche Unglück" bezeichnet wird, wird der Wunsch des Ich-Erzählers geäußert, diese "Eigenlast" "ein für alle Mal" abzuwerfen, "aus der Welt schaffen" zu können. Die Last, die an uns hängt, mit uns gewachsen ist und doch nicht zu uns gehören müßte. Und schon wieder steht der Flucht aus dem Alltag, dem Unglück der

Realität die Abwehr "Phantasie" entgegengesetzt: "ich war wohl immer [...] mit der Abwehr von Mißbehagen befaßt; und andererseits mit Phantasien, die vom Unglück wegführten." Ebenso nahm der Ich-Erzähler Abschied vom Altersheim: lieber Flucht in den Traum. Der Rucksack, unsere Requisiten, die zu uns gehören und zugleich uns fremd sind. Mal Last, mal ein Aufbruchsrequisit, mal der Wunsch abzulegen, mal zu schultern um wegzukommen: ohne Zweifel ein Zentralbild des Buches. Wir sind aus dem Abstellhalle-Traum ausgegangen, der all die wichtigsten Schlüssel motive enthalten soll: das Wort Rucksack suchen wir jedoch vergebens im Traum. Und doch scheinen die "Arbeitsutensilien", all das "Eigenste, Wichtigste!" in diesen Komplex zu gehören. Sie bilden einen Grundbaustein des Traumes. Ihr Hauptmerkmal ist, daß sie sich "in chaotischem Zustand" befinden. Mit Schrecken erfüllt den Träumenden, daß sie, die eigensten Sachen, "jedem Fremden zugänglich" sind. Wegzukommen aus diesem "Verhau" scheint unmöglich und doch ist es höchster Wunsch. Offenbar nicht ganz fremd dem "Rucksack"-Motiv! Es führt zugleich zu einem anderen Schlüssel motiv des Buches.

Das "Chaos der inneren Vorgänge" wird an einer mehr autobiographischen Stelle des Buches "Labyrinth" genannt, "vor dem man nur flüchten und in den Schlaf sinken kann..." Das Labyrinth, in dem man sich verirrt, wie der Marschierer "in dem verwunschenen Garten seines Inneren" verirrt ist. Und doch steckt in dem Bild des Labyrinths nicht nur die Möglichkeit des Irregehens, sondern auch etwas Positives: die Möglichkeit des Weggehens, des Abwerfens der Last des Rucksacks - auch wenn die Grundkonstellation unbewältigte Wirklichkeit contra Phantasiewelt auch diesmal gilt. Das "Labyrinth der Selbsterfindung" gibt es dennoch: "Wenn ich tief genug eindringe, werde ich mich aus dem rüden Fell meiner Bedingung befreien, die Beladenheit abwerfen und forteilen." Und wenn der Weg von der sicheren, jedoch unglücksbeladenen Realität ins Labyrinth führt, riskiert Nizons fiktional-autobiographischer Icherzähler den Aufbruch. Er läuft vom Unglück weg. Er möchte "alle Züge der Phantasie besteigen und in tausend andere Leben verreisen." Nizons Davonlaufen richtet sich nicht einfach in ein anderes Leben, sondern "Ins LEBEN". Und dieses großgeschriebene Leben sei das Leben "als Roman".¹⁷

Das Davonlaufen des Marschierers und des Icherzählers treffen sich an diesem Punkt. Nizon, sein Icherzähler und seine Marschierer-Figur sind "Läufer". Im Labyrinth. Tastende. Die um die Anschlußhaben-Möglichkeit wissen. Auf die Frage, was der Marschierer suche, lautet eine der gleich zurückfragenden Antwortmöglichkeiten: "Den Faden?" Das Wort "Faden" könnte beim Entziffern des ganzen Labyrinth-Komplexes von Relevanz sein. Der Faden als Schlüssel, mit dem aus dem Labyrinth herauszufinden möglich wäre. Wie in der griechischen Mythologie. Es wird nicht behauptet, Nizon meine gerade diesen Vorfall, wenn er über Labyrinth und anderswo über Faden schreibt. Und doch können die beiden Stellen im Bewußtsein des Lesers

aufeinandermontiert erscheinen. So setzt sich eigentlich das ganze Buch zusammen. Die Kabel, die auch in der dunklen Abstellhalle da sind, und sogar einen Anschluß ankündigen, und dann trotzdem die Ohnmacht. So stoßt auch der Marschierer auf "geheime Nabel seiner Gänge", und doch kommt der Anschluß nicht zustande.

Und ob es durch die augenblickliche Orientierung gelingt herauszukommen, weiß man nicht. Nizon gibt die verschiedensten Antworten. Mal tappt sein Träumender ganz vergeblich durchs Dunkel. Mal gibt es ein Ankommen. Mal ist die "Spur erkalte", die "Fackel erlischt" und man steckt wieder in seiner Lethargie, in dieser "Erbsünde". Mal meint man, den Weg zu kennen. Nizon macht es dem Leser nicht leicht, eine Antwort herauschälen zu können. Denn es gibt offenbar die Antwort nicht. Es gibt "Eindrücke Sinnesmeldungen ausgelöste Gefühle Gedanken". Vom Glücksfinden keine Rede. Höchstens von der "Glücksillusion".

Über den Stillstand des Herzens oder die Glücksillusion

Es gibt in Nizons Buch eine in dieser Studie viel erwähnte Stelle, oft als "Glücksszene" gekennzeichnet. Eine Stelle über Glück. Nicht ganz 5 Seiten in dem 181 Seiten starken Buch. Es kommt zwar nicht auf die quantitative Proportion vom Glück und Unglück an, doch fragt man sich, weshalb die Verteilung von Licht und Schatten so unausgeglichen. Was gibt es außer der Glücksszene? Die Frage kann gestellt werden. Auch wenn man weiß, daß Nizons Buch nicht mit diesem einzigen Gegenpaar nähergetreten sei. Wesensmerkmal des Glücks scheint eben seine Intensität zu sein. Die überwältigende Kraft des Sehblitzes. Mag er noch so kurz aufblitzen. Der Wunsch nach dem "täglich Glück" sei ein Nonsens. "Dauern" und einem "auf immer" gehören kann es nicht. Am besten wäre es, dies gar nicht zu wünschen. Sonst fällt man aus dem Paradies. Wie es Nizon anhand einer Erste-Liebe-Geschichte formuliert: "Damals bin ich wohl im Paradies gewesen. Doch nicht für lange. Es fraß sich der Gedanke des Habenwollens und damit die Furcht ins Paradies."

Glück - wieder eine Menge von Variationen: wäre es die "Ausgießung", das "Körperglück"? Oder wäre es die "Offenbarung", die "in einem Haufen Herbstlaub stecke"? Oder gebe es nur das endlose Warten auf die wenigen Augenblicke des Glücks? Das Entgegenmarschieren genauer? Das "Herbeisehnen" selbst? Nur im "Gewebe des Traums" möglich? Oder wäre es der Sehblitz? Und was davon erhalten bleibt, die Erinnerung, hat dies auch noch etwas mit dem Glück zu tun? Die Stelle, wo Nizon nach dem Geheimnis der überwältigenden Kraft des Sehblitzes fragt, kann auch zu seinen "gelungenen Worten" hinzugezählt werden: "Man möchte sich an das Geschaute hängen wie die Biene an den Blumenkelch, [...] das ganze Leben scheint unwiederbringlich aus dieser Ritze zu blühen. Es ist der Stillstand des Herzens. Und ein langer Faden der Erinnerung läuft davon aus, der Faden führt weit." Die Ruhe der Unruhe. Der Stillstand des Herzens, wo die Zeit stehen bleibt. Es gilt indessen doch

weiterzulaufen. Konkrete und abstrakte, romantische und zynische Antworten - auf Nizonsche Art sei alles möglich, auch die verschiedensten Deutungen zugleich. Das "Glück" hängt in Nizons Buch sehr eng mit der "Angst vor Geschichten" zusammen. Der Marschierer erlebt das erste Mal in seinem Leben Liebe und doch läuft er weg. Er will nicht aus dem Paradies fallen. Hat Angst, daß auch aus dieser Liebe eine Geschichte wird. Und die Geschichten sind "falsche Friedensabkommen". Das Falsche an der Geschichte: daß sie ein Ende hat. Nizon revoltiert gegen das Geschichtenschreiben: es ist für ihn "ein Abpacken, ein Sterilisieren; abpacken, und dann kann man oben noch zuschnüren, und es ist drin..."¹⁸ Das Leben ist nicht in einen Rucksack abzupacken und so zu fassen. Es entgleitet. Es ist nicht als Ganzes zu fassen: die Wirklichkeit kann nur "partikelweise gewonnen werden"¹⁹. Nizon will nicht sterilisieren: er will eher infizieren. Sich und die Leser mit dem Leben, mit der Wirklichkeit infizieren. Damit man nicht einfach vorbeilebt, sondern "teilnimmt".

Sein Marschierer trifft auf seinem Weg auch später Frauen, und immer konsequenter flüchtet er vor Geschichten. Es ist auch die Flucht vor Erstarrung. "Es soll der Anfang stehenbleiben, der nackte Anfang ohne Personalien und Geschichtenstil" - sagt er sich nach der ebenfalls betont mehrfach auslegbaren Szene mit dem Animiermädchen. "Verwerflich", "banal", "unterm kalten Zeichen erkaufte Gunst" in der einen Deutung. Zugleich stellt aber die gleiche Szene eine "archaische Form der Verständigung" dar. Sie könnte auch als "Insel" (Glücksinsel), "Ankommen", "Überlaufen" interpretiert werden.

Was geschah nun in der 'wirklichen' Glücksszene? Die sich auch darum als eine Schlüsselszene interpretieren läßt, weil sie nicht (wie sonst im Grunde genommen all die Szenen des Buchs) durch andere möglichen Variationen aufgehoben wird. Dem Zauber des Erlebnisses ist vielleicht mit dem Zauberwort "das erste Mal" näherzutreten: Der Marschierer hat zum ersten Mal wirklich geliebt. Jedoch nicht nur dies. Auch zum ersten Mal wurde er zur Wahrnehmung fähig. Auf einmal passiert etwas ganz Besonderes mit ihm: plötzlich fühlt er sich "von lauter gesehenen gefühlten gehörten gewußten Dingen umgeben." Ein richtiger Wahrnehmungsakt. Der Sehblitz. Und nun eine drängende Konnotation: "Das Tasten Staunen Benennen, dieser Versuch eines Buchstabierens von Wirklichkeit, ist ja letztlich gewiß aussichtslos..." - so Nizon, der Autor. Diesmal ein möglicher, wenn auch nur begrenzt möglicher Wahrnehmungsakt des Schreibenden. Eines verrät die Verwandtschaft beider Stellen auf den ersten Blick: einen gemeinsamen Grundtrieb der Marschierer-Figuren und des Autors. Nämlich die Gier nach Licht. Damit eine Wahrnehmung möglich wird. Ein Sehen. Der Marschierer, eine Figur in Nizons fiktional-autobiographischem Werk, wundert sich über die plötzliche Gabe. Der Autor Nizon wälzt das Problem der Begrenztheit des Wahrnehmungsaktes. Ob man darüber glücklich oder unglücklich sein müßte, den Sehblitz zu haben, der für Momente die Orientierung ermöglicht. Ob dieses Stück

Wirklichkeit, die dadurch sichtbar wird, ausreiche, etwas Wesentliches vom Leben erfahren zu können. Ob die von uns erfaßbaren "Buchstaben" zur Enträtselung des Ganzen genügen. Brockenweise finden wir im Buch die Stellen, die danach fragen. Auf der Ebene der Deutung laufen die Fäden jedoch zusammen, aus verschiedensten Schicksalen und Figuren abgezogen. Daher können Sätze wie "Aber wo ist das Leben?" ohne in diesem Komplex gesehen als "ungefüllte Formel" mißdeutet werden.²⁰

Geprägt ist das einmalige Glückserlebnis des Marschierers von Elementen wie dem ästhetischen Grunderlebnis, dem Erfahren des Schönen: ("Er findet alles schön"), von der Seligkeit der Wahrnehmung. Eine zentrale Stelle nimmt bei dieser Szene ein Grundmotiv des Buches, das Licht ein. Erst es ermöglicht eine Wahrnehmung. Nicht nur der Welt, sondern auch des Anderen. Nicht nur daß das sonst gewohnte "Selbstbeobachten" diesmal ausbleibt und so nicht im Wege des Erkennens des Anderen steht. Es geht hier um mehr: "es ist ein Wunsch in ihm, weniger sich zu verlieren als sie zu ergründen...". Die völlige Übereinstimmung mit sich selbst und dem Anderen, eine "Vereinigung". Die Identität. Der zitierte Satz zeugt zugleich von Nizons eigenartiger Sehweise. Das umfassende Phänomen des Erkennens erscheint in Nizons Sicht als eine räumlich darstellbare Vision: der Anderen auf den Grund gehen. Und damit kommen wir dem Kern des Nizonschen Glücksbegriffs nahe. Ergründen des Anderen und seiner selbst. Eine vollkommene Vereinigung sei nur als vollkommene Identität vollziehbar. Liebe als Teil der neugewonnenen Identität. Verliebtheit, die eine als Selbst erlebte innere Einheit herbeiführt: "Ich bin nicht hier und dort und anderswo. Ich bin nur hier." Glück als Insel der Ungespaltenheit. Ein merkwürdiges Paradox: das ganze Buch Nizons spricht mit seinen Worten und seiner Konstruktion über die Gespaltenheit des Ichs. Und in einer Schlüsselszene erzählt uns Nizon eine "Geschichte" über das Glück. Darüber, daß es es gibt. Diese "Aussage" der Szene läßt sich nicht eliminieren. Auch wenn sie durch das Schicksal des Marschierers und das ganze Gefüge des Buches modifiziert wird. Die Frage nach Glück sei demnach eine rhetorische. "Oder wäre es die Glücksillusion" - bleibt letzten Endes die enttäuscht klingende Selbstbefragung. Laufe man einer Illusion nach? Auch bei diesem Stand der Dinge läßt sich der Marschierer (Nizon?) nicht entmutigen: "Illusionen sind ebenso lebenswichtig wie Geld. Denkt der Marschierer." Illusionen - eine unabdingbare Voraussetzung für das Leben. Für die Arbeit des Schriftstellers ebenfalls von höchster Relevanz: die Diskrepanz zwischen den Illusionen des Autors und der illusionslosen Realität kann zum Antrieb zum Schreiben werden. Dies kommt in Nizons Buch durch die das ganze Werk durchziehende Spannung zwischen Phantasiewelt des Autors bzw. seiner Figuren und der sie umgebenden Realität zum Vorschein.

Statt Erzählen Caprichos

Spricht man in bezug auf Nizons Caprichos über eine "Geschichte", verlangt dies eine Erläuterung. Die Anführungszeichen, weil Nizon, wie es gezeigt wurde, keine Geschichten mag: "Ich bin kein Geschichtenabfüller, kein Verpackungathlet" - heißt es im Buch. Und tatsächlich geht es dem (Kunsthistoriker!) Autor offenbar nicht darum, eine Geschichte zu erzählen. Statt einer Geschichte sollen wir nun "Wörter für Eindrücke Sinnesmeldungen ausgelöste Gefühle Gedanken" lesen. Fünf "Caprichos": schon die Gattungsbezeichnung bereitet den Leser nicht auf eine Erzählung vor. Caprichos assoziieren launige, scherzhafte Musikstücke. Und tatsächlich provoziert Nizons Werk eine Deutung, in der die Nomenklatur der Musik nicht fremd wirkt. Die anspruchsvolle "musikalische" Komposition, die Verwendung von "Leitmotiven", die Rolle des "Klangesbildes" in seinen Werken ist auch von der Sekundärliteratur erkannt worden.²¹ Diese Gattungsbeschreibung des Buches ist zugleich auch ein Genre der Malerei. Statt Geschichten also, die eine Linie und ein Ende haben und daher wirklichkeitsfremd sind, bringt Nizon in seinem Buch Bilder und Tableaux, in Worte gefaßt mit dem musikalischen Verfahren.

Die symbolische Polarisierung von Nizons Helden um Licht und Dunkeln ist nicht als eine starre Trennung konstruiert. Ein Wesensmerkmal des Werkes ist eben das In-Frage-Stellen: einer jeden Geschichte; einer jeden Figur. Alles wird mit einem Fragezeichen versehen. Eine auffallende Technik von Nizons Schreiben ist das Zerspringen eines Bildes. Brockenweise tauchen im Buch die verschiedensten Elemente der einzelnen Bilder auf. Wie in der Musik wiederholen sich die Motive und beschwören einander herauf durch ihre emotionelle Funktion. So stellt sich der ganze Assoziationsfeld-Komplex eines Bildes zusammen. Nizons Werk ist jedoch kein abgerundetes klassisches Musikstück. Es kommt nicht zu einer Entfaltung oder Lösung. Wie die Motive in diesem Buch sich zusammenstellen lassen, wurde am Beispiel des Rucksackes u.a. ausführlich gezeigt. Ein Puzzle-Spiel, wobei aus den gleichen Teilen - die schon an sich farbenwächselnd sind - verschiedene Bilder zusammenzustellen sind. Was noch zu diesem Vorgang die "Musik" des Buches hinzufügen vermag: den gleichzeitigen Zusammenklang der verschiedenen Töne. Dies hängt wiederum mit der Bruchstückhaftigkeit des Werkes zusammen. Die Formel des Buches lautet nicht etwa 'Bruchstück um Bruchstück das Ganze zusammenzustellen'. Das Ganze läßt sich nicht zusammenstellen. Es gibt kein "Ganzes". Keine objektive Wirklichkeit. Es gibt Bilder, die man sich macht. Von dem Menschen und von der Welt. Diese Wahrheit kann keine absolute sein, denn das Bild zeigt sich nicht nur von Menschen zu Menschen anders, sondern auch für einen Menschen von Zeit zu Zeit.

Das einzige, was man tun kann: die "Selbsterkundung". Hinab in diesen Sumpf. "Wie die Kloakenreiniger, die über wahre Teppiche wimmelnder Ratten waten sollen." Das Bild über die Kloakenreiniger, das hier nur als Vergleich steht, ist zugleich das einführende Bild zum Buch. Erst später gesellt sich dazu die "Strickleiter der

Selbsterkundung". Anderswo konnten wir über des Marschierers "Angst, daß er in die Leere falle" lesen; das Bild mit dem Sumpf und der Strickleiter erweitert sich und verwandelt sich zugleich in ein anderes. Wie in der Musik, wenn eine sich wiederholende Melodie doch immer anders klingt, wegen der neuen musikalischen Umgebung oder instrumentellen Untermauerung. Eine Metamorphose. Wie bei den Gestalten des Buches. Denn nicht nur die Geschichten oder Geschichten-Bruchstücke schmelzen ineinander, um dann mit einem anderen Geschichten-Bruchstück wieder eine neue mögliche Geschichte anzudeuten. Genau so ist es mit den Figuren der Caprichos. Was in Hesses "magischem Theater" einem jeden gezeigt wird, nämlich daß sich beim Auseinanderfallen des Ichs "die Stücke jederzeit in beliebiger Ordnung neu zusammenstellen" lassen und damit "eine unendliche Mannigfaltigkeit des Lebensspieles"²² erzeugt werden kann: diese Aussage wurde in Nizons Buch zum gestalterischen Prinzip gemacht. Sein Werk enthält diese Aussage nicht nur in seinem Inhalt. Es bringt sie auch durch seine Form zum Ausdruck.

Wie die Wirklichkeit nach Nizons Buch nicht mit einer Geschichte erfaßbar, sondern mit einer Menge von möglichen Geschichten-Fragmenten höchstens näherzutreten sei, so gehe es auch bei dem "Menschen" um ein Identifikations-Chaos. Auch wenn sich eine Figur mit einem einzigen Satz scheinbar sehr charakteristisch zu beschreiben sei (wie der Marschierer und seine Geschichte zugleich mit dem leitmotivartig wiederkehrenden Satz: "Er hat sein Geld mit Frauen durchgebracht"), auch dann handelt es sich nicht um eine abgerundete Figur. Der zitierte Satz kommt eigentlich auch in Konjunktivform vor: dies zeugt ebenfalls über die schon erwähnte Unmöglichkeit, eine Figur zu kennen und beschreiben zu können. Es gibt keine Marschierer-Typen. Keine Sätze, mit denen sich Menschen beschreiben lassen. Es gibt einzelne Menschen, mit tausenderlei virtuellen Möglichkeiten. "Zehntausen Seelen"- wie es in Géza Ottliks Meisterwerk "Die Schule an der Grenze" heißt. Auch die von ihm entworfene schriftstellerische Vision dieser Tausendseeligkeit, zwar mit einem Nizon völlig fremden kühn-geometrisch darstellenden Bild zum Ausdruck gebracht²³, erweist sich seinem Gehalt nach mit Nizons Caprichos sehr verwandt.

"Merkt ihr denn nicht, daß auch ihr zehntausend Seelen habt? Zehntausend Seelen; wiewohl die irreversible Zeitcoordinate in dem Koordinatensystem der Realität, in dem wir gestellt sind, stets nur einer unserer virtuellen Möglichkeiten gestattet, sich zu verwirklichen. An der Oberfläche der greifbaren Wirklichkeit leben wir voneinander getrennt. Doch irgendwo, jenseits des Wahrnehmbaren und außerhalb der Zeit, im Raume einer allumfassenden Wirklichkeit, sind wir miteinander verbunden. Unsere Antennen schneiden nur die Ebene dieser Welt und reichen über sie hinaus in eine unbekannte Dimension. Dort, in jenem glatten Kontinuum sind wir zu einer einzigen Einheit verbunden."²⁴ Nicht nur der gemeinsamen Idee von der Vielfalt der menschlichen Seele und den begrenzten Realisationsmöglichkeiten des Ichs wegen wurde

Ottlik hier so ausführlich zitiert. Die Konstruktion von Nizons Caprichos läßt sich sehr zutreffend mit Ottliks Worten beschreiben. Es gelang Nizon, über die nur eine der virtuellen Möglichkeiten zulassende greifbare Realität hinauszudeuten. Liest man auch zwischen den Zeilen, so merkt man, wie die in den Caprichos nur bruchstückweise sichtbaren Fäden in einer anderen Dimension miteinander verbunden sind.

So treffen in Nizons Buch die Fäden aufeinander, die "Strömungen" in den "unterirdischen Flüssen"²⁵⁾, während der Autor am Versuch des Buchstabierens der Wirklichkeit arbeitet. Dies nennt er manchmal ein "Nachdenken", manchmal ein "Nur-nicht-denken". Nizons Buch ist kein Helden-Epos. Sein Marschierer marschiert nicht mit ungebrochener Kraft und frischem Mut dem Ziel entgegen. Er weiß, daß er dem Tod entgegenmarschiert. Daß er unterwegs nur wenige "Inseln" findet. Und natürlich möchte er manchmal "aufgeben. Die Waffen strecken. Sich übergeben. Oder einfach davonlaufen." Die überwältigende Kraft des Sehblitzes arbeitet jedoch dagegen. Als virtuelle Möglichkeit sei aber auch hier ein Aufgeben nicht auszuschließen.

Nizon lehnt die traditionelle Geschichte und Figur ab, und baut auf die Wiedergabe von Bruchstücken der Wirklichkeit. Dies ist nicht nur der Form des Werkes zu entnehmen, sondern wird auch programmatisch herausgesagt: es könne dem Autor höchstens um den "Versuch eines Buchstabierens der Wirklichkeit" gehen. Selbst dies erscheint Nizon als fragwürdig, und die Frage stellt er wieder in der Form eines Bildes: "es ist ein trostloses Erhellten etwa so, als wollte man in einem universumsweiten Kellerraum einen Kerzenstummel anzünden; und so weit der Kerzenstummelschein reicht, entstünde Welt". Und doch sollte man sich von Nizons Worten nicht irreführen lassen. Die Caprichos stellen tatsächlich nur "Buchstaben" dar. Die Buchstaben stehen jedoch bei der Lesung allmählich zusammen. Das Ergebnis? Es wird nicht behauptet, Nizon biete dem Leser "die Wirklichkeit". Eine solche Erwartung wird heute der Literatur gegenüber auch nicht gestellt. Aber etwas Sinnvolles entsteht doch aus den Bruchstücken. Die Subtilität des Werkes scheint ein der "Wirklichkeit" entsprechendes Gebilde zu sein. Ein Durchblick durch das "Ganze" scheint unmöglich. Dies bedeute jedoch nicht das Aufgeben des Versuches des Buchstabierens. Wenn schon der Wunsch nach einer ganzheitlichen Übersicht als unerfüllbar gilt, so darf dies nicht die Aufgabe der Illusionen bedeuten. Mehr ginge es um das Bewahren der Aufnahmebereitschaft der Sinne. Darum, daß und wie man die kleinen Bruchstücke "Wirklichkeit" wahrnimmt. Damit man nicht mit der Eisblume im Herzen zurückbleibt.

Anmerkungen

- 1 siehe dazu die Studie von Peter Utz: "Paul Nizons Poetenmantel" - In: Schweizer Monatshefte. H.6 (1989), S. 513-515; dasselbe in: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): Text+Kritik. H.110 (1991), S. 55-62.
- 2 Michael Langer / Paul Nizon: "Ich rase durch Paris". Ein Gespräch. - In: Text+Kritik. H.110 (1991), S.49.
- 3 In: Michael Langer /Paul Nizon: "Ich rase durch Paris" S.47.
- 4 Hermann Hesse: Der Steppenwolf. - In: H.H. Gesammelte Werke Bd 7 - Frankfurt a.M: Suhrkamp 1970. 241ff.
- 5 Wie in Max Frischs "Gantenbein": "Ich habe ihn gekannt. Was heißt das! Ich habe ihn mir vorgestellt, und jetzt wirft er mir meine Vorstellungen zurück wie Plunder; er braucht keine Geschichte mehr wie Kleider."- heißt es bei Frisch. [Gantenbein. -In: M.F.: GW Bd 5.- Frankfurt a.M: Suhrkamp Taschenbuch 1986.S. 8.] Auch Nizon mag keine Geschichten, auch er behauptet seinen Protagonist nicht zu kennen: "Ich habe keine Ahnung, wer er war." Und noch weiter geht er: "Ich weiß nichts von meinem eigenen Leben [...] wie soll ich über das eines anderen Auskunft geben können." Die Ähnlichkeit ist augenfällig. B. von Matt interpretiert sogar das ganze Werk von diesem Aspekt her. Der Vergleich fällt zugunsten des Gantenbein-Romans aus: einerseits findet die Interpretin die Übergänge bei Frisch "gleitend ineinandergezogen", bei Nizon jedoch "verquollen und ratlos, manchmal gar umständlich dilettantisch eingeleitet...", andererseits sei in Nizons "Spielfigur" "das autobiographische Gewicht [...] viel zu direkt betont". Die Autorin vorliegender Studie meint dagegen, daß Nizons Buch - auch wenn es z.T. ähnliche Konstruktions- u. stilistische Merkmale enthält - nicht am "Gantenbein" gemessen sein kann. Erstens stelle es keine Kopie des Gantenbein-Romans dar, zweitens seien Frischs Darstellungsmethoden keinesfalls als Kanon für andere Autoren anzusehen. Weiteres zu den umstrittenen Punkten siehe in der Studie.
- 6 Die Nähe von Nizons Sprache zu der Lyrik wurde auch von anderen Literaturkritikern als Merkmal seiner Prosa empfunden. Dieter Fringeli schreibt z.B. über "Die gleitenden Plätze": "- sie ließen sich behelfsmäßig als literarische Prosa bezeichnen, als Prosa eines Lyrikers -". - In: D.F.: Paul Nizon. - In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. - München: edition text und kritik 1978ff.
- 7 Nizon gelangen in diesem Buch Sätze, die auch bloß wegen ihrer Gelungenheit, wegen ihrer "Schönheit" zitiert werden. Siehe dazu: "Ein Buch [...] mit den schönsten Sätzen versehen, die Nizon geschrieben hat..." - Ebenda, S.9.
- 8 In: Paul Nizon: Zum Kampf des Schriftstellers." - In: Text+Kritik. H.110 (1991), S.3f.
- 9 Um eine Identifikation zwischen dem Autor Nizon und seinen Figuren geht es hier keinesfalls. Von Relevanz sei die Frage, ob Nizons Werk eine "autobiographische Chronik" sei, auch nicht. Bedeutsam und bestimmend jedoch für das ganze Schaffen erweist sich eher die schriftstellerische Methode der "Selbsterkundung". Viele Figuren oder Figuren-Splitter stellen sich offenbar die gleichen Fragen wie Nizon sich selbst. Anders gesagt: Nizon verdichtet seine Fragen. Gerade in den Caprichos spricht er über diesen schriftstellerischen Vorgang: der Autor "muß den Stoff aus den inneren Schleimhäuten ablösen, sonst fehlt dem späteren Text das Plasma und Pneuma, die Glaubwürdigkeit." - Paul Nizon: Im Bauch des Wals. - Frankfurt a.M: Suhrkamp 1989. S. 82.
- 10 In: Philippe Pilliod: Max Frisch. Gespräche im Alter. - Videoaufnahme.

- 11 "Erkenntnis kann man eigentlich nur provozieren durch Aktion, das heißt indem man sich aussetzt oder an eine Front, eine Lebensfront oder in Gefahr gebigt - und dann spitzt sich die eigene Existenz zu auf eine Art Entweder-Oder, [...] auf eine Entscheidung zu einem authentischen Lebensaugenblick." - In: Michael Langer / Paul Nizon: "Ich rase durch Paris." S. 46.
- 12 siehe dazu: Klaus Pezold: "Schreibpassion" und "autobiographische Chronik" - Paul Nizon. - In: Hannelore Prosche (red.): Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert. - Berlin: Volk und Wissen 1991 S. 206f.
- 13 siehe dazu u.a. Susanne Schabers Artikel, in dem Nizons "kühne Wortschöpfungen und Wendungen" an sich gelobt, "jedoch mitunter maniert und leer" wirkend verurteilt werden. Damit im Zusammenhang wird die "fehlende Stringenz" als Mangel festgestellt. [S.Sch.: "Mit Worten Feuer schlagen. Ohne Funken verfinstern." - In: Die Presse. Wien. (13.-14. 5. 1989), S. IX.] Die Autorin vorliegender Studie sieht im Gegenteil dazu das literarisch Wertvolle im Buch nicht zuletzt in der gelungenen Konstruktion, in den zwar feinfaserigen, jedoch vieldimensionalen Zusammenhängen.
- 14 In: Michael Langer / Paul Nizon: "Ich rase durch Paris". S. 54. Nizon spricht bei dieser Angelegenheit auch über seine (für sein Schaffen wohl sehr bezeichnende) Technik, "die Traumwirklichkeiten nicht nur einzubauen, sondern praktisch übergangslos mit den anderen Wirklichkeitsebenen zu verbinden." ebd.
- 15 In: Michael Langer / Paul Nizon: "Ich rase durch Paris". S. 47f.
- 16 Noch eine Hand verdort / Noch ein Mund geschlossen. / Mai dir nicht aus, was unter der Erde ist / Deines Vaters Schädel / Den Fingerring / Ringfinger lang schon gelöst / Vom zierlichen Gerüst / Wir kannten sie nicht, unsere Mutter. / Keiner kennt keinen / Auch Blut, das dickere / Gibt sich nicht her zum Vehikel / Von Herzkern zu Herzkern. Marie Luise Kaschnitz: Stammbaum. - In: M.L.K.: Gedichte. - Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1975. S. 92.
- 17 Nizon gehört ohne Zweifel zu den Schriftstellern, die schreiben, "um die Welt zu ertragen, um standhalten sich selbst, um am Leben zu bleiben"- wie Max Frisch diese Art Schreibantrieb am eigenen Beispiel formuliert. (M.F.: Öffentlichkeit als Partner. - In: M.F.: Gesammelte Werke Bd 4. - Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch 1986. S. 245.) Nizon geht in diese Richtung noch weiter: seine Existenz ist eine Dichterexistenz par excellence. Eine beispiellos "ernstgenommene Schreibexistenz", wo Leben und Schreiben einzigartig zusammengehören: "Ich bin ein Mann, der sich aussetzt und ein romanartiges Leben provoziert oder sich anlebt. [...] Zum anderen hängt die Thematik "Fiktionär-Autobiographie-Fiktionär" mit der Vorstellung zusammen, daß man sich sein Ich ebenso wie die Wirklichkeit erfinden und erschaffen muß. Man muß sich schreibend hervorbringen..." - In: "Ich rase durch Paris" S. 53. Vergleich dazu auch: Paul Nizon: Am Schreiben gehen. Frankfurter Vorlesungen. - Frankfurt a.M.: 1985.
- 18 "Ich rase durch Paris". S. 47.
- 19 ebd. S.46.
- 20 siehe dazu: "Die pure Selbsterkundung hat, was die Schreibkunst betrifft, ihre gefährlichen Seiten. Die immer neu formulierte Sehnsucht nach Fülle im Ureigensten kann zur ungefüllten Formel verkommen [...] "Aber wo ist das Leben? "Wo war das Leben?": Sätze [...] wiederholen sich im neuen Buch und weichen die hohe Qualität, die es auch hat, auf." - Beatrice von Matt: Die Spielfigur und ihre Außenposten." - In: Neue Zürcher Zeitung, (21.4.1989), S. 45.
- 21 siehe dazu u.a.: János Szabó: Paul Nizon. - In: J.Sz.: Erzieher und Verweigerer. Zur deutschsprachigen Gegenwartsprosa der Schweiz. - Würzburg: Königshausen & Neumann 1989. S. 89-98. Vergleich dazu noch: Paul Nizon: Zum musikalischen Verfahren. - In: Text+Kritik. S. 27-28.

- 22 Hermann Hesse: Der Steppenwolf. - In: H.H.: Gesammelte Werke Bd 7. - Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1970. 385ff.
- 23 Nizons Visionen sind nicht als geometrische Linien darzustellen. Der Soldat, der Marschierer, die Kloakenreiniger und die Ratten, der Chlochard mit dem Rucksack, der Bauch des Wals, der Mutterleib, der universumsweite Kellerraum mit dem Kerzenstummel etc. sind alle Bilder mit Menschen, Tieren und der Umwelt des Menschen bevölkert. Es sind eher Montage-Bilder. Fragmente, die mehrfach aneinandermontierbar sind.
- 24 Ottlik, Géza: Die Schule an der Grenze. (Originalausgabe: Iskola a határon. - Budapest: Magvető 1959.) Ins Deutsche übertragen v. Charlotte Ujlaky. - Frankfurt a.M.: Fischer 1963. S. 416.
- 25 Paul Nizon: Zum musikalischen Verfahren. S. 28.

László Elekfi (Budapest):

Wortartbezeichnungen in deutsch-ungarischen Wörterbüchern

1. Unter den grammatischen Beziehungen eines Wörterbuches spielt die Einreihung der Stichwörter in Wortklassen eine erstrangige Rolle. Die wichtigsten und häufigsten Wortarten (wie Hauptwort, Zeitwort, Beiwort) sind zwar meistens eindeutig definierbar, doch gibt es auch auf diesem Gebiet Übergangs- und Grenzfälle, welche im Deutschen nicht dieselben sind wie im Ungarischen.

2. Die Grenze zwischen Substantiv und Verb ist im Ungarischen so scharf (und das betrifft besonders die meisten neueren Wörterbücher, wo das Zeitwort traditionell nicht in Infinitivform, sondern als verbum finitum ein Stichwort bildet)¹, daß sich im ungarischen bedeutungserklärenden Handwörterbuch ÉKsz. (1972) nur zwei verbale Stichwörter finden (unter sämtlichen 15344 Verben des Stichwortbestandes), die sekundär als Nomina gebraucht werden: *dicsértessék* 'gelobt sei', bzw. 'mit diesem Wort beginnender Gruß' und *nincs* 'existiert nicht, es gibt kein ...', bzw. 'die Tatsache, daß ... nicht ist; nichts', und beide sind zitatzgemäß nominalisierte Verbformen. (Andere Verbformen wie *éljen* 'er/sie/es lebe; hoch!' sind mehr in der Funktion eines Satzwortes bzw. einer Interjektion gebräuchlich und als solche nominalisiert worden.) -- Ungarische Grammatiken behandeln den Infinitiv nicht als eine bloße Verbalform, sondern als ein Derivat des Verbs. Das Infinitivsuffix *-ni* war ursprünglich ein Lativsuffix des ungarischen Nomens, und unter den Bedeutungen des ungarischen Infinitivs ist historisch die Zielbestimmung primär.

Das deutsche Verb kann dagegen in der Infinitivform (wie der Infinitiv auch anderer idg. Sprachen) prinzipiell jedesmal als ein Nomen fungieren. (Der Artikel ist nur ein fakultatives Zeichen dafür, und der große Anfangsbuchstabe unterscheidet Infinitiv und Nomen nur in schriftlicher Form.)

Deutsche Wörterbücher (siehe z. B. WddG. 1-2. S. 020) stellen diesen Wortartwechsel (als etwas grammatisch Reguläres) bei den einzelnen Stichwörtern systematisch nicht dar. Ähnlich verfahren die größeren deutsch-ungarischen Wörterbücher von E. Halász (HE: N-m.), doch finden wir in deren neueren Auflagen (z. B. bei **Anerbietung**, **Übung**, vgl. HE: N-m. 1967² S. XIV) einen besonderen Hinweis auf den substantivierten Infinitiv (**anerbieten**, bzw. **üben**; -- auch in Handwörterbüchern wie HE: N-m. ksz. 1989.¹⁸). Diejenigen substantivierten Infinitive, deren Bedeutungen ein eigenartiges Plus haben, die also auch in lexikalischer Hinsicht von ihrem Grundverb

abweichen, wie z. B. **Arbeiten, Treffen, Treiben**, erhielten in diesen Wörterbüchern einen abgesonderten Wortartikel, deren 1. Bedeutung auf das Verb hinweist. Ältere deutsch-ungarische Wörterbücher enthalten Stichwörter wie **Anerbieten** (KB. 1901 ausgenommen) oder das relativ häufigere **Üben** grundsätzlich nicht. Doch die entgegengesetzten Versionen dieser Wörterbücher erwähnen schon oft diese als Äquivalente der ungarischen Stichwörter **abárlás** (BM: M-n.), bzw. **dolgozás, gyakorlás** (KB. 1901, BJ. I. M-n., KB: M-n.³). K.-Th. (M-n. 1942) erwähnt einen substantivierten Infinitiv nur in der 3. Bedeutung von **ajánlás**: das Einschreiben. In späteren ungarisch-deutschen und deutsch-ungarischen Wörterbüchern von HE. befinden sich Hinweise auf den verbalen Infinitiv. Dieses Verfahren wird allerdings nicht mechanisch befolgt, denn für die Handlung selbst wird im Deutschen nicht immer die Infinitivform bevorzugt; dafür ist manchmal das Ableitungssuffix **-ung** passender. Deshalb finden wir schon in BM: 1905 (und in fast allen späteren Wörterbüchern) "Anerbieten" nicht beim Stichwort **ajánlás** (wo Äquivalente mit **-ung** stehen), sondern bei **ajánlat**. (Vgl. noch Károly 1965. S. 284.).

Es stellt sich eine andere Frage: ob die Wortart auch bei eindeutigen Hauptwörtern überhaupt bezeichnet wird. Das WddG. und manche anderen deutschen Wörterbücher (z. B. Wahrig 1968) bezeichnen die Wortart des Substantivs nicht, denn der Artikel (oder die Genusbezeichnung) und die beigetzten Flexionsendungen (oder der Paradigmenkode) machen klar, daß es sich um ein Substantiv handelt, selbst in älteren Wörterbüchern (z. B. BM: N-m.⁶), in denen alle Stichwörter mit großen Buchstaben beginnen. Bei ungarischen Stichwörtern bezeichnet das Substantiv auch **Ballagi** (und zwar ungarisch: **fn.**). Kelemen (KB. 1901, KB: N-m.²) bezeichnet es nicht.

HE. (N-m.², N-m. nsz.) bezeichnet es bei einfachen Substantiven meistens, bei den zusammengesetzten aber nicht.

Frühere kleinere ungarisch-deutsche Wörterbücher (BJ. I. M-n. 1914, 1930; B. - P.) und z. B. KB. 1901 (wie auch KB: M-n. 1912, 1929, K.-Th.: M-n., HE: M-n. ksz. 1990) bezeichnen es nicht, denn die Wortart wird schon aus dem deutschen Äquivalent oder dem ungarischen morphologischen Paradigma erkennbar. In Wörterbüchern mit ungarischen Stichwörtern ist ja das Verfahren von HE. (M-n. 1964, 1970) verständlich: in seinen großen Wörterbüchern bezeichnet er die Wortart jedes Substantivs, denn die Wortart des ungarischen Hauptwortes wird weder von dem Anfangsbuchstaben noch von einem Geschlechtswort angedeutet.

In zweisprachigen Wörterbüchern (besonders bei deutschen Stichwörtern, aber auch in ungarisch-deutschen Wörterbüchern von HE.) erfolgt die Wortartbezeichnung oft mit der Abkürzung des lateinischen grammatischen Terminus. Früher war in Ungarn die ungarische grammatische Abkürzung häufiger, z. B.

BM: M-n. 1905, BM: N-m.⁶.

Man kann für ungarische und deutsche Wörterbücher gleichermaßen eine gewisse Traditionalität feststellen. Die neueren Ergebnisse der grammatischen Fachliteratur können nur langsam in die Wörterbücher eindringen. Das ist ja verständlich, denn gegenüber den vielen neuen Klassifikationen, die oft umstritten und auch strittig sind, ist etwa eine überholte Kategorie, die für die ältere Generation bekannt ist, immer noch aufschlußreicher.

H. Paul (1909.⁴ S. 353) erklärt den Versuch, ein streng gegliedertes System der Wortarten ("Redeteile") aufzustellen, für undurchführbar.

Von den verschiedenartigen Einteilungen der deutschen Wortarten können wir bei W. Schmidt (1965. S. 54-71), von den Wortarttheorien bei Telegdi (1961), von den ungarischen Wortarten bei J. Kelemen (1954) und Temesi (1961. S. 196-200) lesen. Neuerdings hat E. Rácz (1985. S. 203) eine Übersicht der ungarischen Wortarten gegeben, und dazu hat Borbála Keszler in einem Vortrag (16. Febr. 1993) ihren Entwurf und weitere Bemerkungen hinzugefügt.

Schmidt (1965. S. 72-73) unterscheidet selbst sieben Wortarten, aber drei von denselben teilt er in je zwei Unterklassen ("Funktionsklassen") ein, und so kann er die allgemein bekannten zehn Klassen, die mit lateinischen Termini benannt werden, alle erfassen.

Es ist für Wörterbücher charakteristisch, daß sie -- obwohl innerhalb der Wortartikel die Gliederung nach Bedeutungen vorherrscht -- die Wortart des Stichwortes nach seinen formalen Merkmalen bezeichnen. Diesen Gesichtspunkt der Klassifikation hält z. B. auch Sütterlin (s. Schmidt 1965. S. 59) für am wenigsten kompliziert. Für den Benutzer des Wörterbuchs ist es ein zweitrangiger Umstand, daß z. B. **die Schwere** eine Eigenschaft, **das Gehen** eine Handlung als sachliche (absolute) Bedeutung und **der Gedanke** einen abstrakten (psychologischen oder philosophischen) Bedeutungskern enthalten; in formaler Hinsicht sind alle drei Hauptwörter.

(Die Häufigkeit einzelner substantivierter Infinitive ist eine andere Frage; das **Anbieten** ist z. B. Stichwort im WddG. -- offenbar weil dazu ein literarisches Zitat gefunden worden ist --, aber kein Stichwort im kleinen Wörterbuch B.-P.)

Im Ungarischen erfolgt der Wortartwechsel Zeitwort -- Hauptwort jedenfalls durch morphematische Mittel (mit Ausnahme einiger uralter Nomenverba wie **les** 'lauern', bzw. 'die Lauer'), **gondolat** ['denk-' + **at** = 'Gedanke'], **gyakorlás** ['üb-' +

'-ung'], **találkozó** ['sich treff-' + **ó** = 'das Treffen']. Das Ableitungssuffix bezeichnet zugleich den formalen Wortklassenwert.

3. Hauptwort und Beiwort sind nicht so scharf getrennt. Das deutsche Beiwort als Attribut oder Apposition folgt einem von den Hauptwörtern verschiedenen Paradigma. Das ungarische Beiwort benimmt sich teilweise umgekehrt: es bleibt als Attri-

but unverändert, und in prädikativer oder appositioneller Stellung unterscheidet sich sein Paradigma kaum von dem der Hauptwörter.

Es gibt im Deutschen substantivierte Beiwörter, die morphologisch im Nominativ unverändert sind (z. B. **das Blau**) und nur in den casus obliqui voneinander abweichen. Es sind in beiden Sprachen Übergangsstufen zwischen Hauptwort und Beiwort, die sich aus der syntaktischen (okkasionellen) Elision des Hauptwortes, oder aber aus der lexikalen Standardisierung dieser Elision (aus "Bedeutungsanhafte(n)" des Substantivs) und dadurch aus einem beständig gewordenen zweifachen Wortklassenwert ergeben. ("Ich habe drei Bleistifte. **Den blauen** gebrauche ich am meisten."; bzw. "die Schöne", d. h. 'die schöne Frau') . Der okkasionelle Gebrauch eines Adjektivs in der Position eines (kontextuell vorher genannten) Substantivs paßt nicht in die lexikalischen Bedeutungen des Wörterbuchs; das geht auch aus der deutschen Orthographie klar hervor (Kleinschreibung), die die adjektivische Wortart ausdrückt. Dies verursacht ein Problem nur in Wörterbüchern, welche Zitate aus Texten bearbeiten (besonders in Schriftstellerwörterbüchern). Den typischen Wortartwechsel aber, der aus einem "Bedeutungsanhafte(n)" des ursprünglichen Substantivs herkommt, demonstrieren allerlei Wörterbücher, freilich auch die zweisprachigen, so meistens der deutsch-ungarische Teil (**die Schöne** ist z. B. Stichwort in diesen), der ungarisch-deutsche Teil aber nur in größeren Wörterbüchern (BM., HE.). Im Ungarischen ist jedoch die dominante Bedeutung eines solchen sekundären Hauptwortes nicht immer dieselbe, wie im Deutschen; z. B. **szép ... (s.) 1. ... s Schöne ...; 2. ... e Schöne**" (HE: M-n.³ S. 842).

4. Strittiger ist die Kategorie des Zahlwortes und des Fürwortes. Schmidt (1965. S. 36) bezweifelt sogar die Existenz des Zahlwortes als einer besonderen Wortart. Zahlwort ist nämlich eine Kategorie, die sich nicht auf den syntaktischen Wert, sondern auf den Begriffsinhalt des Wortes bezieht. Das deutsche Zahlwort zeigt in Hinsicht seiner Funktion im Satze entweder die Eigenschaften eines Adjektivs (**ein, erster**) oder eines Substantivs (**der Erste, eins, bzw. die Eins**), oder aber eines Adverbs, eines Umstandwortes (**erst, erstens, einmal**).

Die Absonderung des Hauptwortes von den übrigen Wortarten geschieht auf formaler Basis (auch im Ungarischen), die des Zahlwortes dagegen gewöhnlich auf Basis eines inhaltlichen Kriteriums. Im Ungarischen zeigt jedoch das adjektivische Grundzahlwort eine Abweichung vom Beiwort: bedeutet es eine Mehrheit, folgt ihm das zu einer syntaktischen Sphäre gehörende Substantiv in der Einzahl. (Im Deutschen gibt es solche sinngemäßen Inkongruenzen nur in speziellen Ausdrücken, z. B. "15 Mann".)

Selbst im Deutschen gibt es jedoch eine Unterscheidung: das Grundzahlwort als Attribut wird nicht in allen Fällen wie ein adjektivisches Attribut dekliniert.

Kelemen (KB: M-n.², K.-Th: M-n.⁴) scheint von der Vielfalt der Wortarten des **egy** nicht Kenntnis zu nehmen. Dessen Gebrauch als unbestimmten Artikel erwähnt er gar nicht. Das **ÉrtSz.** (II, S. 27-33) deutet es aber doch in vielerlei Wortkategorien; mit Betonung als Zahlwort, als Beiwort, Hauptwort und Fürwort, und unbetont als Artikel und Umstandswort. Diese detaillierende Auseinandersetzung wird im ungarischen erklärenden Handwörterbuch (**ÉKsz.** 1972. S. 256) zusammengezogen, aber auch dieses kleinere Wörterbuch behält die zwei homonymen Stichwörter nach ihren Betonungsverhältnissen, also den Wortartikel des betonten **egy** (vorerst als Zahlwort) und den des unbetonten **egy** (vorerst als Artikel). Diese Homonyme sind gleich in der schriftlichen Form, aber verschieden in der Aussprache. Im ersten Wortartikel unterscheidet das **ÉKsz.** drei Wortarten: I. attributives, II. substantives Grundzahlwort, III. Fürwort, im zweiten Wortartikel zwei: unbestimmten Artikel und Umstandswort.

HE. (M-n.³ I, S. 380-1) behandelt **egy** unter zwei homonymen Stichwörtern: als Artikel und als Zahlwort. Innerhalb des Zahlwortes unterscheidet er den adjektivischen und den substantivischen Gebrauch präzise (die morphologischen Unterschiede der deutschen Äquivalente widerspiegeln das sehr gut), andere Wortarten jedoch nicht. Die pronominalen Rolle im Ausdruck **egy és más** 'dies und jenes' reiht er unter die substantivischen Bedeutungen des Zahlwortes ein, vor die speziell gebrauchten flektierten Formen des **egy**. Aber der deutsch-ungarische Teil (HE: N-m.² S. 541-2) hält im Wortartikel des betonten **ein**¹ auch die pronominalen Bedeutungen dieses Wortes auseinander (im Absatz III, der dem adjektivischen und dem substantivischen Gebrauch des Zahlwortes folgt), und er gibt ähnliche pronominalen Bedeutungen (als sekundäre Wortklasse II) auch beim Stichwort des unbetonten **ein**². Hier sind also die Bedeutungsgruppen auf Grund der Betonung unter zwei homonymen Stichwörtern eingeteilt. Die Darstellung des ungarischen **egy** aber geschieht nicht in erster Linie nach der Betontheit bzw. Unbetontheit, sondern beruht auf dem phonologischen Unterschied und auf Bedeutungsdifferenzen, welche mit dem Wortklassenwert zusammenhängen.

In den Bedeutungen des Zahlwortes (und der diesem nahestehenden anderer Wortarten) kann **egy** gleicherweise betont oder unbetont sein, der Konsonant **gy** aber ist folgerichtig lang (trotz seiner Orthographie, -- nur vor einem zweiten Konsonanten gekürzt, nach einer allgemeinen Regel der ungarischen Aussprache), der Artikel **egy** ist dagegen immer unbetont und sein Konsonant kann auch vor Vokalen kurz ausgesprochen werden.

Für die anderen Grundzahlwörter ist kennzeichnend nur, daß sie in adjektivischer Position gebräuchlich sind, ausgenommen die zwei ungarischen Formen des Zahlwortes für 'zwei': **két** hat einen adjektivischen Wert (in der Position des Attributs), und **kettő** ist in erster Linie substantivisch.

Die Ordnungszahlwörter gehören in eine andere morphologische Kategorie als die eigentlichen (Grund- und Bruch-) Zahlwörter. Schmidt selbst nahm es nicht wahr, als er alle Zahlwörter aus den Wortarten ausschaltete, daß er bloß die Ordnungszahlwörter hätte ausschließen sollen. Auch J. Kelemen (1954) nahm es in seinem sonst sehr sorgsam aufgebauten Wortartsystem nicht wahr, daß sich das Grundzahlwort und das Ordnungszahlwort wesentlich unterscheiden. Das Ordnungszahlwort ist -- sowohl im Deutschen wie in Ungarischen -- fast bei allen Zahlen ein abgeleitetes Beiwort, bei dem bloß das Grundwort (oder der Wortstamm) ein Numerale ist (mit Ausnahme vom ung. *első*, *második* und dem dt. *erst*). Hier ist doch die begriffliche Verbindung zum Wortstamm bzw. zum Grundzahlwort so stark (und das kommt auch im Gebrauch der Ziffer zum Ausdruck), daß die Grammatiken das Ordnungszahlwort gewöhnlich zu den Numeralia hinzurechnen. So finden wir es auch in Wörterbüchern, welche die Wortarten inkonsequent angeben. Ballagi ist gewissermaßen unfolgerichtig, wenn er die Stichwörter *Zwei*, *Drei*, *Fünf*, *Neun* als Zahlwörter, *Vier* aber als *mn.* [= *melléknév* 'Beiwort'], *Dritte* als *rendszám* ['Ordnungszahl'] bezeichnet (BM: N-m.⁶ S. 252) und dabei *Erste*, *Zweite*, *Neunte* wieder "mn.", *Vierte*, *Fünfte* dagegen "szn." [= *számnév* 'Zahlwort'] als Bezeichnung bekommen. *Sechs*, *Sechste*, *Zehn*, *Zehnte* sind bei ihm gleichfalls mn., aber *Acht* ein Zahlwort. Das Stichwort *Achte* (und ein zweites Stichwort *Erste*) hat überhaupt keine Wortartbezeichnung, wohl aber drei Geschlechtswörter nach dem Muster der substantivierten Adjektive. Nur eines ist festzustellen: Ballagi hat das deutsche Ordnungszahlwort öfters für ein Beiwort erklärt als das Grundzahlwort. Bei den ungarischen Stichwörtern verfährt er etwas konsequenter. Zwar ist da (BM: M-n. 1905) *egy* ein *számn.* (und darunter pronominale Bedeutungen und unbestimmter Artikel ohne Bezeichnung der verschiedenen Wortart), und *első* ist mn., aber *két*, *kettő* und *második*, *három* und *harmadik*, *négy* und *negyedik*, *öt* und *ötödik* usw. sind gleichermaßen mn.

Balassa (BJ: M-n.⁶) bezeichnet die Wortklasse *num.* bei *egy*, aber die Wortklasse des *első* und der übrigen Grund- und Ordnungszahlwörter nicht.

Bei den deutschen Numeralia als Stichwörtern fügt er nur zum *ein* die Bezeichnung hinzu, denn dieses Wort gehört zu mehreren Wortarten. So verfährt auch das Wörterbuch ähnlicher Art von B.-P.

5. Die Kategorie des Fürwortes wird wiederum nicht auf Grund seiner Rolle im Satzbau, sondern des Mangels an einem begrifflichen Gehalt, auf Grund seiner deiktischen oder anaphorischen Rolle im Zeigfeld von den vorher analysierten Wortarten abgesondert. Je nachdem, worauf es hinweist (oder welche Wortart es vertritt), gehört das Fürwort in eine der Unterklassen von pronomenen substantivum, pronomenen adjectivum und pronomenen numerale. Im Fürwortbestand des Ungarischen unterscheiden sich klar die Fürwortunterarten, welche nur einen Substantivwert haben (personales,

besitzanzeigendes, rückbezügliches und mutuelles Fürwort), und die anderen, welche dreierlei Wortarten vertreten (hinweisende und Fragefürwörter, unbestimmte und allgemeine Fürwörter). Im Deutschen gibt es eine ähnliche Klassenverteilung der Fürwörter, ausgenommen daß für das Numerale und für das qualitative Adjektiv kein einfaches Fürwort gebräuchlich ist. Aber Schmidt (1965. S. 72-3) ordnet alle Fürwörter unter die "Stellvertreter und Begleiter des Substantivs" ein und trennt dadurch die adjektivischen Fürwörter (*solcher, welcher*) weit von den Adjektiven ab.

Wie verfahren nun die Wörterbücher in dieser Hinsicht?

Ballagi ist auch hier inkonsequent. Die deutschen Fürwörter *Du, Sie, Wer* bekommen bei ihm eine genaue grammatische Beschreibung, *Ich*, sowie ung. *Te, Ő, Ön* sind kurz als *nm.* [=névmás 'Fürwort'] bezeichnet, nur der vokativische Gebrauch des *Sie* und *Őn* bekommt eine besondere Bemerkung: *címszó* ['Anredewort'], bzw. "mint cím" ['als Titel']. Und das persönliche Fürwort *Mi* unterscheidet *BM.* mit dem Attribut *személyes* vom homonymen *Mi*, welches ein substantivisches Fragefürwort ist. Andere Fürwörter bestimmt er auch im Deutschen nicht näher. Bei *Jeder* und ung. *Minden* lesen wir *mn.*, und das kann hier wirklich *melléknév* ['Beiwort'] bedeuten, aber andere Stellen des Wörterbuches erwecken den Verdacht, daß ein Druckfehler (statt *nm.*) vorliegt, denn z. B. "Wer *mn.*" kann keineswegs ein Beiwort bedeuten.

Balassa (*BJ: M-n.*) bezeichnet die Wortart nur bei Zweideutigkeit, z. B. "*ő pron.*"; oder wenn das Stichwort mehreren Wortklassen angehört, wie (*BJ: N-m.*)

"*der, die, das ... 1. art. ... 2. pron.*" Die Unterklasse der Fürwörter bezeichnet er nur nebenbei, z. B. "*jede ... adjektivisch: ... ; substantivisch: ...*". -- *B.-P.* unterscheidet die zwei Hauptarten des Fürwortes *mi* nicht, sondern behandelt es in einem Absatz mit bloßen Nebenmerkungen: "(*személynévmás*): wir; ~ ? (*kérdőnévmás*): was? ~ (*vonatkozó névmás*) was". Im deutsch-ungarischen Teil (*B.-P.: N-m.*) fügt er solche Nebenbemerkungen nur den Fürwörtern *ihr, sie, was* hinzu.

HE. unterscheidet (auch in *HE: N-m. ksz. 1987¹⁷, M-n. ksz. 1987¹⁵*) die mehrklassigen Fürwörter noch präziser als seine Vorgänger.

Er unterscheidet adjektivische und substantivische Bedeutungen nicht nur bei *jeder*, sondern auch bei *mancher, ander* usw.

Andere Pronomina unterteilt er in homonyme Stichwörter:

der¹, die, das und **der², die, das** (wegen der verschiedenen Flexion): **ihr¹** (pron. pers.), **ihr²** (dat.) und **ihr³** (pron. poss.). Die vokativischen **ihr** und **Sie** sind mit großen Anfangsbuchstaben freilich besondere Stichwörter. Das ursprünglich pronominale **was** wird in vier Stichwörtern behandelt, wobei das einfache Fragewort und das rückbezügliche Fürwort noch unter **was¹** erklärt sind. -- Die Benennung **pron. poss.** bei ungarischen persönlichen Fürwörtern ist vom Standpunkt der ungarischen Grammatik unrichtig. Eher handelt es sich hier um eine genitivische Funktion der

ungarischen Nominativform, was vor einem Besitzwort mit Possessivsuffix zur Geltung kommt, und zwar sowohl bei Substantiven als Besitzer als auch bei substantivischen Pronomina in solcher Stellung. Derartige persönliche Fürwörter in Genitivfunktion entsprechen freilich den deutschen besitzanzeigenden Fürwörtern.

6. Was die Kategorie des Umstandswortes betrifft, dessen Bereich und Fachliteratur im Ungarischen neulich D. Máta (1988. S. 31-44) zusammengefaßt hat, und dessen Grenzfragen mit den orthographischen und lexikologischen Problemen Török (1988. S. 187-198) bestritt, möchte ich diesmal nur einige Teilfragen hervorheben.

HE. (M-n.) verweist das Adverb *csatolva* ('begleitend, beigeschlossen') einfach zum Titelwort *csatoltan*. Aber *csatoltan* ist eigentlich eine suffigierte Form des passiv verstandenen *participium perfectum csatolt*, wobei die Endung *-(a)n* eine Art Suffix ist, die halbwegs zwischen Kasussuffixen und Ableitungssuffixen steht. (Sie gehört nicht zu den Kasussuffixen, denn es gibt im Ungarischen nur 18 Kasus des Nomens, s. Elekfi 1988. S. 52-54, 57, nach den Grundprinzipien von Antal 1961 und deren Korrektur von Kiefer 1987.) Deshalb dürfen wir *csatoltan* ein Adverb, also Umstandswort nennen. Die Form *csatolva* ist dagegen ein solches Verbaladverb, das man in aktivem und passivem Sinn gleichermaßen gebraucht. Der Hinweis ist irreführend für den, der nicht weiß, daß *csatolva* in seinem aktiven Sinn zum Paradigma des Verbs *csatol* gehört. In einem kleineren Wörterbuch (wie auch BM: M-n. 1905. oder besonders

B.-P. II.) stört es weniger, wenn *csatolva* und *csatoltan* amtssprachlich gebraucht als Synonyme ein gemeinsames deutsches Äquivalent bekommen. HE. (s. z. B. HE: M-n. ksz. 1987¹⁵) läßt in seinem Handwörterbuch *csatolva* und *csatoltan* weg, und *csatolva* interpretiert er in der passiven Bedeutung (mit medialen oder intransitiven deutschen Ausdrücken: '... anbei, beiliegend').

Aus der früher einheitlich für Umstandswörter gehaltenen Kategorie wurde seit den fünfziger Jahren nach grammatischen Auseinandersetzungen die Kategorie der Modalwörter abgesondert.

Diese Art der Wörter bestimmt nämlich nicht das vom Verb dargestellte Geschehen (sie ist also keine "Verbbestimmung" im Sinne der Grammatik des 19. Jahrhunderts, wie es S. Brassai nannte, u. a. in 1873. 5), sondern die Art der Gültigkeit, also die Modalität der im Satze enthaltenen Behauptung oder Aussage. Die ungarischen Grammatiken nahmen diese Unterscheidung damals nach Vorbild russischer Grammatiken vor. (Zur Unterscheidung im Deutschen s. jüngstens: Helbig-Helbig 1990.)

In den ungarischen Bedeutungswörterbüchern wurde diese Absonderung nicht durchgeführt, denn viele Umstandswörter sind auch als Modalwörter gebräuchlich, und es schien nicht zweckmäßig, diese Gebrauchsunterschiede als verschiedene Wortklas-

sen auseinanderzuhalten. Umstandswörter sind ja auch sonst nicht alle Verbalbestimmungen, sondern manche von ihnen bestimmen Adjektive oder sogar Substantive.

Für Wörterbücher schien es viel wichtiger, eine Kategorie des Satzwortes aufzustellen, und zwar derart, daß die Interjektion eine Unterart des Satzwortes darstellt. (Siehe dazu J. Kelemen 1961., 1962. 41; 1970.) Der ungarische Terminus **indulatszó** ist nicht eine wörtliche Übersetzung des lateinischen **interiectio**, vielmehr widerspiegelt er den deutschen Ausdruck **Empfindungswort**. Nicht nur "Empfindungswörter" funktionieren als selbständige Sätze, sondern **Ja**, **Nein**, die an und für sich nicht Gefühlsausdrücke sind, und Wörter wie **Plumps**, die zwar auch Gefühle ausdrücken, in erster Linie aber Geschehnisse onomatopoetisch widerspiegeln. Die neueren ungarischen Bedeutungswörterbücher bezeichnen gefühlausdrückende Satz Wörter mit "isz" [= indulatszó], die übrigen mit "msz" [= mondatszó 'Satzwort'].

Wörterbücher von Ballagi sind noch Widerspiegelungen der Wortarttheorie des vorigen Jahrhunderts. Im deutsch-ungarischen Teil (BM: N-m.⁶) ist **Nein** noch "ih." [= igehatározó 'Verbbestimmung'], **Nicht** aber "ej." [= előljáró 'Präposition'], im ungarisch-deutschen Teil (BM: M-n. 1905) ist **Nem** in beiden Anwendungen "ih.". **Ja** und **Nein** sind in beiden Teilen "ih." bezeichnet.

Bei HE. (N-m. ksz. 1987¹⁷) ist **nein** in drei homonyme Stichwörter aufgeteilt; **nein**³, das eigentliche Satzwort ist als "(interj.)" angezeigt, was eben dem Begriff 'Satzwort' entspricht. Bei **ja**, **nicht**, **vielleicht** usw. gibt das Handwörterbuch -- wie auch bei anderen Stichwörtern, die nur einer Wortart angehören -- keinen Hinweis über die Wortklassen.

Im allgemeinen kann man feststellen, daß die neueren ungarisch-deutschen und deutsch-ungarischen Wörterbücher des Verlags der Ungarischen Akademie der Wissenschaften dem Gebot der grammatischen Präzision entsprechen, ohne deswegen weitschweifig zu sein. So erreichen sie gewiß den Standard, den auch die Schulgrammatiken repräsentieren, in allen wesentlichen Zügen.

Literatur

- Antal, László: A magyar esetrendszer. [Das ungarische Kasusystem.] Budapest, 1961. (Nyelvtudományi értekezések 29.) 146. S.
- BJ. I. M-n.⁴ = Dr. Balassa József: A magyar és német nyelv Zsebszótára. Toussaint - Langenscheidt módszer. Első rész. Magyar - német. Dr. Josef Balassa: Taschenwörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache Methode Toussaint-Langenscheidt. Erster Teil. Ungarisch-Deutsch. Budapest-Berlin-Schöneberg 1915.⁴ XXIV + 63 + 390 S.
- BJ. I. M-n.⁴ = Balassa József: A magyar és német nyelv Zsebszótára. Langenscheidt módszer. Első rész. Magyar-német. -- Langenscheidts Taschenwörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache. Erster Teil Ungarisch-deutsch. Berlin-Schöneberg.⁶ -- [Nachtrag:] Pótlék

- a magyar és német nyelv zsebszótárához. Abgeschlossen Februar 1930. 15 S. Berlin-Schöneberg.
- BJ. II. N-m. 1917. = Dr. Balassa József: A magyar és német nyelv Zsebszótára. Toussaint-Langenscheidt módszer. Második rész. Német-magyar. Dr. Josef Balassa: Taschenwörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache. Zweiter Teil. Deutsch-Ungarisch. Budapest-Berlin-Schöneberg 1917. XXIV+24+574 S.
- BM: M-n. 1905. = Dr. Ballagi Mór: Új teljes magyar és német szótár. Magyar-német rész. Dr. Moritz Ballagi: Neues vollständiges Ungarisches und Deutsches Wörterbuch. Ungarisch-deutscher Theil. Budapest, 1905.⁶ (Neudruck: 1914.) 1089 S.
- BM: N-m.⁶ = Dr. Moritz Ballagi: Neues vollständiges Deutsches und Ungarisches Wörterbuch. Deutsch-ungarischer Theil. Sechste Auflage. Dr. Ballagi Mór: Új teljes német és magyar szótár. Német és magyar rész. Hatodik kiadás. Budapest, (o. J.) 1099 S.
- B. -P. I. = Elias Bitter u. Dr. Franz Puhr: Deutsch-ungarisches u. ungarisch-deutsches Wörterbuch. I. Deutsch-ungarischer Teil. Bitter Illés és Dr. Puhr Ferenc: Német-magyar és magyar-német szótár. I. Német-magyar rész. Budapest, (o. J.) 620 S.
- B. -P. II. = Elias Bitter u. Dr. Franz Puhr: Deutsch-ungarisches u. ungarisch-deutsches Wörterbuch II. Deutsch-ungarisch [sic!] Teil. Bitter Illés és Dr. Puhr Ferenc: Német-magyar és magyar-német szótár II. Magyar-német rész. Budapest, (o. J.) 796 S.
- Brassai, Sámuel: Paraleipomena kai diorthoumena. Amit nem s amit rosszul mondtak a comentatorok Virg. Aeneise 2. könyvére [Was die Kommentatoren über das 2. Buch von Virgils Aeneis nicht oder schlecht erklärt haben]. Budapest 1873. (Értekezések a Nyelv- és Széptudományi Köréből 4. Nr. 1.) 151 S.
- Elekfi, László: Magyar szavak ragozási paradigmái és ragozási szótár. [Flexionsparadigmen ungarischer Wörter und das Paradigmenwörterbuch.] In: Műhelymunkák a nyelvészet és társtudományai köréből [Werkstattarbeiten aus dem Bereich der Sprachwissenschaft und ihrer Nachbardisziplinen] IV. (1988) S. 41-70.
- ÉKsz. = Magyar értelmező kézi szótár. [Ungarisches erklärendes Handwörterbuch.] (Hg. Juhász József, Szőke István, O. Nagy Gábor, Kovalovszky Miklós.) Budapest, 1972. IV+1550 S.
- ÉrtSz. = A magyar nyelv értelmező szótára I-VII. [Erklärendes Wörterbuch der ungarischen Sprache.] (Hg. Magyar Tudományos Akadémia Nyelvtudományi Intézete [Sprachwissenschaftliches Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften]) Budapest, 1959-1962.
- Gáldi = Magyar--orosz szótár [Vengerszko-ruszkij szlovári.] (Főszerkesztő [Hauptschiffleiter]: Gáldi László) Moszkva-Budapest 1976. 871 S.
- HE: D-u. Hw. = Előd Halász: Handwörterbuch Deutsch--Ungarisch. Budapest--Berlin--München--Wien--Zürich 1969. XVI+775 S.
- HE: M-n. = Előd Halász: Ungarisch-deutsches Wörterbuch Halász Előd: Magyar--német szótár I-II. Budapest 1954. LVI + 1000 + 1232 S., 1964.² I-II. (Mit Anhang erweitert) LVI + 1000 + 1264 S., 1970.³ I-II. (Ergänzt durch einen Nachtrag) LVI + 998 + 1265 S., 1983.⁶ LVI + 998 + 1331 S.
- HE: N-m. = Előd Halász: Deutsch-ungarisches Wörterbuch Halász Előd: Német--magyar szótár. Budapest 1952. I-II., 1967.² XVI + 2326 S., 1970.³ 2336 S., 1986.⁸ 2336 S.
- HE: M-n. ksz. = Halász Előd: Magyar--német kézisztár Előd Halász: Ungarisch-deutsches Handwörterbuch. Budapest 1953. 896 S., 1957.³ XVI + 896 S., 1966.⁶ 896 S., 1973.⁹ 1063 S., 1983.¹³ XVI + 1064 S., 1987.¹⁵ XVI + 1064 S., 1990.¹⁷ XVI + 1064 S.
- HE: N-m. ksz. = Halász Előd: Német--magyar kézisztár Előd Halász: Deutsch-ungarisches Handwörterbuch. Budapest 1953. XV + 660 S., 1957.³ XVI + 660 S., 1969.⁸ 774 S., 1989.¹⁸

- HE: N-m. ksz. = Halász Előd: Német--magyar nagyszótár Előd Halász: Deutsch-ungarisches Wörterbuch. Budapest 1990.¹⁰ I-II. XVI + 2336 S.
- HE: U-d. Hw. = Előd Halász: Handwörterbuch Ungarisch-Deutsch. Budapest--Berlin--München--Wien--Zürich 1973. XVI + 1064 S.
- Helbig, Gerhard--Helbig, Agnes: Lexikon deutscher Modalwörter. Leipzig 1990. 300 S.
- Károly, Sándor: A szóképzés grammatikai jellegéről. [Über den grammatischen Charakter der Wortbildung.] In: Nyelvtudományi Közlemények LXVII. (1969) S. 273-289.
- KB. 1901. = Kelemen Béla: Magyar és német kézisztár. Tekintettel a két nyelv szólásaira. -- Adalbert Kelemen: Handwörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache mit besonderer Rücksicht auf die Phraseologie. 1. Német-magyar rész. 2. Magyar-német rész. VIII + 512 + 528 S.
- KB: M-n.² = Kelemen Béla: Magyar és német nagy kézisztár I. Magyar-német rész. Großes Handwörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache I. Ungarisch-deutscher Teil. Budapest 1912.² 612 S.
- KB: M-n.³ = Kelemen Béla: Magyar és német nagy kézisztár Großes Handwörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache II. Magyar-német rész. Budapest 1929. 976 S.
- K.-Th.: M-n. = Kelemen Béla: Magyar-német nagyszótár. Átdolgozta Thienemann Tivadar. Budapest 1942.⁴ 1000 S.
- KB: N-m.² = Kelemen Béla: Großes Handwörterbuch der deutschen und ungarischen Sprache II. Deutsch-ungarischer Teil Német és magyar nagy kézisztár II. Német-magyar rész. Budapest 1914.² 700 S.
- Kelemen, József: A szótár néhány nyelvtani vonatkozásáról [Von einigen grammatischen Beziehungen des Wörterbuchs] (Zum Vortrag von L. Országh an der Generalversammlung der Ung. Akademie der Wissenschaften). In: A Magyar Tudományos Akadémia Nyelv- és Irodalomtudományi Osztályának Közleményei VI. (1954) S. 154-174.
- Kelemen, József: A mondatszóról [Über die Satz Wörter]. In: Nyelvtani tanulmányok. Hgg. von Sulán Béla. Budapest 1961. S. 103-114.
- Kelemen, József: A szófaj jelölése [Die Bezeichnung der Wortart]. In: A szótárírás elmélete és gyakorlata a magyar nyelv értelmező szótárában [Theorie und Praxis der Lexikographie im erklärenden Wörterbuch der ungarischen Sprache]. Hgg. von Országh László. Budapest 1962. (Nyelvtudományi értekezések 36.) S. 40-47.
- Kelemen, József: Mondatszók a magyar nyelvben [Satzwörter in der ungarischen Sprache]. Budapest 1970. 435 S.
- Kiefer, Ferenc: A magyar főnév esetei [Die Kasus des ungarischen Substantivs]. In: Magyar Nyelv LXXXIII. (1987) S. 481-486.
- D. Mátyai, Mária: A határozószók helye a szófaji rendszerben [Die Stellung der Umstandswörter im System der Wortarten]. In: Magyar nyelv LXXXIV. (1988) S. 31-44.
- Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle a. S. 1909.⁴ XV + 428 S.
- Rácz, Endre: A grammatika szerepe az anyanyelvi nevelésben [Die Rolle der Grammatik in der muttersprachlichen Erziehung]. In: Magyar nyelv LXXXI. (1985) S. 257-266.
- Schmidt, Wilhelm: Grundfragen der deutschen Grammatik. Berlin 1965. 324 S.
- Telegdi, Zsigmond: Elméletek a szófajok természetéről [Theorien über die Natur der Wortarten]. In: Nyelvtani tanulmányok. Hgg. von Sulán Béla. Budapest 1961. S. 25-48.
- Temesi, Mihály: A szófajok. [Die Wortarten]. In: A mai magyar nyelv rendszere. Leíró nyelvtan. [System der ungarischen Gegenwartsprache. Deskriptive Grammatik.] Hgg. von Tompa József. I. Budapest 1961. S. 193-269.

Török, Gábor: Gyanús határozószók [Verdächtige Adverbien]. In: Magyar nyelv LXXXIV. (1988) S. 187-198.

Wahrig, Gerhard: Deutsches Wörterbuch. Gütersloh-Berlin-München-Wien 1973. 4185 Spalten; München 1986. 1493 S.

Wahrig, Gerhard: Deutsches Wörterbuch. - Német értelmező szótár. Budapest 1990. 1493 S.

WddG. = Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Hrsgs. von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz 1. und 2. Lieferung. Berlin 1961. 028 + 160 S.

Anmerkungen

- ¹ Eine wichtige Ausnahme bildet das große ungarisch-russische Wörterbuch Gáldi (1976), wo die ungarischen Verben in Infinitiv stehen.

Johannes Erben (Bonn):

Sprachliche Signale zur Markierung der Unsicherheit oder Ungenauigkeit von Luthers Aussagen

Luthers Schriften haben zur Wiederentdeckung des Evangeliums mitsamt den Folgerungen für eine christliche Lebensgestaltung beigetragen und weithin erst - über den Wirkungsradius der Predigt hinausreichend - die Bereitschaft für das rechte Aufnehmen des biblischen Wortes in der Volkssprache geschaffen.¹ "Aus der Glaubensentschiedenheit erwächst... ein neues Ethos, das in alle Bereiche des weltlichen Lebens hineinwirkt."² Läßt diese Entschiedenheit des Reformators ein Bewußtsein der Irrtumsfähigkeit zu, des Nichtsicher- oder Nichtgenauwissens? Gibt es sprachliche Signale Luthers zur Markierung der Unsicherheit oder Ungenauigkeit seiner Aussagen? Wir versuchen eine Antwort aufgrund ausgedehnter Stichproben in Luthers Schriften,³ darunter: "Ein Sermon von Ablass und Gnade" (1518), "Unterricht auf etlich Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden" (1519), "An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" (1520), "Eine Predigt, dass man Kinder zur Schulen halten solle" (1530), "Sendbrief vom Dolmetschen" (1530), "Lutheri Schrift wider die Bigamie" (1542), "An Kurfürsten zu Sachsen und Landgrafen zu Hessen von dem gefangenen Herzog zu Braunschweig" (1545). Zur Überprüfung und Ergänzung werden vor allem deutschsprachige Briefe Luthers herangezogen, soweit sie in der Berliner Studienausgabe ediert sind.⁴ Um ein geschlosseneres Bild zu bekommen, sei der Beobachtungsraum eingeschränkt auf die Fälle der Lutherischen Unsicherheitsmarkierung (Geltungsbewertung) **eigener** Aussagen. Es zeigt sich, daß Luther es sehr wohl für notwendig fand, seine Hörer oder Leser auf die Unsicherheit oder Ungenauigkeit seiner Aussagen hinzuweisen. Relativ häufig läßt er keinen Zweifel daran, daß das Gesagte notwendigerweise auf Hören-Sagen beruht, den Charakter der Vermutung, Annahme, vorläufigen Einschätzung und nicht des sicheren Wissens hat oder aber nur Ausdruck seiner Hoffnung bzw. Sorge ist. Die Einschränkung der Tatsachengeltung kann dadurch geschehen, daß Luther zwar das zentrale Verb wissen als Prädikat einsetzt, aber die Prädikation durch Voranstellung des Interrogativums **wer** mit der Satzmodalität der Fraglichkeit und Ungewißheit versieht oder durch Zusatz der Negationspartikel **ni(ch)t** den Wahrheitswert umkehrt und auch noch durch den fraglichkeitanzeigenden Subjunktor **ob (ab)** ausdrückt, daß von einem sicher verbürgten Wissen gerade nicht die Rede ist: "Denn wer weis, wo zu er noch nutze sein mochte?"⁵ "Weiß nicht,

obs wahr ist"⁶ (im Gegensatz zu: Ich weiß, daß es wahr ist. Ich weiß es) . "Ab die seelen auß dem fegfewr getzogen werden durch den ablas / weiß ich nit / vnd gleub das auch noch nicht / wie woll dass ettlich new doctores sagen / aber ist yhn vnmuglich zubeweren"⁷ (als wahr zu erweisen) . Während diese beiden Möglichkeiten noch heute geläufig sind, ist eine dritte Konstruktion im neueren Deutsch unüblich geworden: "dünkt mich, ich wisse es aus höher denn aus menschlicher Erkundigung."⁸ Hier wird das Verb **wissen** durch die Form des Konjunktivs I abgeschwächt und syntaktisch dem unpersönlich gebrauchten Modifikationsverb **dünken** untergeordnet, das den Aussagegehalt bescheidenerweise als subjektiven Eindruck des Sprechers hinstellt. Neuere Sprache bevorzugt hier den Indikativ oder Infinitiv und die Ich-Aussage mit dem übergeordneten Verbum sentiendi **glauben**: ich glaube, ich weiß es / glaube es zu wissen. Diesen Relativierungsformen des Wissens gegenüber stehen natürlich auch Bekräftigungsformen wie "Und weiß fürwahr, daß...und gläube sicher"⁹ und "Sonst weiß und acht ich wohl, daß unser Herr Christus...besser trostet."¹⁰ Nicht zu übersehen ist aber Luthers grundsätzliche Einsicht in die Beschränktheit menschlichen Wissens und seine Ablehnung des anmaßenden Wunsches : "ich will alls wissen / was gott weyß / vnd yhm gleych sein / das er nichts mehr wisse / dan ich / vnd alßo gott / nicht gott sey."¹¹ Wie genauere Analyse der Texte zeigt, verfügt Luther über ein stattliches Paradigma von **Verba sentiendi**, die eingesetzt werden, wenn zwischen Wissen und Nichtwissen eine Geltungsbewertung, eine persönliche Einschätzung des Wahrheitswertes unerlässlich ist. Dazu gehören: **ich achte (dafür), denke (mir), gläube, halte (dafür), hoffe, meyne, setze, sorge, zweifle (nicht)** . Das Verb **wähnen** gebraucht Luther gemeinhin nicht mehr in Ich-Aussagen, das heute übliche Verb **vermuten** nur vereinzelt in unpersönlicher Konstruktion "wie zu vermuten."¹² Auch sonst finden sich nicht selten unpersönliche situations- oder sachbezogene Aussageformen; als übergeordnete Prädikation vor allem mit dem schon erwähnten Verb **dünken**: "mich dünket, ich sei wieder von neuen geboren;"¹³ "dunckt mich ich thu recht daran;"¹⁴ "so schwartz deucht michs sein"¹⁵ (mit einer abhängigen Infinitivgruppe, einem prädikativen Syntagma ohne **zu**). "Es dunckt mich gleich / das ..." (nur mit prädikativem Adjektiv und Ersparung von **sein**);¹⁶ auch untergeordnet in einem geltungeinschränkenden Nebensatz: "Das sein mir yhe Romer / als mich dunckt."¹⁷ "Denn als michs ansihet ('wie mir vorkommt, wie es den Anschein hat', vgl. lat. mihi videtur), So wils dreck regen"¹⁸ oder nominalisiert als adverbial gebrauchte Genitivgruppe: "was... zuthun sey / hab ich meyns dunckens gnugsam gesagt."¹⁹ In dieser Anwendung trifft sich **dünken** mit den Nominalisierungsformen einiger persönlich gebrauchter **Verba sentiendi**: "Es were meynis bedenckens ein nottige ordnung."²⁰ "Es geschicht / meynis achten / auff keinem handel souiel bubereyen..."²¹ Die meistgebrauchten Verben, die im Dienste persönliche Geltungsbewertungen eigener Aussagen stehen, wollen wir noch etwas genauer vorstellen. Es sind außer **wissen**

vor allem **achten**, (**be-/ge-**) **denken**, **glauben**, **halten**, **hoffen** und **meinen**. Alle stimmen darin überein, daß anstelle eines Akkusativobjekts eine Satzergänzung stehen kann, d.h. ein mit **das(s)** eingeleiteter Gliedsatz oder ein uneingeleiteter Objektsatz. Dieser enthält die eigentliche Aussage (Sachverhaltsbeschreibung), die mittels des übergeordneten Verbum sentiendi hinsichtlich ihrer Geltung eingeschätzt und als Ausdruck persönlicher Kenntnis, Annahme, Ansicht oder Hoffnung hingestellt wird. Dieses übergeordnete Verb kann voran oder nachgestellt, gelegentlich auch in den abhängigen Satz eingeschoben werden. Wir exemplifizieren dies zunächst nur an Hand des besonders oft gebrauchten Verbs **achten**, im Sinne von 'aufgrund von Beobachtung und Überlegung annehmen'^{21a}: "Ich acht das deutsch landt itzt weit mehr gen Rom gibt dem Bapst / dan vorzeyten den keysem."²² "Ich acht, Es sey der schwartze zoticht geselle aus der hellen gewest."²³ "Ich hab, acht ich, deine briefe alle empfangen."²⁴ Es kann der Sachverhaltsaussage auch formalsyntaktisch untergeordnet und in einem weiterführenden Nebensatz gleichsam als abschließend wertendes Satzattribut gesetzt werden: "Es ist des Biers Schuld, wie ich achte."²⁵ Die Nominalisierungsform des Typus **meynis achtens** (meines Erachtens) ist bereits als Ausdrucksvariante von **meyns dunckens** erwähnt worden (s.o.). Statt der gemeinhin üblichen Präsensform **Ich acht(e)** (**dencke/gläube** etc.) kann auch die infinitivische Grundform in Verbindung mit einem Modalverb gebraucht werden: "Denn ob ich wol achten kan / das ewre Prediger hierin vleissig gnug sein werden."²⁶ "weil ich...von mir selbs wohl denken kann, daß unser Widerteil gar fleißig und unruhig sind."²⁷ "Ich kann doch wohl denken, daß Schirlenz sein groß Exemplar kaum zu verlegen hat mit Papier" (kaum genug Geld hat, um das Papier für den Druck des großen Manuskripts zu bezahlen).²⁸ "Wol wil ich glauben / das vnter so vielen leuten / ein Götzer ('Götzendiener') odder etliche seien."²⁹ Wie die soeben zitierten Lutherbeispiele zeigen, können Partikeln bekräftigend oder die Möglichkeit der Geltung zumindest einräumend hinzugefügt werden, natürlich auch die Negationspartikel **ni(ch)t**, die im Verein mit dem Verbum das Zutreffen der Sachverhaltsaussage ganz in Frage stellt: "Ab die seelen auß dem fegefwr gezogen werden durch den ablas / weiß ich nit / vnd gleub das auch noch nicht."³⁰ "Ich meyne nit, das ich meyn gnedigsten herm yhe erczurnet habe."³¹ Nicht bei allen Verben der Geltungsbewertung sind all diese Stellungs-, Hinzufügungs- und Umformungsmöglichkeiten gleichermaßen üblich. Man wird das wohl nicht generell als korpusbedingte Zufälligkeit ansehen können. Es überrascht z.B. nicht, daß in diesen Luthertexten nur das Verb **wissen** mit **furwa(h)r** verbunden wird und nur **glauben** mit **sicher**: "Und weiß fürwahr, daß die Widersacher ihr eigen Gewissen selbs nicht damit stillen können, und gläube sicher, wäre das Bier wieder im Fasse ('die Sache ungeschehen'), sie ließens itzt wohl anstehen, wie ich an ihnen zu Marpurg...gemerket."³² Eine pronominaladverbielle Ergänzung durch **dafür** zeigen vereinzelt **achten** und **halten**: "die weil ichs gewißlich dafür acht das

vñßer aller meyster Christ / bey E.F.G. mir gar lang vnd weyt zu vor kommen sey."³³
"Vñnd halt darfur frey / wer dyr anders sagt / der vorfurt dich."³⁴ Bei **denken**
erscheint vereinzelt auch ein fakultativer Dativ (**mir/bey mir**): "Vñd denck mir der
Engel Gabriel habe mit Maria geredt / wie er mit Daniel redet."³⁵ "Vber das, so ich
bey mir gedacht / E.K. vnd F.G. würden...wol bedencken / das... ." ³⁶

Bei **meinen** findet sich neben der in solchen Aussagen üblichen Präsensform **Ich
meyne** auch vereinzelt "**Ich meynet** (ich were sicher)"³⁷ und "**Ich hätte nicht gemei-
net** (daß die Saal ein solch Bad machen könnte);"³⁸ sodann die Nominalisierung in
Form einer Ableitung mit **-ung**: "Ich meine ja, das Verbot zu predigen sei damit wohl
gerochen... Auf das aber, so E.K.F.G. von mir begehren, will ich untertäniglich meine
Meinung anzeigen."³⁹ Auch als wegläßbarer Einschub ("Hie sihestu meyn ich yhe
klar gnug / was denen zu vertrauen sey, die mit menschen wort vber die seelen han-
deln"⁴⁰) relativiert **meinen** die Geltung von Aussagen über eigene oder fremde
Handlungen oder Zustände und hat ohne Zweifel in Luthers Texten einen ver-
gleichsweise hohen Üblichkeitsgrad, höher als etwa **denken**, **glauben** (im Sinne von
'meinen, für wahrscheinlich halten')⁴¹, **hoffen**, **setzen**, **sorgen** oder das in den
untersuchten Texten nur vereinzelt, in unpersönlicher Konstruktion vorkommende
vermuten (s.o.). **Meinen** gehört seiner Anwendungshäufigkeit nach also zur
Spitzengruppe, doch werden **achten** und **halten** (für) noch häufiger zur Geltungsbe-
wertung von Aussagen gebraucht, was im heutigen Deutsch nicht mehr der Fall ist.

Außer solchen Verben der Evaluation, die es dem Sprecher ermöglichen, "seine
Einstellung zu einem bestimmten Sachverhalt auszudrücken",⁴² können **Modalver-
ben** herangezogen werden. Epistemischer, auf das Wissen des Sprechers bezogener
Gebrauch findet sich in den Luthertexten vor allem von **mögen** und **müssen**. Sie
drücken aus, daß der Sprecher die Möglichkeit einräumt oder die Notwendigkeit an-
nimmt, die infinitivisch angefügte Sachverhaltsbeschreibung für zutreffend zu halten.
Mögen (vgl. engl. may-be): "Vñnd mag woll seyn / das er nit weiß / das Christus ley-
den / yn yhm solchs wirckt / daran er villeycht nit gedenckt."⁴³ "Bo mag es yhe ge-
schehen / das der Bapst vnd die seinen boß sein."⁴⁴ "Eben solche Noth mag sein ge-
wesen / daß..."⁴⁵ "Sollt er (Gott) uns nu also erhören, wie wir bitten..., so möchts
vielleicht heißen."⁴⁶ **Müssen**: "Darumb müssen dennoch vnter vns sein / etliche
rechte / frome / heilige kinder Gottes / vnd rechte Christen Sonst müste Gottes
wort vergeblich vnter vns sein / welchs vnmüglich ist. Darumb mus auch das gewis
sein / das der Heilige Geist bey vns sey."⁴⁷ "Drumb muß das der heubt teuffel selb ge-
sagt haben"⁴⁸ "Aber solt der bapst allein die gewalt haben / Bo musten sie alle ketz-
risch gewesen sein."⁴⁹ Auch der im neueren Deutsch geläufige modale (potentiale)
Gebrauch der **werden** - Konstruktion findet sich zuweilen bereits bei Luther⁵⁰: "Ich
würde hie villeycht nerrisch vnd vnmüglich dinck furgeben / als wolte ich den grosten
handel / kauffmanschafft nyder legen."⁵¹

Adverbielle Begleitwörter wie **vielleicht** oder **wohl**, die zur Unterstützung von **mögen** oder **werden** eingesetzt werden können, werden auch ohne Mitwirkung eines Modalverbs nicht selten gebraucht, um die Gewißheit einer Aussage zu relativieren, im Sinne von 'es ist leicht möglich, es kann gut sein, daß...': "Doch ditz ist velleicht noch zufrisch vnnnd vngehoret ding."⁵² "Sie haben sich velleicht vorlassen auff yhre macht / mehr dan auff got."⁵³ "Es hat wol mehr mal / ein nar weyßlich geredt."⁵⁴ "AlBo findt man wol einen Cortisanen zu Rom / der fur sich allein XXII pfarren... hat."⁵⁵ "da were wol besser deutsch gewest... "⁵⁶ **Wohl** wird oft auch vor Zahlangaben gebraucht und hebt - wie unsere heutige Wendung "gut und gem" ('bestimmt soviel, wenn nicht mehr') - die Genauigkeit der Zahlangabe etwas auf, bekräftigend und depräzisierung: "macht mir des Morgens wohl 3 Stuel in dreien Stunden."⁵⁷ "ich müste wol ein jar dran zu schreiben haben."⁵⁸ Als Signal einer möglichen Ungenauigkeit konkurriert es mit **etwa** und **bei** im Sinne von 'ungefähr': "etwa 6 oder 7 Stunden."⁵⁹ "so sind auch hie Jüden bey funffzig ynn einem hause."⁶⁰ Einschränkend im Sinne von 'annähernd, nahezu, beinahe' wirken auch **fast** und **schier**: "denn die Herrn durch ihre Räte fast alles verglichen haben bis auf zween Artikel oder drei."⁶¹ "Vnd ist mir vnter henden gewachsen vnd schier ein buch worden; "⁶² ferner **kaum** im Sinne von 'vermutlich nicht einmal': "Da ich ein junger student war / höret ich sagen / das jm Furstenthum zu Sachssen (ist mir recht) bey achtzehen hundert pfarren weren... Nu ich setze / das kaum acht hundert pfarren jnn dem Furstenthum sind / wie viel wil der wol jm gantzen deudschen lande sein?"⁶³ All diese sprachlichen Mittel, auch **wohl** in dem zuletzt zitierten Fragesatz, stehen im Dienste eines vorsichtigen Abschätzens.

Wir können also die eingangs gestellte Frage mit **Ja** beantworten, auch wenn in diesem Rahmen nur ein Teil von Luthers Schriften durchgesehen werden konnte. Wie sich gezeigt hat, verfügt Luther über eine ganze Reihe sprachlicher Signale zur Markierung der Unsicherheit oder Ungenauigkeit von Aussagen. Das Bewußtsein der Irrtumsfähigkeit fehlt ihm durchaus nicht: "Christen können wol yren."⁶⁴ Luther weiß, daß es angesichts mancher Ungewißheiten auch eine falsche Zuversicht geben kann, daß menschliches Unvermögen, Gutdünken (Dünkel) und Wahn in die Irre führen können. Für ihn haben darum im wesentlichen nur solche Aussagen zweifelsfreie Gewißheit, die "gnugsam yn der schriffte grund"⁶⁵ sind, die sich auf die "gewisse verheysßung gottis"⁶⁶ stützen können, auf "hellen offenbärlichen Text und klare Wort Christi."⁶⁷ So wird es für den Theologen und Prediger Luther ein "heubtstück..., das man nichts leren noch thun sol, Es sey denn gewis mit Gottes wort gefasset...mit hellem klarem wort Gottes bestettigt."⁶⁸ Ist diese Sicherheit für ihn gegeben, so formuliert er zuweilen polemisch überscharf und selbstbewußt mit der uneingeschränkten Sicherheit einer kompetenten Autorität: "Wann ewr Papist sich vil vnnütze machen wil mit dem wort (Sola Allein) so sagt jm flugs also / Doctor

Martinus Luther wils also haben, vnd spricht / Papist vnd Esel sey ein ding... wöllet solchen Eseln ja nicht anders noch mehr antworten auff yhr vnnütze geplerre vom wort Sola / Denn also viel / Luther wils so haben / vnd spricht / Er sey ein Doctor vber alle Doctor jm gantzen Bapstum... Euch aber vnd den vnsem wil ich anzeigen / warumb ich das wort (sola) hab wöllen brauchen."⁶⁹ Es folgt dann die Beweisführung und der Hinweis nicht zuletzt auf "die meinung des text,"⁷⁰ die Intention, die es zu erfassen und angemessen sowie verständlich wiederzugeben gelte. Aber in vielen Fällen sieht Luther durchaus die Notwendigkeit, mehr oder weniger relativierende sprachliche Signale einzusetzen, die dem Hörer (Leser) über den Genauigkeits- und Gewißheitsgrad des Gesagten nicht im Unklaren lassen sollen. Wie wir zu zeigen versuchten, nutzt er dabei eine Vielzahl verbaler und adverbialer Ausdrucksmöglichkeiten, die gerade in der beginnenden Neuzeit, der Zeit des frühen Neuhochdeutschen, erheblich vermehrt worden sind. Das Frühneuhochdeutsche, dem Karl Mollay einen Gutteil seiner Forschungen gewidmet hat, erweist sich auch in dieser Hinsicht als eine sprachgeschichtlich wichtige Periode.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Johannes Erben: Bemerkungen zu den Titeln Lutherischer Schriften. In: Muttersprache 94. / 1983 (Sonderheft) S.30-39.
- 2 Paul Böckmann: Formgeschichte der deutschen Dichtung 1. Hamburg ³1967. S.258.
- 3 Zitate nach Otto Clemen / Hg. / : Luthers Werke in Auswahl. Erster Band: Schriften von 1517 bis 1520. Berlin ⁶1966 und Vierter Band: Schriften von 1529 bis 1545. Berlin ⁶1967.
- 4 Luthers Werke in Auswahl. Sechster Band: Luthers Briefe. Berlin 1966
- 5 1527 Werke 6 (s. Anm. 4), S.219.
- 6 1531 Werke 6, S.36f.
- 7 1518 Werke I (s. Anm. 3), S.14. Vgl. ebda S.150.
- 8 1522 Werke 6, S.102.
- 9 1530 Werke 6, S.29f.
- 10 1530 Werke 6, S.32f.
- 11 1519 Werke I, S.164.
- 12 1545 Werke 4, S.40f.
- 13 1537 Werke 6, S.408.
- 14 1519 Werke I, S.153.
- 15 1530 Werke 6, S.278.
- 16 1520 Werke I, S.414.
- 17 1520 Werke I, S.379.
- 18 1541 Werke 6, S.419.
- 19 1520 Werke I, S.425.
- 20 1520 Werke I, S.395.
- 21 1520 Werke I, S.406.

- 21^a Hermann Paul: Deutsches Wörterbuch, 9. vollständig neu bearbeitete Auflage von Helmut Henne und Georg Objartel. Tübingen 1992. S.17.
- 22 1520 Werke I, S.376.
- 23 1530 Werke 6, S.400.
- 24 1530 Werke 6, S.278.
- 25 1532 Werke 6, S.404.
- 26 1530 Werke 4, S.144.
- 27 1530 Werke 6, S.290.
- 28 1530 Werke 6, S.362.
- 29 1530 Werke 4, S.146.
- 30 1518 Werke I, S.14.
- 31 1517 Werke 6, S.6.
- 32 1530 Werke 6, S.291.
- 33 1519 Werke I, S.175.
- 34 1518 Werke I, S.14.
- 35 1530 Werke 4, S.186.
- 36 1545 Werke 4, S. 411.
- 37 1519 Werke I, S.156.
- 38 1545 Werke 6, S.425. Vgl. "Ich hett nicht gemeint, daß er so eckel ('heikel, wählerisch') were" 1530 Werke 6, S.384.
- 39 1530 Werke 6, S.321. Zur Wendung meine Meinung anzeigen vgl. mein gutduncken furlegen 1520 Werke I, S.409.
- 40 1523 Werke 2, S.397.
- 41 Vgl. z.B. "daß ich schier gläube und mich fast dünkt, ich sei des Teufels Ursache" 1525 Werke 6, S.130.
- 42 Renate Pasch: Typen von Einstellungsbekundungen. In: Zeitschr. f. Germanistik I (1985) S.53.
- 43 1519 Werke I, S.158.
- 44 1520 Werke I, S.371.
- 45 1542 Werke 4, S.384.
- 46 1530 Werke 6, S.360.
- 47 1545 Werke 4, S.414.
- 48 1520 Werke 1, S. 370.
- 49 1520 Werke I, S.372.
- 50 Vgl. hierzu Johannes Erben: Grundzüge einer Syntax der Sprache Luthers. Berlin 1954. S.57 und Anm. 3 auf S.154; ferner meinen Artikel werden im Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm 29. Leipzig 1960. Sp.256 sowie Gerd Fritz: Deutsche Modalverben 1609. Epistemische Verwendungsweisen. In: PBB 113 (1991) S.45.
- 51 1520 Werke I, S.417f.
- 52 1520 Werke I, S.406.
- 53 1520 Werke I, S.365.
- 54 1520 Werke I, S.364.
- 55 1520 Werke I, S.381.
- 56 1530 Werke 4, S.187
- 57 1546 Werke 6, S.426.
- 58 1530 Werke 4, S.186.

- 59 1532 Werke 6, S.404. In solchen Anwendungen ist die ältere Bedeutung 'irgendwo' bzw. 'irgendwann einmal' nicht mehr spürbar, die man sonst gelegentlich noch als nachwirkend spüren mag: "Hab ich drinnen etwa gefeilet" (bei meinem Dolmetschen an irgendeiner Textstelle fehlgegriffen) 1530 Werke 4, S.180.
- 60 1546 Werke 6, S.429 u.ö. Vgl. z.B. "bey zehen hundert tausent Ducaten" 1520 Werke 1, S.384; "bey sechtzig mal ein iar" ebda S.406.
- 61 1546 Werke 6, S.431 u.ö. Vgl. z.B. "fast alle lehen . . . Bonderlich die allerbesten pfrund" 1520 Werke 1, S.378. Daß fast nicht mehr steigernd, sondern einschränkend wirkt, zeigt auch die Verbindung mit dünken: "daß ich schier gläube und mich fast dünkt, ich sei des Teufels Ursache" 1525 Werke 6, S.130.
- 62 1530 Werke 4, S.144. Vgl. auch Anm. 61.
- 63 1530 Werke 4, S.160 u.ö. Vgl. "kaum drey zeilen" 1530 Werke 4, S.183.
- 64 1530 Werke 4, S.192.
- 65 1518 Werke 1, S.14. Vgl. "Welches wir doch nicht wissen können / weil die schriff vns solchs nicht sagt" 1530 Werke 4, S.190.
- 66 1527 Werke 2, S.396.
- 67 1530 Werke 6, S.291.
- 68 1530 Werke 6, S.372.
- 69 1530 Werke 4, S.182 und 183.
- 70 1530 Werke 4, S.184.

István Fried (Szeged):

Slawisch-ungarische Lehnbeziehungen und ihre Erforschung zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Die Erforschung der slawischen Lehnwörter in der ungarischen Sprache wurde Anfang des 19. Jahrhunderts lebhafter. Parallel zu der Tatsache, daß die durch die Sprachgeschichte motivierte Slawistik zu einer Wissenschaft von internationaler Bedeutung wurde, trat der Problemkreis sprachlicher Kontakte in den Vordergrund, vor allem, als sich die Methoden der Sprachwissenschaft herauszubilden begannen. Die Vergangenheit (und Zukunft) der slawischen Sprachen trat schon deshalb in den Vordergrund, weil einerseits Herder und Schläzer die Aufmerksamkeit auf die in den slawischen Völkern ruhenden Werte und Möglichkeiten gelenkt hatten und andererseits zu Beginn des 19. Jahrhunderts der slawische Faktor (parallel zur Entwicklung Rußlands zu einer europäischen Großmacht) zu einem Bestandteil der europäischen kulturellen (und politischen) Welt wurde, der nicht mehr übersehen werden konnte. Hinzu kamen noch die Entstehung der indoeuropäischen (vergleichenden) Sprachwissenschaft und die europäische Beliebtheit der Folklore der slawischen Völker. Linguistik und Geschichtswissenschaft sind zu dieser Zeit noch untrennbar miteinander verbunden; vor allem für die Forschungen der Frühgeschichte scheint die Analyse der Sprachverwandtschaft und der Sprachkontakte erforderlich. Die Bedeutung der Erforschung der slawisch-ungarischen Sprachkontakte haben die Wissenschaftler der slawischen Völker und die Ungarn früh erkannt. Obwohl diejenigen, die für die finnisch-ungarische Sprachverwandtschaft eintraten, bereits im Verlaufe des 18. Jahrhunderts monographische Bearbeitungen veröffentlichten, ging die Entwicklung der Finno-Ugristik nur stockend voran, denn in dem zur Romantik neigenden Zeitalter sehnte sich die ungarische Öffentlichkeit nach vornehmerer Verwandtschaft.

Die Interpretierung des Charakters der slawisch-ungarischen Sprachkontakte beschäftigte die ungarischen Forscher häufig; die auf die Beschleunigung der Forschung drängenden und die gewisse Thesen der Forschung in Frage stellenden Standpunkte traten zugleich auf. Miklós Jankovich (1773-1846) hielt die Kenntnis der slawischen Lehnwörter der ungarischen Sprache deshalb für notwendig, weil "Unsere Ahnen sowohl in der Religion von ihnen lernten als auch da die Bauern allein aus diesen [Slawen] bestanden, sie [die Ahnen] mit jenen zusammen wohnen und notwendigerweise auch sprechen mußten". In unserem Zitat sind mehrere der späteren

Streitpunkte zu finden. Denn vor allem die Wissenschaftler der slawischen Völker betonten, daß die Slawen dem landnehmenden Ungarn tum materielle und geistige Kultur gegeben hätten; den Beweis dafür sahen sie darin, daß Wörter des Ackerbaus und von Gebrauchsgegenständen aus den slawischen Sprachen in die ungarische Sprache gekommen waren. Zur gleichen Zeit legten einzelne ungarische Historiker die These, daß die Slawen ackerbaureibende Völker waren, so aus, daß die Ungarn, als sie im 9. Jahrhundert das Land eroberten, nicht durch Übereinkunft, durch "pacta conventa" in seinen Besitz gelangten, daher bestätigte das historische Recht ihre Anwesenheit. Der spätere slawisch-ungarische Streit wurde durch die Art des Etymologisierens vergiftet, vor der schon die Begründer der wissenschaftlichen Slawistik, Jernej (Bartholomäus) Kopitar (1780-1846) und Joseph Dobrovsky (1753-1829), alle jene gewarnt hatten, die die Erforschung der sprachlichen Kontakte zu ihrer Aufgabe machen wollten.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich reiches Material über die slawisch-ungarischen Beziehungen angesammelt, das der in Prag, dann in Kiskőrös als Seelsorger tätige Stephanus Leschka (1757-1818) in einem Wörterbuch zusammenfaßte, das aber erst nach dem Tode des Verfassers erschien.

Aus dieser Arbeit veröffentlichte die "Wiener Allgemeine Literaturzeitung" eine Auswahl (1813, Nr. 12, Kolumne 95-96⁴). Diese Wörterliste fügte sich in die Reihe der Debatten ein, die sich über die in die ungarische Sprache gelangten, ursprünglich slawischen Wörter, in der Zeitung entfacht hatten.

Die Zuschriften suchten vor allem nach dem Ursprung einzelner Wörter, aber auch bildungsgeschichtliche und prinzipielle Fragen wurden erörtert. Wir können nicht unbedingt von einer slawisch-ungarischen Kontroverse berichten; unter den Teilnehmern finden wir den in Wien lebenden und als Bibliothekar tätigen Slowenen Kopitar, Samuel Roznay (1787-1815), den jung verstorbenen Übersetzer ungarischer Literatur, der slowakischer Herkunft war, den in der Zips geborenen deutschsprachigen Károly György Romy (1780-1847), der an einer Stelle schreibt, die Ungarn hätten ohne Zweifel viele Wörter von Slawen entlehnt, vor allem Bezeichnungen für Ämter und Würden, aber sicher nicht so viele wie das die slawischen Philologen behaupteten, die nicht ungarisch können.

Romy hatte sehr gut erkannt, daß dieser Umstand der Hinderungsgrund für eine gründlichere Forschung war und später auch blieb. Er selbst hatte einen Versuch zur Feststellung des Ursprungs des Wortes "Bauer" versucht. Seiner Meinung nach kann es nicht aus dem Slawischen, sondern aus dem Hebräischen oder dem Arabischen abgeleitet werden. Dann skizziert er seinen Plan, daß er den ungarischen Wortschatz mit dem Hebräischen, dem Syrischen, Koptischen, dem Äthiopischen, dem Arabischen, dem Persischen und zugleich mit den slawischen Dialekten vergleichen will. Zum Glück blieb das eine reine Absichtserklärung. Miklós Jankovich debattiert

mit Romy, Kopitar und Roznay über die Herleitung der Wörter "nádorispán", "tárnokmester" und "parasz".

Seiner Ansicht nach ist die Untersuchung der Suffixe in der Etymologie sehr wichtig, die Analyse der am Ende des Wortes erfolgten Veränderungen würde die Herleitung erleichtern. Darauf reagiert Kopitar in einer Anmerkung, in der Etymologie müsse man vorsichtig vorgehen, ihre Methodologie sei erst im Entstehen begriffen.

Als Vorgeschichte können wir den Wettbewerbsaufruf ansehen, der in der Zeitung "Magyar Kurír" unter der vielsagenden Überschrift: "Bericht zugunsten der Ungarischen Sprache und zu Ehren der Slawischen Sprache" erschien.

"Jeder gebildete Ungar, der tiefer in seine Muttersprache gesehen und damit im Verlauf vieler Jahre gerungen hat, hat gelehrt, daß unsere jetzige ungarische Sprache keinen anderen so freigiebigen Beistand hat als die Sprache jener Slawen-Nation, die unsere Ahnen in ihrer Urheimat überraschten und die sie nach dem Zeugnis der Historien teilweise unterdrückten und die zum Teil mit ihnen verschmolzen. Welche slawischen Wörter wir jetzt schon praktisch wahrhaftig für echte ungarische Wörter halten, deshalb, weil sie uns mit unüberwindlicher Kraft bezwungen haben, da unsere Ahnen sie in ihrer damaligen Bedrängnis vorfanden, auf sie angewiesen waren: das sind alles solche, die kein kluger Ungar aus unserer Sprache ausrotten will, aber auch nicht könnte.

Dieses durchschauend, gab es solche Freunde der Sprache, deren löbliche Absicht es ist, nach der Geburt einer ungarisch-slawischen Grammatik zu streben: für ihre Absicht als Belohnung demjenigen 500 Forint auszusetzen, der in der ungarländischen slawischen Sprache die beste Grammatik schreibt; mit der unumgänglichen Obligation, daneben aus dem ungarischen und dem slawischen Wörterbuch alle die Wörter aufzuschreiben, die slawischer Herkunft sind, damit das auch zu der Zeit zusammen mit der Grammatik gedruckt wird. Damit aber diese 500 Forint ausreichen: sei es erlaubt die 50[!] Forint, die bereits 3 verdienstvolle Ungarn in Wien zur Förderung dieser edlen Absicht hinterlegt haben, für den, der diese Absicht zu würdigen weiß, nach Belieben zu mehren, jetzt nur durch ein schriftliches Versprechen. Wenn die Summe der Zusagen der Anbieter die 500 Forint übersteigen sollte: wird das übrige auf den Druck des Buches verwendet, damit es um so billiger sein kann ... " (Magyar Kurír 1815, Nr. 94.)

Der Aufruf zum Wettbewerb verhallte erfolglos; es war ziemliche Naivität dazu nötig, daß jemand inmitten der Kämpfe zur Spracherneuerung auf Mäzene für die Abfassung der im Wettbewerb bezeichneten Grammatik rechnete. Wir wissen nicht,

über welche slowakischen (slawischen) philologischen Kenntnisse der Ausschreiber des Wettbewerbs verfügte; wie weit er Anton Bemoláks (1762-1813) Tätigkeit kannte; was er von den Bestrebungen von Juraj Palkovic (1769-1850) wußte. Es ist eine offene Frage, wer (in Wien) hinter dem Wettbewerb stand. Die angebotenen 50 Forint lassen darauf schließen, daß es nicht um die Geste eines Aristokraten handelte. Zugleich zählte der Ausschreiber auf Interessenten, denen die slowakische Sprache am Herzen lag. Warum aber veröffentlichte er dann seinen Aufruf in einer ungarischen Zeitung?

Der Aufruf erschien am 24. November und in der "Wiener Allgemeinen Literaturzeitung" wurde schon in der Dezemberrummer (Nr. 51) darüber reflektiert. In P.[alkovic?] Diskussionsbeitrag: "**Vorschlag eines Ungarn**" wird die Zweckmäßigkeit der im Wettbewerb beschriebenen Grammatik angezweifelt, ein Glossar würde es auch tun. Das hatte bereits Leschka zusammengestellt, ein kroatischer oder ein windischer Gelehrter müßte es allenfalls zum Zwecke der Ergänzung durchsehen. In der Wiener Zeitung hatte schon früher eine Debatte darüber stattgefunden, wessen Aufgabe die Erforschung der Lehnwörter sei. Nach Kopitars Ansicht sollte das den Slawen übertragen werden, andere meinten, dazu wären ungarische Sprachkenntnisse notwendig, also sei es Aufgabe der Ungarn. 1813-1816 hatte gerade die "Wiener Allgemeine Literaturzeitung" dieser Debatte Raum gegeben. Die Lehnwörterforschung war zum guten Teil einseitig; es wurde analysiert, was die ungarische Sprache aus den slawischen Sprachen übernommen hatte. Daß es in den slawischen Sprachen möglicherweise auch ungarische Lehnwörter gab, davon wurde nicht gesprochen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Artikelserie von Johann von Csaplovics (1780-1847) interessant: "**Über die serbische (slawonische raazische) Schrift und Sprache**". (Hesperus 1818. Nr. 22.) Die in der Rubrik "**Vaterlandskunde**" veröffentlichte Abhandlung bringt mehr als der Titel der Studie verspricht. Sie führt nicht nur sprachwissenschaftliche Angaben an, sondern geht auf mehrere Episoden der serbischen Sprachentwicklung ein und bereichert die Kenntnisse des Lesers an anderer Stelle durch bildungsgeschichtliche Ausblicke. Die Etymologien sind durch Vorsicht gekennzeichnet. Beim Problem der Lehnwörter geht der Verfasser auch auf die slowakisch-ungarischen Sprachkontakte ein, Slowaken und Ungarn hätten gleichermaßen voneinander Wörter entlehnt, die Ungarn mehr, die Slowaken weniger. Im Serbischen machen die aus dem Altslawischen stammenden Wörter 60 % des Wortschatzes aus, die von den Türken entlehnten 25 %, die aus dem Griechischen 10 %, aus dem Ungarischen 3 %, aus dem Deutschen 1 %, aus dem Lateinischen 1/2 %, die aus dem Französischen und dem Italienischen entlehnten Wörter jeweils 1/4 %.

Dann lesen wir:

"Aus dem Ungarischen z. B. 'Betexan', krank (beteg); 'Lanacz', Kette (Lancz); 'Diják', Schulknabe (diák); 'Marva', Vieh (marha); 'Xeb', Tasche (zseb); 'Forint', Gulden; 'Kokosch', Huhn (kakas); 'makarto', wer immer (akarki); 'Villajet', Welt (vilag); 'srecha', Glück (szerencse) etc." (Csaplovics: op. cit.)

Wenn wir bei László Hadrovics (Ungarische Elemente im Serbkroatischen. Budapest 1985.) nachsuchen, dann finden wir das Wort 'betexan' (beteg) im Kajkroatischen, 'lanac' und 'dijak', 'marha' (mrha, mrva) und 'zeb', 'zep' sind tatsächlich ungarische Lehnwörter, auch 'forint'. Bei Csaplovics kommt an anderer Stelle auch das Wort 'huszár' vor, das er aber nicht zu den Lehnwörtern zählt. Csaplovics betonte, daß er über das slawonische Serbisch habe schreiben wollen, auf die kroatische Sprache wolle er gesondert eingehen und dabei die nahe Verwandtschaft mit dem Serbischen erwähnen.

Csaplovics war einer der ersten, die in der Lehnwörterforschung einen ausgewogeneren Standpunkt vertraten und von wechselseitigen Beziehungen sprachen. Schon deshalb verdient er es, daß seiner Abhandlung in Zukunft größere Aufmerksamkeit zuteil wird.

Literatur

- Briefwechsel zwischen Dobrowsky und Kopitar 1808-1828. Hg.: Vatroslav Jagic. Berlin 1885.
- Fried, István: A magyarországi szlavisztika kezdeteihez. Helikon Világirodalmi Figyelő 10, 1964. 295-301.
- Derselbe: Szláv jövevényszavaink kutatásának történetéből. Magyar Nyelv 70, 1974. S. 245-249.
- Gáldi, László: Sur quelques pionniers des rapprochements étymologiques slavo-hongrois. Studia Slavica Ac. Sc. Hung. 1, 1955. 1-28.
- Derselbe: De Gyarmathi à Miklosich. Ebenda 2, 1956. 289-329.
- Hadrovics, László: Ungarische Elemente im Serbkroatischen. Budapest 1985.
- Jankovich, Miklós: Magyar szó-nemzés ötven példákban. Pest 1812
- Kiss, Lajos: Slawistik und die ungarische Sprachwissenschaft. Studia Slavica Ac. Sc. Hung. 20, 1974. 1-12.
- Kopitar, Bartholomäus: Kleinere Schriften. Hg.: Franz Mikloschich. Wien 1857.
- Lakó, György: János Sajnovics und die finno-ugrische Sprachwissenschaft. In: Congressus Internationalis Fenno-Ugristarum 3. P. 1. Tallinn 1975. 31-40.
- Leschka, Stephanus: Elenchus vocabulorum Europaeorum cum primis Slavicorum Magyarici usus ... Buda 1825.
- Prazak, Richard: Josef Dobrowsky als Hungarist und Finno-Ugrist. Brno 1967.
- Zsirai, Miklós: Sámuel Gyarmathi. Hungarian pioneers of comparative linguistics. In: Portraits of linguists. I. Bloomington London [1966] 58-70.

Siegfried Grosse (Bochum):

Wann beginnt die deutsche Gegenwartssprache?

Offensichtlich ist die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte, wie die zahlreichen Versuche zeigen, eine unlösbare Aufgabe; denn es gelingt nicht, sprachinterne und -externe Kriterien zu finden, die geeignet sind, am Ufer des sich ständig bewegenden und verändernden Sprachflusses, der unterschiedliche Tiefen und Strömungsgeschwindigkeiten aufweist, Abschnittsmarkierungen anzubringen, die nicht arbiträr gesetzt sind. Das wird in den ausgezeichneten "Grundzügen deutscher Sprachgeschichte" von Stefan Sonderegger ebenso deutlich wie bei Herbert Wolf¹, der in einem aspektreichen Überblick zeigt, daß sich die differenzierten sprachlichen Veränderungsmerkmale weder als zeitgleiche noch als räumliche Erscheinungen bündeln lassen. Er beginnt in der vorgermanistischen Zeit bei Schottelius und verfolgt die Einteilungsversuche bis zur Gegenwart, wobei er mit Recht hervorhebt, welche nachhaltig prägende Wirkung die Grimm'schen Leitlinien behalten haben, die zunächst den gesamten Entwicklungsprozeß grob in die Trias alt/mittel/neu-hochdeutsch einteilen.

Richtet man den Blick über die germanistische Fachgrenze, dann kann man noch ratloser werden, da die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen auffällt. Die Periodisierungszäsuren benachbarter Disziplinen wie etwa der Philosophie, Geschichte, Kunstwissenschaft oder Theologie lassen sich mit denen der Germanistik kaum parallelschalten oder gar übernehmen. Historiker und Germanisten haben unterschiedliche Vorstellungen von den Begriffen "frühes, hohes und spätes Mittelalter"; die "Romanik" kann mit der alt-hochdeutschen Literatur ebensowenig synchron gesehen werden wie die Gotik mit der hochhöfischen Dichtung; und die religiösen Auseinandersetzungen der Reformation und Gegenreformation markieren keineswegs eindeutig den Beginn des Neuhochdeutschen.

Ja selbst innerhalb der Germanistik gibt es zwischen Literatur und Sprachwissenschaft abweichende Gliederungsmerkmale, besonders seit die germanistische Linguistik nicht mehr allein von literarischen Zeugnissen als Quelle ausgeht, sondern ihren Textbegriff auf expositorische und gesprochene Belege ausgedehnt hat.

Die mangelnde Übereinstimmung zwischen der Literatur- und Sprachgeschichte bei der Bezeichnung von Entwicklungsabschnitten fällt für die jüngere Vergangenheit sehr viel stärker auf als etwa für die altdeutschen Sprachstufen. Das hängt wohl auch mit dem rapiden Wachstum der Druck-Erzeugnisse an Zahl, Umfang und Textsortenspezifik während der letzten 250 Jahre zusammen. So wird z. B. die deutsche Literatur im uns benachbarten 19. Jahrhundert in chronologischer Abfolge mit den Termini: Klassik, Ro-

mantik, Vormärz, Poetischer Realismus, Naturalismus und Expressionismus bezeichnet. Ihnen steht kein einziger sprachwissenschaftlicher Begriff gegenüber, obwohl sich in der gleichen Zeit Sprachverhalten, Textproduktion und -verteilung tiefgreifend verändert haben müssen. Man denke an die Kriege gegen Napoleon und von 1864/66, 1870; die Revolution von 1848 und die Reichsgründung; an die steil ansteigende demographische Entwicklungslinie durch beträchtlichen Bevölkerungszuwachs; die Landflucht und die mit ihr verbundene schnell wachsende Zahl der Großstädte; die Industrialisierung und die Entstehung vieler neuer Fachsprachen; an die zunehmende Mobilität der Bevölkerung dank des ausgebauten Verkehrsnetzes; die großen Ein- und Auswanderungsbewegungen mit deutlicher Ost-West-Richtung und die Fluktuationen des Sprachaustausches, an das quantitative und qualitative Wachstum und die Verbreitung der Printprodukte (Zeitungen, Zeitschriften, Erbauungs- und Trivilliteratur, Kalender, Leihbüchereien); das Aufkommen neuer Informationsmedien (Photographie, Tonträger) und nicht zuletzt an den Auf- und Ausbau des flächendeckenden, funktional gestaffelten Schul- und Bildungswesens mit dem Ergebnis einer Volksliterarität, in der es bis 1900 so gut wie keinen Analphabetismus mehr gibt. Die stichwortartige Aufzählung der extralingualen Ereignisse ließe sich verlängern. Sie haben als Veränderungsimpulse auf die Sprache eingewirkt und dort ihre Spuren hinterlassen: im Lexikon (Wortbildung, Semantik, Entlehnung aus fremden Sprachen), in der Syntax (Funktionsverbgefüge, Nominalisierungen, Klammerbildung, Satzlänge), im Stil (gesprochene und geschriebene Sprache) und in der Pragmatik (Dialekte, Soziolekte, Gruppensprachen, Fachsprachen).

Die aufregende Ereignisdichte im zeitlich nahen 19. Jahrhundert hat der Sprache viele, in die Zukunft weisende Entwicklungskatalysatoren gebracht, die aber im Rückblick vom heutigen Standpunkt aus ihre einstige Modernität verloren haben. Sie wirken auf uns antiquiert, auch wenn wir sie verstehen. Trotz der offensichtlich eigenständigen Andersartigkeit vermögen wir nicht, mithilfe prägnanter Kriterien das 19. Jahrhundert sprachlich gegenüber dem vorausgehenden 18. und dem nachfolgenden 20. Jahrhundert abzugrenzen.

Offenbar sind Periodisierungszäsuren dann am überzeugendsten, wenn eine genügende Anzahl von sprachinternen Merkmalsveränderungen zu beobachten ist, die bis zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen sind. Deshalb weichen die verschiedenen Vorschläge zur Grenzziehung zwischen dem Alt- und Mittelhochdeutschen einschließlich der Zwischenstufen Früh- und Spätmittelhochdeutsch nur unwesentlich voneinander ab, da man dort in der Phonologie, Graphematik, Morphologie und (allerdings in geringerem Maße) in der Syntax Entwicklungsabschnitte erkennen kann, die eine sprachintern motivierte Abgrenzung rechtfertigen.

Mit dem Wachstum und der Vielfalt der sprachlichen Quellen (Satz, Text, Textsorte) wird die Periodisierung schwieriger. Schon, um Beginn und Ende des Frühneuhochdeutschen zu bestimmen, werden politische, also außersprachliche Daten herangezogen:

der Regierungsbeginn Karls IV. und das Ende des Dreißigjährigen Krieges. Danach gibt es von 1648 an bis heute nur noch den Sammelbegriff "Neuhochdeutsch", dessen fast 350jährige, weiterwachsende Geschichte von den Sprachhistorikern in individuell begründete Abschnitte eingeteilt wird. Ihre Bezeichnungen lehnen sich oft an die Terminologie der Neueren Literaturwissenschaft an (vgl. August Langen)², wobei Beobachtungen zum Wandel im schriftlichen Stil und im Lexikon (Wachstum, Fluktuation, Bedeutungsveränderungen, Wortbildung) maßgebend sind; denn Phonologie und Morphologie geben keine Kriterien mehr her, da sie sich weitgehend stabilisiert haben. Die Graphematik allein reicht zur Periodisierungsentscheidung nicht aus, wie man aus aktuellem Anlaß am wiedererwachten Interesse an der Geschichte der Rechtschreibereform sehen kann.

Bei dieser unbefriedigenden und nicht sehr übersichtlichen Ausgangslage könnte man natürlich kapitulieren, alle Bemühungen aufgeben und gar nicht erst versuchen, die Sprachgeschichte zu periodisieren. Doch das wäre ein Irrweg, und zwar aus zwei Gründen: einmal erleichtert das terminologische Gliederungsschema eines zeitlichen Ablaufs rasch die Orientierung und Verständigung innerhalb der Disziplin und über ihre Grenzen hinweg und zum anderen bleiben die bisher offene Anregung und Herausforderung, die sprachlichen Entwicklungslinien kritisch zu reflektieren und ihre Verbindungen und Eigenständigkeiten unter Berücksichtigung jüngster Erkenntnisse neu zu ordnen.

Im hier vorgegebenen Rahmen kann ich nicht die Periodisierungsvorschläge für die gesamte deutsche Sprachgeschichte mit ausgewählten Beispielen darstellen. Ich beschränke mich deshalb nur auf den Abschnitt, der uns als Zeitzeugen besonders nahe liegt: auf die Gegenwartssprache. Die meisten sprachhistorischen Darstellungen stimmen darin überein, die jüngste Zeit des Neuhochdeutschen als "Gegenwartssprache" zu kennzeichnen. Doch was bedeutet "Gegenwart" im sprachhistorischen Sinn?

Da die punktuelle Ausdehnung des Jetzt zwischen Vergangenheit und Zukunft zu kurz und deshalb untauglich ist, um die komplexe Existenz einer lebendigen Sprache beschreiben zu können, ist nach der Ausdehnung des zeitlichen Begriffs zu fragen, d. h. nach dem in der Vergangenheit liegenden vermeintlichen Beginn der Gegenwart. Im Seminar nennen mir die Studierenden stets sehr schnell die letzten 10 bis höchstens 20 Jahre als Größenordnung, und zwar mit der Begründung, sie spürten im Umgang mit Schülern oder jüngeren Bekannten, daß die Alltagskommunikation sich im Vergleich zur eigenen Schulzeit verändert habe.

So kurz greifen die wissenschaftlichen Darstellungen natürlich nicht; denn sie stützen sich hauptsächlich auf schriftliche Quellen, auch wenn mündliche Belege einbezogen werden. Im folgenden sollen die Abgrenzungskriterien einiger im akademischen Unterricht häufig benutzter Wörterbücher und Sprachgeschichten betrachtet werden, um das schillernde Beobachtungs- und Beurteilungsspektrum zu zeigen, dem sich die Fachleute ausgesetzt sehen und das mit seinen inneren Übereinstimmungen und Abweichungen sehr anregend ist.

Im Jahr 1900 erscheint die Grammatik von Ludwig Sütterlin, deren Titel auf den bisher üblichen Terminus "Neuhochdeutsch" verzichtet und stattdessen erstmals die Formulierung "Die deutsche Sprache der Gegenwart" verwendet³. Sütterlin erklärt und definiert nicht, was er darunter versteht. Er versucht, in der beschreibenden Darstellung dem zeitgenössischen Deutsch gerecht zu werden, richtet sich aber an der Diachronie aus. Seine Belege reichen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück, weil die Sprache dieser Literatur "alle Arten der sprachlichen Darstellung noch heute mächtig beeinflusst"⁴. Damit öffnet sich der Spalt zwischen der umfangreicheren passiv-rezeptiven und der schmaleren aktiv-produktiven Sprachkompetenz.

1938, also schon vor Beginn des zweiten Weltkriegs, ist die "Geschichte der deutschen Sprache" von Adolf Bach⁵ erschienen, die, wie der hochbetagte Autor im Vorwort zur 9. und bisher letzten Auflage (1970) bemerkt, eine "außerordentliche Verbreitung" gefunden und sich aus einem schlanken Bändchen zu einem 534 Seiten umfassenden Buch entwickelt hat. Dabei ist der systematische Aufbau beibehalten und nur um jeweils aktuelle Ergänzungen und Literaturangaben erweitert worden⁶. Dieser Band - ein unveränderter Abdruck der 8. Auflage von 1965 - ist inzwischen vergriffen, und eine Neubearbeitung scheint nicht geplant zu sein. Ich erwähne dieses Buch, da es wegen seiner Informationsfülle besonders für die älteren Sprachstufen noch immer im akademischen Unterricht verwendet und zitiert wird. Aber man muß es als ein Stück erstarrter Wissenschaftsgeschichte ansehen, das mit Hinweisen auf die Wortfeldforschung und die inhaltsbezogene Grammatik endet⁷.

Für Bach gibt es etwa um 1830 einen wichtigen Einschnitt in der Entwicklung der deutschen Sprache, den er mit einigen Todesdaten zu belegen versucht: Beethoven (1827), Schubert (1828), Hegel (1831), Gneisenau (1831), Clausewitz (1831), Freiherr vom Stein (1831) und Goethe (1832). Schon Johannes Erben⁸ und Karl Mollay⁹ haben die sprachgeschichtliche Relevanz dieser Zäsur in Frage gestellt. Bach meint natürlich, daß mit dem Ende der literarischen Dominanz Goethes eine geistesgeschichtliche Epoche zu Ende geht - auch in der Musik, der Philosophie und der Politik, und er weist auf den Neubeginn des Jungen Deutschland hin. Den entscheidenden sprachexternen Entwicklungsschüben wie dem Auf- und Ausbau des Bildungswesens, den großen Migrationsbewegungen, der Industrialisierung und der gesellschaftlichen Umschichtung wird viel zu wenig Raum zugemessen. Bachs für die älteren Sprachstufen verdienstvolle historische Darstellung verliert zur Gegenwart hin an methodischer und systematischer Überzeugungskraft, weil sie die einmal gefaßte Konzeption nicht mehr ändert und neue Erkenntnisse nicht als Korrektiv einbezieht.

Die Sprachpflege und die Stil- und Aufsatzkunde der Schulen haben den Tod Goethes ebenfalls als gravierenden Einschnitt aufgefaßt und lange Zeit ihre Empfehlungen an den sprachlichen Normen der deutschen Klassik in der festen Meinung ausgerichtet, den nach ihrer Meinung fortlaufenden sprachlichen Verfall aufhalten zu können.

"Die deutsche Sprache in unserer Zeit" nennt Lutz Mackensen seine 1956 erstmals erschienenen Beobachtungen zu den letzten hundert Jahren¹⁰. Da sich in dieser Zeit die deutsche Sprache in "vielen zum Teil entscheidenden Zügen" geändert habe, halte er es für wichtiger, die Anlässe des Wandels zu beschreiben als den späteren Zuwachs. Für ihn sei der wichtige, das Neue auslösende Zeitraum etwa die Jahrhundertwende¹¹.

Mackensen gibt sogar ein exaktes Datum an, und zwar kein politisches, sondern ein historisches: "Der 20. Oktober 1889 ist für die Geschichte des deutschen Schrifttums, für die Entwicklung unserer Muttersprache, denkwürdig geworden."¹² An diesem Tag fand die mit einem weit beachteten Theaterskandal verbundene Uraufführung von Gerhart Hauptmanns "Vor Sonnenaufgang" im Berliner Lessingtheater statt. Der Eklat dürfte keine Überraschung gewesen sein; denn der vorher publizierte Text hatte bereits eine heftige Pro- und Contra-Resonanz, mit der das Publikum aufgeladen in die Premiere ging. Man nahm vor allem Anstoß an der Thematik und ihrer milieugetreuen, naturalistischen Gestaltung und Inszenierung: am alkoholbedingten Niedergang einer kleinbürgerlichen, gründerzeitlichen Aufsteigerfamilie.

Die unbestreitbar wichtige Zäsur, die Hauptmanns Drama für den deutschen Naturalismus und die Literaturwissenschaft bedeutet, ist aber nicht, was Mackensen tut, auf die Sprachentwicklung zu übertragen. Er schreibt recht vage: "Den Hellhörigen klang auch etwas von der sprachgeschichtlichen Bedeutung des Ereignisses an." Damit dürfte er Theodor Fontane, der als einer der wenigen positiven Rezensenten den "Ton, in dem das Ganze gehalten ist", würdigt, überinterpretieren. Natürlich war es ungewöhnlich, daß von einer Bühne der Reichshauptstadt, die noch dazu den Namen Lessings trug, nicht das vorbildliche Bühnendeutsch in Siebs'scher Hochlautung erklang, sondern eine dia- und soziolektale Mischsprache des alltäglichen Umgangs. Die Dialoge haben eine erstaunliche Farbigkeit, weil die Personen nicht auf den streng voneinander abgesetzten Varietäteebenen der Hochsprache und des Dialekts miteinander kommunizieren, sondern je nach der Gesprächskonstellation und den Vertrautheitsgraden gegenüber ihren Dialogpartnern Mischformen vom Autor in den Mund geschrieben bekommen, die sich bald der Norm, bald der Mundart mehr angleichen. Der bewußte und sehr artifizielle Wechsel der sprachlichen Varietäten gestaltet die Situationen der dramaturgischen Bühnenpragmatik künstlich und künstlerisch, d.h. es ist umgekehrt wie im tatsächlichen Leben, wo die Situation das Sprechen prägt.

Aber darauf geht Mackensen nicht näher ein. Für ihn ist 1889 das Jahr, in dem die Umgangssprache mit diesem Hauptmann-Drama literatur-, bühnen- und öffentlichkeitsfähig wird, also offiziell neben Hochsprache und Dialekt tritt. Man kann diesen Terminus post quem als Erinnerungspunkt festhalten. Doch man darf nicht auf eine breite, die Sprechgemeinschaft beeinflussende Wirkung dieser Premiere schließen. Die Umgangssprache hat sich als tägliches Verkehrsmedium im Zuge der Industrialisierung und der Migrationsbewegungen schon vorher zwischen der hochdeutschen Standardsprache und

den regionalen Mundarten herausgebildet. Sie ist zweifellos ein wichtiges Charakteristikum der jüngsten deutschen Sprachgeschichte bis heute geblieben, das auch die Normen der Schriftsprache beeinflusst.

Für Hugo Moser, dessen "Annalen der deutschen Sprachgeschichte" 1961 erscheinen¹³, läßt sich der Beginn der jüngsten Epoche nicht mit einem individuellen Ereignis verbinden. Denn: "Das sprachliche Geschehen trägt weithin kollektiven Charakter und spielt sich größtenteils in der Anonymität ab. Es wird im besonders starken Maße von den menschlichen Gruppen und Schichten getragen; nur verhältnismäßig selten kann man die Eliten, die es vorantreiben, persönlich bestimmen, die Menschen namhaft machen, von denen sprachliche Impulse und Wandlungen ausgegangen sind. Fast ganz unmöglich ist dies bei der Entwicklung der Laute, der Formen der Wortbildung, der Flexion und des Satzbaus, am ehesten kann dies noch bei der Entfaltung des Wortschatzes gelingen, bei der Entlehnung von Wortneubildungen, bei Wortentlehnungen, auch bei inhaltlichen Veränderungen von Wörtern... So ist die genaue Chronologie der Einzelvorgänge im sprachlichen Bereich ungleich schwerer festzustellen als in der Dichtung und in anderen Kulturbezirken¹⁴."

Ob man die innovativen Kräfte in der Lexik als "Eliten" bezeichnen sollte, bleibe dahingestellt. Aber es gibt sprachpflegerische Aktivitäten von weitreichender Wirksamkeit, die zu datieren sind, z. B. die Empfehlungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins vor etwa 100 Jahren, die Fremdwörter im fachlichen Vokabular von Bahn und Post zu verdeutschen¹⁵. Auch die Bildung neuer Vokabelstände zur Bezeichnung von Erfindungen wie Atomkraft, Kernenergie, Weltraumfahrt, Computertechnik, Fernseh- und Recordermedien oder der mit dem Zeitgeschehen verbundene Wortschatz (Ölkrise, kriegerische Auseinandersetzungen, der Umbruch in Osteuropa) sind zeitlich fixierbar. Dabei erleichtern die informierenden und kommentierenden Medien die Festlegung der Chronologie.

Fritz Tschirch hat seine zweibändige "Geschichte der deutschen Sprache" 1966 und 1969 veröffentlicht¹⁶. Sie ist neubearbeitet von Werner Besch, in der dritten Auflage (1983 und 1989)¹⁷ zugänglich. Darin wird die Zeitspanne vom Beginn des Frühneuhochdeutschen bis zur jüngsten Gegenwart periodisch nicht untergliedert, sondern es werden nacheinander Graphematik, Morphologie, Syntax und besonders ausführlich das Lexikon in ihren allmählichen Veränderungen dargestellt. Diese Einteilung hat den Vorzug, daß längere Entwicklungszusammenhänge betrachtet werden und zeitlich unterschiedliche Veränderungsschübe nicht notgedrungen in ein periodisch bestimmtes Raster zusammen gespannt werden. Die Parzellierung nach sprachlichen Kategorien ermöglicht eine souveräne handhabbare Elastizität. Allerdings gehen die jüngsten Belege auch in der Neubearbeitung kaum über den Beginn der 60er Jahre hinaus, so daß die letzten dreißig Jahre - also die Sprache fast einer Generation - unberücksichtigt bleiben.

Das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim, dessen in der Satzung festgeschriebenes Arbeitsgebiet seit der Gründung die Erforschung der deutschen Gegenwartssprache ist, hat 1968 die Jahrestagung unter dieses Thema gestellt¹⁸. Hans Eggers hat den Eröffnungsvortrag über "Deutsche Gegenwartssprache im Wandel der Gesellschaft" gehalten¹⁹. Er sieht - ähnlich wie Keller²⁰, Mollay²¹ und Sonderegger²² - das ausgehende 18. Jahrhundert als Beginn des jüngeren Neuhochdeutsch an und das Reichsgründungsjahr 1870 als Beginn der Gegenwartssprache, in deren weiteren Verlauf 1945 als wichtige letzte Zäsur hervorgehoben wird. Eggers wählt diese Einteilung auch in seiner Sprachgeschichte²³, in der er bei der Betrachtung des 19. Jahrhunderts zweifellos Anregungen seines Saarbrücker Kollegen August Langen²⁴ aufnimmt; für die Zeit nach 1945 begnügt er sich mit nur wenigen Beobachtungen, wobei er die Massenkommunikation in der Großstadt und in den verschiedenen Medien besonders hervorhebt, aber aufs Ganze gesehen sehr allgemein und unbestimmt bleibt.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges und den politischen Neubeginn sieht auch das Institut für Deutsche Sprache als Zäsur in der Sprachgeschichte an. Da ich, Jahrgang 1924, immerhin 21 Jahre vorher schon gesprochen und geschrieben habe, überzeugt mich diese vermeintliche Sprachscheide aufgrund meiner Erfahrung nicht, auch wenn ich zustimme, daß die großen politischen Veränderungen als externe Kräfte die Sprachentwicklung beeinflussen.

Gerhart Wolff legt den Schwerpunkt seiner Betrachtung der neusten Zeit²⁵ ebenfalls nach 1945, aber er berücksichtigt als Vorlauf der jüngsten Entwicklung die Zeit zwischen den beiden Kriegsenden (1920-1945). Er kennzeichnet die Entwicklung mit den Stichworten: "Pluralisierung der Gesellschaft, Ideologisierung der Politik, Internationalisierung und Ökonomisierung des Denkens, Technisierung des Alltags, Popularisierung des Wissens"²⁶. Das sind sehr weit und allgemeingefasste Benennungen außersprachlicher Wirkungskräfte, die ihren prägenden Einfluß auf die Gegenwartsform aller Kultur- und Zivilisationssprachen ausgeübt haben dürften und die hauptsächlich den Wortschatz betreffen, aber - wie Wolff dann im folgenden an Beispielen zeigt, auch Vorlieben in der Wahl von Wortbildungsmöglichkeiten oder syntaktischen Fügungen schaffen.

Mit großem Interesse darf man den zweiten Band der "Deutschen Sprachgeschichte" von Peter von Polenz erwarten²⁷, in dem mit Sicherheit die Sprachentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert ausführlicher dargestellt wird als in der einbändigen Ausgabe²⁸, die für die Zeit nach 1945 vor allem das Verhältnis von Sprache und Politik thematisiert hat. Da in den historischen Darstellungen immer wieder darauf hingewiesen wird, für die Abgrenzung der Gegenwartssprache biete das Vokabular wichtigere Kriterien als Phonetik, Morphologie und Syntax, sollen drei für den akademischen Unterricht wichtige Wörterbücher nach ihrem Gegenwartsbegriff befragt werden:

Das älteste von ihnen ist das "Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache", dessen erste Lieferung 1961 im Berliner Akademie-Verlag erschienen ist²⁹. Im Vorwort wer-

den Quellen und Zeitraum klar definiert: Das Wörterbuch erfaßt die deutsche Sprache der bildungstragenden Schicht der Gegenwart, die in Wissenschaft und Kunst, Technik, Wirtschaft, Verwaltung, gesellschaftlichen Organisationen und in der Presse geschrieben und gesprochen wird³⁰. Zeitlich gesehen wird außer der heutigen auch die Sprache der in unserer Zeit gelesenen, lebendigen deutschen Literatur der Vergangenheit verstanden. Daher fußt das Wörterbuch zwar vornehmlich auf dem Wortschatz des 20. Jahrhunderts, zieht aber auch den der Literatur des 19. Jahrhunderts und in gewissem Umfang des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts heran³¹. Der Zeitraum wird, um auch der passiven Sprachkompetenz gerecht zu werden, weit gefaßt, das sind für das Gros der Belege etwa 150 Jahre.

Die Zäsur 1945 wird im ersten Band zunächst nicht erwähnt. Die Vorbemerkung zum 4. Band (1974) zeigt eine Wendung zur stärkeren Ideologisierung; denn sie betont die deutsche Zweistaatlichkeit und gibt dem Wörterbuch eine neue Akzentuierung: "das in der sozialistischen Gesellschaft sich entwickelnde ökonomische System, die sozialistische Ideologie, Wissenschaft und Kultur geben der Sprache in der DDR ihr spezifisches Gepräge"³². Die Herausgeber betonen, es handle sich um das erste "Wörterbuch, das der ökonomischen, politischen, insbesondere der ideologischen Konfrontation zweier Welt-systeme Rechnung trägt"³³. 25 Jahre nach der Gründung der DDR greift die Sprachlenkung durch und beeinflußt vor allem die Bedeutung der politisch-ideologischen Begriffe. Im Zusammenhang damit ändert sich die Auswahl der zeitgenössischen Quellen, auf die man sich stützt. 16 Jahre später hat dieses Vorwort nach der Wende nur noch fachhistorische Relevanz. Bisher gibt es keine Anzeichen dafür, jetzt entsprechend der deutschen Spaltung nach dem Kriegsende die Zusammenführung der beiden Staaten ebenfalls als Zäsur in der Sprachgeschichte anzusehen. Das ist sicher richtig, aber zugleich ein Hinweis darauf, daß man 1945 eine zu große sprachverändernde Bedeutung beigemessen hat.

"Das Große Deutsche Wörterbuch" von Gerhard Wahrig ist 1966 herausgekommen³⁴ und seither in den Schulen, Hochschulen und besonders von der Auslandsgermanistik viel und gern benutzt worden. Es nahm damals in der Bundesrepublik einen singulären Platz ein, weil seine 4185 Spalten eine bisher nicht verfügbare Informationsmenge boten. Das moderne, handliche und umfassende Nachschlagewerk will den "lebendigen Sprachgebrauch" repräsentieren, der mit historischer Vertiefung dargestellt wird. Wahrig stellt sein Wörterbuch dem "Petit Larousse", dem "Concise Oxford Dictionary" und "Webster's Colloquiate Dictionary" zur Seite. Die Lemmata, die keine zitierten Quellenbelege haben, werden zeitlich nicht fixiert, wie auch der Terminus "lebendiger Sprachgebrauch" vage bleibt; d. h. die Schwelle 1945 wird als Zäsur nicht beachtet.

Sehr viel umfangreicher als die erste Auflage des Wahrig ist das Deutsche Universalwörterbuch des Duden³⁵, das nach einem grammatischen Teil von 48 Seiten auf 7260 Spalten 120.000 Stichwörter präsentiert. "Es verzeichnet also nicht nur den zentralen

Wortschatz der deutschen Sprache mit seinen etwa 70.000 Wörtern³⁶, sondern auch Randbereiche, zu denen regionale, soziale, fachspezifische und individuelle Varietäten gehören". Es wird also keine Grenzlinie für den Beginn der Gegenwartssprache gezogen, wohl aber auf die lebhafteste Fluktuation hingewiesen, die ein wichtiges Charakteristikum der medialen Informationsgemeinschaft ist. Dem schnellen Wachstum des Wortschatzes steht eine ebenso rasche Verminderung gegenüber, - ob dies im gleichen Maße geschieht, vermag wohl bisher kaum jemand zu sagen.

Das sechsbändige Duden-Wörterbuch der deutschen Sprache³⁷ will die deutsche Sprache in ihrer Vielschichtigkeit für "breite Benutzerkreise" darstellen: es werden alle Sach- und Stilschichten berücksichtigt unter Einfluß der landschaftlichen Varietäten und der Fach- und Sondersprachen (in einem für das Allgemeinverständnis relevanten Umfang). Als Zeitraum wird die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts angegeben. Rechnet man aber diese unbestimmte Zeitangabe vom Erscheinungsjahr des ersten Bandes 1976 zurück, dann gelangt man zum Kriegsende 1945. Die darauf folgenden 25 bis 30 Jahre umfassen die Schul-, Studien- und Berufsausbildungsspanne der ersten Nachkriegsgeneration. Die Millionen von Belegen, die in der Sprachkarte der Duden-Redaktion gesammelt und ausgewertet worden sind, stammen hauptsächlich aus der Gegenwart; aber trotzdem wird die historische Dimension, die das passive Sprachverständnis anspricht, nicht ignoriert. Allerdings fehlen Angaben darüber, nach welchen Kriterien ältere Belege, die heute nicht mehr im mündlichen Sprachgebrauch üblich sind, aber beim Lesen verstanden werden, berücksichtigt sind. Man darf der Neukonzeption und Fortschreibung dieses verdienstvollen Wörterbuchs im Hinblick auf den Aktualitätsgrad seiner Quellen und Gegenwartsdefinition gespannt entgegensehen.

Das 1982 erschienene achtbändige "Illustrierte Lexikon der deutschen Umgangssprache" von Heinz Küpper³⁸ umfaßt "alle Wörter und Redewendungen der deutschen Sprache, die im weitesten Sinn der Umgangssprache zuzurechnen sind". Es wird keine Zäsur für die neuste Zeit festgesetzt, obwohl man durchaus meinen könnte, für die Erhebung der Umgangssprache, deren wichtiges Charakteristikum die Mündlichkeit ist, könnte als Belegzeitraum nur die lebende Generation in Frage kommen.

Resümee

Aus dem vorstehenden Überblick erhalten wir folgendes Bild: Die Abgrenzung einer eigenständigen Epoche "Deutsche Gegenwartssprache" ist aufgrund sprachinterner Merkmale nicht möglich. Denn es gibt weder in der Phonologie, Morphologie, Wortbildung noch in der Syntax einschneidende Veränderungen, die sich zu einer Grenzlinie bündeln ließen. Bei einer Verständnisprobe schriftlicher Texte wird man sogar zweihundert Jahre zurückgehen können, ohne einem heutigen Leser Wörterbuch und Grammatik als spezielle Rezeptionshilfen in die Hand geben zu müssen.

Übereinstimmend hält man die starke Fluktuation des Wortschatzes für gegenwartstypisch. Aber gerade die Wörterbücher heben die jüngste sprachliche Entwicklungsstufe nicht hervor, auch wenn sie im Vorwort auf 1945 verweisen. (Eine Ausnahme bildet der politisch-ideologische Vorspann zum 4. Band des Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache). Passive und aktive Sprachkompetenz betreffen eine Quellentextsituation, die nicht mit exakten Grenzen durchschnitten werden kann. Deshalb leuchtet die Konzeption des sechsbändigen Duden ein, Kern- und Randbereiche des Wortschatzes zu unterscheiden, um die pulsierende Fluktuation besser beachten und fassen zu können. Es dürfte eine Frage der Zeit sein, bis man sich entschließt, bei der Präsentation eines aktuellen Wortschatzes auf die traditionelle gebundene Druckfassung zu verzichten, die aus Herstellungs- und Rentabilitätsgründen stets etwa 20 Jahre dem neusten Stand hinterherhinkt, und die elastischen Möglichkeiten der Datenverarbeitung zu nutzen.

Auch über die sprachexternen Veränderungsschübe ist man sich weitgehend einig: es wird der gesellschaftliche, politische und technologische Wandel im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts genannt und das Ende des zweiten Weltkrieges mit den Massenwanderungen der deutschsprachigen Bevölkerung, der Entstehung von Bundesrepublik und DDR, dem Auf- und Ausbau des medialen Informationsnetzes. Die Auswirkungen auf den Sprachgebrauch, die aus der mangelnden zeitgenössischen Distanz schwerer zu erkennen sind als auf historischen Sprachstufen, faßt Gerhart Wolff differenziert zusammen³⁹, z. B.: die Herausbildung der Sonder-, Fach- und Gruppensprache; die Ausfaserung der regionalen Mundartlandschaften; die Wechselbeziehungen zwischen Umgangs-, Standard- und Fachsprachen; die Neigung zur komprimierten Information (Abkürzungen, Nominalisierungen, Reduktionen, Verkürzung der Sätze); die Bevorzugung unpersönlicher Ausdrucksweise (Passivkonstruktionen); Veränderungen in der Wortbildung (Suffixoide, Komposita, Klammerformen); die Auflösung der Klammerbildung im seriell gebauten Satz.

Soweit die Einzelgesichtspunkte, die in den ausgewählten Darstellungen begegnen und derentwegen es kaum einen Dissens gibt, sondern nur Akzentverschiebungen. Aber sind nicht jetzt, 48 Jahre nach dem Kriegsende und im Hinblick auf die jüngsten politischen Ereignisse, Ergänzungen und Korrekturen dieses Bildes der deutschen Gegenwartssprache dringend geboten?

Für die Abgrenzung der Gegenwartssprache zur Vergangenheit hin erweist sich eine fixe Datierung - gleich aus welchen Motiven sie gesetzt wird - als untauglich, da sich der Zeitraum mit jedem Tag weiter ausdehnt. Deshalb plädiere ich dafür, einen gleitenden Begriff zu wählen, und zwar die letzten 70 bis 80 Jahre, d.h. die Zeit der lebenden Generations- und Kommunikationsgemeinschaft. Dadurch werden die politisch und gesellschaftlich wichtigen Zäsuren 1918, 1933, 1945 und 1989 sprachwissenschaftlich relativiert, so daß nicht die Gefahr besteht, sie als undurchlässige Barrieren anzusehen, die verhindern, das sprachliche Umfeld zu beobachten und zu analysieren. So beginnt z. B.

die Sprache des Nationalsozialismus keineswegs erst 1933, sondern die Entlehnungen der damaligen Politiker greifen weit über die Jahrhundertwende zurück. Und die militärisch strenge Verwaltungsorganisation zwischen 1933 und 1945 wirkt über das Kriegsende hinaus und ist - zwar in unterschiedlicher Form - in den beiden deutschen Staaten zu finden.

Vorsicht dürfte bei der Bewertung des Einflusses der Sprechsprache auf die Norm der Standardsprache geboten sein. Er ist zweifellos vorhanden; doch die gesprochene Sprache nimmt - seit sie als eigenständiges Forschungsgebiet entdeckt worden ist - in ihrer Bewertung eine sehr viel dominantere Stellung ein als etwa bei der Analyse solcher Texte, deren Sprechwirklichkeit wir nicht mehr nachvollziehen können.

Einige sprachexterne Veränderungsmotive sind bisher kaum beachtet oder vernachlässigt worden: die Immigration beträchtlicher Minderheiten in das deutsche Sprachgebiet nach 1945 aus Italien, Jugoslawien, Spanien, Portugal, der Türkei und seit den letzten Jahren aus Ost- und Südosteuropa; der Ausbau des Bildungswesens (etwa 25% eines Jahrgangs durchlaufen das tertiäre System der Universitäten und Fachhochschulen); die Bemühungen um eine Orthographiereform, bzw. um eine Vereinfachung der seit der letzten Reform von 1901 wild gewachsenen Regeln; die Erscheinung des sich ausbreitenden sekundären Analphabetismus; die Geschwindigkeit der Information in der Alltagskommunikation; Film, Bild und Geräusch als Informationsträger neben der verbalen Äußerung.

Der oft gestellten Frage "Wozu Germanistik?" kann man mit einem Zitat aus der Werbesprache antworten: "Es gibt viel zu tun, packen wir's an !".

Anmerkungen

- 1 Sonderegger, Stefan: Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Band I, Einführung-Genealogie-Konstanten, Berlin/New York 1979, S. 180ff.
- Wolf, Herbert: Die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. In: Besch, Werner - Reichmann, Oskar - Sonderegger, Stefan (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Erster Halbband, Berlin/New York 1984, Nr. 60, S. 815-823 [=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationsforschung, Band 2,1].
- 2 Langen, August: Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart. In: Deutsche Philologie im Aufriß, 2. überarbeitete Auflage, Berlin 1957, Band I, Sp. 931-1396.
- 3 Sütterlin, Ludwig: Die deutsche Sprache der Gegenwart (Ihre Laute, Wörter, Wortformen und Sätze). Ein Handbuch für Lehrer und Studierende, 5. Auflage, Leipzig 1923.
- 4 ebd., s. VIII.
- 5 Bach, Adolf: Geschichte der deutschen Sprache. 9. Auflage, Heidelberg 1970.
- 6 ebd., S. 8.
- 7 ebd., S. 463ff.

- 8 Erben, Johannes: Rezension: Adolf Bach, Geschichte der deutschen Sprache. 8. Auflage, Heidelberg 1965. In: *Colloquia Germanica* 1969, S. 262.
- 9 Mollay, Karl: Einführung in die deutsche Sprachgeschichte. Budapest 1974, S. 107.
- 10 Mackensen, Lutz: Die deutsche Sprache in unserer Zeit. Zur Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts, 2. neubearbeitete Auflage, Heidelberg 1972.
- 11 ebd., S. 5.
- 12 ebd., S. 9.
- 13 Moser, Hugo: Annalen der deutschen Sprache. 3. Auflage, Stuttgart 1968 [=Realienbücher für Germanisten, Abt. B, Deutsche Sprachwissenschaft].
- 14 ebd., S. 2.
- 15 Dunger, H.: Die Deutsche Sprachbewegung und der Allgemeine Deutsche Sprachverein. Berlin 1910.
- 16 Tschirch, Fritz: Geschichte der deutschen Sprache. I. Die Entstehung der deutschen Sprachgestalt in der Vor- und Frühzeit, Berlin 1966. II. Entwicklung und Wandlungen der deutschen Sprachgestalt vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart, Berlin 1969 [=Grundlagen der Germanistik, Band 6 und 9].
- 17 ders.: 3. ergänzte und überarbeitete Auflage bearbeitet von Werner Besch, Berlin 1983 und 1989.
- 18 Sprache. Gegenwart und Geschichte. Probleme der Synchronie und der Diachronie. Jahrbuch 1968, Düsseldorf 1969 [=Sprache der Gegenwart, Band V].
- 19 Eggers, Hans: Deutsche Sprache der Gegenwart im Wandel der Gesellschaft. In: Anm. 18, S. 9ff.
- 20 Keller, Rudolf E.: *The German Language*. London 1978 [=The Great Languages 10].
- 21 s. Anm. 9.
- 22 s. Anm. 1.
- 23 Eggers, Hans: Deutsche Sprachgeschichte. Band 2, Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche, Reinbeck 1986, S. 366ff.
- 24 s. Anm. 2.
- 25 Wolff, Gerhart: Deutsche Sprachgeschichte. Ein Studienbuch, Frankfurt a.M. 1986, S. 208ff.
- 26 ebd. S. 209.
- 27 Polenz, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Teil I, Berlin/New York 1991.
- 28 ders.: Geschichte der deutschen Sprache. 9. überarbeitete Auflage, Berlin/New York 1978, S. 173ff.
- 29 Klappenbach, Ruth u. Steinitz, Wolfgang: Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Berlin 1961ff., 6 Bände (Band 6 1977).
- 30 ebd.: Bd. 1, S. 03.
- 31 ebd.: Bd. 1, S. 04.
- 32 ebd.: Bd. 4, S. I.
- 33 ebd.: Bd. 4, S. II.
- 34 Wahrig, Gerhard: Das Große Deutsche Wörterbuch Hrsg. in Zusammenarbeit mit zahlreichen Wissenschaftlern und anderen Fachgelehrte, Gütersloh 1966.
- 35 Duden, Deutsches Universalwörterbuch. 2. völlig neubearbeitete und stark erweiterte Auflage, hrsg. und bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski, Mannheim 1989.
- 36 ebd., S. 7.

- 37 Duden, das große Wörterbuch der deutschen Sprache in 6 Bänden. Hrsg. und bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski, Mannheim/Zürich/Wien 1976-1981.
- 38 Küpper, Heinz: Illustriertes Lexikon der deutschen Umgangssprache. 8 Bände, Stuttgart 1982.
- 39 Anm. 25, S. 215ff.

László Hadrovics (Budapest):

Zwei unerkannte deutsche Lehnwörter im Ungarischen: **csörc** 'armer Mann'; **karnél** 'Ledertasche'

1. Gáspár Heltai gebraucht in seinen Tierfabeln (Klausenburg 1566) an vier Stellen das Wort **csörc** (czörtz), das sonst nirgends zu belegen ist. Von diesen vier Belegen haben drei die Bedeutung 'armer Mann, Bettler'. Die Stellen befinden sich immer in den Erklärungen, die der Verfasser seinen Fabeln hinzufügt, um ihren moralischen Sinn zu deuten. Die Belege sind: Fabel Nr. 2, Nr. 98 und Nr. 99. Im vierten Beleg (Fabel Nr. 4) wird die Bedeutung von **csörc** eher 'Geldstrafe' sein, vielleicht vermengt mit ung. **sarc** 'Brandschatzung'. Aufgrund der drei sicheren Belege für die Bedeutung 'armer Mann, Bettler' kann man die deutsche Herkunft von **csörc** mit Sicherheit feststellen. Es geht auf mhd. **sterzer** oder eher auf die Kurzform **sterz** zurück. Lexer (Twb 34) gibt zwar die Form **sterz** nicht an, sie muß jedoch existiert haben. Das beweisen die weiter unten anzuführenden kroatischen und slowenischen Beispiele.

Die Bedeutung von **stërzer** ist bei Lexer 'Vagabund, betrügerischer Bettler', was gut zu den obigen Angaben von ung. **csörc** paßt. Der Anlaut **št-** ist im Ungarischen zu **cs-** erleichtert worden, wie in mehreren alten Beispielen und im neulich aufgefundenen **csanga** 'Hebestange' (MNY 78:127), das die Übernahme von dt. **Stange** ist. Auf ähnliche Weise deute ich den Zusammenhang zwischen ung. **csáklya** 'Bootshaken' und dt. **stackel(e)** (Ungel 171). Das deutsche Wort ist in der Form **šterc** auch ins Kajkavisch-Kroatische und Slowenische übernommen worden. Von dem kroatischen Wort bewahrte das Wörterbuch von A. Jambresic einen interessanten Beleg aus Varazdin. Im lateinisch-fremdsprachigen Teil sind unter *mendicabulum* als kroatische Entsprechungen aufgezählt: die genuin kroatischen Wörter **prosec**, **prosjak**, **vbogec**, das ung. Lehnwort **kölduš** sowie die zwei Varianten **petljar** und **pekljar**, die auf dt. **Bettler** zurückgehen. Das Wichtigste für uns ist jedoch, daß in Klammern noch hinzugefügt ist: Varasini **šterc** (geschr. Stercz). Ins Slowenische wurden beide Formen des deutschen Wortes übernommen: **štèrc**, (Gen.) **štèrca** 'berac' (= Bettler) mit dem Beispiel: *zdaj ze vsak š(terc) kadi* 'jetzt raucht schon jeder Bettler' und dem Verweis auf dt. **Sterzer** 'Müßiggänger'. Bei **štèrcar** steht die Bedeutung 'der Müßiggänger, der Vagabund' (Pleternik). Ähnliche Angaben auch bei Striedter-Temps (Sln 229).

2. Das Wort **karnél** 'Ledertasche' war im Ungarischen nie so richtig verbreitet. Aus dem 16. Jh. können einige Belege in den Rechnungen der Familie

nachgewiesen werden, so 1531: "Pro vno kamyel ad portandas litteras" und 1544: "Vöttem eg° kamelt leuel hordozni". (Beide Belege in OkISz gebucht.) Und dazu aus dem Jahre 1547: "vöttem eg karnelt cr (= Kreuzer) 5" (KultNád 1:222). In späteren Quellen und in der Volkssprache kommt das Wort überhaupt nicht vor, auch Mollay hat es in seine Bearbeitung der ältesten deutschen Elemente des Ungarischen (Ném-magy) nicht aufgenommen.

Das Wort bedeutete, wie es aus den Belegen ersichtlich ist, eine Tasche, in der Briefe getragen wurden, und so war sie aller Wahrscheinlichkeit nach aus Leder gemacht. Die Herkunft des Wortes ist klar. Es handelt sich um die Übernahme von dt. **Karnier** 'Ledertasche' (Lexer Twb 34). Außer bei Lexer finden sich einige alte Beispiele auch in Diefenbachs Glossarium. So unter **capsa** neben anderen dt. Entsprechungen auch **karmier** und unter **pera** neben anderen dt. Wörtern auch **karnier**. Die Tschechen haben das Wort ebenfalls übernommen. Im Altschechischen hatte es die Form **karnér**, **karnyr** (Gebauer, Slovník starocesky mit zwei Belegen).

Abgekürzt zitierte Quellen

- 1 KultNád = Kultúrtörténeti szemelvények a Nádasdiak 1540-1550-es számadásaiból. Közli Kumorowicz Bernát és M. Kállai Erzsébet. Budapest 1959. (Történeti-néprajzi füzetek 1-2.sz.)
- 2 Lexer Twb34 = Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch 34. Aufl. Stuttgart 1974.
- 3 MNy = Magyar Nyelv (Zeitschrift). Budapest 1.(1905)
- 4 Mollay Ném-magy = Mollay, Károly: Német-magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig. Budapest 1982.
- 5 OkISz = Szamota, István-Zolnai, Gyula: Magyar Oklevél-szótár. Budapest 1902-1906.
- 6 Pleteršnik = Slovensko-nemški slovar. Uredil M. Pletersnik. 1-2. Ljubljana 1894-1895.
- 7 Striedter-Temps Sln = Striedter-Temps, Hildegard: Deutsche Lehnwörter im Slovenischen. Wiesbaden 1963.
- 8 UngEl = Hadrovics, László: Ungarische Elemente im Serbokroatischen. Budapest-Köln-Wien 1985.

Gerhard Helbig (Leipzig):

Gibt es faktische Konditionalsätze?

1. In den meisten herkömmlichen Grammatiken wird ein Bild vermittelt, das unter den mit **wenn** eingeleiteten Nebensätzen Temporalsätze (**wenn** durch **sobald** ersetzbar) und Konditionalsätze (**wenn** durch **falls** ersetzbar) unterscheidet und das auch Nebensätze mit temporaler und konditionaler Bedeutung zuläßt: ¹

(1) Wenn er kommt, müssen wir noch eine Tasse holen.

→ (a) **Sobald (dann wenn)** er kommt, müssen wir noch eine Tasse holen.

→ (b) **Falls (in dem Falle daß)** er kommt, müssen wir noch eine Tasse holen.

Unter den konditionalen **wenn**-Sätzen werden weiter - in Verbindung mit dem Modusgebrauch - verschiedene Typen differenziert:

(2) Wenn der Zug pünktlich **kommt**, erreichen wir den Anschluß. (Indikativ)

(3) Wenn der Zug pünktlich **käme**, erreichten wir den Anschluß. (würden wir den Anschluß erreichen) (Konjunktiv Präteritum)

(4) Wenn der Zug pünktlich **gekommen wäre**, hätten wir den Anschluß erreicht. (Konjunktiv Plusquamperfekt)

Im Falle (2) wird von einem "realen Konditionalsatz" gesprochen (die Bedingung ist real), im Falle (3) von einem "potentiellen Konditionalsatz" (die Bedingung ist nicht real, sondern nur angenommen, aber noch erfüllbar), im Falle (4) von einem "irrealen Konditionalsatz" (die Bedingung ist nicht real, sondern nur angenommen, aber - da auf die Vergangenheit bezogen - nicht mehr erfüllbar).² Manchmal wird - im Unterschied zum "Realis" in (2) - sowohl bei (3) als auch bei (4) von einem "Irrealis" gesprochen.³

Dieses - weit verbreitete - Bild ist in mehrfacher Hinsicht unangemessen:

1) Es läßt außer acht, daß es **wenn**-Sätze gibt, die sich weder einfach den Temporalsätzen noch den Konditionalsätzen zuordnen lassen, in denen folglich auch die Subjunktion weder durch **sobald (dann wenn, immer wenn)** noch durch **falls** substituiert werden kann.

2) Es markiert die im Indikativ stehenden Konditionalsätze als "real", was aber dem Wesen der konditionalen Beziehung widerspricht. Konditionale Beziehungen sind ihrem Wesen nach immer nur potentiell bzw. hypothetisch (bezeichnen einen möglichen Grund) - im Unterschied zu kausalen Beziehungen (die einen wirklichen Grund benennen):⁴

(5) Er kommt nicht zur Arbeit, **weil** er krank ist.

(6) Er kommt nicht zur Arbeit, **wenn** er krank ist.

In (5) wird die Faktizität des Krankseins ausgedrückt, in (6) aber wird keine Aussage darüber gemacht, ob er faktisch krank ist oder nicht, es wird lediglich eine hypothetische Grund/Voraussetzung-Folge-Relation zwischen dem Geschehen im Haupt- und dem im Nebensatz postuliert. Insofern dürfte es generell eigentlich keine "realen" oder "faktischen" Konditionalsätze geben.

3) Das herkömmliche Bild wird dem Umstand nicht gerecht, daß Konditionalgefüge im Indikativ und im Konj. Prät. oft weitgehend äquivalent sind und die Sprecher keinen so deutlichen Unterschied machen, wie er durch die Differenzierung zwischen "Realis" in (2) und "Potentialis" in (3) suggeriert wird.

4) Umgekehrt werden (3) und (4) manchmal so nahe aneinandergerückt (durch die "nur angenommene Bedingung", manchmal auch als "Irrealis"), daß ihr Unterschied verwischt wird, daß zwischen erfüllbaren und unerfüllbaren Bedingungen nicht mehr unterschieden wird.

5) Freilich ist auch die Annahme zu kurzschlüssig, daß es sich beim Konj. Plusq. immer um unerfüllbare, beim Konj. Prät. immer um erfüllbare Bedingungen handele. Während der Konj. Plusq. immer auf unerfüllbare (da in der Vergangenheit liegende) Bedingungen verweist (deshalb tatsächlich "irreal" genannt werden kann), tauchen mit dem Konj. Prät. beide Fälle auf:

(2) Wenn der Zug pünktlich **käme**, erreichten wir den Anschluß. (erfüllbar, "potentiell")

(7) Wenn morgen Sonntag **wäre**, könnten wir einen Ausflug machen. (unerfüllbar, "irreal")

Ob dieser Unterschied mit Hilfe der Aktionsarten generell erklärt werden kann, wie es Engel versucht⁵ (bei durativen Verben unerfüllbar, bei resultativen Verben erfüllbar), muß bezweifelt werden, (obwohl (2) und (7) dafür sprechen):

(8) Wenn wir den Schlüssel **suchten** (suchen würden), hätten wir vielleicht Glück. (durativ, aber erfüllbar)

(9) Wenn wir den Schlüssel **fänden** (finden würden), könnten wir ihn sofort zurückgeben. (resultativ, ebenfalls erfüllbar).

Es kann in diesem Beitrag nicht darum gehen, auf alle genannten Probleme einzugehen. Wir konzentrieren uns auf die Frage, ob es nicht doch so etwas wie "reale" oder "faktische" Konditionalsätze gibt, die mehr als einen angenommenen hypothetischen Grund bezeichnen, die vielmehr die im Nebensatz ausgedrückte Voraussetzung bereits als realisiert hinstellen bzw. von der Realisiertheit oder Faktizität des Nebensatz-Geschehens ausgehen:

(10) Wenn wir nun schon heizen, sollten wir auch das Fenster schließen.

(11) Wenn wir das behauptet haben, wollten wir ihn damit nicht verurteilt haben.

Es sind bezeichnenderweise Fälle, in denen im Nebensatz obligatorisch der Indikativ steht und **wenn** nicht durch **falls** ersetzt werden kann. Es sind Fälle, die dem Wesen der konditionalen Beziehung - als einer hypothetischen Beziehung zwischen einer bedingenden Voraussetzung und einer bedingten Folge - zu widersprechen scheinen.

Wir gehen zunächst (weiter) davon aus, daß bei den Konditionalgefügen im eigentlichen Sinne ein **hypothetisches** Verhältnis zwischen Voraussetzung und Folge ausgedrückt wird (ohne daß das Geschehen im Nebensatz das Merkmal [+faktisch] hätte). Wir haben aber zugleich im Blick, daß Temporal-, Konditional- und Kausalsätze (sowie andere Klassen von Nebensätzen) nicht einfach disjunkte Klassen sind, sondern daß bestimmte Beziehungen zwischen ihnen bestehen und z. T. Voraussetzungs- und Inklusionsverhältnisse vorliegen⁶: Eine konditionale Relation schließt in der Regel eine temporale Relation in sich ein (Bedingendes ist zeitlich vor Bedingtem), eine kausale Relation schließt eine konditionale Relation in sich ein (weil ein reales Verhältnis von Grund und Folge immer ein potientiell Verhältnis von Bedingendem und Bedingtem, ein wirklicher Grund immer einen möglichen Grund voraussetzt). Insofern ist die konditionale Relation ein Spezialfall der temporalen Relation, die kausale Relation wiederum ein Spezialfall der konditionalen Relation. Die konditionale Relation ist immer gleichzeitig eine temporale Relation (aber nicht umgekehrt), die kausale Relation immer gleichzeitig eine konditionale Relation (aber nicht umgekehrt)⁷. Das Hierarchieverhältnis zwischen temporaler und konditionaler Relation ist eine wesentliche Ursache dafür, daß die Subjunktion **wenn** (als Lexikalisierung beider Relationen) nicht nur schlechthin polysem ist, sondern es auch oft schwer oder gar nicht eindeutig entscheidbar ist, welches Verhältnis vorliegt, daß beide Relationen oft gleichzeitig vorliegen.⁸ Das Hierarchieverhältnis zwischen konditionaler und kausaler Relation ist eine Ursache dafür, daß **wenn** in Konditionalsätzen (nicht in Temporalsätzen) durch **weil** ersetzt werden kann (bei semantischer Veränderung von einem möglichen in einen wirklichen Grund - vgl. dazu (5) und (6)).⁹

2. Dennoch ist es nicht zu bestreiten, daß es **wenn**-Sätze gibt, die weder als temporal noch als konditional-hypothetisch, sondern als "faktisch" interpretiert werden können (vgl. (10) und (11)). Auf solche Sätze (genauer: Typen von solchen Sätzen), die realisierte Bedingungen ausdrücken, ist in den letzten Jahrzehnten in der Literatur auch mehrfach hingewiesen worden, z.B. von Hartung¹⁰, Seibicke¹¹, Brinkmann¹² und Sitta¹³, schließlich auch - als besondere Gruppe vermerkt - in der Duden-Grammatik¹⁴, in den "Grundzügen"¹⁵ und bei Flämig¹⁶. Es handelt sich - außer um Fälle wie (10) und (11) - um solche Sätze, die jeweils für ganze Typen stehen (zunächst ungeordnet):

(12) Wenn Peter klein ist, ist Monika (dagegen) groß.

- (13) Wenn in diesem Falle die Wirkung vernichtend ist, ist es im anderen Falle umgekehrt.
- (14) Wenn sie jetzt gewählt ist, bleibt sie auch hier.
- (15) Ist es richtig, wenn du den Kindern alles durchgehen läßt?
- (16) Am Torwart hat es nicht gelegen, wenn wir das Spiel verloren haben.
- (17) Wenn wir diesen Weg gehen, hat das seinen besonderen Grund.
- (18) Vielleicht enttäuschen wir Sie, wenn wir Ihnen sagen, daß Sie häßlich sind.

In der Tat fallen solche Typen von **wenn**-Sätzen aus den üblichen, hypothetischen Konditionalgefügen heraus, liegt bei den Nebensätzen eine faktische Interpretation (im Sinne einer realisierten Bedingung) nahe, unterscheiden sie sich von den üblichen, hypothetischen Konditionalgefügen auch durch verschiedene Merkmale (z.B. kein Ersatz der Konjunktion **wenn** durch **falls**, sondern durch **daß**, **während**, **weil**, **wo**, **indem**, u. a., Umformungsmöglichkeit in Satzverbindung usw.). Uneinheitlich werden diese Typen von Sätzen jedoch bewertet (teils als eine - entweder gleichberechtigte oder besondere - Gruppe der Konditionalsätze, teils als Klasse außerhalb der eigentlichen Konditionalsätze). Uneinheitlich ist vor allem, was bei den verschiedenen Autoren - wenn sie davon überhaupt sprechen - unter "faktischen Konditionalsätzen" (bzw. Konditionalgefügen mit realisierten Bedingungen) verstanden wird: Es drängt sich der Verdacht auf, daß sich die Autoren auf unterschiedliche Typen von Sätzen beziehen (wenn wir (10) und (11) sowie (12) bis (18) im Auge haben), daß sie folglich auch unterschiedliche Merkmale und Kriterien angeben. Offensichtlich ist erklärungsbedürftig nicht nur der generelle Status dieser "faktischen Konditionalsätze", sondern auch ihre genauere Subklassifizierung, d.h. die Etablierung besonderer Gruppen, die sich auch durch jeweils andere Merkmale auszeichnen.

3. Was den generellen Status dieser faktischen Konditionalsätze anlangt, so gibt es nach wie vor kontroverse Auffassungen: Während z. B. Mečkova-Atanassova eindeutig für die Annahme solcher faktischer Konditionalgefüge plädiert¹⁷, hält Eisenberg umgekehrt eine solche Erscheinung für widersinnig¹⁸. Damit sind gleichsam die beiden extremen Pole in der Einschätzung markiert. Mečkova-Atanassova hat eine gründliche Analyse der systemhaften semantischen Relationen (und Transformationsmöglichkeiten) der Kausalgefüge im weiteren Sinne vorgenommen und ist - mit vollem Recht - von der Opposition "Faktizität" vs. "Annahme" ausgegangen (nicht von der Opposition "Faktizität" vs. "Irrealität", weil beide auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können, insofern als es bei ihnen nur **eine** Möglichkeit hinsichtlich des Realitätsbezuges gibt - im Unterschied zur hypothetischen Annahme, die zwei Möglichkeiten (\rightarrow Realisierung oder Nicht-Realisierung) zuläßt)¹⁹. Sie schreibt den eigentlichen Kausalgefügen faktischen Charakter zu und unterscheidet bei den eigentlichen Konditionalgefügen (wenn a, so b) faktische, hypothetische, potentielle

und irrealer Konditionalgefüge. Für die faktischen Konditionalgefüge hält sie für charakteristisch, daß sie "ohne großen Bedeutungsunterschied in eigentliche Kausalgefüge transformiert werden" können²⁰:

(19) Hoffentlich will sie morgen diese Tempel nicht sehen, **wenn** sie sie doch schon zweimal gesehen hat.

→ ..., **da** sie sie doch schon zweimal gesehen hat.

Diese Argumentation ist zunächst einleuchtend, da beide - der Kausalsatz im engeren Sinne und der faktische Konditionalsatz - das Geschehen im Nebensatz als faktisch (real) darstellen. Diese Argumentation trifft jedoch nur auf **einen** Typ der möglichen Kandidaten für faktische Konditionalsätze zu (auf (10), nicht auf (11) und auch nicht auf die meisten anderen Fälle von (12) bis (18)). Überhaupt differenziert Mečkova-Atanassova nicht zwischen verschiedenen Typen und in manchen von ihr herangezogenen Fällen²¹ ist es schwer nachvollziehbar, worin die Faktizität besteht. Demgegenüber wendet sich Eisenberg gegen die Bezeichnung "realer Konditionalsatz" für den indikativischen Konditionalsatz, weil in ihm nichts über das Zutreffen oder Nicht-Zutreffen eines Sachverhalts ausgedrückt wurde: "Das Charakteristische für Konditionalsätze insgesamt ist also, daß niemals das Zutreffen der bezeichneten Sachverhalte behauptet oder präsupponiert wird".²² Sein Vorschlag, statt von "Realis" für den Konditionalsatz im Indikativ von "Nicht-Irrealis" zu sprechen, ist allenfalls ein terminologischer Ausweg, aber keine Lösung des Problems.

Gewiß muß man Eisenberg zustimmen, daß dem Konditionalsatz generell nur eine hypothetische Beziehung zugrunde liegt (also auch im Indikativ in der Regel nichts über die Faktizität des Geschehens im Nebensatz ausgedrückt ist). Darin besteht der Unterschied zum Kausalsatz im engeren Sinne. Obwohl keineswegs alle Konditionalsätze mit **wenn** und mit Indikativ generell als "real" oder "faktisch" interpretiert werden können, gibt es unter ihnen dennoch mehrere kleinere Gruppen (vgl. (10) und (11), (12) bis (18)), für die der Terminus "faktischer Konditionalsatz" Sinn macht, die im Nebensatz ein bereits realisiertes (nicht nur ein hypothetisch angenommenes) Geschehen darstellen. Diesem Umstand wird Eisenberg nicht gerecht. Allerdings wird die Faktizität des Geschehens dabei - im Unterschied zum Kausalsatz (dieser Unterschied bleibt erhalten) - nicht **behauptet**, sondern **präsupponiert**. Das ist wohl auch gemeint, wenn Mečkova-Atanassova und Engel darauf hinweisen, daß sich die Faktizität in diesem Falle als etwas "Bekanntes" erweist und grundsätzlich "thematisch" ist (im Sinne der Thema-Rhema-Gliederung des Satzes)²³. Und vor allem läßt sich der faktische Konditionalsatz nicht auf den Typ (19) reduzieren (der in der Tat in der Nähe des Kausalsatzes steht) - wie es bei Mečkova-Atanassova den Anschein hat -, sondern er umfaßt unterschiedliche Typen, auf die von einzelnen Autoren in unterschiedlicher Weise Bezug genommen wird, auch mit Hilfe unterschiedlicher Kriterien (was offensichtlich den Zugang zu dieser Erscheinung eher verstellt als erhellt hat).

4. Was zunächst die möglichen **operationellen Kriterien** für die Aussonderung der faktischen Konditionalsätze anlangt, so kommen folgende in Frage (und sind von unterschiedlicher Seite vorgeschlagen worden):

1) Für die meisten Fälle von faktischen Konditionalgefügen gilt, daß im Nebensatz der Indikativ steht und nicht durch den Konjunktiv ersetzbar ist (vgl. aber 5. unter 7)):

⇒ (14a) * Wenn sie jetzt gewählt wäre, bliebe sie auch hier.

Nicht alle indikativischen Konditionalgefüge sind faktisch, wohl aber rekrutieren sich die faktischen Konditionalgefüge vorrangig aus denen mit Indikativ. Falls ein Ersatz des Indikativs durch einen Konjunktiv möglich ist, verändert sich die Bedeutung (von der faktischen zur hypothetischen oder irrealen Bedingung):

⇒ (17a) Wenn wir diesen Weg gingen, hätte das seinen besonderen Grund. (Konj. Prät.)

⇒ (17b) Wenn wir diesen Weg gegangen wären, hätte das seinen besonderen Grund gehabt. (Konj. Plusq.)

2) In den faktischen Konditionalsätzen läßt sich die Subjunktion **wenn** weder durch **sobald** (oder eine andere temporale Subjunktion) noch durch **falls** substituieren; insofern muß die herkömmliche These von einer allgemeinen Synonymie von **wenn** und **falls** relativiert werden. Sobald eine solche Substitution möglich ist und vorgenommen wird, verändert sich die Bedeutung (von der faktischen zur hypothetischen Relation)²⁴:

⇒ (17c) Falls wir diesen Weg gehen, hat das seinen besonderen Grund.

⇒ (13a) Falls in diesem Falle die Wirkung vernichtend ist, ist es im anderen Falle umgekehrt.

Bei Erhalt der Bedeutung läßt sich die Subjunktion **wenn** dagegen durch andere Subjunktionen ersetzen (wobei bereits Subklassen von faktischen Konditionalsätzen unterschieden werden, weil diese Subjunktionen Indikatoren für unterschiedliche semantische Relationen sind),²⁵ z.B.:

⇒ (10a) Da (weil, wo) wir nun schon heizen, sollten wir auch das Fenster schließen.

⇒ (11a) Was das betrifft, was wir behauptet haben, wollten wir ihn damit nicht verurteilt haben.

⇒ (12a) Während Peter klein ist, ist Monika groß.

⇒ (16a) Am Torwart hat es nicht gelegen, daß wir das Spiel verloren haben.

⇒ (18a) Vielleicht enttäuschen wir Sie, indem wir Ihnen sagen, daß Sie häßlich sind.

Diese Differenzierung schließt keineswegs aus, daß oftmals die Konditionalgefüge mit **wenn** mehrdeutig sind und gerade durch eine Substitution durch unterschiedliche Subjunktionen monosemiert werden können:

- (14b) Falls sie jetzt gewählt ist, bleibt sie auch hier. (hypothetische Voraussetzung: Sprecher weiß nicht, ob sie gewählt ist oder nicht)
- (14c) Wo (da) sie jetzt gewählt ist, bleibt sie auch hier. (faktische Voraussetzung: Sprecher geht davon aus, daß sie gewählt ist)

Ähnlich:

- (11b) Falls wir das behauptet haben, wollten wir ihn damit nicht verurteilt haben. (hypothetische Voraussetzung)
- (11c) Was das betrifft, was wir behauptet haben, wollten wir ihn damit nicht verurteilt haben. (faktische Voraussetzung)

3) Der mit **wenn** eingeleitete Nebensatz kann dann kein faktischer Konditionalsatz sein, wenn er ohne Bedeutungsveränderung in einen uneingeleiteten Nebensatz (mit Erststellung des finiten Verbs) verwandelt werden kann. Die Möglichkeit der Erststellung des Finitums ist somit ein Indikator für die Nicht-Faktizität der Konditionalsätze:

- (14d) Ist sie jetzt gewählt, bleibt sie auch hier. (immer im Sinne von (14b), nicht im Sinne von (14c))
- (11d) Haben wir das behauptet, wollten wir ihn damit nicht verurteilt haben. (immer im Sinne von (11b), nicht im Sinne von (11c))

Insofern sind auch eingeleitete und uneingeleitete Nebensätze - ebensowenig wie konditionale Nebensätze mit **wenn** und **falls** - nicht einfach stilistische Varianten voneinander (wie das in herkömmlichen Grammatiken zumeist suggeriert wird)²⁶.

4) Erst recht deutet das Modalverb **sollen** - sowohl im eingeleiteten als auch im uneingeleiteten Konditionalsatz - darauf hin (da es die Eventualität und den Hypothesencharakter noch besonders akzentuiert)²⁷, daß Nicht-Faktizität vorliegt:

- (14e) Wenn sie jetzt gewählt sein **sollte**, bleibt sie auch hier.
 - (14f) **Sollte** sie jetzt gewählt sein, bleibt sie auch hier.
- (in beiden Fällen interpretierbar wie (14b), nicht wie (14c))

5) Als weiteres Merkmal für die faktischen Konditionalgefüge wird manchmal angenommen, daß sie - auf Grund der Faktizität des im Nebensatz ausgedrückten Geschehens - in eine Satzverbindung verwandelt werden können, da es sich um eine "Quasi-Koordination" zweier realer Sachverhalte handelt, die in ein konditionales Verhältnis zueinander gebracht werden:²⁸

- (11e) Wir haben das behauptet. Damit wollten wir ihn nicht verurteilt haben.
- (14g) Sie ist jetzt gewählt. Dann bleibt sie auch hier.

Es fällt auf, daß dieses Merkmal nicht auf alle unter (10) und (11) sowie (12) bis (18) genannten Fälle zutrifft, insbesondere nicht auf (15) und (16), bei denen **wenn** durch **daß** substituierbar ist und besondere Bedingungen vorliegen (keine freien Adverbialsätze, sondern valenzgebundene Ergänzungssätze; vgl. 5. unter 6)).

6) Es gibt besondere Indikatoren für Faktizität, z.B. Partikeln wie (nun) **schon**, (nun) **einmal**, (nun) **doch**, die das im Konditionalsatz ausgedrückte Geschehen als

faktisch und präsupponiert erscheinen lassen und den Hörer (pragmatisch) dazu bringen möchten, mit der im Nebensatz ausgedrückten Prämisse (als Präsupposition) zugleich auch die (im Hauptsatz angegebene) Konklusion als wahr anzuerkennen.²⁹ Vgl. dazu außer (10) auch:

(19) Wenn das Kind (**nun**) schon ein eigenes Zimmer hat, dann muß es auch dort allein spielen können.

(20) Wenn er (**nun**) einmal/doch an die Ostsee fährt, will er auch baden.

Dieses Kriterium ist einerseits begrenzt (dürfte nur den mit (10) illustrierten Typ betreffen, der zugleich jener ist, in dem **wenn** durch kausale Subjunktionen ersetzbar ist und die Nähe zur kausalen Relation am größten ist). Andererseits ist das Auftreten der genannten Partikeln offensichtlich für die faktische Interpretation obligatorisch, da bei ihrer Eliminierung eine hypothetische Deutung zustande kommt:

⇒ (10b) **Wenn (= Falls)** wir heizen, sollten wir das Fenster schließen.

7) Noch begrenzter ist das Kriterium der Vorderstellung des faktischen Konditionalsatzes (Nebensatz vor Hauptsatz)³⁰, da es nur auf wenige der genannten Beispiele (und Typen) zutrifft (etwa auf (12) und (13), also auf jene Fälle, in denen **wenn** durch **während** substituierbar ist und eine eher adversative Relation vorliegt - vgl. dazu 5. unter 4)).

Ebenso begrenzt ist das umgekehrte Kriterium, daß der **wenn**-Satz (wenn er faktisch ist) nach dem Hauptsatz stehen müsse³¹:

(21) Nie wurde geheizt, wenn man doch sowieso in der Küche saß (saß man doch sowieso in der Küche).

8) Schließlich scheint der Zeitbezug für die Interpretation eines Konditionalsatzes als hypothetisch oder faktisch eine Rolle zu spielen, zumindest bei einigen Typen:

(14h) Wenn sie gewählt wird, bleibt sie auch hier. (auf Zukunft bezogen, deshalb hypothetisch)

(14i) Wenn sie gewählt worden ist, bleibt sie auch hier. (auf Vergangenheit bezogen, deshalb entweder hypothetisch (= falls) oder faktisch (= wo, da) - entsprechend (14b) und (14c))

Bei den meisten anderen Typen indes spielt der Zeitbezug offenbar keine differenzierende Rolle bei der Interpretation:

(11f) Wenn wir das behaupten/behauptet haben, ...

(17d) Wenn wir diesen Weg gehen/gegangen sind, ...

Insgesamt haben diese verschiedenen Kriterien ein unterschiedliches Gewicht (für die Abgrenzung und Erklärung). Sie treffen in mehr oder minder genereller Weise auf die verschiedenen anzunehmenden Subklassen von faktischen **wenn**-Sätzen zu, die eben mit Hilfe dieser Kriterien zu unterscheiden sind.

5. Im folgenden versuchen wir andeutungsweise, solche **Subklassen** (oder Typen) von faktischen **wenn**-Sätzen zu unterscheiden - im Anschluß an bereits vorgelegte Klassifizierungsversuche³², aber ohne Anspruch auf Vollständigkeit³³. Anders gesagt: Wir stellen - mit Hilfe der unter 4. dargestellten Kriterien - Subklassen von "faktizitätsverdächtigen" **wenn**-Satzgefügen zusammen. Als solche Kandidaten für Subtypen von faktischen Konditionalgefügen kommen in Frage:

1) **wenn**-Sätze mit einer kausalen Bedeutungskomponente, in denen obligatorisch Partikeln als Indikatoren für Faktizität stehen und in denen **wenn** durch kausale Subjunktionen (**wo**, **da**, **weil**) ersetzbar ist: (10).

2) **wenn**-Sätze mit einer kausalen Bedeutungskomponente, in denen keine obligatorischen Partikeln als Indikatoren für Faktizität stehen (wohl aber fakultativ auftreten können) und in denen **wenn** durch kausale Subjunktionen (**wo**, **da**, **weil**) ersetzbar ist: (14).

Satzgefüge dieses Typs sind in der Regel polysem, können hypothetisch (= **falls**) oder faktisch (= **wo**, **da**, **weil**) interpretiert werden.

3) **wenn**-Sätze, in denen keine Voraussetzung für das Geschehen im Hauptsatz genannt wird, die eher einen Sachverhalt als Faktum zum Gegenstand der folgenden Erörterung hinsetzen, in denen **wenn** durch **was ... betrifft** oder **was ... angeht** ersetzt werden kann: (11)³⁴. Auch in diesen Fällen ist sowohl eine faktische Interpretation (= **was ... betrifft**) als auch eine hypothetische Interpretation (= **falls**) möglich.

4) **wenn**-Sätze mit einer adversativen Bedeutungskomponente, in denen die Subjunktion **wenn** durch **während** ersetzbar ist: (12) und (13). Ein Ersatz der Subjunktion durch **falls** ist kaum möglich, es wird kein Verhältnis von Voraussetzung und Folge, sondern ein (adversatives) "Entsprechungsverhältnis" ausgedrückt³⁵.

5) **wenn**-Sätze mit einer instrumentalen Bedeutungskomponente, in denen die Subjunktion **wenn** durch **indem** oder **dadurch daß** ersetzt werden kann: (18). Ein Ersatz durch **falls** ist zwar möglich, verändert aber die Bedeutung (von der Faktizität zur hypothetischen Annahme).

6) **wenn**-Sätze, die keine Voraussetzung für das Geschehen im Hauptsatz nennen, vielmehr den (syntaktischen und semantischen) Rahmen des übergeordneten Satzes explizierend ausfüllen, die keine Adverbial- bzw. Angabesätze, sondern Subjekt- oder Objekt- bzw. valenzabhängige Ergänzungssätze sind: (15), (16) und (17). Die Subjunktion **wenn** kann durch **daß** ersetzt werden, aber ohne Bedeutungsveränderung kaum durch **falls**. Auch wenn die Subjunktionen **daß** und **wenn** in solchen Subjekt- und Objektsätzen (als Ergänzungssätzen) syntaktisch weitgehend austauschbar sind, bleibt semantisch ein Unterschied:³⁶

(22) Es freut mich, **wenn** du mir recht gibst.

(23) Es freut mich, **daß** du mir recht gibst.

Mit (22) ist nichts über Faktizität ausgedrückt, wohl aber mit (23). In (22) wird nicht gesagt, ob die Bedingung verwirklicht ist oder nicht, wohl aber in (23). Nur (23) präsupponiert Faktizität, nicht (22). Insofern (in dieser Opposition) bleibt bei (22) semantisch durchaus eine konditionale (hypothetische) Bedeutungskomponente erhalten.³⁷

7) **wenn**-Sätze mit Konj. Plusq. + Negationselement:

(24) Wenn der Zug **nicht** pünktlich **angekommen wäre**, hätten wir den Anschluß nicht erreicht.

Da es sich um ein irreales Konditionalgefüge handelt, wird im Nebensatz Faktizität präsupponiert (= der Zug ist pünktlich angekommen). Bezeichnenderweise ist ein Ersatz von **wenn** durch **falls** unmöglich, ebenso eine Umformung in einen Nebensatz mit **sollen** (als Indikator für die hypothetische Annahme und Eventualität):³⁸

⇒ (24a) *Sollte der Zug nicht pünktlich angekommen sein, hätten wir den Anschluß nicht erreicht.

Aber auch im irrealen Konditionalgefüge ohne Negationselement liegt keine hypothetische Bedeutung ([±faktisch]) vor; er drückt zwar keine Faktizität ([+faktisch]), sondern Kontrafaktizität ([-faktisch]) aus, läßt also die Entscheidung zwischen [+faktisch] und [-faktisch] nicht mehr offen (was für die hypothetischen Konditionalgefüge charakteristisch ist):³⁹

⇒ (25) Wenn der Zug pünktlich **angekommen wäre**, hätten wir den Anschluß erreicht. (= Der Zug ist **nicht** pünktlich angekommen.)

Auf diese Weise zeigt sich, daß selbst der Indikativ (als scheinbar sicherstes Kriterium für Faktizität; vgl. 4. unter 1)) nicht immer verläßlich ist, daß es auch faktische Konditionalgefüge mit Konjunktiv gibt.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. z.B. Jung, Walter / Starke, Günter: Grammatik der deutschen Sprache Leipzig 1980. S. 100.
- 2 Vgl. ebenda, S. 100; vgl. auch Eisenberg, Peter: Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart 1986. S. 123.
- 3 Vgl. Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim/Wien/Zürich 1984. S. 701.
- 4 Vgl. Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig 1987. S. 201 ff.
- 5 Vgl. Engel, Ulrich: Deutsche Grammatik. Heidelberg 1988. S. 273.
- 6 Vgl. Helbig, Gerhard: Probleme der Subklassifizierung der deutschen Nebensätze nach Form und Inhalt. In: Deutsch als Fremdsprache 4/1982. S. 209 f.
- 7 Vgl. Heidolph, Karl Erich / Flämig, Walter / Motsch, Wolfgang (Hg.): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin 1981. S. 794 ff.
- 8 Vgl. Helbig, Gerhard: Notizen zur semantischen Interpretation einiger polysemer Konjunktionen im Deutschen. In: Deutsch als Fremdsprache 5/1972. S. 286 ff.
- 9 Vgl. Hartung, Wolfdietrich: Die bedingenden Konjunktionen der deutschen Gegenwartssprache. In: PBB (Halle) 86/1964 S. 355.

- 10 Vgl. ebenda, S. 350 ff.
- 11 Vgl. Seibicke, Wilfried: *Wenn-Sätze*. In: *Muttersprache* 74/1964. S. 260 ff.
- 12 Vgl. Brinkmann, Hennig: *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. Düsseldorf 1962. S. 684 ff.
- 13 Vgl. Sitta, Horst: *Voraussetzung und Redesituierung. Zur Lehre vom zusammengesetzten Satz im Deutschen*. In: *Muttersprache* 12/1969. S. 372 ff.
- 14 Vgl. Duden. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, a.a.O., S. 701.
- 15 Vgl. *Grundzüge*, a.a.O., S. 794 ff.
- 16 Vgl. Flämig, Walter: *Grammatik des Deutschen. Einführung in Struktur- und Wirkungszusammenhänge*. Berlin 1991. S. 286.
- 17 Vgl. Mečkova-Atanassova, Sdravka: *Systemhafte semantische Relationen und Transformationsmöglichkeiten der Kausalgefüge im weiteren Sinne*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 2/1987. S. 89 ff.; vgl. auch Mečkova-Atanassova, Sdravka: *Temporale und konditionale wenn-Sätze*. Düsseldorf 1983. S. 94 ff.
- 18 Vgl. Eisenberg, a.a.O., S. 124.
- 19 Vgl. Mečkova-Atanassova, *Systemhafte semantische Relationen...*, a.a.O., S. 89.
- 20 Vgl. ebenda, S. 90.
- 21 Vgl. Mečkova-Atanassova, Sdravka: *Kombination von Verbformen in "faktischen Konditionalgefügen"*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 2/1990. S. 83 ff.
- 22 Eisenberg, a.a.O., S. 124.
- 23 Vgl. dazu Mečkova-Atanassova, *Systemhafte semantische Relationen...*, a.a.O., S. 90; Engel, a.a.O., S. 270.
- 24 Vgl. Kaufmann, Gerhard: *Zum Bedingungsgefüge*. In: *Zielsprache Deutsch* 4/1973. S. 142 f.
- 25 Vgl. z.B. Brinkmann, a.a.O., S. 684 ff.; Sitta, a.a.O., S. 373 f.
- 26 Vgl. dazu bereits Kaufmann, a.a.O., S. 142 f.
- 27 Vgl. Helbig / Buscha, a.a.O., S. 135; J. Buscha: *Lexikon deutscher Konjunktionen*. Leipzig 1989. S. 131.
- 28 Vgl. *Grundzüge*, a.a.O., S. 796.
- 29 Vgl. Helbig, Gerhard: *Lexikon deutscher Partikeln*. Leipzig 1988. S. 204 f.
- 30 Vgl. Hartung, Wolfdietrich: *Die zusammengesetzten Sätze des Deutschen*. Als: *Studia Grammatica IV*. Berlin 1964. S. 134 f.
- 31 Vgl. Scholz, Ulrike: *Wunschsätze im Deutschen - Formale und Funktionale Beschreibung*. Tübingen 1991. S. 134 f.
- 32 Vgl. Hartung: *Die bedingenden Konjunktionen...*, a.a.O., S. 350 ff.; Brinkmann, a.a.O., S. 684 ff.; Sitta, a.a.O., S. 372 ff; *Grundzüge*, a.a.O., S. 794 ff.
- 33 Vgl. ausführlicher Hänel, Annedore: *Zur Klassifizierung der wenn-Sätze im Deutschen*. Diss. Leipzig (in Vorbereitung).
- 34 Vgl. Sitta, a.a.O., S. 373.
- 35 Vgl. Brinkmann, a.a.O., S. 685.
- 36 Vgl. Hartung: *Die zusammengesetzten Sätze des Deutschen*, a.a.O., S. 134.
- 37 Vgl. ausführlicher Fabricius-Hansen, Cathrine: *Sogenannte ergänzende 'wenn'-Sätze. Ein Beispiel semantisch-syntaktischer Argumentation*. In: *Kopenhagener Beiträge zur Germanistischen Linguistik. Sonderband 1: Festschrift für Gunnar Bech*. Kopenhagen 1980. S. 160 ff.
- 38 Vgl. Kaufmann, a.a.O., S. 143.
- 39 Vgl. auch Mečkova-Atanassova: *Systemhafte semantische Relationen...*, a.a.O. S. 91 f.

Regina Hessky (Budapest):

Zu einigen Aspekten der zwischensprachlichen Ähnlichkeit

1. Wenn der durchschnittliche Sprachteilhaber - in welchem Rahmen und auf welche Weise auch immer - fremde Sprachen kennenlernt, wird ihm früher oder später bewußt, daß zwischen diesen und seiner Muttersprache in bestimmten Beziehungen mehr oder weniger große Ähnlichkeiten bestehen. Die so erkannte Ähnlichkeit ist allerdings nicht gleichzusetzen mit der Ähnlichkeit, die unter Anwendung wissenschaftlicher Methoden ermittelt wird. Während der linguistisch fundierte und systematische Vergleich zumindest versucht, sich an objektiven und immanenten Kriterien zu orientieren und dadurch auch den Begriff der Ähnlichkeit zu objektivieren, handelt es sich bei dem Ähnlichkeitsbegriff des Durchschnittsprechers um einen empirisch durchaus belegten, jedoch relativen und schillernden Begriff. Unsere Alltagserfahrungen zeigen generell, daß die Meinungen hinsichtlich des Vorhandenseins oder Fehlens einer Ähnlichkeit zwischen zwei Größen mitunter ziemlich auseinandergehen. Wie man ihr Verhältnis bewertet, hängt davon ab, was als "Vergleichsgrundlage" gewählt wird, und das Fehlen eines Konsenses kann sich gegebenenfalls einfach aus der nicht bewußtgewordenen Verschiedenheit der Vergleichsgrundlage ergeben.

2. Wenn man beim laienhaften Vergleich von Sprachen von Ähnlichkeit spricht, so ist damit lediglich gemeint, daß die betreffenden Sprachen - bei ihrer prinzipiellen Verschiedenheit - bestimmte übereinstimmende Merkmale aufweisen. Um welche Merkmale es sich dabei handelt, ob es um Randerscheinungen geht oder die Übereinstimmung singulär bzw. eher zufallsbedingt ist, spielt für die Gesamtwertung kaum eine Rolle. Spricht man hingegen bei einem fachlich fundierten und systematischen Vergleich von Ähnlichkeit als Gesamteinschätzung, so bedeutet das in der Regel das systematische Vergleichen unter mindestens einem Gesichtspunkt, und im Ergebnis eine bestimmte Proportion von Gleichheiten und Unterschieden.

2.1. Unter Ähnlichkeit in interlingualer Relation kann man selbst im wissenschaftlich fundierten Sprachvergleich recht Verschiedenes verstehen, weil man recht verschiedene Aspekte des Vergleichs wählen kann. In der Regel ist man aber bemüht, die Relativität und den schillernden Charakter des Begriffs dadurch zu eliminieren, daß man die Aspekte des Vergleichs (und womöglich ihre Hierarchie) klar zu bestimmen versucht. Die beiden elaboriertesten Aspekte des Sprachvergleichs stellen

der Sprachbau (vor allem strukturelle Merkmale) als Grundlage der typologischen Verwandtschaft und die historisch-genetische Verwandtschaft von Sprachen dar.

2.2. Besonders die Ähnlichkeit im Sprachbau ist eher nur für den Forscher, unter Anwendung bestimmter Forschungsmethoden erkennbar und einleuchtend (etwa die "Ähnlichkeit" agglutinierender Sprachen wie z.B. Ungarisch, Finnisch und Suaheli), während die genetisch begründete Ähnlichkeit durch das Vorhandensein bestimmter übereinstimmender Merkmale - z.B. bei Lexemen mit ähnlicher Phonemgestalt - schon eher zutage tritt, etwa bei den germanischen oder den slawischen Sprachen. So ist denn die erstere Art Verwandtschaft für den Durchschnittsprecher kaum begreifbar oder gar nachvollziehbar. Die historisch-genetischen Verwandtschaftsbeziehungen gehören dagegen schon eher zu den allgemein bekannten Tatsachen.

3. Bei dem (synchronischen) kontrastiven Vergleich der Phraseologie zweier oder mehrerer Sprachen läßt sich ebenfalls ein größeres oder geringeres Maß an Ähnlichkeit feststellen, und auch diesbezüglich scheint die Unterscheidung zwischen Ähnlichkeit im alltäglichen und Ähnlichkeit im linguistischen Sinn angebracht zu sein.

3.1. Die Ähnlichkeit (oder Unähnlichkeit) der phraseologischen Subsysteme wird im Rahmen eines systematischen kontrastiven Vergleichs unter Anwendung verschiedener - funktional relevanter - Kriterien ermittelt. Aus diesen klammert man die bei typologischen bzw. genetischen Untersuchungen entscheidenden Aspekte aus, zumal sie nicht phraseologiespezifisch sind. Die phraseologiespezifischen Vergleichskriterien lassen sich aus dem Wesen des Phrasems als Sprachzeichen sekundären Charakters ableiten, und in der einschlägigen Literatur bestehen in dieser Hinsicht keine grundlegenden Unterschiede (vgl. u.a. Földes 1991, Korhonen 1991, Raichštejn 1980).

3.2. Da die Aspekte des Vergleichs "phraseologiespezifisch" sind, läßt sich die für den phraseologischen Bereich ermittelte Ähnlichkeit zweier Sprachen bestenfalls in einen indirekten Zusammenhang bringen mit der genetischen und/oder typologischen Verwandtschaft der gegebenen Sprachen. Das bedeutet z.B., daß aus der historisch-genetischen Verwandtschaft und der darin verankerten Ähnlichkeit zweier Sprachen nicht notwendigerweise auch ein höheres Maß an Ähnlichkeit ihrer Phraseologien folgt als bei historisch-genetisch nicht verwandten Sprachen. So ist es z.B. möglich und verständlich, daß für das Ungarische und Deutsche ein relativ hohes Maß an Ähnlichkeit festgestellt werden kann, ohne daß zwischen den beiden Sprachen genetische oder typologische Verwandtschaft besteht.

Wesentlicher scheinen in dieser Beziehung die jahrhundertelangen Kontakte der Sprachgemeinschaften und ihrer Sprachen zu sein. Auf dieser Grundlage entwickelte sich eine weitere, kulturgeschichtlich determinierte "Verwandtschaft", die sich von der genetisch-etymologisch bestimmten Zugehörigkeit zu einer Sprachfamilie prinzipiell unterscheidet und für die der Begriff "Sprachbund" geprägt wurde: "Die Völker Euro-

pas führen ihre Kultur gemeinhin auf den Alten Orient, speziell auf das Judentum und Christentum, ferner auf die griechische und römische Antike zurück. Aber auch realhistorisch ist ihre Geschichte seit deren Untergang durch eine Reihe gesamteuropäischer Ereignisse geprägt; ich nenne in diesem Zusammenhang nur die germanische Völkerwanderung und die Ausbreitung der Slawen, die Christianisierung und jahrhundertelange Kontakte mit dem Islam, die Idee der *translatio imperii* im Westen und im Osten mit allen Folgen der geographischen und geistigen Orientierung, die Reformation, Aufklärung und industrielle Revolution, schließlich den Kolonialismus und die beiden Weltkriege. Dem entspricht unter sprachhistorischem Aspekt das Faktum zweier fast 2000-jähriger Sprachklammern, nämlich des Lateinischen im Westen und des Griechischen im Osten, und damit verbunden die Tatsache weitgehender literarischer Gemeinsamkeiten." (Reichmann 1991:75). Infolge der Spezifik der Phraseologie kommt bei der Erörterung der zwischensprachlichen Relation phraseologischer Subsysteme diese Dimension besonders zum Tragen.

4. Man pflegt im phraseologischen Bereich von interlingualer totaler, partieller und Nulläquivalenz zu sprechen. Nach einem möglichen Standpunkt ist die Ähnlichkeit eine Frage der Quantität, nämlich des quantitativen Verhältnisses der äquivalenten Redensarten. Földes zitiert z.B. Staševski, nach dem die vergleichende Analyse im allgemeinen bestrebt sei, "den Grad der Ähnlichkeit (bzw. der Übereinstimmung) der erforschten phraseologischen Systeme zu ermitteln. Darunter wird das quantitative Verhältnis der äquivalenten Redensarten verstanden. Je höher nämlich der Prozentsatz der übereinstimmenden einzelnen Phraseologismen ist, um so höher ist auch der Grad der Ähnlichkeit der untersuchten Systeme, - und es stimmt auch umgekehrt: Je übereinstimmender die konfrontierten phraseologischen Systeme in ihrer Ganzheit sind, desto höher ist der Anteil der äquivalenten phraseologischen Wendungen." (Földes 1990:169). Unklar ist in dieser Formulierung, was mit "äquivalent", "übereinstimmend" gemeint ist. Die eine Möglichkeit wäre nämlich, für die Ähnlichkeitsbeziehung nur die totalen Äquivalente zu berücksichtigen, die andere, daß man auch bestimmte Typen der partiellen Äquivalente mit heranzieht.

Für die zweitgenannte Möglichkeit sprechen einige Gründe. Bei einem Standpunkt wie der oben zitierte, wird übersehen, daß die Ähnlichkeit/Unähnlichkeit zweier phraseologischer Systeme das Ergebnis des Zusammenwirkens verschiedener Aspekte und Ebenen ist, und aus diesem Grund läßt sie sich (gerade infolge des Vorhandenseins der partiellen Äquivalente) nicht auf das rein quantitative Verhältnis von Gleichheit bzw. Verschiedenheit reduzieren.

4.1. Bezogen auf die Gesamtheit der phraseologischen Ausdrucksmittel zweier Sprachen besteht im Hinblick auf die Opposition Lexikalisiertheit vs. Nichtlexikalisiertheit eine grundsätzliche Asymmetrie. Das heißt, es ist nicht nur mit der bekann-

ten Hyponymie- und Hyperonymierelation zu rechnen, sondern auch damit, daß für bestimmte Nominationsbereiche in der einen Sprache phraseologische Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen, für die es in der anderen überhaupt keine lexikalisierten Ausdrucksmittel gibt. Im deutsch-ungarischen Vergleich dienen als Beispiele im Deutschen etwa: **an der Strippe hängen, ständig auf Achse sein, die Tapeten wechseln, mit jm. Pferde stehlen können, wie Pech und Schwefel zusammenhalten**. Im Ungarischen stehen ohne lexikalisierte deutsche Äquivalente etwa **most ugrik a majom a vízbe** (wörtl. "jetzt springt der Affe ins Wasser") - "es folgt der entscheidende Moment, das Interessanteste/Wichtigste", **egyszer volt Budán kutyavásár** (wörtl. "in Buda hat es nur einmal einen Hundemarkt gegeben") - "so etwas kann nur einmal passieren/kann sich nicht wiederholen", **kihúzza a gyufát** (wörtl. "das Streichholz herausziehen/-nehmen") - "durch eigenes Verschulden, z.B. provokatives Verhalten, in Schwierigkeiten geraten, bestraft werden".

Auf dieser Ebene ist also von vornherein höchstens mit einer interlingualen Ähnlichkeit zu rechnen. Für den Grad dieser Ähnlichkeit ist der quantitative Aspekt entscheidend, und diese Ähnlichkeit dürfte, zumindest für die relativ gut beschriebenen europäischen Sprachen relativ hoch angesetzt werden. Diese Ähnlichkeit wurzelt zum einen in der weitgehenden Ähnlichkeit der Phraseologisierungsprozesse, die zur Entstehung von Phrasemen führen, z.B. im (doppelten) Anthropozentrismus, in der quantitativen Dominanz der Phraseme mit negativen Konnotationen (s. dazu Dobrovolskij 1988). Zum anderen ist sie das Ergebnis konkreter zwischensprachlicher Entlehnungsprozesse und der "gemeineuropäischen Phraseologietradition" (Korhonen 1991:132) zu verdanken.

4.2. Der kontrastive Vergleich nach bestimmten Kriterien kann also in einem - gewiß dem größeren - (Teil-)Bereich der phraseologischen Subsysteme durchgeführt werden. Hier läßt sich aufgrund der Opposition phraseologisch vs. nichtphraseologisch wiederum eine bestimmte Teilmenge aussondern, in der Phrasemen der einen Sprache in der anderen nichtphraseologische, jedoch lexikalisierte, Ausdrucksmittel entsprechen. Auch in dieser Hinsicht ist mit einer Ähnlichkeit zu rechnen, die sich über den phraseologischen Bereich hinaus erstreckt. Durch die Tendenz der Univerbierung (Fleischer 1982) lassen sich Ähnlichkeiten zwischen in der einen Sprache (noch) phraseologischen (nämlich polylexikalischen) und in der anderen bereits synthetisch gewordenen Ausdrucksmitteln feststellen: **légbölkapott** (**légből** "aus der Luft" + **kapott** "gegriffen/bekommen") - **aus der Luft gegriffen**, **négyszemközt** (**négy** "vier" + **szem** "Auge" + **közt** "zwischen/unter") - **unter vier Augen**, **zsákba-macska** (**zsákba** "in den Sack" + **macska** "Katze") - "Katze im Sack" für 1. "auf dem Markt, beim Glücksspiel oder bei der Tombola verkaufte, ausgeloste kleine Päckchen mit gleichem Äußeren aber verschiedenem Inhalt"; 2. "nicht berechenbare, dubiose, unsichere Angelegenheit". Umgekehrt: **Augiasstall** - **Augiász istállója** "Stall des

Augias`, **Argusaugen** - *árgus szemekkel* (wobei der Name "árgus" als Attributiv vor *szemekkel* "mit Augen" steht), **gallenbitter** - *keserű, mint az epe* (wört. "bitter wie die Galle")

4.3. Die kontrastive Analyse konkreter Phraseme schließlich führt zur Differenzierung nach den totalen und partiellen Äquivalenten. Die interlinguale Opposition läßt sich hier kaum auf einen einzigen Gesichtspunkt reduzieren - man muß jeweils mit einem Bündel relevanter Merkmale arbeiten, wobei deren Relevanz in Abhängigkeit von der Zielsetzung des Vergleichs variieren kann. In die Kategorie der totalen Äquivalente fallen Phraseme, die in allen Vergleichskriterien übereinstimmen, in der Kategorie der partiellen Äquivalente, d.h. bei den zwischensprachlich ähnlichen Phrasemen, gibt es Abstufungen je nach Zahl und Art der Unterschiede in der wörtlichen Bedeutung, der Struktur, den Konnotationen und der syntaktischen Funktion. Dadurch ergibt sich die dritte Komponente, die beim systematischen Vergleich für den Ähnlichkeitsgrad zu berücksichtigen ist.

5. Für den Durchschnittssprecher scheinen bei der Frage der Ähnlichkeit der phraseologischen Subsysteme, wie auch beim Eindruck der Ähnlichkeit einzelner Phraseme, bestimmte Typen der partiellen Äquivalente von besonderer Bedeutung zu sein. Es handelt sich um "bildhafte" Phraseme, bei denen man sich "visuell etwas vorstellen kann" (Häckli-Buhofer 1989:165). Gleichheit dieser Vorstellung kann sich nicht nur bei totalen, sondern auch bei bestimmten partiellen Äquivalenten ergeben, nämlich, wenn durch die fast gleiche wörtliche Bedeutung ein "sprachliches Bild" vermittelt wird, das in den beiden Sprachen nur geringfügige Unterschiede aufweist.

Eine Umfrage bei Deutsch lernenden Ungarn (Mittel- bis Oberstufe), bei der die Befragten in konkreten Fällen zu entscheiden hatten, ob es um interlingual gleiche oder ähnliche Phraseme geht, hat ergeben, daß dieser Aspekt der Bildhaftigkeit als Vergleichsgrundlage weitgehend dominiert. Das bedeutet im Falle der Phraseme außer der phraseologischen Bedeutung die Berücksichtigung der wörtlichen Bedeutung, einen Vergleich des "Bildes" und/oder der wichtigsten Lexemkonstituenten. So ist zu erklären, daß die Befragten bestimmte, in der systematischen kontrastiven Analyse als partielle Äquivalente ausgewiesene Phraseme tendenziell eher als gleich bewertet haben. Bei partiellen Äquivalenten wie *szegény, mint a templom egere* - arm wie die Kirchenmaus, *zsákbamacskát vesz* - die Katze im Sack kaufen spielte es für die Befragten kaum eine Rolle, daß es im ersten Fall im deutschen, im zweiten Fall im ungarischen Phrasem ein Kompositum (Kirchenmaus bzw. *zsákbamacska* gegenüber *templom egere* "Maus der Kirche" bzw. *Katze im Sack*) handelt. Ähnlich wird in anderen Fällen der morphosyntaktische Unterschied vernachlässigt, etwa bei *mintha puskából lőtték volna ki* (wörtl. "als hätte man [jn.] aus der Flinte geschos-

sen") - wie aus der Pistole geschossen oder felteszi a pontot az i-re (wörtl. "den Punkt auf das i setzen") - das Tüpfelchen auf dem i.

Das heißt, daß bestimmte Unterschiede - wenn sie überhaupt bewußt werden - weniger wichtig, andere hingegen wichtiger sind. Liegen beispielsweise die Unterschiede im morphosyntaktischen Bereich - die Hände in den Schoß legen - ölbetett kézzel; das Tüpfelchen auf dem i - felteszi a pontot az i-re -, so wird dadurch der Eindruck der Ähnlichkeit weniger beeinträchtigt, als wenn im Hinblick auf die Lexemkonstituenten und die wörtliche Bedeutung Unterschiede bestehen. Letztere können nämlich die Verschiedenheit des "Bildes" bewirken, in welchem die phraseologische Bedeutung wurzelt - und dies scheint für den Sprecher der entscheidendere Aspekt zu sein. Phraseme mit der gleichen phraseologischen Bedeutung, etwa unter einer Decke stecken - egy követ fűj vkivel (wörtl. "mit jm. einen/denselben Stein blasen"), in den sauren Apfel beißen müssen - lenyeli a keserű pirulát (wörtl. "die bittere Pille schlucken") wurden in der Umfrage jeweils tendenziell als ähnlich gewertet, wohl aufgrund ihrer bildlichen Verschiedenheit.

Für den Gesamteindruck der Ähnlichkeit phraseologischer Subsysteme leisten somit über die totalen Äquivalente hinaus auch die partiellen Äquivalente ihren Beitrag, ja der Kreis dieser Art "Ähnlichkeit" reicht bis in die Wortbildung, vor allem "idiomatische" Komposita, hinein.

6. Indem man also von Ähnlichkeit der Phraseologie zweier Sprachen spricht, sollte diese nicht einfach als ein bestimmter Prozentsatz der nach funktionalen Kriterien ermittelten totalen zwischensprachlichen Äquivalente begriffen werden. In der wesentlich größeren Teilmenge der partiellen Äquivalente sind ebenfalls bestimmte gleiche Züge vorhanden, in mannigfaltiger Ausprägung, mit unterschiedlicher Intensität und in unterschiedlicher sprachlicher Realisierung. Es liegt im Wesen der partiellen Äquivalente, daß sie hinsichtlich der Kriterien des Vergleichs Gleichheiten und Unterschiede aufweisen, d.h. sie sind sich als einzelne Entitäten "nur ähnlich". Additiv verstärken sie aber in bezug auf das gesamte phraseologische Subsystem den Eindruck der globalen Ähnlichkeit - fast unabhängig von dem rein quantitativen Anteil totaler Äquivalente.

6.1. Im Lichte dieser Überlegungen sollte man folglich nicht (nur) nach den Gründen der Herausbildung (und den Typen) der zwischensprachlichen Äquivalente, sondern auch nach den Gründen (und Typen) der zwischensprachlichen Ähnlichkeit fragen.

6.1.1. Gleiche bzw. gemeinsame Quellen für Phraseme führen nicht zwangsläufig zur Entstehung und - was aus synchronischer Sicht weit wichtiger ist - zum Erhalt totaler Äquivalente, wohl aber kann eine Ähnlichkeit im Sinne von 'ähneln', also 'nur in bestimmten Merkmalen übereinstimmen', auch in der zwischensprachlichen Relation

einzelner konkreter lexikalischer Ausdrucksmittel erhalten bleiben. Dies ist der Fall etwa bei **seine Hände in Unschuld waschen** - *mossa kezeit* (wörtl. "seine Hände waschen"), **den Augiasstall reinigen** - *Augiász istállója* ("der Stall des Augias"), **den Mantel nach dem Wind hängen** - *köpönyegforgató* (wörtl. "(ein) manteldreherischer (Mensch)"), **die Würfel sind/der Würfel ist gefallen** - *a kocka el van vetve* (wörtl. "der Würfel ist geworfen") u.v.a.m.

In all diesen Fällen wurde zwar aus der gleichen Quelle geschöpft, die einzelsprachliche Realisierung läßt jedoch - zumindest wie sie in der Synchronie erhalten ist - über die sprachtypologisch plausiblen Unterschiede hinaus verschiedene weitere, durch recht heterogene Faktoren bedingte, Divergenzen erkennbar werden. Synchronisch gesehen können wir bei einer sorgfältig durchgeführten kontrastiven Analyse demzufolge bestenfalls von partieller Äquivalenz sprechen. Doch für den Eindruck der Ähnlichkeit genügt es, den gemeinsamen Ursprung zu erkennen.

6.1.2. Gleiche Beobachtungen, Erfahrungen bzw. Denkweise müssen ebenfalls nicht zur Entstehung übereinstimmender Phraseolexeme im Sinne der totalen Äquivalenz führen. Trotz der Unterschiede in den einzelsprachlichen Realisierungen ist jedoch von dem gleichen Phraseologisierungsprozeß zu sprechen z.B. in folgenden Fällen: **jm. grünes Licht geben** - *zöld utat ad* (wörtl. "grünen Weg geben") oder **alle Brücken abbrechen** - *minden hidat feléget* (wörtl. "jede Brücke abbrennen").

Zwar weisen die entstandenen Phraseolexeme mehr oder minder erhebliche Unterschiede auf, dennoch gilt auch hier, was weiter oben bereits gesagt wurde: das Gemeinsame und Verbindende fällt ins Auge. In diesem Bereich geht es um die Gleichheit von Denkschemata, um gleiche Analogisierungen, um nach gleichen Prinzipien verlaufende Metaphorisierungsprozesse.

6.1.3. Die Frage der universellen Modelle führt bereits zu der dritten Dimension, in welcher die Ähnlichkeit erörtert werden muß, u.zw. zu den phraseologischen Universalien - ein bisher weniger erforschtes Gebiet (Dobrovol'skij 1988).

Auch aus den universellen Modellen sind m.E. nicht zwangsläufig interlingual äquivalente Phraseolexeme, also totale Äquivalente, abzuleiten, zumal die einzelsprachliche Realisierung durchaus gravierende Unterschiede bewirken kann (natürlich über die zwischensprachlich regulären Unterschiede hinaus), ganz zu schweigen von den recht heterogenen innereinzelsprachlichen und außersprachlichen Faktoren, die die (sprach)geschichtliche Entwicklung konkreter einzelner Phraseolexeme entscheidend beeinflussen können. Dennoch dürfte kaum in Frage gestellt werden, daß die außersprachlich bedingten und die sprachinternen phraseologischen Universalien wie antithetische, hyperbolische Formulierungen, Analogisierungen etc. - trotz unterschiedlicher einzelsprachlicher Realisierung - ebenfalls zur Entstehung des Eindrucks der Ähnlichkeit beitragen (Dobrovol'skij 1988:27).

6.1.4. Was unmittelbare Entlehnungen bzw. Kalkierungen anbelangt, warnt der bekannte ungarische Slawist, László Hadrovics, vor übereilten Feststellungen. Man könne nicht vorsichtig genug sein bei der Beantwortung der Frage, ob es sich im Falle interlingualer (totaler oder partieller) Äquivalente um Entlehnungen oder aber in den Sprachgemeinschaften parallel entstandene Ausdrücke handelt. So muß bei **eine Lanze brechen für jn. und lándzsát tör vki mellett** (wörtl. "eine Lanze brechen neben jm.") eine unmittelbare Entlehnung aus dem Deutschen angenommen werden, da im Mittelalter die ungarischen Ritter nicht die Lanze, sondern einen Speiß oder Speer (ung. *kopja*) im Kampf und bei Turnieren als Waffe verwendet haben (Hadrovics 1992:141). Umgekehrt ist im Falle von **für jn. die Kastanien aus dem Feuer holen** und **mással kapartatja ki a gesztenyét** (wörtl. "einen anderen die Kastanie herauscharren lassen") die Entlehnung aus dem Deutschen bzw. die bekannte Fabel La Fontaines als gemeinsame Quelle keineswegs belegt, sondern es handelt sich um eine ungarische Prägung, die allerdings auf eine armenische Fabel aus dem 13. Jh. zurückgeht (O.Nagy 1979:196).

7. Die "Ähnlichkeit" als Gesamteindruck bei den phraseologischen Subsystemen zweier oder mehrerer Sprachen ergibt sich somit nicht allein aus dem quantitativen Verhältnis zwischensprachlich äquivalenter Phraseolexeme und stellt demzufolge auch keine homogene Größe dar. Sie entsteht als Ergebnis der Zusammenwirkung verschiedener Faktoren, und unter diesen spielen auch die partiellen Äquivalente eine wichtige Rolle, besonders Gleichheiten in der Bildhaftigkeit, die sich aus der gemeinsamen Quelle, aus der Gemeinsamkeit der außersprachlichen Erfahrungen und der Denkweise ergeben. In diesen finden sprachliche und außersprachliche Universalien ihren Niederschlag, aber auch die gegenseitige Beeinflussung der Völker und ihrer Kulturen spielt eine wesentliche Rolle.

Wenn man also die Sprache durchaus mit Recht als "Seismograph kultureller Entwicklung", Phraseologie als "Spiegel der nationalen Kultur" bezeichnet (Sonderegger 1992:123), sollte man darüber nicht vergessen, daß damit nicht nur das Verschiedene, sondern auch das Gemeinsame angesprochen ist. In der Einzelsprache werden auch über das Nationale hinausreichende Züge, Merkmale erkennbar, also gerade auch das Übergreifende, Überregionale, Über- od. Internationale - das Gemeinsame schlechthin. Durch den Filter der Sprache, also durch Besonderheiten des Sprachbaus, der inneren Organisation des Sprachsystems manifestiert sich das jedoch aus verschiedenen Gründen nicht in jedem Fall als Gleichheit, sondern vielfach "nur" als Ähnlichkeit.

Literatur

- Dobrovolskij, Dmitrij: Phraseologie als Objekt der Universalienlinguistik. Leipzig: Enzyklopädie 1988.
- Fleischer, Wolfgang: Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig: Bibliographisches Institut 1982.
- Földes, Csaba: Zur Äquivalenz ungarischer und deutscher Phraseologismen. In: Finnisch-ungarische Forschungen XLIX (1990) 1-3., 169-187.
- Földes, Csaba: Farbbezeichnungen als phraseologische Strukturkomponenten im Deutschen, Russischen und Ungarischen. In: Palm, Christine (Hg.): "Europhras 90". Akten der internationalen Tagung zur germanistischen Phraseologieforschung Aske. Uppsala 1991, 77-90. [=Studia Germanistica Upsaliensia 32]
- Häcki-Buhofer, Annelies: Psycholinguistische Aspekte in der Bildhaftigkeit von Phraseologismen. In: Gréciano, Gertrud (Hg.): Europhras 88. Phraseologie Contrastive. Strasbourg 1989, 165-175. [=Collection Recherches Germaniques No 2]
- Hadrovics, László: Gondolatok a történeti magyar frazeológiáról [Gedanken zur historischen ungarischen Phraseologie]. In: Magyar Nyelv (LXXXVIII) 1992. H.2, 129-141.
- Korhonen, Jarmo: Konvergenz und Divergenz in deutscher und finnischer Phraseologie. Zugleich ein Beitrag zur Erläuterung der Verbreitung und Entlehnung von Idiomen. In: Palm, Christine (Hg.): "Europhras 90". Akten der internationalen Tagung zur germanistischen Phraseologieforschung Aske. Uppsala 1991, 123-138. [=Studia Germanistica Upsaliensia 32]
- O.Nagy, Gábor: Mi fán terem? [Was ist der Ursprung?]. Budapest: Gondolat³1979.
- Reichmann, Oskar: Gemeinsamkeiten im Bedeutungsspektrum von Wörtern europäischer Sprachen. In: Bartha/Brdar Szabó: Von der Schulgrammatik zur Allgemeinen Sprachwissenschaft 1991.
- Raichštejn, A.D.: Sopostavitel`nyj analiz nemeckoj i russkoj frazeologii. Moskva 1980.
- Sonderegger, Stefan: Sprachgeschichte und Kulturgeschichte. In: Ágel, Vilmos / Hessky, Regina (Hgg.): Offene Fragen - offene Antworten in der Sprachgermanistik. Tübingen: Niemeyer 1992, 111-133. [= Reihe Germanistische Linguistik 128].

Maria Hornung (Wien):

**Die Bedeutung des neuen deutschsprachigen
"Etymologischen Wörterbuchs des Ungarischen"
für die germanistische Wortforschung in Österreich**

Die vielseitigen und weitverzweigten Berührungs- und Entlehnungsvorgänge zwischen der ungarischen und der deutschen Sprache wurden und werden seit langem von mehreren Gesichtspunkten her untersucht. Eine uralte Nachbarschaft, eine jahrhundertlange gemeinsame Geschichte, aber auch die Ansiedlung deutscher Volksgruppen in verschiedenen Gegenden Ungarns sind für sprachliche Einflüsse bestimmend gewesen. Der verehrte Jubilar Prof. Dr. Karl Mollay hat, selbst aus der westungarischen, stark deutsch besiedelten Stadt Sopron/Ödenburg kommend, ein zweifaches sprachliches Erbe in sein Forscherleben mitgebracht. Sein Schriftenverzeichnis¹ zeigt von Anbeginn sein Interesse und seine Befassung mit der deutschen Sprache in Ungarn, betreffend die Siedlungsgeschichte und Ortsnamenkunde von Sopron (1944), ferner das Ofener Stadtrecht aus dem 15. Jh. (1959), die Herausgabe der "Denkwürdigkeiten der Helene Kotannerin" aus dem 15. Jh. (1971) und schließlich das Buch "Német-magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig" (1982).

Für das 17. Jh. besitzen wir die interessante Untersuchung seiner Schülerin Mária Horváth². Sie hat sich in unermüdlicher Arbeit vor allem die Sammlungen der "Kommission für Mundartkunde und Namenforschung" der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zunutze gemacht und eingehend an der Österreichischen Nationalbibliothek gearbeitet. Dabei trat eine erstaunliche Fülle von aus den verschiedensten Schichten des österreichischen Deutsch stammenden Wörtern zutage, von den Mundarten über die Umgangssprache bis hinauf in die obersten Bereiche der Hochsprache.

Besonderes Augenmerk lenkte Mollay seit langem auf die deutsche Kanzleisprache alter Prägung und hat auf diesem Gebiet der Forschung bemerkenswert viele Schüler herangezogen.

Ein großer Fortschritt für die Germanistik insgesamt wird aber durch das neue Werk "Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen" (Akadémiai Kiadó, Budapest) geboten, von dem bereits zwei Lieferungen aus dem Jahr 1992 mit insgesamt 498 Seiten vorliegen. Geplant sind ca. 10.000 Wortartikel, die neben den Leitstichwörtern noch viele weitere Wörter enthalten. Gegenüber dem letzten, ebenfalls von Loránd Benkő (1967-76) herausgegebenen Werk werden vielfach neue Bedeutungen vorgelegt.

Der ursprünglich uralische und finnisch-ugrische Grundwortschatz nahm Wortgut aus inzwischen ausgestorbenen osteuropäischen Sprachen auf und wurde durch iranische, türkische, slawische, germanische und neolatinische Wörter aufgefüllt, wobei die Entlehnungen oft nicht auf geradem Wege, sondern über eine oder mehrere Vermittlersprachen erfolgten.

Für den Germanisten ist es von unschätzbarem Wert, daß dieses neue Werk in deutscher Sprache abgefaßt ist und sich daher für den des Ungarischen nicht Kundigen mühelos heranziehen läßt. Eindrucksvoll zeigt sich die Fülle deutschen Wortgutes, das ins Ungarische eingedrungen und im Deutschen des öfteren gar nicht mehr in derselben Verwendung üblich ist. Zwei herausgegriffene Beispiele mögen dies kurz erläutern. So wird etwa das Wort **abcúg** (Etym. Wörterbuch S. 2) in der Bedeutung "fort damit, abziehen!" als Ausruf angeführt. Der Verfasser meint, daß es sich ursprünglich um einen Buhruf des patriotischen ungarischen Theaterpublikums in Ofen-Pest gehandelt habe. Dem gegenwärtigen Deutsch ist ein solcher Ausruf nicht mehr geläufig. Das Substantiv **Abzug** bedeutet nach **Duden**³ "Hebel zum Auslösen des Schusses", "Kopie", "Abdruck", "Abrechnung (von Kosten)", "Vorrichtung zum Abziehen des Rauches, der Luft usw.", "Abrücken des Militärs, der Truppen". Im Wienerischen allerdings gibt es zum Verb **abziehen**, das im Dialekt **odsiagn** lautet, den sehr energisch angebrachten Imperativ "**dsiag o!**", auch "**dsiach o!**", in der Bedeutung "verschwinde!".

Hier sind wir wohl an die eigentliche Nahtstelle zwischen dem Ungarischen und dem Deutschen gelangt, eben, im Wienerischen, das ja einen ungeheuren Einfluß auf das Ungarische genommen hat. Kommt man etwa in die kleine deutsche Sprachinsel Solymár, nordwestlich von Budapest, so erinnert die Sprache der älteren Bevölkerung ganz stark an den Wiener Dialekt früherer Zeiten.

Eine ganz andersartige Situation liegt beim Wort **cimer** 1 (Etym. Wörterbuch S. 170) vor. War unser voriges Beispiel aus volkstümlicher Redeweise erklärbar, gelangen wir hier in die Bereiche exklusiver Schichten mit der Benennung für "Wappen, Schild", "Helmbusch", "Inscription", "Schopf, Federbusch", "Symbol", "Schmuck" usw. Das Grimmsche Wörterbuch ist hierfür eine Quelle der Klärung⁴. Das Wort **Zimier**, Neutrum (seltener Femininum) wird folgendermaßen gedeutet: "Benennung des um 1200 in Deutschland aufkommenden fürstlichen oder gegenständlichen Schmuckes der Ritterhelme; entlehnt aus franz. **la cimier**, einer Ableitung von franz. **la cime** "Spitze, Gipfel", das dem vulgärlateinischen **cima** entstammt und letzten Endes auf griech. **τοκῆμ** "Welle, Woge" in der Sonderbedeutung "junger Kohlsproß" zurückgeht. Im folgenden wird die erste **Zimier**-Schilderung eines deutschen Dichters, nämlich durch **Wolfram von Eschenbach** im **Parzival** beschrieben (262). Zahlreiche weitere Beispiele aus der mittelalterlichen deutschen Dichtung, besonders aus Österreich (Jansen Enikel, Ulrich von Liechtenstein, Heinrich von Neustadt) folgen. Der

Phantasie waren für diesen Helm- und Wappenschmuck offenbar im Hochmittelalter keine Grenzen gesetzt. Im neuen Etymologischen Wörterbuch wird angegeben: "ins Ung. über das Frz., Dt.". Im Grimmschen Wörterbuch wird hervorgehoben, daß der französische Dichter des ritterlichen Lebens Chrestien de Troyes diese Helmzier noch nicht kannte. Das Rittertum mit seiner Wiege in Flandern, an der Grenze vom romanischen in den germanischen Raum, scheint auf deutschem Boden diesem Aufputz besondere Bedeutung zugemessen zu haben. Bei M. Lexer im mittelhochdeutschen Wörterbuch⁵ wird auch ein inzwischen entstandenes Verb *zimieren* "mit ritterlichem Schmucke versehen" angeführt. Reich sind die Belege für das Substantiv, besonders aus dem ostösterreichischen Raum, bei Dichtern wie Ottokar von der Gaal oder in der Helbling-Novelle. So darf man wohl annehmen, daß das Wort aus dem österreichischen Deutsch ins angrenzende Ungarisch gelangte. *Zimier* ist im heutigen Deutsch so veraltet, daß es in der 6-bändigen *Duden*-Ausgabe bereits fehlt und auch bei Kluge im Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache (Berlin 1989) nicht angeführt wird.

In Ungarn gibt es einige altösterreichische Sprachinseln, die mittelalterliches österreichisches Wortgut bewahren, etwa das um 1200 im Komitat Hont begründete Deutschpilsen/Nagybörzsöny. Die ostösterreichischen dialektalen Merkmale sind hier von einigen ostmitteldeutschen Lautprägungen überlagert. Zusätzlich hilft uns nun das neue Etymologische Wörterbuch des Ungarischen, altösterreichisches Wortgut, das wir selbst oft schon nahezu vergessen haben, als Lehngut in Ungarn aufzuspüren.

Anmerkungen:

- ¹ Festschrift Karl Mollay zum 65. Geburtstag. *Budapester Beiträge zur Germanistik*, 4; Budapest 1978, S. 343.
- ² Horváth Mária: *Német elemek a 17. század magyar nyelvében*. Budapest 1978.
- ³ *Duden*: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in 6 Bänden. Band 1, 1976, S. 78.
- ⁴ *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, Band 31 (Fünftehnter Band) Z-Zmasche, bearbeitet von Moritz Heyne, Henry Seedorf, Hermann Teuchert. Hirzel, Leipzig 1956 - Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1984, S. 1282.
- ⁵ Matthias Lexer: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*, 3. Bd., Leipzig 1878, S. 1120f.

Géza Horváth (Budapest):

**Die Umwelt bei Hermann Hesse - Aussenwelt oder Innenwelt?
Einige Aspekte der Umweltgestaltung
in Hermann Hesses Prosawerk**

**"Nichts ist außen, nichts ist innen;
denn was außen ist, ist innen." ¹**

Um einige Aspekte der Erscheinungsformen und die Rolle der Umweltgestaltung in Hermann Hesses Prosawerk aufzuzeigen, sollten zunächst jene strukturmodellierenden Grundmotive entworfen werden, die - auch wenn mit Verschiebung der Schwerpunkte - die Kompositionstechnik der einzelnen Werke kennzeichnen und eine Art Kohärenzprinzip im Œuvre darstellen. Diese Motive sind folgende: die **Bipolarität**, der **Kreislauf**, die **Einheit jenseits der Gegensätze** und der Protagonist, der ein **Auserwählter** ist. Wichtig ist außerdem Hesses dreistufige Entwicklungslehre von der Menschwerdung, die im Aufsatz **Ein Stückchen Theologie** ² (1932) dargelegt wird.

"**Der Weg der Menschwerdung beginnt mit der Unschuld**", einem verantwortungslosen, paradiesischen Vorstadium, in dem der Mensch in der Geborgenheit der Kinderwelt lebt. Die meisten überschreiten nicht einmal diese erste Stufe (in der Erzählung **Siddhartha** werden sie **Kindermenschen** genannt, Klingsor bezeichnet ihre Welt als **Spielwelt**, vom Kurgast werden sie sogar als **Hotel- und Herdenmenschen** apostrophiert). Der Mensch auf der zweiten Stufe weiß um Gut und Böse, "**in den schmutzigen Strom des Werdens**" hineingeworfen wird er mit den Forderungen der Kultur, der Moral, der Religionen konfrontiert, und nach der Einsicht, daß es ein Verwirklichen der Tugend nicht gibt, muß er verzweifeln.

Die Verzweiflung führt dann entweder zum Untergang oder zum dritten Reich des Geistes, zum Erleben eines Zustandes jenseits von Moral und Gesetz. Das Wissen um das Transzendente ist in den Grenzen des Daseins jedoch nicht möglich, weil es noch der Zeit, dem Raum und der Kausalität unterworfen ist, und sein Durchbrechen - das Durchbrechen des principii individuationis, das von Hesses Protagonisten auf unterschiedliche Weise immer wieder besterbt wird - das Eindringen in das reine Sein, die Überwindung von Zeit, Raum und Kausalität, also das Eingehen in das Zeitlose, das Ewige, das Unsterbliche bedeuten würde. Hesses Protagonisten sind ständig unterwegs auf dieser Entwicklungslinie, und auf Wegen und Wandelwegen geraten sie oft auf Holzwege der Verzweiflung. Der Weg der Menschwerdung ist nicht

geradlinig, der Wanderer versucht in die Geborgenheit der Kindheit zurückzuziehen, muß aber einsehen, daß es kein Zurück, sondern nur ein Vorwärts gibt.

Der Weg der Menschwerdung ist zugleich der Weg zu sich selbst, der Weg des "Erkenne dich selbst". Das Transzendente (anfangs als **Urmutter, Eva**, dann als **Ur-Eine, Gott, Gottheit**, in den späteren Werken als **Sein, reines Sein, Geist, Idee** genannt) schlummert im tiefsten Inneren des Menschen, das heißt also, der Weg der Menschwerdung vollzieht sich im Menschen selbst, die Entwicklung ist eine Seelenentwicklung. Deshalb sind Hesses Erzählungen und Romane doppelschichtig aufgebaut. Einerseits läßt sich eine äußere Welt der Erscheinungen, der **sogenannten Wirklichkeit**, andererseits eine innere Welt des Wesenskerns mitvollziehen. Die Ereignisse des darstellbaren Äußeren sind Projektionen des Inneren, das sich der Darstellung durch Worte entzieht.

Nach Hesses Auffassung ist die Welt, in der der Mensch lebt, die Sphäre des Daseins, die Erscheinungswelt also, in Gegensätze gespalten. Die Ur-Einheit ist mit der Geburt zerstört. Die Welt der Erscheinungen besteht aus Tausenden und Abertausenden von Gegensätzen, die sich um das große Gegensatzpaar **Natur und Geist** gruppieren. Dem Prinzip Natur sind weitere, umfassende Prinzipien wie das **Weibliche** oder **Mütterliche**, das **Dunkle, Chaotische**, das **Lunare**, das **Unbewußte**, das **Sinnliche**, das **Irdische**, und das **Passive**, das **Verbotene**, das **Böse**, das ewig **Werdende** zugeordnet. Der Geist ist das **männliche, helle, solare, bewußte**, aktive, gute Prinzip, das ewig **Seiende**. Diese Gegensatzpaare sind Pole, die wie These und Antithese einander gegenüberstehen.

Jeder Pol enthält etwas von seinem Gegenpol, trägt ihn im Keim in sich. These und Antithese werden auf einer höheren Stufe in Synthese aufgehoben, die eine nächste Entzweiung bereits in sich birgt. Auf diesem ständigen Kampf, Entzweiung und Einswerden gegensätzlicher Prinzipien, auf ein ständig aufeinander folgendem Sterben und Geborenwerden basiert die Entwicklung.

Das Ziel, die Pole überbrückene Einheit, kann im Dasein in magischen Momenten, im Moment der Gnade, der Erleuchtung, in der Kunst z. B. erlebt ("Kunst war nichts anders als Betrachtung der Welt im Zustand der Gnade, der Erleuchtung. Kunst war: hinter jedem Ding Gott zeigen." ³) oder - nach endgültiger Auflösung des Ich, nach Aufgabe der Daseinsform im Jenseits erzielt werden. Mit dem physischen Sterben der Protagonisten hört bloß ihr Dasein auf, im metaphysischen Bereich des Todes wird die höchste Stufe der Entwicklung erzielt, die aber nicht mehr im Biographischen, sondern im Legendären darzustellen ist, wie Klingsors oder Josef Knechts Tod. Der Tod des Altmusikmeisters im Glasperlenspiel z. B. ist auch nur eine **Entstofflichung**, ein **Entwachsen**. Und Knechts Tod in **Belpont** (schöne Brücke) ist auch ein Hinübersteigen, eine Vollendung, die eine konsequente Folge seiner inneren Entwicklung, seiner Selbstsuche und seines Selbserkennens ist.

Die Entwicklung bei Hesse ist also eine im Spannungsfeld von Gegensätzen, in einer Spirale sich vollziehende vertikale Bewegung von unten nach oben, zum Transzendenten hin, sowie eine horizontale Bewegung von außen nach innen, von der Peripherie zum Zentrum hin. Die Entwicklung ist ewiges Werden, das Ziel, das Transzendente oder das Zentrum fallen im Unendlichen zusammen, wo die zerstörte und in Gegensätze gespaltene Einheit wiedererlangt wird.

Der Mensch, der die Fähigkeit hat, auch wenn nur für Momente die Einheit zu erreichen, ist in den früheren Werken der magische Mensch, das Genie, der Künstler, der in einem selbstzerstörerischen Prozeß auf Kosten seines Ich selbst wird, wie Klein-Wagner oder Klingsor. Die frühen Hesse-Protagonisten sind Frühverstorbene, Belastete, Kranke, Schizophrene, Selbstmörder. Auf einer Pendelfahrt zwischen Natur und Geist streben sie der Natur zu. Sie sind zur Urmutter, Eva, unterwegs, wie Sinclair, Klein, Klingsor und zuletzt Goldmund.

Die späteren Figuren sind gesetzter, sind keine Selbstzerstörer mehr, sie gehen nicht mehr an der Idee der Einheit zugrunde, sondern vermögen das Ich mit der Idee der Selbstaufgabe zu versöhnen. An die Stelle des sich verbrennenden, kurzlebigen Künstler-Genies tritt der besonnene Diener-Führer, der genauso ein Wissender um die Einheit jenseits der Gegensätze ist, die Einheit jedoch im Geist verehrt und dazu berufen ist, am Wort, am Gott, am Logos zu dienen und durch dieses Dienen andere zu führen und zu beherrschen. Während in den früheren Werken die Frau eine determinierende Rolle spielt, übernimmt in den späten Werken der Mann das Primat. H. H. in der Morgenlandfahrt geht in Leo ein, im Glasperlenspiel kommt dann kaum eine Frauenfigur mehr vor. Die Erzählung **Narziß und Goldmund** (1932) bildet in dieser Hinsicht eine Zäsur, hier stehen die beiden Prinzipien nicht im zerstörerischen Kampf gegenüber, wie es im Steppenwolf noch der Fall war, sondern ergänzen einander. Geist und Natur sind auch selbständig existenzberechtigt, jedoch kann die Natur nur vom Geist durchwirkt fruchtbar sein; der Geist gewinnt hier oberhand (im Titel steht Narziß vorne, Narziß ist Goldmunds Seelengeleiter, die Kunst wird vom ewigen Geist befruchtet: "Das Urbild eines guten Kunstwerkes ist... nicht Fleisch und Blut, es ist geistig" ⁴, Goldmund stirbt, Johannes-Narziß bleibt am Leben).

Die Protagonisten, ob die früheren oder die späteren, werden während ihres Werdegangs von einer Führergestalt geleitet. Dieser Mystagoge zeigt ihnen den "richtigen" Weg zu sich selbst (solche Seelengeleiter sind Demian, Hermine und Pablo im Steppenwolf, Narziß im Narziß und Goldmund, Leo in der Morgenlandfahrt, der Magister Musicae im Glasperlenspiel und Knecht für den jungen Tito). Vom Seelengeleiter zum Weg zu sich selbst erweckt geht der Protagonist seinen Entwicklungsweg einsam. Desto vereinsamer, je tiefer er in sich hinabsteigt.

Im Mittelpunkt der Hesseschen Prosawerke steht die innere Entwicklung eines einzigen Protagonisten, der Raum um Raum durchschreitet und unterwegs zum Ewi-

gen ist. Für sie ist die materielle, physische Sphäre des Daseins, die Erscheinungswelt, die **sogenannte Wirklichkeit** bloß eine Zwischenstufe auf diesem Weg zur immateriellen, physischen **wirklichen Welt**. Also gilt die Erscheinungswelt, die Umwelt des Protagonisten, samt ihren Figuren als Probestein, als Station, die aus seiner Seelenentwicklung heraus beurteilt, belebt und zum Schluß überwunden wird. Der Protagonist, der bereits die zweite Entwicklungsstufe der Menschwerdung erreicht hat, blickt oft mit Verachtung und leidend auf diese Welt zurück, weil er sie bereits überwunden, die nächste Stufe jedoch noch nicht erreicht hat. Vergebens versucht er Zugang zu den Menschen zu finden, sie etwa zu lieben. Indem der Protagonist Hesse in der Erzählung **Kurgast** (1925) den Haß, den er seinem Zimmernachbarn, dem holländischen Geldmenschen gegenüber empfindet, in Feindesliebe umgewandelt zu haben wähnt, scheitert er, weil der Holländer in diesem Moment verweist und sich dem Kurgast nicht als Gegenstand seiner Liebe zur Verfügung stellt.

Die Ablehnung und der Haß der Protagonisten gilt vor allem männlichen Vertretern dieser Erscheinungswelt, die der Bürger ist aber vor allem nicht sozialer Art, sie richtet sich nicht gegen die gesellschaftlichen Mißstände seiner Zeit, die kapitalistische Ausbeutung etwa, sondern gegen den selbstzufriedenen **Vernunftmenschen** ⁵, der auf der untersten Stufe der Menschwerdung steckengeblieben ist, an die Absolutheit der menschlichen Vernunft, an einen Fortschritt in der Welt - der Erscheinungswelt nämlich - glaubt, sich also wie das unwissende und selbstvergessene Kind hingibt. Hesses Protagonisten sind **Fromme**, die einen starken Natursinn haben und im Gegensatz zum Vernunftmenschen an eine übrationale Weltordnung glauben und in der Vernunft kein **"zulängliches Mittel zur Erkenntnis oder gar zur Beherrschung der Welt"** ⁶ schätzen. Deshalb die Kritik an den Errungenschaften der Zivilisation - besonders an den technisch-mechanischen.

Während die früheren Werke wohl unter dem Einfluß zyklischer Geschichtstheorien von einer starken Untergangsstimmung geprägt sind und in ihnen mit dem Untergang des Protagonisten die ganze Welt unterzugehen droht, wie in den Früherzählungen **Die Stadt** (1910) und **Der Europäer** (1918), dann im **Demian** (1919) in **Klingsors letzter Sommer** (1919) und sogar im **Steppenwolf** (1927), verschwindet diese zyklische Geschichtsauffassung im Spätwerk zwar nicht, wie etwa im **Glasperlenspiel**, wo es nach dem feuilletonistischen Zeitalter **"erst ein Abbau des Überlebten und eine gewisse Umordnung der Welt und der Moral durch Politik und Krieg vorangehen (mußte), ehe auch die Kultur einer wirklichen Selbstbetrachtung und neuen Einordnung fähig wurde"** ⁷, verliert sie jedoch an Schärfe, und betont wird das ewig Seiende, der Logos, für dessen Kontinuität der Protagonist zu sorgen hat. Auf diese Weise ist Knechts Tod - ähnlich wie der Opfertod Turus im ersten Lebenslauf, im **Regenmacher** - nicht nur ein Transzendieren, sondern auch eine Weitervererbung der Idee des Dienens am Logos an den jungen Tito.

Während der Zivilisationsfeindlichkeit der frühen Werke auch durch die Darstellung technischer Requisiten eine relativ wichtige Rolle beigemessen wird, scheint Hesse nichts daran zu liegen, das Szenarium im Glasperlenspiel dem etwaigen Stand technischen Fortschritts der Zeit der Romanhandlung, die in die weite Zukunft verlegt wird, anzupassen. Das von Albertus Secundus in lateinischer Sprache abgefaßte Motto des Romans wird von Knecht handschriftlich übersetzt. Die Kastalier unternehmen große Fußreisen in der schönen, unversehrten Natur, Pater Jakobus spielt abends beim Kerzenlicht Klavier.

Die Technik erscheint im Roman ausschließlich in amtlichen Angelegenheiten, aber auch dann ziemlich spärlich: Das große Jahresspiel wird per Rundfunk ausgestrahlt, Knecht fährt auf dem Höhepunkt seiner Karriere mit seinem Dienstwagen nach Hirsland, um den Vorstand der Ordensleitung, Alexander, von seiner Berufung zu überzeugen, er habe nun mehr in der Welt zu dienen, in die Welt geht er dann aber den Dienstwagen zurücklassend wieder zu Fuß hinaus.

Im Gegensatz zur schonungslosen Kritik der Zivilisation in den früheren Werken wird alles, was kein Produkt menschlichen Fortschrittsbestrebens ist, sondern zum Natur-Prizip gehört, also gewissermaßen eine naiv-primitive, weil unwissende und unhistorische Kreatur ist, bejaht, auch wenn die Natur, wie die Zivilisation, nur ein Teil der Erscheinungswelt ist. Pflanzen und Tiere, Berge, Täler und Gewässer haben bei Hesse immer einen Symbolwert, die zum Ausdruck der inneren Welt der Protagonisten dienen, wie es u. a. von Peter Baer Gontrum⁸ nachgewiesen wurde. Der Baum oder der Fluß z. B. sind große Einheitssymbole: die Wurzeln des in sich ruhenden Baums sterben in die dunkle Tiefe, seine Krone strebt gegen den Himmel, er wird von der Erde, der Luft und dem Wasser genährt, und stirbt und wird ständig neugeboren. "Ein Baum spricht: ich bin Leben vom ewigen Leben... Mein Amt ist, im ausgeprägten Einmaligen das Ewige zu gestalten und zu zeigen."⁹ Das Wasser ist ein magisches Element, Werden und Sein zugleich. Es ist Spiegel der eigenen Seele, vom Wasser lernt Siddhartha, daß es keine Zeit gibt, daß der Fluß überall zugleich ist und "daß es gut ist, nach unten zu streben."¹⁰ Viele Protagonisten Hesses sterben den Wassertod: Hans Giebenrath, Klein-Wagner, Joseph Knecht. Auch Siddhartha erlebt das Sterben und Neugeborenwerden unter einem Kokosbaum am Flußufer, Klingsor sehnt sich am Kareno-Tag danach, "den Tod Li Tai Pes zu sterben, im Boot auf dem stillen Fluß."¹¹ Und auch der reif gewordene Goldmund stürzt auf seiner letzten, gescheiterten Wanderschaft in einen Bach, bevor er ins Kloster zurückkehrt und stirbt.

Die vom Protagonisten erlebten Einheitsmomente treten als Visionen, Träume meistens in Dämmerzuständen ein, also auf der Schwelle zwischen Tag und Nacht, zwischen bewußt und unbewußt. Neben den Seelengeleitern und anderen Figuren, mit denen der Protagonist auf seinem Entwicklungsweg konfrontiert wird, sind Tag-

und Nachträume und die Deutung dieser Träume vom Seelengeleiter oder vom Protagonisten selbst wichtigste Mittel des Welt- und Selbsterkennens.

Die Ereignisse der Erscheinungswelt bereiten den Übertritt in die Sphäre wahrer Wirklichkeit vor, die Außenwelt führt in die Innenwelt, in die **Bilderwelt der Seele**, in **Seelenlandschaften** über. Nach einem ersten Gespräch mit Hermine begegnet Harry Haller im Traum Goethe, der wie Mozart als Unsterblicher die transzendente Sphäre für Haller darstellt, und zur richtigen Auseinandersetzung mit der eigenen Seele kommt es zuletzt im imaginären Bilderkabinett des Magischen Theaters, das durch den Maskenball eingeleitet wird.

Die Umwelt, ob die natürliche, die zivilisatorische, die geistige oder die soziale, dient in Hesses Prosawerken dazu, in einem streng konzipierten, symbolträchtigen System den jeweiligen Protagonisten auf seinem Entwicklungsweg zu sich selbst und ins Transzendente zu formen und seine innere Welt zum Ausdruck zu bringen.

Anmerkungen

- 1 Motto des Aufsatzes Die Brüder Karamasow oder Der Untergang Europas (1919) in: Hermann Hesse gesammelte Werke in zwölf Bänden Suhrkamp Taschenbuch 1600. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M. Bd. 12. S. 320 im weiteren WA
- 2 WA Bd. 10. S. 74-88
- 3 WA Bd. 5. S. 256
- 4 WA Bd. 8. S. 227
- 5 Die Begriffe Vernünftiger und Frommer bezeichnen zwei Menschentypen im Aufsatz Ein Stückchen Theologie
- 6 Vgl. Anm. 1. S. 83
- 7 WA Bd. 9. S. 23
- 8 Vgl. Gontrom, Peter Baer: Natur- und Dingsymbolik als Ausdruck der inneren Welt Hermann Hesses, München, 1958
- 9 WA Bd. 6. S. 151-152
- 10 WA Bd. 5. S. 435
- 11 WA Bd. 5. S. 309

Claus Jürgen Hutterer (Graz):

Konvergenz in der Volkskultur der Deutschen im Karpatbecken (Am Beispiel der Sprachentwicklung)*

1. Der Titel mag an sich schon Zweifel erregen: Gibt es tatsächlich Merkmale, die auf eine konvergente Richtung in dem Wandel unserer Mundarten bzw. Volkskultur im Südosten schließen lassen? Oder aber ist es vielmehr nicht so, daß die Entwicklung im besten Falle bei dem sogenannten "Ausgleich zweiter Stufe", um Walter Kuhns Terminus zu gebrauchen,¹ stecken bleibt und im weiteren nur noch eine Überdachung durch die deutsche oder noch häufiger durch eine fremde Hochsprache anstreben kann? Die Frage nach der Existenz oder Nichtexistenz von Einheitstendenzen muß jedenfalls gestellt werden, nicht nur, weil sie sprach- wie kulturhistorisch wichtig und aktuell ist, sondern weil sie zugleich auch unsere Identitätsfrage bildet. Es hat im nationalistischen Zeitalter in den Nachfolgestaaten nie an Stimmen gefehlt, die in den deutschen Minderheiten ein Konglomerat verschiedenster ethnischer Gruppen erblickten und ihnen jegliche gemeinsame Züge, somit auch den Anspruch auf die Bezeichnung als "Volksgruppe" absprechen wollten. Aber auch von deutschnationaler bzw. großdeutscher Seite hat man die internen Unterschiede innerhalb der deutschen Minderheiten zum Anlaß genommen, sie alle über den gleichen Kamm zu scheren, um nicht mehr von "Deutschböhmen", "Deutschungarn" bzw. "Slowakeideutschen", "Ungarndeutschen", "Zipsem" bzw. "Siebenbürger Sachsen", "Banater Schwaben" usw. reden zu müssen: Auf dieser Seite wurde die Vielfalt gerade dazu benutzt, von einer "Volksgruppe" der Deutschen in der Slowakei, in Ungarn, in Jugoslawien, in Rumänien zu reden, d.h. von Exponenten des deutschen Volkes im Ausland ohne Rücksicht auf ihre eigenen gemeinsamen, aber von dem Altland abweichenden historischen Hintergründe.² Die Atomisierung wie auch ihre vermeintliche Aufhebung durch Ignorierung der Tatsachen wurde nicht selten, bewußt oder unbewußt, auch von der Sprachwissenschaft gefördert. Obwohl in unserem Raum so gut wie bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, ja bis in die 50er Jahre hinein, die Theorie der Ausschließlichkeit von isolierten Ortsmundarten gravierend vertreten war, gab es auch Versuche, die landschaftlich gebundene, über die Einzelorte hinausgreifende sprachliche Raumbildung zu erfassen, d.h. auch den "Ausgleich zweiter Stufe" Kuhns unter Beweis zu stellen. Seit Andreas Scheiners Arbeiten über "Die Mundart der Burzenlän-

* Der vorliegende Beitrag ist eine erweiterte Fassung meines Vortrags, erschienen in: Ritter, A. (Hrsg.): *Kolloquium zu den volkskundlichen Bedingungen der Kultur bei den deutschen Bevölkerungsgruppen im Ausland*. Flensburg, 1985, 109-129.

der Sachsen" (1922) bzw. über "Die Mundart der Sachsen von Hermannstadt" (1928) in Siebenbürgen, seit Julius Gröbs "Zipser Volkskunde" (1932) in der Zips, H. Weinelts Forschungen über das "Hauland" (1938-1943), seit H. Hagels und M. Weiferts Aufsätzen (ab 1912/13, bes. 1926) im Banat, F.J. Beraneks Untersuchungen über den Preßburger Raum, wie in Albert Eckerts Arbeit über "Die Mundarten der alten Mutterkolonien Bessarabiens und ihre Stammheimat" (1941) auch im südöstlichen Vorfeld unseres Raumes mußte sich der Blick des Forschers immer strenger auf die Fragen der Integration der Ortsmundarten zu größeren Einheiten richten. Nach solchen Vorbildern habe ich es in den 50er Jahren unternommen, das Ungarische Mittelgebirge zwischen Budapest und Plattensee als einen historisch gewachsenen, sprachgeographisch strukturierten Sprachraum darzustellen (1963), der den Ausgleich zweiter Stufe bereits erreicht hatte.³ Durch diese Forschungen wie auch besonders durch die theoretischen Arbeiten von Hermann Teuchert, Viktor Schirmunski, Walter Kuhn und Karl Kurt Klein wurde allerdings auch klargestellt, daß sich weder der Ausgleich erster noch der Ausgleich zweiter Stufe unbedingt unter der Ägide der deutschen Hochsprache vollziehen muß.⁴ Sogar die für uns greifbaren historischen Ansätze zur "Überdachung" zeigen überall, sei es in der Form des "Pergstädterischen" in der Mittelslowakei, in der hermannstädtisch geschnittenen siebenbürgisch-sächsischen "Gemeinen Landsprache" bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts oder in der heute auch lebenskräftigen "Banater Umgangssprache" - wie Johann Wolf sie in seiner "Kleinen Banater Mundartkunde" (1975) bezeichnet, nicht die Richtung zur deutschen Hochsprache, sondern die Orientierung an anderen, z.T. eigens entwickelten, z.T. von der alten Monarchie ererbten Mustern.⁵ Die Ausgleichsprobleme hat Anton Schwob 1971 - auf die neuzeitlichen deutschen Sprachinseln beschränkt - in seinem Buch zusammengefaßt.⁶

Ich möchte dort ansetzen, wo Schwob aufgehört hat, nämlich bei der Frage nach einem "Ausgleich dritter Stufe", mit einem nicht unwesentlichen Unterschied. Schwob führte, wohl im Interesse der einheitlichen Terminologie, diese Bezeichnung bewußt als Synonym für "Überdachung", d.h. "für die Entwicklung einer überland-schaftlichen Ausgleichssprache innerhalb gehobener Gesellschaftsschichten" ein. Unter diesem Aspekt kam er zu der logischen und richtigen Schlußfolgerung: "In den neuzeitlichen südost- und ostdeutschen Sprachinseln fehlte nicht nur die Zeit für die Ausbildung eines derartigen Ausgleichs dritter Stufe, sondern dort, wo eine ständige Überdachung durch die deutsche Hochsprache vorhanden war, die Notwendigkeit und dort, wo eine fremde Hochsprache die mundartlichen und verkehrsmundartlichen deutschen Formen zu verdrängen begann, die Möglichkeit".⁷ Da aber die Empirie in unseren Sprachinselmundarten Merkmale aufweisen läßt, die über den Ausgleich zweiter Stufe hinausgehen, d.h. alle oder zumindest die meisten einzelnen "Sprachlandschaften" im Südostraum charakterisieren, andererseits aber nicht in die

Richtung zur deutschen Hochsprache streben, egal wie weit und von welchen Kreisen der Sprachträger die deutsche oder eine fremde Hochsprache bereits angewendet wird, kann man diese unsere Gemeinsamkeiten, da sie nicht "zufällig" sind, nicht von der Hand weisen. Sie zeigen einen Drang nach einem überlandschaftlichen Ausgleich, der nicht unbedingt einer hochsprachewertigen Überdachung gleichgesetzt werden darf, immerhin auf die Verwirklichung einer "latenten" Norm abzielt.⁸ Im weiteren ist also der "Ausgleich dritter Stufe" - nur in diesem Sinne - als fortschreitender Prozeß zu verstehen. Anhand einzelner ausgewählter Beispiele möchte ich im weiteren prüfen, ob es in den südostdeutschen Mundarten Einheitstendenzen gibt, und wenn ja, in welcher Richtung sie verlaufen.

2. Es sei vorausgeschickt, daß in dieser Hinsicht zwischen sog. "alten" und "jungen" Sprachinseln kein grundsätzlicher Unterschied gemacht werden kann, da die jeweiligen Zeitumstände den Ausgleichsmechanismus zwar beeinflussen, nicht aber lenken können.⁹ Unser Raum erfaßt somit die Sprachinseln von Böhmen und Mähren angefangen über die Slowakei, die Karpatenukraine, Galizien, die Bukowina, Dobrußtscha, Siebenbürgen, das Banat, die Batschka und Syrmien bis zur Gottschee und den Sprachinseln in Norditalien, mit dem Ungarischen Mittelgebirge, der Schwäbischen Türkei und dem Tokaier Bergland bzw. Sathmar im inneren Teil dieses weitgespannten Bogens. Mit anderen Worten geht es letztendlich um die deutschen Sprachinseln der ehemaligen Österreich-Ungarischen Monarchie. Was die dialektalen Grundcharakteristika der in diesen einzelnen Sprachlandschaften verwirklichten bzw. auf Verwirklichung drängenden Formen des Ausgleichs zweiter Stufe betrifft, so liegen hier bairisch-österreichisch bzw. ost- und westmitteldeutsch gesteuerte Bereiche vor uns, die jeweils eine größere oder mindere Zahl sonstiger - schwäbischer, alemannischer u.a. - Mundarten einschließen. Historisch gehören zu diesem Raum auch das heutige Burgenland, das Preßburger Land und in gewisser Hinsicht wohl auch Wolhynien. In und nach dem Zweiten Weltkrieg sind weite Gebiete unseres Raumes durch Um- und Aussiedlung im absoluten Sinne des Wortes nur mehr "historisch deutsch" geworden. Aus diesem Grunde und noch mehr, um die Übersichtlichkeit in dem hier gegebenen Rahmen nicht zu gefährden, aber auch, weil der für einen "Kern" des Gesamtgebietes ausschlaggebende historische Strahlungsfaktor des Ungarischen hier kompakt faßbar wird, beschränke ich meine Ausführungen auf den altungarischen Raum, d.h. auf das Karpatenbecken. Dadurch können wohl auch jene Erscheinungen stärker hervorgekehrt werden, die die Einheitstendenzen "alter" und "junger" Sprachinseln in ihrem gemeinsamen Mechanismus erkennen lassen.

3. Es ist heute noch nicht möglich, eine allumfassende vergleichende Grammatik oder Lexikologie der deutschen Mundarten im altungarischen Raum zu geben, da die dazu nötigen Forschungsinstrumente, Atlanten und Lexika, größtenteils noch nicht vorliegen. Immerhin glaube ich, schon in Kenntnis der bereits vorhandenen Arbeiten einige Erscheinungen, die auf gemeinsame Entwicklungstendenzen schließen lassen, in großen Zügen zumindest umreißen zu können. Wir wollen zunächst nach den einzelnen Sprachebenen vorgehen.

3.1. Wortschatz. Weitgehend einheitlich ist die Terminologie der Verwaltung des altungarischen Staates. **Stuhlrichter, Gespan, Vizegespan, Komitat, Gemeindehaus, Richter** und **Kleinrichter, Fiskal**, aber auch direkte Entlehnungen aus dem Ungarischen wie **Kortés** 'Parteiwerber' (daraus auch **kortésieren** nach ung. **korteskedik** 'für die Partei werben' aus frz. **cortège** 'Partei, Gruppe') oder **šandar/zandar** 'Gendarm' (aus ung. **zsandár**) sind allen Gruppen gemeinsam. Einige Beispiele scheinen zwischen "alten" und "jungen" Sprachinseln zu unterscheiden: Dem jungen **Notär** entspricht ein altes **Schreiber**, dem jungen **Kotter** 'Arrest, Gefängnis' das alte **Timnitz** (mhd. **timenitze** 'Gefängnis'). Der Hintergrund zeigt aber die gemeinsame Motivation: **Schreiber** wie **Notär** sind verschiedene Eindeutungen des lat. **notarius** -> ung. **jegyző** 'Schreiber, Notierender', **Kotter** (auch ung. **kóter**, älteres öst. **Kotter**) und **Timnitz** (auch ung. **tömlöc**) die einheimischen Varianten für das Gemeindegefängnis, wie es in Ungarn in größeren Orten üblich war. Das Militär der Monarchie hat nicht nur für Deutsche, sondern für alle Nationalitäten des Gesamtstaates eine einheitliche Lexik geschaffen, wobei sich der österreichische Charakter manchmal durch die Einlautung in nichtbairische Mundarten entpuppt, wie in einem **u** (ohne Umlaut) in **einrucken** in mitteldeutschen Mundarten (daraus auch ung. **berukkol** 'dass.'). in **Bagäsch** (**Bagage**, auch ung. **bagázs**) ohne -e im Auslaut u. dgl. Im Wortgebrauch unserer Schützenvereine war es genauso, vgl. etwa **Kommandant** (anstatt **Kommandeur**), **Montur** (und nicht **Uniform**, ung. aber beides: **mundér** bzw. **uniformis**), wohl auch donauschwäb. **Schador** - sieb./zips./gründl. **tsotr** (ungs. **sátor**) 'Zelt'. Die im Karpatenraum allgemeine deutsche Bezeichnung der Schnürstiefel: **Bakantsche(n)** (auch in der Dobrudscha!) geht ebenfalls auf das Militär zurück, während viele andere Ausdrücke durch ihren Gebrauch in der Soldatensprache mitverbreitet werden konnten (etwa vom Typ **Tschismen, Gattien, Krawatten, Banda, Leibel, marode**). Die landesübliche Kleidung zeigt im deutschen Erb- sowie im Lehnwortschatz in allen Gruppen dieselben Züge. Für die erste Gruppe sollen hier **Kittel** 'Frauenrock', **Fürtuch** '(Männer)Schürze', **Leibel** 'Weste', **Fußsöckel, Klumpen** 'Holzschuh', für die zweite Gruppe etwa **Patschker, Kepeneg** - **Kepernetz, Tschako, Bunda, Mente, Beke-sche** stehen. Wegen seiner kulturhistorischen Aussagekraft ist auch die Bezeichnung

der 'Hosentasche' zu erwähnen. Die jüngeren Sprachinseln kennen **Sack/Säckel** (ursprünglich für Tragbeutel, in dem das Geld mitgeführt wurde), die alten Sprachinseln - Hauland, die beiden Zipsen und Siebenbürgen - aber das Wort **zob**, ein türkisches Wort, das mit der türkischen Mode nach Ungarn kam. Es ist bestimmt nicht von ungefähr, daß die Gottschee ebenfalls nur dieses Wort besaß.

Ein Lieblingsgebiet der Lehnwortforschung war immer schon die Küche. Alten und jungen Sprachinseln gemeinsam sind zunächst die "gesamtmonarchischen" Sachen und Wörter wie **Schnitzel, Gulasch, Palatschinken, Golatschen** (in der Zips auch **Klotš/Kleutš** bzw. **Klotš** als 'Hochzeitskuchen' in Siebenbürgen), **Buch-teln/Wuchteln, Pogatsche(r)/Pogatschen, Schligowitz** u. dgl. Dazu kommen donauländische Spezialitäten vom Typ **Paprikasch** bzw. die Besonderheiten der Kleineräume wie **sarm** 'Krautwickel' und **Beckmes** (< serb./türk. **pekmez**) im Süden und im Osten bzw. **Leckwar** (< ung. **lekvár**) 'Marmelade' im Großteil des Karpatenbeckens, und zwar auch in den alten Sprachinseln. Junges **Kaffeé** und älteres **Kawo** (so nur im polnisch beeinflussten Hopgarten im Norden) zeigen auch die Verbreitungsrichtungen schön an: Die französisch-österreichische Betonung und inlautendes -f- in den jungen Sprachinseln (Zips: **kawej**, Gründe: **kave**) als Kontaminationsformen zwischen öst. **Kaffee** und türk. **kava** bzw. ung. **kávé**. Die österreichische Lautung ist, wohlgemerkt, auch in den mitteldeutschen Mundarten alleinig. Ebenso allgemein sind manche Gerätenamen der Kochkunst wie donauschwäb. **Tepps** - zips./grdl. **Teps(e)** 'Kuchenblech, Backblech' (ung. **teps(z)i** < türk. **tepsi**), ja die bair.-öst. Form **Kuchen** hat die **Küch(e)**-Formen überall weit zurückgedrängt.

Die mit der Siedlungsform und der Wirtschaft zusammenhängende Terminologie zeigt ebenfalls manche typische Ähnlichkeiten. **Robot, Arende, Joch, Klafter, Zentner** '100 kg', **Hotter(t), Halt** neben **hüten** für 'Herde' bzw. 'weiden' wie auch einschlägige Entlehnungen vom Typ **Pušta** 'Gut', **Sallasch** sind überall bekannt. Beim letzten Wort ist die Bezeichnungsgrenze nicht uninteressant: Während im Süden darunter ein Meierhof ("Vorwerk") verstanden wird, bezeichnet **Sallasch** im Norden das Freigehege, den Auslauf des Schweinestalles. Die Grenze liegt zwischen dem Ungarischen Mittelgebirge und der Schwäbischen Türkei, ähnlich wie in den ungarischen Mundarten, die im Norden für 'Meierhof' **Pušta** oder (im Nordosten) **tanya** haben.¹⁰

Seit Friedrich Krauß' Forschungen kann es als gesichert gelten, daß die Handwerkssprachen in dem gesamten behandelten Raum österreichisch geprägt sind, wobei die mundartlichen Einlautungen größtenteils unvollkommen bleiben. Im Karpatenbecken gibt es nur **Schuster** und keine **Schuhmacher**, nur **Wagner** und keine **Stellmacher**, nur **Binder** und keine **Böttcher** oder **Kufner**. Die Form **Tischler** zeigt die Beschränkung auf die Monarchie (dem Bairischen gegenüber), wie übrigens auch **Fleischhacker** neben dem omd. **Fleischer** im Norden als Relikt aufscheint.¹¹

Eine Gruppe von Musikanten heißt überall die "**Banda**" (so war es übrigens auch im k.u.k. Militär), ungarische Formeln wie **tessék** 'bitte', **éljen** 'hoch!', **hogy volt!** 'noch einmal!' wie auch Wörter vom Typ **Betjar** 'Nichtsnutz, Schelm' sind ebenso allgemein wie die Formen des Fluchens und der Beteuerung vom Typ **bassama!** oder **teremtette!** Mir ist auch keine deutsche Mundart im Karpatenbecken bekannt, in der das ungarische Wort **áldomás** für 'Kauftrunk, Leitkauf' u. dgl. nicht vorhanden wäre. Wohl hierherzuzählen sind auch Fälle der Wortverdrängung, und nicht zu den Lauterscheinungen, wie anlautendes u/o in **Umurke** 'Gurke' bzw. anlautendes [ts] in **Schokolade** und **Schinakel**. Dieses letztgenannte Wort verdient auch deshalb Beachtung, weil es sich in seiner bairischen Form auch bei den Nichtbairern restlos hat durchsetzen können.

Bei den bisher behandelten Typen könnte leicht der Eindruck entstehen, es handle sich nur um sachgebundene Besonderheiten bzw. um einen oberflächlichen Einfluß höherer Sprachschichten im Rahmen der alten Monarchie. Der Eindruck wird nur verstärkt, wenn wir städtisch oder jedenfalls zivilisatorisch bedingte Begriffe heranziehen wie **Zigaretten**, **Tschik**, **bácsi** 'Vetter, Onkel' oder **néni** 'Base, Tante', oder geradezu das alte Wort **Elektrische** für 'Straßenbahn'.

Etwas fraglicher wird unser Eindruck, wenn wir solche Ähnlichkeiten auch im Wortschatz des bäuerlichen Brauchtums wiederfinden (Typ: **Leich(t)** für 'Begräbnis', **Gode/Godel** für 'Patin') bzw. in vielen Bezeichnungen des typisch bäuerlichen Berufes. Es seien einige Tierbezeichnungen erwähnt: Der Hahn ist weitgehend auch/nur noch **Kokosch** (vgl. ung. **kakas**), der Truthahn heißt überall **Pockel(chen)**, **Pulka** u. dgl. (vgl. ung. **pulyka**), neben **Ente** und **Enterich** stehen überall schon Formen wie **Gatsch** 'Ente' (Gründe), **Gatschke** 'Ente' und **Gatschur** 'Enterich' (Oberzips), **Gatsch** bzw. **Gatscherich** in der Batschka und im Banat (vgl. ung. **kacsá**, **gácsér** bzw. ähnliche Wörter im Slowakischen und im Polnischen). Der Zuchtstier hat nur noch in seltenen Fällen deutsche Namen, vorherrschend sind bereits Formen wie **Wicker**, **Bika**, **Bik** (vgl. ung. **bika**, poln.-slow. **bik**) usw. Aber auch dt. **Roß** - und nicht **Pferd!** - bedrängt unsere **Gaul**-Mundarten immer mehr.¹²

Die Terminologie des Ackerbaus zeigt ein ähnliches Bild: Wir haben überall **Paradeiser** (relikthaft sogar noch **Paradeisäpfel**) für 'Tomate', **Kukuruz** für 'Mais', **Grundbirne** (nur selten **Erdäpfel**) für 'Kartoffel', **Kren** für 'Meerrettich', um von Edelläzuchtungen wie **Kohlrabi** und **Karfiol** schon ganz zu schweigen.

Als näher zu betrachtende Beispiele greife ich **Pradeiser**, **Grundbirne** und **Kukuruz** hervor, weil in ihrer Verbreitung im Karpatenraum die deutschen Siedler eine besonders große Rolle gespielt haben, zweitens, weil ihre sprachgeographische Lage auch im Hinblick auf den geschlossenen deutschen Raum aufschlußreich erscheint.

Der **Paradeis** kam im 16. Jahrhundert aus Amerika nach Europa und wurde zunächst als Zierpflanze betrachtet.¹³ In Altungarn wurde er um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Küchengärten, erst später auch in Gärtnereien gezüchtet. Der deutsche Name **Paradiesapfel**, der in mittelhochdeutscher Zeit den Granatapfel bezeichnete, ist um Frankfurt, Darmstadt, Mannheim bzw. um Dresden im Osten zuhause als Bezeichnung der 'Tomate', während die Form **Paradeisapfel** in Nordböhmen, in Österreich-Schlesien und im Norden Südtirols vorherrschte, die übrige Monarchie kannte nur **Paradeiser** (so auch in Wien) bzw. **Paradeis**. Die deutsche Motivation nach dem biblischen Paradies hat in alle Sprachen des Habsburgerreiches Eingang gefunden: ung. **paradicsom**, slowak. **paradejka**, serbokroat. **rajcica** sind ebenso Lehnübertragungen von **Paradeis** wie tschech. **rajske jablko** (oder mundartlich **paradajske jablko**) Lehnübertragungen von **Paradiesapfel** sind. Was uns aber besonders auffallen muß, ist der Umstand, daß die südöstliche Form - **Paradeis** - allein herrschend ist auch in allen Mundarten, die mit dem **Paradies-** bzw. **Paradeisapfel-**Gebiet zusammengehören, zweitens, daß diese Kurzform **Paradeis** die Grenzen der alten Monarchie beinahe ausfüllt, ohne sie irgendwo zu übertreten.

Ebenso im 16. Jahrhundert wurde die Kartoffel - unsere **Grundbirne** - aus Südamerika nach Europa gebracht.¹⁴ Sie tauchte in Altungarn zwar in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Erwähnungen auf, zu ihrer Zucht als Wirtschaftspflanze kam es jedoch erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, gleichzeitig mit der Einbindung der nachtürkischen deutschen Siedlungen in die ungarländische Produktion. Die landweite Ausbreitung kam dann besonders nach der Hungersnot der Jahre 1815-17 zum Aufschwung. Der Charakter als "Mitbringsel" aus dem deutschen Altland macht es verständlich, daß die Bezeichnungen in den Sprachen des historischen Ungarn auf dieses deutsche Wort zurückgehen, vgl. ung. **krumpli**, serbokroat. **krumpiv/grumpes** (ja sogar **gruntpirn!**), slowak. mdl. **krumpel** u. dgl. Was die wortgeographische Lage im Deutschen betrifft, so bietet sich da ein anderes Bild als bei **Paradeis**. Im rheinisch-westfälischen Randgebiet, im südwestlichen Alemannischen sowie im bairisch-österreichischen Raum herrscht **Erdäpfel** vor, während **Grundbirne** im mittleren und südlichen Rheinland, im nördlichen Baden, in Teilen Schwabens, im sog. Markgräflerland und in einem großen Teil Unterfrankens verbreitet ist. Im südöstlichen Teil Österreichs ist das Wort **Grundbirne** auf das Burgenland und einen nicht allzu breiten Streifen westlich davon - bis zu der Linie Gloggnitz, Friedberg, Voralpe, Hartberg, Burgau, (Fürstenfeld) - d.h. auf das sog. oststeirische Joglland beschränkt. (Wohl durch Zuwanderung oststeirisch-burgenländischer Siedler ist das Wort auch in der Weststeiermark nicht mehr ganz fremd!) In diesem Fall hat sich das aus dem deutschen Westen mitgebrachte Wort den damaligen Raum der ungarischen Krone - und zwar auch in den bairisch-österreichisch besiedelten Bauernsiedlungen und Städten! -

ausgefüllt, am Rand des geschlossenen deutschen Sprachraumes, vor der Erdäpfel-Zone jedoch wieder haltgemacht.

Der **Kukuruz** kam Ende des 15. Jahrhunderts bzw. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus Mexiko und den Antillen nach Europa und breitete sich sehr bald in Südeuropa (Portugal, Italien), Nordafrika, Kleinasien, ja sogar in Indien und um 1570 bereits auch in China aus. Im Karpatenbecken erschien der Kukuruz zu Beginn des 17. Jahrhunderts aus der Richtung des türkischen Balkans und Italiens, Ende des 17. Jahrhunderts war er schon in ganz Ungarn bekannt. Seine Beliebtheit verdankte der Kukuruz nicht nur der großen Verwendungsmöglichkeit als Futterpflanze bzw. in der Herstellung sonst herkömmlicher Speisen (Brei, Mehlspeisen u. dgl.), sondern auch dem Umstand, daß sein Anbau im Königreich Ungarn bis Ende des 18. Jahrhunderts an keine Abgabepflicht gebunden war, was vor allem den Wirtschaften der Leibeigenen zugute kam. Mit dem Gegenstand kam auch der Name aus dem Südosten nach Ungarn: (türk.)-serbokroat.-bulg. **kukuruz**, slowen. **koruza**, rum. mdl. **cucuruz** (Pl. **cucurúze**), daneben die volkssprachlichen Deminutivformen wie serbokroat. **kukurica**, slowen. (V) **kukurica/kukovica**, dann ung. **kukorica**. Das Wort - so Kluge - gelangte erst im 19. Jahrhundert ins Deutsche, wie er (bzw. Lokatsch, dann Mitzka) meint, durch slawische Vermittlung. Daß das Wort im südostdeutschen Raum zusammen mit der Sache viel früher vorhanden sein mußte, leuchtet wohl ein. Ich glaube nicht sonderlich zu irren in der Annahme, daß die Übernahme ins Deutsche in der Batschka und im Banat bzw. Siebenbürgen erfolgt sein mag. Wichtiger scheint mir die Tatsache, daß das Wort in alle deutschen Sprachinselmundarten im Karpatenraum Eingang fand und sich auf hoch- bzw. umgangssprachlicher Ebene das ganze Kaiserreich erobern konnte, ohne darüber hinauszugreifen, bis auf die bescheidene Geländegewinnung - diesmal im Ostmitteleutschen (vgl. auch tschech. **kukurice**).¹⁵

Diese drei "Bauernwörter" sind interessant, weil sie uns drei Typen allgemeiner Wortschatzelemente der alten und jungen deutschen Sprachinseln im Südosten vorführen. Um der möglichen Gegenmeinung zuvorzukommen, es handle sich dabei um neue Kulturen in Europa, daher die "Suprematie" gerade dieser Formen, möchte ich auf die Lagerung bei zweifellos alten Erbwörtern aus demselben Bereich hinweisen. Im geschlossenen deutschen Raum - Österreich bis auf das Burgenland mit eingeschlossen - wurden zwei Grundtypen der zusammenfassenden Bezeichnung von Getreidearten ermittelt:¹⁶

- 1) **Getreide** als Sammelname, daneben **Korn** 'Roggen' bzw.
- 2) **Frucht** als Sammelname, daneben **Getreide** 'Roggen'.

In unserem Raum ist Typ 1) unbekannt, aber auch Typ 2) - zumindest im Hinblick auf das Wortmaterial - nicht alleinherrschend. Unsere Typen sind nämlich:

- 1) Frucht 'Getreide' - **Getreide** 'Roggen'
- 2) Frucht 'Getreide' - Korn 'Roggen'
und dazwischen Typ
- 3) Frucht 'Getreide' - **Getreide/Korn** 'Roggen'.

Typ 1) ist hauptsächlich in unseren bairisch-österreichischen, Typ 2) in unseren (alten und jungen) westmitteldeutschen, Typ 3) in unseren (alten und jungen) ostmitteleuropäischen Sprachinseln charakteristisch. Wenn wir einen Blick auf die sog. Ursprungsgegenden werfen, fällt es auf, daß Typ 1) im österreichischen Anschlußgebiet fremd ist (dort herrscht der Typ: **Getreide - Korn/Roggen** 'Roggen'), weiters, der Typ 2) etwa im Moselfränkischen (dort: **Frucht** 'Roggen') fremd zu sein scheint. (Der Umstand, daß im Weizenanbaugebiet im sächsischen Siebenbürgen **Korn** 'Weizen' bedeutet, ist lokal bedingt und ändert nichts am Gesamtbild.) Der Trend zur Einheit ist jedenfalls kaum zu verkennen; was besonders wichtig ist, herrscht Typ 1) auch im Burgenland, aber nicht mehr in der steirisch-niederösterreichischen Nachbarschaft.

Wir können auch ganz andere semantische Bereiche heranziehen. **Freund**, **Freundin**, **Freundschaft** für 'Verwandte(r), Verwandtschaft' (neben **Kamerad**, **Kameradin**, **Kameradschaft** für 'Freund(in), Freundschaft') sind in allen unseren Sprachinseln Gemeingut. Die alten Bedeutungen sind heute - trotz Kluge auf Grund Götze 1910 - in den deutschen (auch österreichischen) Binnenmundarten weitgehend verdrängt, nicht aber bei uns.¹⁷ Dasselbe betrifft den sozialen Vollwert des Wortes **Weib** auch in den Mundarten, die von Haus aus **Frau** haben. Diese Beispiele könnten dahingehend interpretiert werden, daß es sich in unserer Lexik generell um älteres Sprachgut handelt.¹⁸ Gegenbeispiele belehren uns eines besseren: Die alten Verwandtschaftsnamen wie **Eidam**, **Schnur**, **Schwäher**, **Schwieger**, **Vetter**, **Oheim**, **Base/Muhme** werden generationsbedingt zusehends aufgegeben, wobei die Ortsmundarten manchmal noch die Zwischenstufe aufweisen: **Eidam** ⇒ **Tochtermann**, aber noch **Schnur** bzw. **Schwiegersohn**, aber noch **Söhn(er)in** usw., was folgendes allgemeines Entwicklungsbild ergibt:

Eidam ⇒ **Tochtermann** ⇒ **Schwiegersohn**
bzw.
Schnur ⇒ **Söhn(er)in** ⇒ **Schwiegertochter.**

Dasselbe Gefälle zeigen auch die übrigen Verwandtschaftsnamen:

Muhme ⇒ **Base** → **Tante**
→ **néni** (ung.)



je nachdem, in welchem sozialen bzw. staatlichen Umkreis die dritte Stufe erreicht wird. Die 1. Stufe ist praktisch auf das Siebenbürgisch-Sächsische beschränkt (aber auch da erscheint schon wori 'Vetter', ein Lehnwort aus dem Rumänischen!), die 3. Stufe kann eine Sonderentwicklung zeigen, wo **Schwester** für 'Tante' und **Bruder** für 'Onkel' (Zips, Gründe) die jüngsten Formen sind, ja z.T. sogar bei Anwendung von Lehnwörtern: **bratse** (slowak. **bracek** 'Brüder') in Kniesen neben **uike** (slowak. **ujku** 'Muttersbruder') in Hopgarten in der Zips.¹⁹

Es gibt auch Tendenzen in der Wortverdrängung, die quasi "unterwegs" sind. Ein Beispiel: Das Gerstenkorn im Auge wird im rheinfränkisch regierten Süden (Banat, Batschka, Schwäbische Türkei) ebenso wie im ostmittelbairischen Ungarischen Mittelgebirge nur als **Wegscheißer** bezeichnet, während die alten Sprachinseln sowie das Burgenland andere Ausdrücke haben. Die Wortverbreitung wurde vermutlich durch die Ausbreitung des Aberglaubens getragen, es sei Gottes Strafe für die Verunreinigung der Wege.²⁰ Im geschlossenen deutschen Raum ist der Ausdruck (wie der Aberglaube) auf das Ostfränkische beschränkt. Ein gleiches Bild zeigt übrigens in der Volkskunde die Verbreitung des Kults des hl. Wendelin als Viehpatron - im Karpatenbecken wie im binnendeutschen Raum.²¹

Auf die semantischen Wege sei nur hingewiesen: **Zeit** beginnt wie in den Umsprachen auch die Bedeutung '(gutes) Wetter' anzunehmen, wie **Stier** immer mehr auf den jungen **Ochsen** eingeschränkt wird. Die zunehmende Vorliebe für **Bub** oder **Mädel** in der Bedeutung 'Sohn' bzw. 'Tochter' ist zwar im Binnendeutschen nicht unbekannt, erfährt aber einen besonderen Auftrieb unter ungarischem und sonstigem nichtdeutschen Einfluß, da den Ungarn diese Unterscheidung fremd ist.

3.2. Lautstand. Während die Wortverdrängung relativ rasch erfolgen kann, besonders wenn sie durch mehrfachen Prestigedruck, etwa durch eine deutsche und eine fremde umgangssprachliche Form, vorgeprescht wird, man denke nur an die vielen Ausdrücke der modernen Landwirtschaft oder an jene der Verwaltung, zeigt sich der mundartliche Lautstand in einem erheblich konservativeren Licht. Einige Tendenzen, die größtenteils den einzelnen Mundarten sozusagen "innewohnen" und auch im Ursprungsgebiet vorhanden waren/sind, können sich ohne den stets regulierenden Gegendruck der deutschen Hochsprache bzw. der binnendeutschen regionalen Umgangssprache in fremdsprachiger Umgebung freier und manchmal auch rascher entfalten. Als allgemeine Tendenz darf man etwa die Verdampfung der **α-Laute** bezeichnen, die sich in einer breiten Palette der Varianten von labialem [ʌ] bis zu geschlossenem [o] realisiert. Rückläufige Tendenzen von mundartlich bereits

diphthongiertem [uø] u. dgl. (Typ: fuøtr 'Vater'), die ebenfalls auf diesen a-o-Sektor gerichtet sind (wie etwa im Hauland), verstärken den Eindruck, es handle sich hier um eine latente Normerscheinung. Stellungsbedingt jedoch lassen sich zwei einander entgegengesetzte Strömungen beobachten. Während a vor n in den bairischen Sprachinseln (Typ: mau~ 'Mann', lau~t 'Land') ebenfalls auf eine Monophthongierung hin ausgerichtet ist (Typ: man, lant), tritt in der Stellung vor r eine Verdampfung + Diphthongierung zu [] mit zunehmendem r-Schwund ein, wie dies auch in der Banater Forschung in unserer Zeit beobachtet worden ist. Dieselbe Tendenz zur Diphthongierung vor r betrifft, so scheint es, auch die übrigen Vokale unserer Mundarten, auch wenn sie sonst monophthongierend sind (ir > iø(r), er > eø(r), ur > uø(r)).

Im geschlossenen österreichischen Bereich, so auch im Burgenland, nimmt die Belastung der Palatalvokale ö und ü allem Anschein nach unter dem Einfluß der Hochsprache zu und beschränkt sich nicht mehr auf die Stellung vor altem l (Typ: König, schön). Unsere Mischmundarten zeigen sogar bei bairischer Dominanz die entgegenlaufende Tendenz: ö und ü werden auch in der Stellung vor l entrundet bzw. sie bleiben ungerundet (el, il). Die Fälle der Wortverdrängung ergeben sogar im Rundungsbereich ungerundete Formen, also für älteres khini(ç) jüngeres khönig und nicht khönig 'König'.²²

Die Vereinheitlichung der alten Laute ei, ou/öu zu hellem a erweist sich ebenfalls als eine konsequente Bestrebung unserer Mundarten, wobei als Vorstufe ein dunkles ä erscheinen kann. Daß das in jeder Hinsicht konservative Siebenbürgisch-Sächsische davon letzten Endes auch nicht verschont bleibt, zeigt das sog. "Kucheldeutsch", dessen Hermannstädter Variante zwar als Sprachgebrauch der kleinen Leute von der Intelligenz wie von den Bauern belächelt wurde, das aber als Modell nicht unterschätzt werden darf.²³ Auf grundverschiedener mundartlicher Basis sind zur Verwechslung ähnliche Sprachvarianten entstanden in den Städten Altungarns sowie in den Industriesiedlungen wie etwa in der Fünfkirchner Kolonie, in Tscholnok/Csolnok im nordwestlichen Transdanubien, ja sogar in Bauernsiedlungen wie etwa im Donauknie nördlich von Budapest oder auf der Wesprimer Hochfläche nördlich vom Plattensee.²⁴ Diese große Ähnlichkeit im Lautstand - wie übrigens auch im Wortschatz und in der Grammatik - gibt uns den Fingerzeig, daß gerade dieses Ausgleichsprodukt charakteristisch ist für die Amalgamierung ober- und mitteldeutscher Mundarten.

Zur Frage der Entsprechungen für altes ei gehört auch der Hinweis auf eine wichtige Ursache der räumlichen Unterbindung der Entwicklung zu ā. Diese Ursache ist die konfessionelle Bindung. Während im Binnenlandpfälzischen zwischen ē und ā für altes ei diese Bindung nicht entscheiden konnte, zeigt die Batschka ein Modell dafür, daß ei > ā katholisch, ei > ē kalvinisch ist. Das scheinbare Gegenbeispiel, nämlich

katholisches **e** und protestantisches **a** für **ei** in der nordöstlichen Tolnau zeigt nur eine lokale Sonderentwicklung, allerdings aufgrund ein und derselben Motivation. Ähnlich begründet konnte sich [ɔɔ] für **ei** in Pußtawahn/Pusztavám im Ungarischen Mittelgebirge als Sondermerkmal der Lutheraner gegenüber katholischem \bar{a} (in derselben Gemeinde!) behaupten. Derselbe Grund läßt sich anführen für die entsprechenden Diphthonge (**oi**, **ui** usw.) in den siebenbürgisch-sächsischen Bauermundarten wie auch für die Merkmaltrennung zwischen katholischem **-d-** und protestantischem **-r-** in intervokalischer Stellung in der Schwäbischen Türkei, wo sogar die evangelischen Heidebauern, die sonst sehr abgekapselt in ihrer fränkischen Umgebung dastehen, dieses Merkmal übernommen haben (Typ: **pruio** 'Bruder'). Auch die Verteilung von **-d-/-r-** ist im Ursprungsgebiet nicht konfessionell motiviert.²⁵

Wie im Bairisch-Österreichischen und im Schwäbisch-Alemannischen, so widersetzen sich die Diphthonge **uo** (<**uo**) und **io** (<**io**) auch in den diphthongierenden Sprachinselmundarten zähe der Monophthongierung. Die Ursachen sind zusammengesetzter Art, z.T. sogar rein psychologisch geschnitten (**liob** ist 'lieber' als **lib**, **guot** ist besser als **gut**; **siox** 'häßlich' kann überhaupt nur so gebraucht werden). Ausschlaggebend ist aber wohl die mehrfache Deckung durch die verschiedensten oberdeutschen Grundmundarten der Sprachinseln, wie dies etwa in Tschawerl/Csávoly in der Nordbatschka auch siedlungshistorisch faßbar wird.²⁶ Wo jedoch bei überwiegender monophthongierender Mehrheit nur eine Gruppe diese Diphthonge getragen hat, konnten sich die Diphthonge nicht einmal in den Bauermundarten behaupten.²⁷ Die "Industriedialekte" zeigen freilich ebenfalls nur monophthongische Formen.

Im Konsonantismus setzt sich als allgemeine Tendenz vor allem die "binnendeutsche Konsonantenschwächung" durch; das wird auch von den Trägern der fremden Umsprachen als typischstes "schwäbisches" bzw. "deutsches" Merkmal empfunden. Die Problematik der II. Lautverschiebung ist zwar äußerst wichtig beim Vergleich der Sprachinselmundarten mit denen des Mutterlandes, u.a. schon deshalb, weil gerade sie zur Grundlage der Klassifizierung der deutschen Mundarten gemacht wurde, aber wir dürften diese Merkmale auch nicht überschätzen. In alten wie jungen Sprachinseln scheint mir aber charakteristisch zu sein, daß unverschobene Laute sich am wenigsten in der "starken Position" der Konsonanten, d.h. im Anlaut vor Vokal, behaupten können, während sie im In- und Auslaut langsamer verschwinden (Typ: **Pfarrer**, aber **Appel** und **Kopp** im Hauland, im Tokaier Bergland und in weiten Teilen des historischen Südungarns). Hinzu kommt die durch Wortverdrängung verursachte Lautverschiebung im Moselfrk.: **dat**, **wat**, **et** zu **das**, **was**, **es**, wie dieser Prozeß etwa in Sagetal/Szakadát in der Tolnau vor unseren Augen erfolgte.²⁸

Was die Laute in Nebentonsilben betrifft, sei an dieser Stelle ein einziges Beispiel hervorgehoben. Die Liquiden **l** und **r** erwecken den Eindruck der auseinanderstrebenden Entwicklung in silbischer Position. Während **l** (etwa in der Silbe **-el**: Typ:

Himmel) silbisch bleibt oder als solches, nach älterer Vokalisierung, restituiert werden kann (himə -> himl), wird das in vielen mitteldeutschen Mundarten unseres Raumes stark gerollte silbische r (etwa in der Silbe -er: Typ: fat_r 'Vater') zunehmend zur -r (fat r) aufgelöst, nicht selten auch schon zu -ə(fatə) vokalisiert. Im Gegensatz zum Binnendeutschen gibt es keine Anzeichen einer Tendenz zur Uvularisierung des -r im Karpatenraum.

Erst instrumentalphonetische Untersuchungen würden es uns gestatten, die Akzent- bzw. Intonationsfragen unter unserem Aspekt zu verwerfen. Der Eindruck der nichtdeutschen Nachbarn, daß wir die Wörter "zerdehnen" und gewissermaßen "singen", legt jedenfalls nahe, daß sich das Experiment lohnen würde. Die mir bekannten Fälle der Besonderheiten beim Wortakzent lassen sich im Rahmen der Wortverdrängung erklären, aber sie zeigen zweifellos die österreichische Regelung, vgl. 'mūzi 'Musik' als Kontamination von westlichem (frz.) mu'zik und östlichen (it.) 'muzik neben eindeutigem bairisch-österreichischem mūzi.

Die mehrfach beobachtete Parallelentwicklung im Lautwesen aufgrund arealer Berührungen mit den Umsprachen scheint mir besonders für das Schicksal der e- und o-Laute in unserem Deutsch relevant zu sein. Die offene Aussprache scheint u.a. auch dadurch bedingt vorherrschend zu werden, welchem Umstand zufolge die sog. "e-Verwirrung" der entsprechenden historischen offenen und geschlossenen Laute einer "Entwirrung" in Richtung der Öffnung entgegengeführt werden könnte.

3.3. Grammatik.

Die Entwicklungstendenzen sind in der Grammatik zwar im Grunde genommen mit denen identisch, die wir auch in den hochdeutschen Mundarten des Binnenlandes feststellen können, immerhin können sie sich in der Diaspora, da der Gegendruck der Hochsprache so gut wie ausgeschaltet ist, folgerichtiger durchsetzen. Allgemein, auch in den ältesten Sprachinseln, ist der Einheitsplural der Substantive, die Verdrängung des synthetischen Genitivs auf Peripherieerscheinungen der Wortbildung, des Namenguts u. dgl. sowie sein Ersatz durch die Konstruktionen Dativ + Possessivum + Besitz (Typ: dem Vater sein Hut) oder Besitz + von + Dativ (Typ: der Hut vom Vater). Das Siebenbürgisch-Sächsische zeigt in der ersten Konstruktion das Relikt des Genitivs beim Determinativum: *das loirər zə gaurtən* 'des Lehrer sein Garten', allgemein ist aber auch da die zweite Konstruktion.²⁹ Die Pluralbildungssuffixe sind auch stark limitiert: Mask./Fem./Neutr.: 1) endungslos, mit oder ohne Umlaut; 2) -en/-n; 3) -er (mit oder ohne Umlaut), wobei bei Maskulina die erste, bei Feminina die 2., bei Neutra die 3. Gruppe als Hauptgruppe gelten kann. Das -s-Suffix der Fremdwörter ist nur in wenigen Ortsmundarten möglich und wird meistens nur parallel gebraucht bzw. verdrängt, z.B. *rensənirs* neben *insəner* 'Ingenieure' im alten Südungarn. Die von der Hochsprache abweichenden Regelungen des grammatischen Genus zeigen

z.T. ebenfalls parallele Neigungen: **Monat** ist (bis auf die Zips) sächlich, **Zecke** und **Heuschrecke** männlich, **Fräulein** weiblich u. dgl. Recht auffallend ist die Genuszuordnung bei ganz jungen Wörtern wie **der Auto**, **der Radio**, **die Mozi** ['m zi] 'Kino' usw. Bei der Komparation der Adjektiva ist die Verwendung von viel neben dem Komparativ viel häufiger als im Binnendeutschen, d.h. nicht unbedingt auch zusätzlich qualifizierend, vgl. banat. **fil šenar**, '(viel) schöner', siebb.-sächs. **fil hišar** '(viel) hübscher:schöner', **fu šain** 'dass.' im Ungarischen Mittelgebirge, vielleicht auch im arealen Zusammenhang mit vergleichbaren Formen der Umgangssprachen. Beim Vergleich steht nach dem Komparativ überall nur **wie** und nie **als** (siebb.-sächs. **grisar wau ex** 'größer als ich', banat. **klemar vī tū** 'kleiner als du'. Schichtenspezifisch kommt auch **als wie** wie im Bairisch-Österreichischen noch vor.

Die Personalpronomina haben überall haupt- und nebetonige Formen (bair. **i - i, tū - t, ea(r) - o, si - si/s, si/ s - s, mi (r) - m, eis - ()s, sei - si/s**; banat.: **ix - ix, tū - tu, er - ʒr, tīr - tr, sī - sa/si, eis - (ə)s, mīr - m(ə)r, tīr - t(ə)r, sī - s(ə)**; Siebenbürgen: **ex - (i)ix, teau - tə, hoia-ə, zau - za, et - ət, mīr - m(ə)r/mr, īr - (ə)r, zau - za**), und zwar in allen vorhandenen Kasusformen. Dasselbe gilt vom Demonstrativum **der/die/das**. **Jemand** und **niemand** gelten fast überall nur hochsprachlich, dafür stehen in der Regel **einer/man** bzw. **keiner/kein Mensch**, abseits steht das sächsische Siebenbürgen mit superlativischen Formen wie **jeman(d)st** und **niemand(s)t**, obwohl **keiner** (:noixer 'nihein') auch hier präferiert wird. Für 'wer/was/wie/wo + immer' wird nicht selten das ung. **akár** 'ob' eingesetzt: **akárwer**, -was, -wie, -wo, auch in mehrheitlich nicht ungarischer Umgebung. Bei Zahlangaben über tausend ist die ältere Formung vom Typ **tausend + neunhundert** allgemein, während der Typ **neunzehnhundert** unbekannt ist.³⁰

Bei den Verben ist das synthetische Prät. Ind. systematisch nur noch im Siebenbürgisch-Sächsischen vorhanden, wird aber auch dort nicht selten durch das umschriebene Perfekt ersetzt, um so mehr, als das Prät. Ind. in vielen Klassen lautlich mit dem Prät. Konj. übereinstimmt. Am anderen Ende der Entwicklung stehen jene Gruppen, die das Prät. nur noch im Konj. bzw. bei sein (**i wa(r)** 'ich war') kennen. Die analytische Struktur (**i(x) tat/tet ge'm/gewo** 'ich täte geben') ist aber auch im Konjunktiv schon allgemeiner. **Tun** wird auch sonst als Hilfsverb verwendet (Typ: **er tut schreiben; essen tun wir!** 'essen wir!' usw.). Mit dem Schwund des Präteritums im Zusammenhang steht die starke Verbreitung der Konstruktion **ich habe gesagt gehabt**, und vielleicht auch der Umstand, daß der Übergang von der starken in die schwache Gruppe der Verben weiter fortgeschritten ist als im binnendeutschen Raum.

Die Wortstellung scheint darauf zu drängen, daß die enger zusammengehörenden Glieder der Verbgruppe einander näher bleiben als in der Hochsprache (Typ: **er hat geredet davon eine ganze Stunde** anstatt **er hat eine ganze Stunde davon geredet**). Dieser Trend äußert sich auch in dem häufigen Gebrauch der geraden Wort-

folge nach unterordnenden Konjunktionen im Nebensatz (Typ: **weil ich bin heimgekommen**). Sonst zeigt aber die Topik des Satzes mehr Freiheit als dies in der Hochsprache der Fall ist (vgl. **weil ich bin heimgekommen - weil ich heimgekommen bin - weil ich heim bin gekommen - weil heim bin ich gekommen**). Die Wortstellung der Personennamen entspricht dem älteren oberdeutschen bzw. dem ungarischen Usus: Familiennamen an erster, Rufnamen an zweiter Stelle, und zwar mit obligatorischem Artikel (Typ: **der Huber Hans**).³¹ Häufig ist die Inversion im Aussagesatz, besonders beim Erzählen: **Sagt der Mann zu seinem Weib, daß ...**. Dafür ist die Inversion im Fragesatz ohne Fragewort nicht unbedingt nötig: **Heute kommt er heim?**, ohne daß **heute** hervorgehoben ('**heute** und nicht **morgen**') werden sollte.

Recht häufig ist die Voranstellung von **nicht** im Befehlsatz: **nicht geh ein/einhin!** Diese Erscheinung ist konform mit dem Gebrauch in den Nachbarsprachen, ist aber - wenn auch viel seltener - auch im Mittelsteirischen zu hören, wo die slawische Nachbarschaft (bzw. Grundschicht) vielleicht dafür mitverantwortlich war.³² Die doppelte Verneinung wird überall bevorzugt.

4. Wortbildung. Die von Haus aus perfektivischen Verben haben bei der Bildung des Part. II kein Präfix **ge-** (Typ: **(ge)kommen**): dies ist die Bewahrung des alten Zustandes und kein nachträglicher Schwund. Zu einer sekundären, analogischen Entwicklung von Formen mit **ge-** bei solchen Verben ist es nur in Stadtdialekten gekommen (z.B. in der Zips). **Ge-** ist sonst aber sehr beliebt und tritt auch bei den zahlreichen **-ier**-Ableitungen in Aktion (Typ: **ge-hofiert, ge-rasiert**). Allgemein verbreitet sich die Verbalbildung mit dem Präfix **der-**, das ebenfalls eine Perfektivierung bewirkt und hauptsächlich dem hochsprachlichen Präfix **er-** entspricht. Anstatt des Präfixes **zer-** wird überall **ver-** bevorzugt, bis auf die Slowakeideutschen, die in dieser Funktion auch **zu-** [tso] verwenden.

Weibliche Motionen zu Namen wie zu Personenbezeichnungen werden mit Hilfe von **-in** gebildet, auch dann, wenn es im geschlossenen deutschen Raum nicht bzw. nicht mehr üblich ist (Typ: **Huberin**).

In der Deminutivbildung greifen die Präfixe **-l** und **-i** immer stärker um sich; **-l** nicht zuletzt im Wege der Wortverdrängung, **-i** vor allem in den Koseformen von Eigennamen und Personenbezeichnungen (Typ: **Hansi**). Das Suffix **-i** gilt auch im Ungarischen in dieser Funktion, wo es wohl deutscher Herkunft ist, wirkt aber zurück auf unsere Mundarten und potenziert die Geltung von **-i**, das seinerseits auch auf Fremdwörter übergreifen kann (Typ: siebb.-sächs. wori 'Vetter, Spielkamerad, Altersgenosse' <rum. var 'Vetter').³³

Lehnwörter aus den Nachbarsprachen werden ins eigene System möglichst total eingebaut, wobei verschiedene Typen entstehen können: neben **(ge)mullattiert** auch **(ge)mulat(tet)** 'sich unterhalten', neben **Gatscher** 'Enterich' auch **Gatscherich**. Nur

die Zipser Mundarten haben einen Sondertyp zur Eindeutschung slowakischer bzw. polnischer Verben entwickelt (slow. *tarat'* 'plaudern' > Dobschau: *taraen, gatarat* 'dass.', poln. *klepác* 'Teppiche ausklopfen' > Hoppgarten: *klepaen* 'dass.').³⁴

Bei der Übernahme von fremden Kompositis kann das ganze Kompositum als Lehnübertragung eingedeutscht werden (Typ: *Wasserroß* für 'Nilpferd' nach ung. *viziló* 'Wasser + Pferd: Nilpferd') oder es kann auch nur ein Teil des Kompositums übersetzt werden (Typ: ung. *mátyás-madár* 'Eichelhäher' -> *Mátyásvogel*): *Pfaukokasch* 'Pfau + ung. *kakas* 'Hahn: Pfauhahn'.

5. Volkskundliche Gegenprobe. Die eingangs behandelte Atomisierung der einzelnen deutschen ethnischen Gruppen im Karpatenbecken (und darüber hinaus) ist auch in der Volkskunde noch nicht überwunden. Um zu zeigen, daß sich die Konvergenz der Entwicklung auch in diesem Bereich nicht verkennen läßt, soll an dieser Stelle das Beispiel eines deutsch-ungarischen makkaronischen Kinderreimes genügen, der *eo ipso* erst in der neuen Heimat entstanden sein kann und in Form und Inhalt bei den einzelnen Trägergruppen eine derartige Übereinstimmung aufweist, daß man sich gezwungen sieht, darin einen frappanten Ausdruck des Zusammenwachsens zu erblicken.

1925/26 wurde aus Edeck (ung. *Etyek*, Ofner Bergland, Besiedlung in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Mundart: ostdonaubairisch) folgender Text mitgeteilt:³⁵

unzi kās - kętskę
kęd in kęrtn - kęrtbę,
frist kraot - kápóstát,
khumpt tę nęxpę - somset,
šlōkt unzę kās - kętskę
oili fię - nēt'
lābę - hakksn op.

[:Unsere Geiß - *kecske* / geht in den Garten - *kertbe*, / frißt Kraut - *káposztát*, / kommt der Nachbar - *szomszéd*, / schlägt unserer Geiß - *kecske* / alle vier - *négy* / *lába* - Hächsen ab.]

In den 60er Jahren konnte ich aus dem jetzt so gut wie nur noch als Erinnerungssprache vorhandenen Westjiddischen der ungarischen Hauptstadt folgende Variante ermitteln:

ünzә rә gaz - kętskę
gęd in gęrtn - kęrtbę,
fręst kroit - kápóstát,

khümt tã nqxbər - somšēd,
hōkt dã gāz - kętskę
alã fiã r lãbq - fisłã ap.

Der Zusammenhang ist klar und würde uns weiter kein Rätsel aufgeben, wenn eine vollständige Variante nicht aus einem ganz anderen, zeitlich wie räumlich recht entlegenen Winkel des pannonischen Raumes, aus dem im Mittelalter besiedelten siebenbürgisch-sächsischen Teil vorläge. J. Haltrich teilte 1885(!) aus Sächsisch-Regen (Nordsiebenbürgen) den folgenden Text mit:³⁶

Ech geng zem nôber - szomszét
ech häesch em de akes - feiszét,
ech geng än guorten - kertbe,
ech fôch ä giske - kecske,
et frãs mert krot - káposzta,
ech häch et widert fáske - lábotska,
mät der akes - feisze!

Der Zufall will es, daß uns auch ein "literarischer" Beleg zur Verfügung steht. Der bedeutendste Parodist der ungarischen Literatur, Friedrich Karinthy (1887-1938), trug als Schulkind am 15. Dez. 1899 in sein "Tagebuch" folgenden Text ein:³⁷

Egyszer volt egy gasenkecske
Ez elment a gartenkertbe
Megette a krautkáposztát
De kijött a gertnerkertész
Levágta a fußenlábát
Szegény kecske krankbeteg lett.

[:"Es war einmal eine Geiß / sie ging in den Garten, / fraß das Kraut, / es kam aber der Gärtner heraus, / schlug ihr den Fuß ab, / die arme Geiß wurde krank.]

Das Gedicht stammt nicht von ihm, er nennt es "ein sehr schönes Gedicht" und wird es irgendwo in der damals noch mehrsprachigen Umgebung der Hauptstadt aufgeschnappt haben. Ein Versuch zur Aufdeckung der "Affiliation" dieser Textvarianten ist für uns an dieser Stelle unwichtig. Wichtig ist ihr Vorhandensein in der Zeit vor und nach der Jahrhundertwende in "alten" und "jungen" Sprachinselnsgemeinschaften, und was besonders interessant ist, auch im Ungarnjiddischen. Daraus geht nämlich hervor, daß die "innere Kommunikation" auch im Bereich der "Folklore" - und nicht nur in der Sprache etwa - innerhalb der einzelnen, ob alten oder jungen, Siedlergrup-

pen vorhanden war, und nicht zuletzt, daß das deutschsprachige (aschkenasische) Judentum - zumindest westlicher Prägung - an dieser großen Kommunikationsgemeinschaft Anteil hatte. Dies war ein Austauschverhältnis wie auch im Bereich der Sprache, wovon die jiddischen Lehnwörter der deutschen Mundarten im Karpatenraum Zeugnis ablegen.

Ähnliche Wechselbeziehungen ließen sich auch in der Sachkultur der einzelnen Sprachinseln (vgl. etwa Elemente der Tracht, der Arbeitsgerätschaften usw.) nachweisen. Was dabei festzuhalten ist: Auch eine wissenschaftliche Volkskunde all dieser Gruppen muß in einer Zusammenschau ihrer Ganzheit und nicht atomisiert, nur auf je eine Gruppe eingeeengt, erstellt werden, um ihre Konvergenzprozesse erfassen zu können.

Zusammenfassung. Mit den Beispielen, die unser Entwicklungsmodell verdeutlichen sollten, ist das Repertoire der einschlägigen Erscheinungen keineswegs erschöpft. Sie gestatten jedoch die Bejahung der eingangs gestellten Frage nach dem Vorhandensein einheitlicher Entwicklungstendenzen in den deutschen Sprachinseln Südosteuropas. Eine Reihe der durchleuchteten Erscheinungen, ganz besonders im Bereich des grammatischen Regelsystems, trägt zweifelsohne einen gesamtdeutschen, d.h. auch im geschlossenen deutschen Sprachgebiet nachweisbaren Charakter. Sie gehen auf die Ansiedlungszeit zurück, entfalten (bzw. entfalteten) sich aber verhältnismäßig rascher und ungezwungener als dies im Altland der Fall ist. Verantwortlich dafür ist/war die unvergleichlich schwächere regulierende Rolle der deutschen Hochsprache im nicht deutschsprachigen Ausland. Wie bei dem Ausgleich erster Stufe der Ortsmundarten, so muß man auch bei dem Ausgleich zweiter Stufe auf landschaftlicher Ebene mit der großen Rolle der aus der alten Heimat mitgebrachten Verkehrsmundarten rechnen, die auch die Entstehung von neuen Verkehrsmundarten in weiten Teilen der südosteuropäischen deutschen Sprachinseln motiviert und vorangetrieben haben.

Dieser Prozeß kann bestimmt nicht als eine geradlinige, ungebrochene Konvergenz aufgefaßt werden.³⁸ Die Integration verlief zwar im jahrhundertalten Rahmen der österreichischen bzw. österreichisch-ungarischen Herrschaft, immerhin mußte sie auch schwere Rückschläge hinnehmen. Vor dem Eindringen der Türken in das Karpatenbecken wurden die deutschen Sprachinseln, vor allem auch durch die deutschen Städte, vom Zentrum des deutschen Handels bzw. Fernhandels im binnendeutschen Raum, gleichzeitig Zentrum des deutschen Handwerks, im bayerischen Franken und Schwaben und Umgebung, bestrahlt. Die ober- und mitteldeutsche, hauptsächlich bairische und ostmitteldeutsche (in Südsiebenbürgen westmitteldeutsche) Symbiose zeigt im Spätmittelalter klare Produkte dieser Ausrichtung, die den historischen Werdegang der "alten" Sprachinseln reflektiert.³⁹ Dies scheint, objektiv bese-

hen, keine "Sprachinselbesonderheit" gewesen zu sein, denn die städtische Entwicklung im österreichischen sowie im ostmitteleuropäischen Grenzland legt uns dieselben Tendenzen nahe.⁴⁰ Der stärkere Anschluß Ungarns und Siebenbürgens an das Haus Habsburg während, noch mehr nach den Türkenkriegen, verschob die Kräftelinien der südostdeutschen Integration zugunsten des unmittelbaren österreichischen, vor allem wienischen Einflusses. Die bairisch-ostmitteleuropäisch geprägte "pergstädterische" Verkehrssprache der alten Sprachinseln in der Mittelslowakei wurde zunehmend "entmitteleuropäisch", das Siebenbürgisch-Sächsische wurde anstatt durch teilweise ostmitteleuropäische Einflüsse besonders durch Handel, Gewerbe und Verwaltung immer stärker "wienisch" bestrahlt, während die Wiederbelebung der in der Türkenzeit zerrütteten Städte Binnenungarns sogar im Hinblick auf die Einzugsgebiete der neuen deutschen Siedler größtenteils direkt aus Österreich und dem sprachlich verwandten Bayern in Angriff genommen wurde. Andererseits wurde die Durchschlagskraft einer schnellen österreichisch geprägten Überdachung durch die Ansiedlung westdeutscher Massen, Bauern wie Handwerker, im historischen Südungarn und im Vorfeld der Karpaten, auf städtischer Ebene durch die Gegenreformation in Österreich selbst stark herabgesetzt, indem sich die lutherische führende Schicht der Siebenbürger und der Zipser Sachsen sowie mancher Städte im übrigen Ungarn auf die protestantischen Teile des Reiches ausrichtete. Hinzu kam, besonders seit dem Vormärz, der Aufstieg des Nationalismus in den Karpatenländern, demzufolge eine innere Spaltung der führenden Schichten des Sprachinseldeutschtums - heraufbeschworen wurde. Die binnenungarischen Städte wurden bis um die Jahrhundertwende praktisch entdeutsch, wodurch wichtige Relais der österreichischen Sprachbeeinflussung ausgeschaltet wurden, die Siebenbürger Sachsen hielten in historischer Haßliebe zu Österreich, nicht nur aus wirtschaftlichen, sondern auch aus konfessionellen Gründen an ihrem Deutschtum fest, während die Zipser die ungarische Staatsidee mit ihren Stammesinteressen verbanden.

Die Entwicklung Ungarns im Zeitalter des Dualismus in der Monarchie nach dem Ausgleich 1867 hat die alten Keime der Selbstbesinnung der einzelnen Sprachinselngruppen aufgehen lassen, sowohl auf wirtschaftlichem wie auf politisch-kulturellem Gebiet. In dieser Epoche kam, Hand in Hand mit der allgemeinen Entwicklung im Karpatenraum, das erste Mal eine sichtbare sprachliche Ausrichtung nach der binnendeutschen Norm zum Vorschein, wodurch die österreichische Variante der deutschen Hochsprache als "schönstes Deutsch" noch nicht in Frage gestellt, immerhin zeitlich "verschoben" wurde, d.h. die österreichische Prägung der ungarländischen deutschen Norm war noch da, aber ohne neue Impulse von Österreich, praktisch auf einer "Alt-Wiener" Entwicklungsstufe beharrend.

Der Zusammenbruch Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg hat auch für die weitere Entwicklung der latenten deutschen Normbestrebungen ganz neue Weichen

gestellt. Die im arealen Verband jahrhundertlang unangezweifelte Vorherrschaft des Ungarischen wurde auf die in Rumpfungarn verbliebenen Sprachinseln beschränkt, während in den verschiedenen Nachfolgestaaten verschiedene Sprachen das Ungarische in seinen auch für die Deutschen wichtigen Positionen ablösten.

Die staatliche Zerstückelung des Deutschtums der Österreich vorgelagerten Sprachinseln hat in diesem Raum jene Tendenzen unterstützt, die in den letzten Jahrzehnten des Habsburgerreiches übrigens auch in Deutschösterreich zusehends zugenommen hatten: Die seit Preußens Aufstieg im Franzosenkrieg unangefochtene Normwertung des binnendeutschen Sprachgebrauchs. Die auf die Dynastie ausgerichtete Schicht des Bürgertums bzw. der Intelligenz war in den Sprachinseln größtenteils entdeutscht bzw. von der Bühne verdrängt, die aus den bäuerlichen, in geringem Maße auch Arbeiterschichten hervorgehende junge deutsche Intelligenz war nach dem binnendeutschen Ideal eingestellt. Dieser Bewußtseinswandel wurde teils auch dadurch gespeist, daß ein "österreichisches" Bewußtsein nicht einmal in den direkt von Österreich aus besiedelten Sprachinseln vorhanden war, teils durch den Umstand, daß sich dieser Wandel in der Beziehung zu Österreich bzw. Deutschland selbst im Denken der jungen, nichtdeutschen Staatsvölker bereits vollzogen hatte.

Das vor dem Ersten Weltkrieg bereits fast überall erreichte Identitätsbewußtsein wurde durch die Ereignisse in der Zwischenkriegszeit, in und nach dem Krieg wieder weitgehend atomisiert, vor allem entsprechend den neuen Staatsgrenzen, aber zum Teil auch entsprechend den einzelnen "Neustämmen" - im Sinne von Hugo Mosers Begriffsbildung - ohne die mittlere, all die betroffenen Sprachinseln umfassende gemeinsame Sphäre zu beachten.

Eine Spaltung in der eigenen Sprachentwicklung konnte unter diesen Umständen nicht ausbleiben. In der sichtbaren - geschriebenen - und hörbaren - gesprochenen - Norm des Deutschen in den behandelten Sprachinseln kam es zu einem neuen Stand der Vermischung austriazistischer Elemente mit binnendeutschen Elementen in der Schrift und in der Hoch- bzw. Bildungssprache der deutschen Sprachträger, während auf niederer Ebene, im sprachgeographischen Rahmen, die alten Ansätze zum Ausgleich dritter Stufe weiterliefen.

Für das sprachgeographische Bild ist - wie auch früher - charakteristisch, daß die Mundart- und Kulturgrenzen der einzelnen Gruppen keineswegs durch die Abgrenzung durch das nichtdeutsche Umland gegeben sind. Wie etwa die Grenze zwischen der eigentlichen Zips und dem mittelslowakischen Hauland in der Zips selbst verläuft, indem die Zipser Gründe mit vollem Recht zum Hauland zu zählen sind, so liegt die Grenze auch zwischen dem ostmittelbairisch geprägten Ungarischen Mittelgebirge und der Schwäbischen Türkei nicht im ungarischen Zwischenland, sondern im Mittelgebirge selbst, nördlich vom Plattensee. Und schiebt man das Mittelgebirge in Gedanken mit Westungarn bzw. dem Burgenland zusammen, so sieht man einen lük-

kenlosen, stufenweisen Übergang an der Nahtstelle, deren mögliche Grenze jedoch im Mittelgebirge liegt. Ähnliches kann man auch in Siebenbürgen beobachten, wo das Burzenland in dieser Hinsicht mit dem sprachlich getrennten Nösnerland zusammengeht und ihre gemeinsame Grenze gegenüber dem sächsischen Südwesten sich innerhalb des Südens ziehen läßt. Sprachgeographisch ist das gewiß kein Unikum: Ähnlich liegen bzw. lagen die Dinge in der Verbreitung der jiddischen Dialekte in Europa. Die Ähnlichkeit in der historischen Grenzbildung von Dialekten zeigt schon an, daß wir unsere Sprachgeschichte sowie historische Volkskunde nicht auf die lokal gebundene Geschichte reduzieren dürfen. So verhalten sich nämlich nicht die herkömmlichen Bauernmundarten, sondern die regionalen Umgangssprachen. Und gerade diese Umgangssprachen stellen den Ausgleich dritter Stufe dar, egal ob ihre noch höhere Überdachung durch eine sichtbare Norm, eine Hochsprache, mit ihnen wesensgleich ist oder nicht.

Jedenfalls zeigt auch unser Modell, daß die latente Normentwicklung auf nur gesprochener Ebene trotz lokal bedingter Neuerungen in den Einzellandschaften im großen und ganzen in den historisch angelegten alten Bahnen verläuft, während in der anderen sozial höher gelegenen Norm andere Tendenzen zum Durchbruch kommen, sei es in dem Anschluß an die binnendeutsche Norm, sei es in dem Anschluß an eine wesensfremde Hochsprache.

Eine Prognose für die Zukunft ist heute nicht möglich: Wie bisher, und wohl immer und in allen Sprachgemeinschaften, hängt das Schicksal der Sprache wie auch der Volkskultur schlechthin von dem Schicksal ihrer Träger ab.

Anmerkungen

- ¹ W. Kuhn: Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren. Plauen 1934.
- ² Besonders durch die neue Grenzziehung nach dem Frieden von Versailles sowie durch die Entstehung neuer Staatsgebilde im Südosten wurden alte Zusammenhänge der deutschen Gruppen dieses Raumes heillos durcheinandergebracht. Von der alten Sprachinsel im mittelslowakischen Hauland verblieb Deutschpilsen/Nagybörzsöny bei Ungarn, die schwäbische Sprachinsel in Sathmar kam zwar an Rumänien, aber drei Siedlungen blieben bei Ungarn, während das eigentliche Banat unter Rumänien und Jugoslawien aufgeteilt wurde, die mittlere und südliche Batschka sowie Syrmien und der Donau-Drauwinkel südlich von Fünfkirchen wurden an Jugoslawien angeschlossen, aber die Nordbatschka und das Gros der sog. "Schwäbischen Türkei" blieben weiterhin ungarisch, um von Westungarn ganz zu schweigen, dessen alte Zentren wie Wieselburg, Ung. Altenburg, Ödenburg, Güns und St. Gotthard im ungarischen Staat verblieben, während ihr deutsches Hinterland - das heutige Burgenland - an Österreich angeschlossen wurde, wobei die nördliche Fortsetzung um Preßburg an die Tschechoslowakei kam. Altes Grenzland und echte alte Sprachinseln kamen in ganz neue Beziehungen in Böhmen und Mähren; ähnlich neue Verbindungen ergaben sich

im rumänischen Königreich durch den Zusammenschluß Siebenbürgens mit dem Regat, d.h. in deutscher Sicht mit dem Buchenland, der Dobrukscha und Bessarabien. Hier wurde die Kontinuität zu den deutschen Siedlungen in der Ukraine bzw. zu Wolhynien und dem polnisch gewordenen Galizien unterbrochen.

- 3 Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Halle/S. 1963, ferner: Grundsätzliches zur Sprachinselforschung. In: PBB/O 85 [1963], S. 177 ff. und: Mischung, Ausgleich und Überdachung in den deutschen Sprachinseln des Mittelalters. In: Verhandlungen des 2. Int. Dialektologenkongresses Marburg/L. 5.-10. Sept. 1965. Bd. I, S. 399 ff. Wiesbaden 1967.
- 4 Vgl. H. Teuchert: Grundsätzliches über die Untersuchung von Siedlungsmundarten. In: Zsr. f. dt. Maa 1915, S. 409 ff.; V. Schirmunski: Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten. in: GRM 18 [1930], S. 113 ff., S. 171 ff.; W. Kuhn: a.a.O., vgl. Anm. 1.; K.K. Klein: Das 'Rätsel der siebenbürgischen Sprachgeschichte'. In: SOF 11 1946/1952, S. 84 ff.; Ders.: Hochsprache und Mundart in den deutschen Sprachinseln. In: Zsr. f. Maf. 24 1956/57, S. 193 ff.; Ders.: Zur Siedlungsgeschichte und Sprachgeographie der mittelalterlichen deutschen Siedlungen in Siebenbürgen. In: Siebenbürgische Mundarten. Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Kl. Bd. 104, H. 3, Berlin 1959, S. 7 ff.
- 5 Bukarest, passim, bes. S. 88 ff.
- 6 A. Schwob: Wege und Formen des Sprachausgleichs in neuzeitlichen ost- und südost-deutschen Sprachinseln. München 1971.
- 7 A.a.O., S. 44.
- 8 Zum Problem der "latenten Norm" vgl. meine Beiträge: Sieben Thesen zur Dialektforschung. In: Acta Lingu. Hung. 18 [1968], S. 279 ff.; Sprachschichtung und Sprachnorm. In: Annales Univ. Scient. Budapest., Sectio Lingu. 1, S. 7 ff., Budapest 1970; Problems of Choosing a Normative Standard from a Range of Dialects. In: Anthropology and Language Science in Educational Development. Educational Studies and Documents 11., Paris 1973, S. 50 f.; Sprachinselforschung als Prüfstand für dialektologische Arbeitsprinzipien. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hrsg. v. W. Besch u.a. Bd. 1. Berlin-New York 1982, S. 178 ff.
- 9 Vgl. dazu H. Kloss: Deutsche Sprache außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hrsg. v. H.P. Althaus u.a., Tübingen 2/1980, S. 537 ff.
- 10 Klumpen zeigt, wie auch Sallasch (s.u.), eine bemerkenswerte Raumbildung. Nördlich vom Plattensee versteht man darunter hinten offene Holzpantoffeln, deren Oberteil vorn von Leder (seit den 40er Jahren gelegentlich aus Gummi) ist. Im Süden, in der Schwäbischen Türkei und in der Batschka, sind die Klumpen geschlossene Holzschuhe, die man mit Stroh ausfüttert und die über die weichen "Patschker" gezogen werden.
- 11 Wörterbuch der nordsiebenbürgischen Handwerkssprachen. Sieburg 1957, bes. S. XVIII ff.
- 12 Betr. die Lehnwörter aus dem Ungarischen vgl. noch C.J. Hutterer: Hochsprache und Mundart bei den Deutschen in Ungarn. In: R. Große - C.J. Hutterer: Hochsprache und Mundarten in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. Berlin 1961, S. 42 ff.; C.J. Hutterer: Deutsch-ungarischer Lehnwortaustausch. In: Wortgeographie und Gesellschaft. Berlin 1968, S. 644 ff., bes. 654 ff.
- 13 Zu Paradeis vgl. B. Martin: Die Namengebung einiger aus Amerika eingeführter Kulturpflanzen in deutschen Mundarten (Kartoffel, Topinambur, Mais, Tomate). In: Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Bd. 2, Gießen 1963, S. 139 ff.; F. Kluge:

- Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin-New York 21/1975, S. 531 (*Paradiesapfel*); A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára [Historisch-etymologisches Wörterbuch der ungarischen Sprache]. Bd. 3, Budapest 1976, S. 99 (abgekürzt: TESz); V. Lumtzer - J. Melich: Deutsche Ortsnamen und Lehnwörter des ungarischen Sprachschatzes. Innsbruck 1900, S. 193, 305; V. Machek: Etymologický slovník jazyka českého a slovenského. Prag 1957, S. 413 (*raj*); H. Striedter-Temps: Deutsche Lehnwörter im Serbokroatischen. Wiesbaden (-Berlin) 1958, S. 169; L. Tamás: Etymologisch-historisches Wörterbuch der ungarischen Elemente im Rumänischen. Budapest 1966, S. 643.
- ¹⁴ Zu *Grundbirne* vgl. B. Martin: a.a.O., S. 3 ff.; F. Kluge: a.a.O., S. 355 (*Kartoffel*); TESz. Bd. 2, Budapest 1970, S. 650 f.; Magyar Néprajzi Lexikon [Lexikon der ungarischen Volkskunde]. Bd. 1, Budapest 1977, S. 387 ff. (abgekürzt: MNL.); V. Lumtzer - J. Melich: a.a.O., S. 152, 272; V. Machek: a.a.O., S. 239; H. Striedter-Temps: a.a.O., S. 149; H. Striedter-Temps: Deutsche Lehnwörter im Slowenischen. Wiesbaden (-Berlin) 1963, S. 160.
- ¹⁵ Zu *Kukuruz* vgl. B. Martin: a.a.O., S. 126 ff.; V. Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Berlin 7/1902, S. 502; F. Kluge: a.a.O., S. 411; K. Lokotsch: Etymologisches Wörterbuch der amerikanischen (indianischen) Wörter im Deutschen. Heidelberg 1926, S. 1230; TESz., Bd. 2, Budapest 1970, S. 660; MNL. Bd. 3, Budapest 1980, S. 338 ff.; I. Balassa: A magyar kukorica [Der Kukuruz in Ungarn]. Budapest 1960, bes. S. 94, 117; V. Machek: a.a.O., S. 246; A. Cioranescu: Diccionario etimológico rumano. Fasc. 1-6. Teneriffe-Madrid 1958-61, S. 258; S. Mladenov: Etimologiceski i pravopisen rečnik na bolgarskija knizoven ezik. Sofia 1941, S. 261.
- ¹⁶ Vgl. H. Höing: Deutsche Getreidebezeichnungen in europäischen Bezügen, semasiologisch und onomasiologisch untersucht. In: Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Bd. 1, Gießen 1958, S. 117 ff.
- ¹⁷ A. Götze in: Zs. f. d. Wortf. 12 [1910], S. 93 ff.; F. Kluge: a.a.O., S. 218.
- ¹⁸ Vgl. C.J. Hutterer: Hochsprache und Mundart usw. (s. Anm. 4), S. 52 f.
- ¹⁹ Vgl. F. Debus: Die deutschen Bezeichnungen für die Heiratsverwandtschaft. In: Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Bd. 1, Gießen 1958, S. 1 ff.
- ²⁰ Vgl. H. Maas in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung. Bd. 21. Kallmünz-Opt., 1961: Festschrift für Ernst Schwarz. Tl. 2, S. 305 ff.
- ²¹ A. Selzer: St. Wendelin. Saarbrücken 1936; M. Zender: Volkstümliche Heiligenverehrung. ADV NF 1 (Erläuterungen). Marburg/L. 1959, S. 166 ff.
- ²² Zum Verhältnis von Wortverdrängung und Lautwandel s. V. Schirmunki: Deutsche Mundartkunde. Berlin 1962, S. 89, 120 ff., 593.
- ²³ Über das "Kucheldeutsch" s. A. Heimberger: Der unterstädtische Dialekt von Hermannstadt. Masch. Klausenburg, ferner H. Protze in: Siebenbürgische Mundarten. In: Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Kl. Bd. 104, H. 3, S. 91 ff., Berlin 1959.
- ²⁴ Vgl. C.J. Hutterer: Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Halle/S. 1963, S. 449 ff., 469 ff., 482 ff.
- ²⁵ J. Weidlein: Katholische und protestantische Mundarten in der Batschka. In: ZfMaf 21 [1952], S. 43 ff.; C.J. Hutterer: Die deutsche Volksgruppe in Ungarn. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen. Bd. 1, Budapest 1975, S. 24 f.

- 26 C.J. Hutterer: Die deutsche Mundart der Gemeinde Csávolý in Ungarn. In: P. Ginder et al.: Csávolý 1780-1980. Heimatbuch einer ungarndeutschen Gemeinde aus der Batschka. Waiblingen 1980, S. 231 ff.
- 27 S. Anm. 24.
- 28 A. Schlitt: Die Mundart von Szakadát. Budapest 1938.
- 29 A. Maurer: Die Mundart von Burgberg. Marburg/L. 1959, S. 90, 97.
- 30 Die ältere Konstruktion ist auch in den Umsprachen allgemein.
- 31 Diese Reihenfolge ist auch bei den Nachbarn verbreitet: Im Ungarischen ist sie die allein mögliche.
- 32 C.J. Hutterer: Der Stadtdialekt von Graz in Vergangenheit und Gegenwart. In: 850 Jahre Graz. 1128-1978. Graz-Wien-Köln 1978, S. 346.
- 33 Vgl. A. Maurer: a.a.O., S. 135.
- 34 J. Valiska: Die zipserdeutsche Mundart von Chmel'nica (Hopgarten). Preßburg 1967, S. 70.
- 35 Vgl. in R. Große - C.J. Hutterer: Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. Berlin 1961, S. 65 f.
- 36 J. Haltrich: Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Wien 1885, S. 177.
- 37 Karinthy, Frigyes: Naplóm 1899-1900 [Mein Tagebuch 1899-1900]. Manuskript, Eintragung am 15.12.1899. In der gedruckten Ausgabe K.F.: Gyermekkori naplók 1898-1899, 1899-1900 [Tagebücher aus der Kindheit]. Budapest 1987, S. 68 ist *gasenkecske* [dt. *Geißen* + ung. *kecske* 'Geiß'] zu *geissen kecske* "verlesen".
- 38 Zur Frage s. C.J. Hutterer: Konvergenz und Divergenz in der Sprachentwicklung. In: Schuchardt-Symposium 1977 in Graz. Sitzungsberichte d. phil.-hist. Kl. d. Öst. Ak. d. Wiss. Bd. 372, H. 10, Wien 1980, S. 59 ff.
- 39 Vgl. Mischung, Ausgleich usw., Anm. 2.
- 40 Vgl. Anm. 32.

Gábor Kerekes (Szombathely):

Eine "Comédie humaine" Joseph Roths?

Problemstellung

Joseph Roth gehört zu den Erzählern des zwanzigsten Jahrhunderts, angesichts deren gehetzten Lebens das entstandene Lebenswerk sowohl seinem Umfang als auch seiner Komplexität nach mehr als nur einfach verwunderlich ist. Roth besaß selbst auch gar keine feste Wohnung, er lebte nicht selten extravagant, aber auch ungebunden in Hotels und Pensionen, ohne eine eigene Bibliothek. Er war, wie Claudio Magris es so poetisch-schonungslos formuliert, "eine ruhelose, umherirrende Seele, ein Nomadenschriftsteller und Trinker, dessen Zuhause die Hotelzimmer ganz Europas und das Heimweh nach der fernen wolhynischen Heimat waren".¹

Im Zusammenhang mit seinem Lebenswerk hat man - da einige Namen, Orte und Figuren in den verschiedenen Werken Roths mehrmals anzutreffen sind - unter anderem auch den Begriff einer "Comédie humaine" benutzt, der "sich einem von selbst aufdrängt".² Die *Comédie humaine* ist Balzacs großangelegtes, aus über hundert Werken bestehendes Panorama Frankreichs, in dem in den verschiedenen Werken die selben Personen auftreten. Deshalb sprach Victor Hugo im Jahre 1850 bei seiner Grabrede über den verstorbenen Romancier auch davon, daß sich alle Bücher dieses Schriftstellers zu einem einzigen Buch zusammenschließen.³

Mit diesem auf Balzac zurückdeutenden Begriff will man vielerorts darauf hinweisen, daß es im Rothschen Lebenswerk immer wiederkehrende Figuren und Schauplätze gibt, die es angeblich erlaubten, hier von einem verknüpften Ganzen, von einer "menschlichen Komödie" zu sprechen.

Uns geht es an dieser Stelle darum, am Gebrauch der Namen, an den Schauplätzen und wiederkehrenden Motiven einige Überlegungen darüber anzustellen, inwieweit es tatsächlich legitim ist, bei Roth von einer solchen, also auf Balzac hindeutenden "Comédie humaine" zu sprechen, ob dies uneingeschränkt möglich ist oder ob es nicht angebrachter wäre, vorsichtiger und differenzierter mit diesem Begriff umzugehen.

Diese Frage der "Comédie humaine" scheint auf den ersten Blick vielleicht nicht sehr wichtig zu sein, doch ist ihre Klärung für eine Interpretation eines jeden Werkes von Roth wichtig, denn der Umstand, inwieweit eine auftretende Figur mit einer anderen in einem anderen Werk als identisch oder zumindest als typengleich angesehen werden darf, inwieweit ein bestimmtes, auf eine konkrete Bedeutung fixiertes Motiv in

einem anderen Werk anzutreffen ist, kann die Bedeutung nicht nur ganzer Passagen, sondern unter Umständen auch des gesamten Werkes verändern.

Ein konkretes Beispiel hierfür: wenn wir auf Grund von **Triumph der Schönheit**, **Leviathan** und **Beichte eines Mörders** die Gleichsetzung der in allen drei Werken auftretenden Figur des Jenö Lakatos mit dem Teufel, mit dem Motiv des Teuflischen akzeptieren, dann bekommt die Bemerkung in **Die Geschichte von der 1002. Nacht**, nach der auch alle Mädchen, die im Budapester Freudenhaus der Jenny Lakatos gearbeitet haben, "irgendwo untergegangen" sind, wofür die gerade dies bedenkende Frau Matzner die Ausnahme vom Beispiel ist⁴, eine ganz andere Dimension. Ohne die Kenntnis des Zusammenhangs "Lakatos-Teufel" versteht der Leser die Bemerkung einfach als Überlegung, daß jene Prostituierten im Alter verarmt sind. Beachtet man aber die Konnotation von Lakatos als "Teufel, teuflisch", - und man beachte die Nähe von "Jenny" zu "Jenö"! - dann wird hier viel mehr mitgeteilt, nämlich daß die Mädchen bei Jenny Lakatos einer großen Gefahr ausgesetzt waren, der sie dann auch erlagen, und daß dieses Schicksal nicht von ungefähr so abgelaufen ist, wie es eben geschah. Ebenso ist auch bei der Interpretation des Romans **Die Kapuzinergruft** der Name Lakatos und seine Konnotationen wichtig. In diesem Roman hat Frau Jolanth Szatmary auf die ungarische Gemahlin der Hauptgestalt, Franz Ferdinand von Trottas, auf Elisabeth, eine negative Ausstrahlung. An sich ist das noch nicht so besonders teuflisch. Doch wird Jolanth Szatmary im Roman durch Trottas Mutter mit Jenö Lakatos in eine Beziehung gebracht. Einmal dadurch, daß sie, die sich den Namen Szatmary nicht merken kann und deshalb irrtümlicherweise ähnlich klingende andere Namen gebraucht, bei einer Gelegenheit "nach einiger Überlegung"⁵, also nicht spontan, den Namen Lakatos für Szatmary gebraucht, und ein anderes Mal, indem sie - als Leser des Rothschen Lebenswerkes erinnern wir uns an die Erzählung **Leviathan** - sagt, Szatmary müsse sich damit begnügen, "neue Korallen aus Tannenzapfen herzustellen"⁶ - eine Tätigkeit, der sich Teufel-Lakatos im **Leviathan** durchaus gewidmet hatte.

Die Wichtigkeit der Querverweise liegt bei diesem Beispiel auf der Hand.

Die Namen

An dieser Stelle können wir uns aus Platzgründen nur mit ausgewählten Beispielen zu unserem Thema beschäftigen, wobei wir aber zumindest im Überblick das Material zu den in Roths Werken wiederkehrend vorkommenden Namen vorstellen möchten.

In den Werken Roths kommen - in chronologischer Reihenfolge der Werke - folgende Namen von Figuren vor, die dann in einem weiteren Werk erneut anzutreffen sind:

1. **Der Vorzugsschüler (1916):**
Andreas (Wanzl), Eibenschütz, Mizzi Schinagl
2. **Karriere (1920):**
Gabriel (Stieglecker)
3. **Kranke Menschheit (ca. 1922):**
Heinrich (Reinegg)
4. **Spinnennetz (1923):**
Efrussi, (Prinz) Heinrich, (Benjamin) Lenz, Theodor (Lohse)
5. **Hotel Savoy (1924):**
Gabriel (Dan), Ignatz, Jakob (Steiner)
6. **Die Rebellion (1924):**
Anna, Katharina (Blumich), Klara, (Veronika) Lenz
7. **April (1925):**
Anna, Ignatz
8. **Der blinde Spiegel (1925):**
Tilly
9. **Die Flucht ohne Ende (1927):**
Alja, Baranowicz, Franz Tunda, Horwath, Klara
10. **Rechts und Links (1929):**
Nikolai Brandeis, Theodor
11. **Der stumme Prophet (vermutl. 1929):**
Alja, Baranowicz, Franz Tunda, Kapturak
12. **Perlefter (1929):**
Bardach, Manes, Naphtali Kroj, Tilly
13. **Heute früh kam ein Brief...II (1929):**
Mendel (Surokin), Naphtali Kroj, Pantalejmon
14. **Wasserträger Mendel (1929/30):**
Gabriel (Tucher), Mendel, Naphtali
15. **Erdbeeren (1930):**
(Wolf) Bardach, Brandes, Naphtali Kroj, Pantalejmon
16. **Hiob (1930):**
Kapturak, Mendel Singer, Sameschkin, Skowronnek
17. **Radetzky marsch (1932):**
Alois Schinagl, Chojnicki, Ephrussi, Festetics, Horwath, Jacques, Kapturak, Katharina Slama, Kovacs, Mizzi Schinagl, Nechwal, Onufrij, Pantalejmon, Skowronnek, Slama, Taittinger, (Carl Jospeh) von Trotta, Zenober
18. **Tarabas (1934):**
Katharina, Nikolaus (Tarabas)

19. **Triumph der Schönheit (1934):**
Jenő Lakatos, Skowronnek
20. **Die Büste des Kaisers (1934):**
Franz (Xaver Morstin), (Nuchim) Kapturak
21. **Leviathan (1934):**
Jenő Lakatos, Katharina, (Alexander) Komrower, Nissen Piczenik
22. **Die hundert Tage (1935):**
Chojnicki
23. **Beichte eines Mörders (1936):**
(Salomon Abramowitsch) Komrower, Jenő Lakatos, Leibusch, Pantalejmon
24. **Das falsche Gewicht (1937):**
Chojnicki, Kapturak, Leibusch Jadlowker, Manes, Mendel Singer, Nissen Piczenik, Onufrij, Sameschkin, (Wenzel) Slama
25. **Die Kapuzinergruft (1938):**
Chojnicki, Ephrussi, Jacques, Jadlowker, Kapturak, Kovacs, Manes (Reisiger), Onufrij
26. **Die Geschichte von der 1002. Nacht (1939):**
Alois Schinagl, Ephrussi, Festetics, Kovac, Mizzi Schinagl, Nechwal, Taittinger, Zenower
27. **Die Legende vom heiligen Trinker (1939):**
Andreas

Wir wollen im weiteren die Argumente, die für und wider die These einer "Rothschen Comédie humaine" sprechen, abwägen.

Roths Lebenswerk ist bereits auf den ersten Blick ganz anders als das von Balzac. Es ist nicht nur wesentlich schmäler, sondern beschränkt sich auch nicht - wie bei Balzac - nur auf einen Staat und eine Nationalität.⁷ Dies allein wäre aber noch kein Hinderungsgrund, den französischen Begriff zu gebrauchen. Der Aspekt der inneren Zusammenhänge, der Kohäsion des Ganzen ist für uns an dieser Stelle entscheidend und nicht die Beschaffenheit der Weltsicht oder die Fülle der dargestellten Sphären der Gesellschaft, bei denen ebenfalls deutliche Unterschiede zu Balzac erkennbar sind, da sich Roths Ansichten im Laufe der Jahre extrem veränderten und er in seinen Werken nicht eine solche Fülle von gesellschaftlichen Schichten darstellt wie der französische Autor. Balzac gestaltete in seinen Romanen so gut wie die gesamte französische Gesellschaft, die durch die 1789er Revolution und den Aufstieg des Bürgertums aus den Fugen geraten war, vor und nach 1830. Dabei war seine Sicht der Dinge in den verschiedenen Werken ziemlich gleich und es kehren eine Reihe von Figuren in mehreren Romanen wieder.⁸

Am besten untersuchen wir nun bei Joseph Roth einige repräsentative konkrete Beispiele:

Ein Moment, das man als Argument ins Feld führen kann, daß es sich bei Roth um eine dem Balzac'schen Werk ähnliche Erscheinung geht, nämlich darum, daß wir es in den verschiedenen Werken mit den gleichen Menschen zu tun haben, ist die Figur des Wachtmeisters Slama im Roman **Das falsche Gewicht**. Wachtmeister Slama erzählt nämlich im Laufe des Romans dem von seiner Frau hintergegangenen Eichmeister Anselm Eibenschütz über ein Erlebnis aus seinem eigenen Leben:

"Auch ich /.../ bin betrogen worden. Meine Frau hat sich da - Vertrauen gegen Vertrauen - mit dem Sohn des Bezirkshauptmanns eingelassen. Sie ist an der Geburt gestorben. /.../

Dabei waren wir /.../ zwölf Jahre verheiratet. Und, denken Sie, es war gar kein Mann, mit dem sie mich betrogen hat. Es war ein Jüngling, der Sohn des Bezirkshauptmanns, er war ein Kadettenschüler /.../ ein Kavalleriekadettenschüler aus Mährisch-Weißkirchen."⁹

Das, was Slama hier erzählt, ereignete sich im Roman **Radetzkmarsch**.¹⁰

Dies ist das einzige Beispiel im Rothschen Lebenswerk, bei dem sich die Figur eines Werkes an Ereignisse in einem anderen Werk bezieht, also eindeutig mit der im anderen Werk vorkommenden Figur identisch ist - was ja gerade das Kriterium für die "Comédie humaine" ist.

Allerdings sollte man auch nicht verschweigen, daß es selbst innerhalb des Romans **Das falsche Gewicht** - selbstverständlich auf Grund des gehetzten Lebens und der inzwischen eingetretenen Zerrüttung Roths - Unstimmigkeiten gibt: Slama heißt zunächst Wenzel, im weiteren dann aber Franz¹¹ Slama und auch seine Wohnung ist das erste Mal neben dem des Eichmeisters, doch dann bei der zweiten Erwähnung von Slamas Wohnung heißt es, heimgekehrt in den Ort verabschiedete sich Eibenschütz von Slama, der "am Rande von Zlotogrod" wohnte, und "er wollte eigentlich nach Hause fahren".¹² Wozu nach Hause "fahren", wenn sie nebeneinander wohnen?

Eine spannende Frage ist die, inwieweit es sich bei den Figuren Roths um Personen mit sprechenden Namen handelt. Im Falle Slamas liegt diese Vermutung nahe, da "Slama" in den slawischen Sprachen soviel wie "Stroh" bedeutet. Dies paßt auch gut zum Wachtmeister Slama, der - vor allem im **Radetzkmarsch** - tatsächlich weich wie Stroh ist, wie das sein Umgang mit Carl Joseph von Trotta, mit dem ihn seine Frau betrogen hatte, nach ihrem Tod beweist.¹³ Außerdem können wir über den Träger dieses Namens - uns ebenfalls an Stroh erinnernd - im **Radetzkmarsch** lesen: "Er war der Wachtmeister Slama, der Name war wie der Rang, der Federbusch gehörte wie der blonde Schnurrbart zu seiner Physiognomie."¹⁴

Eine in vielen Werken vorkommende und eigentlich identisch geschilderte Gestalt ist die des polnischen Grafen Chojnicki, in der Roth eine Art Selbstporträt geschaffen

hat. Chojnicki ist eine Figur, der es sowohl im **Radetzkmarsch** (1932) als auch in **Die Kapuzinergruft** (1938) vorbehalten ist, die großen und entscheidenden Wahrheiten auszusprechen. Obwohl der Ich-Erzähler in **Die Kapuzinergruft** ein Bekannter Chojnickis ist und Chojnicki - zumindest im **Radetzkmarsch** - die Verwandten Franz Ferdinand Trottas kennt, wird dies kein einziges Mal erwähnt. Bei der Gestalt Chojnickis suchen wir also vergeblich nach Erinnerungen an Ereignisse aus anderen Werken. Für einen ganz anderen Gebrauch von Chojnickis Namen und Figur spricht auch der einzige historische Roman Roths, **Die hundert Tage** (1935), in denen wir auf Chojnicki treffen - allerdings zur Zeit Napoleons! Daß es sich dabei nicht um den gleichen Grafen handelt, der das Ende der Monarchie und dann den Anschluß Österreichs erlebt, liegt auf der Hand.

Es scheint viel mehr darum zu gehen, daß Roth bestimmte Figuren und Namen bestimmten Vorstellungen und Ideen zuordnete. Dies kann man auch an den Nebenfiguren ablesen.

Zu diesen Figuren am Rande gehört auch die des Kapellmeisters Josef Nechwal, den wir zunächst im Roman **Radetzkmarsch** antreffen, und zwar als Kapellmeister "in der kleinen Bezirksstadt W. in Mähren", wo er das sonntägliche Platzkonzert dirigiert. Angedeutet ist in Zusammenhang mit seiner Person zugleich auch das Hauptthema des Romans: Der Untergang der Monarchie.

Der Kapellmeister gehörte noch zu jenen österreichischen Militärmusikern, die dank einem genauen Gedächtnis und einem immer wachen Bedürfnis nach neuen Variationen alter Melodien jeden Monat einen Marsch zu komponieren vermochten. Alle Märsche glichen einander wie Soldaten. /.../ Die lässige Gewohnheit anderer Musikkapellmeister, den ersten Marsch vom Musikfeldwebel dirigieren zu lassen und erst beim zweiten Punkt des Programms den Taktstock zu heben, hielt Nechwal für ein deutliches Anzeichen des Untergangs der kaiserlichen und königlichen Monarchie.¹⁵

Im Roman **Die Geschichte von der 1002. Nacht** treffen wir auf diesen - oder einen anderen, den gleichen Namen tragenden? -Kapellmeister in weit höherer Stellung. Als der Schah von Persien in Wien ankommt ist es "der Kapellmeister Josef Nechwal", der "die persische Nationalhymne" befahl.¹⁶ Und laut Protokoll des Schahbesuchs gibt es auch einen Besuch in der Spanischen Reitschule, bei dem Nechwal seine, schon im **Radetzkmarsch** erwähnte Fähigkeit des Neue-Märsche-Komponierens unter Beweis stellen kann, denn die dort erklingende "persische Melodie, die aber dem Schah unbekannt-bekannt vorkam, /.../ stammte vom Kapellmeister Nechwal".¹⁷ Hinzu kommt noch als Ironie: Nechwal bedeutet auf Tschechisch soviel wie "lobe nicht" - was bei Roths Sprachkenntnissen sicher kein Zufall sein kann...

Ebenfalls häufig treffen wir in den Rothschen Werken den Schmuggler Kapturak, dessen Name eine Zusammenfügung aus dem aus dem Rumänischen kommenden Wort "kaptura", das soviel bedeutet wie "wegnehmen, sich aneignen", und dem "k",

durch das die typisch slawische Endung "-rak" aus dem Namen herausgehört werden kann. Aber auch Kapturak erinnert sich nicht an Ereignisse aus anderen Werken. Seine Rolle ist immer gleichbleibend. Im **Radetzkymarsch** lesen wir etwa über ihn:

An den Grenzen der österreichischen-ungarischen Monarchie gab es damals viele Männer von der Art Kapturaks. Rings um das alte Reich begannen sie zu kreisen wie die schwarzen und feigen Vögel, die aus unendlicher Ferne einen Sterbenden eräugen. Mit ungeduldigen und finsternen Flügelschlägen warten sie sein Ende ab. Mit steilen Schnäbeln stoßen sie auf die Beute. Man weiß nicht, woher sie kommen, noch, wohin sie fliegen. Die gefiederten Brüder des rätselhaften Todes sind sie, seine Künder, seine Begleiter und seine Nachfolger.

Kapturak ist ein kleiner Mann von unbedeutendem Angesicht. Gerüchte huschen um ihn, fliegen ihm auf seinen gewundenen Wegen voran und folgen den kaum merklichen Spuren, die er hinterläßt. Er wohnt in der Grenzchenke. Er verkehrt mit den Agenten der südamerikanischen Schifffahrtsgesellschaften, die jedes Jahr Tausende russischer Deserteure auf ihren Dampfem nach einer neuen und grausamen Heimat befördern. Er spielt gerne und trinkt wenig. An einer gewissen gramvollen Leutseligkeit läßt er es nicht fehlen. Er erzählt, daß er jahrelang den Schmuggel mit russischen Deserteuren jenseits der Grenze betrieben und dort ein Haus, Weib und Kinder zurückgelassen habe, aus Angst, nach Sibirien verschickt zu werden, nachdem man mehrere Beamte und Militärs ertappt und verurteilt hatte. Und auf die Frage, was er hier zu machen gedenke, erwidert Kapturak, bündig und lächelnd: "Geschäfte."¹⁸

Ähnlich treffen wir ihn auch in **Das falsche Gewicht** und in **Die Kapuzinergruft** an. Er scheint eher ein wiederkehrender Typ, denn die selbe Figur zu sein.

Der Name Schinagl wiederum steht für das Gewöhnliche, vielleicht sogar etwas Ordinäre, für schlechten Geschmack basierend auf einer Herkunft aus den städtischen Unterschichten.

In **Der Vorzugsschüler** ist Mizzi Schinagl eine Miederverkäuferin, die "sich so gerne von einem Herrn auf der Straße /hätte/ ansprechen lassen"¹⁹ und später dann zu einem hysterischen "aufgeputzten Frauenzimmer" wird.

Im **Radetzkymarsch** fällt der Name Schinagl in verschiedenen Kontexten. Zu den wenigen zutraulichen und offenen Momenten zwischen Carl Joseph von Trotta und seinem Vater kommt es während ihrer gemeinsamen Wienreise, auf der der Vater, als sie im Volksgarten sitzen, über eine längst vergangene Affäre mit einer gewissen Mizzi Schinagl spricht:

"Hier hab ich einmal ein kleines Mädal kennengelemt. Wie lang wird's her sein? /.../ Mizzi Schinagl hat's geheißBen!" sagte der Alte. In den dichten Kronen der Kastanien suchte er nach dem verschollenen Bildnis Fräulein Schinagls, als wäre sie ein

Vögelchen gewesen. /.../ "Zu meiner Zeit, weißt du, war man nicht sentimental. Man nahm Abschied von Mädchen und auch von Freunden..."²⁰

Ebenfalls im **Radetzkymarsch** treffen wir auf den Namen Alois Schinagl, als der Bezirkshauptmann von Trotta und Doktor Skowronnek ihn in der Zeitung lesen, und dieser Name trägt dann dazu bei, daß ihre gute Beziehung entsteht. Beide fühlen sich von diesem Schinagl abgestoßen, von dem gesamten Kontext, in dem er genannt wird:

Wie auf ein Kommando legten beide die Zeitungen nieder, und ihre Augen begegneten einander. Gleichzeitig und auf einen Schlag erkannten sie, daß sie denselben Bericht gelesen hatten. Es war ein Bericht über ein Sommerfest in Hietzing, an dem ein Fleischermeister, namens Alois Schinagl, dank seiner übernatürlichen Gefräßigkeit Sieger im Beinflleichessen geblieben war und die "goldene Medaille des Wettesservereins von Hietzing" erhalten hatte. Und die Blicke der beiden Männer sagten zu gleicher Zeit: Wir essen auch gerne Beinflleich, aber diese Idee, eine goldene Medaille für so was zu verleihen, ist doch eine recht neumodische und verrückte Idee!²¹

In **Die Geschichte von der 1002. Nacht** hat Mizzi eine Affäre mit Rittmeister Taittinger. Als sie schwanger wird, verschafft ihr Taittinger eine Pfaidlerei und reist ab - Mizzi voller Liebe auf ihn wartend bleibt allein. Hier schwingt - bei aller Ironie und bei allem Verständnis - in der Beschreibung eine leichte gewöhnliche Ader mit, so wie bereits in der Erzählung **Der Vorzugsschüler**:

Sie gebar einen Sohn, und sie nannte ihn Alois Franz Alexander. Alois Franz hieß der natürliche Vater; Xandl hieß der Bräutigam, der Friseur.

Die Pfaidlerei ging gut, der Friseur war immer noch bereit, Mizzi zu heiraten. Auch hatte sie selbst durchaus Verlangen nach einem ruhigen und ehrlichen Dasein. Allein, es ging in ihr, dieweil sie derlei vernünftige Pläne überlegte, auch die Liebe durch das Herz und durch den Kopf, und es war die Liebe zu Taittinger. Ihr Kind schien ihr großartig geraten. Nicht einen Augenblick vermochte sie die Hoffnung aufzugeben, daß der Baron Taittinger kommen würde, um die Frucht seiner Lenden zu sehen. Aber der Taittinger kam nicht.²²

Drei Jahre später geht Mizzi in ein Bordell arbeiten, wo sie dann eines Tages Taittinger als "Kunden" trifft, und sie beginnt sich nach zwei Gläsern Champagner einzureden, er sei ihretwegen allein gekommen.²³

In **Die Geschichte von der 1002. Nacht** ist Alois Schinagl Ofensetzer, und der Vater der Mizzi.²⁴ Er verstößt seine Tochter des unehelichen Kindes wegen, ändert dann seine Meinung auf Grund von Mizzis unerwartetem Reichtum:

Das Wiedersehen war herzlich, ja herzerschütternd. Der alte Schinagl weinte. Es waren kaum sechs Monate seit dem Tage vergangen, an dem er ganz Sievering versichert hatte, daß er seine Tochter verstoßen habe und daß er entschlossen sei, sie nie mehr im Leben wiederzusehen. Aber was kann der Mensch gegen die Gewalt des Goldes? Man sah den alten Schinagl die verstoßene Tochter umarmen.²⁵

Inkonsequenz, Habgier, Prinzipienlosigkeit - dies steht im Zusammenhang mit dem Namen Schinagl, wenn Roth auch mit viel Verständnis die Charakteristika skizziert.

Schon allein diese wenigen herausgegriffenen Beispiele belegen, was die Figuren betrifft, daß man den Begriff der **Comédie humaine** lieber nicht gebrauchen sollte, denn er ist irreführend, da die gleichnamigen Charaktere - anders als bei Balzac - "nicht immer miteinander identisch" sind.²⁶ Als weitere Beispiele könnte man anführen, daß u.a. Nissen Piczenik im **Leviathan** kinderlos stirbt, während er im **Falschen Gewicht** "schulpflichtige Kinder" besitzt und im **Tarabas** ist er Besitzer eines Kramladens, während er doch im **Leviathan** sein Leben lang nichts anderes als ein Korallenhändler war. Hinzu kommt noch, daß jede dieser gleichnamigen Gestalten an einem anderen Ort lebt. Im **Hiob** treffen wir noch auf einen vierten Piczenik, der allerdings den Vornamen Nathan trägt und nur ein einziges Mal genannt wird. "Insgesamt sind es mehr als vierzig Figuren und eine beträchtliche Anzahl ausgefallener Ortsnamen, die mehrfach von Roth verwendet werden."²⁷

Soviel man weiß hatte Roth in manchen Fällen konkrete Vorbilder für seine Figuren gehabt, wie etwa im Falle des Dr. Skowronnek, den wir sowohl in **Triumph der Schönheit** als auch in **Der Radetzkymarsch** antreffen. Das Vorbild war ein gewisser Dr. Loebel, "ein belesener Mann, der mit Schriftstellern und Künstlern verkehrte. Als Dr. Loebel meinte, sich in Roths Dr. Skowronnek wiederzuerkennen, mußte ihm Roth auf seine Frage hin gestehen, daß er bei der Zeichnung seiner Arztfiguren an ihn gedacht habe."²⁸

David Bronsen meint zu dieser Frage der Namen Roth habe eine lange Reihe von Eigennamen "ihm bekannten, hauptsächlich aus Brody stammenden Menschen entlehnt", doch könne man auch hier "nicht verallgemeinern, da einige der in seinen Werken vorkommenden Gestalten ziemlich genau ihren lebenden Originalen nachgebildet wurden, während andere nur den Namen mit ihnen gemein haben".²⁹

Fazit

Von einer **Comédie humaine** im Balzacschen Sinne kann man bei Roth sicher nicht sprechen, jedoch scheint es so zu sein, "daß Roth von einem epischen Universum erfüllt war, das ein eigenes Leben bei ihm führte."³⁰ So gebrauchte er bereits von ihm gestaltete Figuren als Typen, denn sie waren ihm vertraute Personen geworden. Dabei versuchte er gar nicht, an den bereits irgendwo anders von ihm skizzierten Lebenslauf dieser Figuren anzuschließen, sondern es ging ihm darum, "aus einer Privatwelt zu schöpfen, deren Vertrautheit ihm die Gewähr für die Echtheit seiner Kunst gab."³¹ Das bedeutet, daß wir es nicht immer mit den gleichen Figuren, mit den gleichen Identitäten zu tun haben, doch bereits der Name verrät uns, wie der jeweils erwähnte Charakter aufgebaut ist, mit welchen Motiven er verknüpft ist. Außer den Namen sind es auch bestimmte erzählerische Motive sowie die Schauplätze, die eine

Art Typologie bilden. Diese subtilen Querverweise im Rothschen Lebenswerk sollten bei Einzelinterpretationen seiner Werke nicht übersehen werden, denn wichtige Gesichtspunkte für die Interpretation eines einzelnen Werkes können aus anderen Werken gewonnen werden.

Anmerkungen:

- 1 Claudio Magris: Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. Salzburg 1988, S. 258.
- 2 David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie. Köln 1974, S.577f. (Im weiteren: BRO)
- 3 Ernst Robert Curtius: Balzac. Paris 1933, S.384.
- 4 Joseph Roth: Die Geschichte von der 1002. Nacht. Köln 1981, S.71. (Im weiteren: GESCH)
- 5 Joseph Roth: Die Kapuzinergruft. Berlin 1984, S.127. (Im weiteren: KAP)
- 6 KAP S.128.
- 7 BRO S.578.
- 8 So z.B. der Bankier Nucingen, der Wucherer Gobseck, der Geizhals Grandet, der Habsüchtige Pons, die alte Jungfer Cousine Bette, der Emporkömmling Rastignac, der Bandit Vautrin.
- 9 Joseph Roth: Das falsche Gewicht. Berlin und Weimar 1987, S.108. (Im weiteren: GEW)
- 10 Joseph Roth: Radetzky marsch. Berlin und Weimar 1979, S.33f. (Im weiteren: RAD)
- 11 GEW S.40 bzw. S.54 und 76f.
- 12 GEW S.55 bzw. 88.
- 13 RAD S.53-61.
- 14 RAD S.54.
- 15 RAD S.23.
- 16 GESCH S.15.
- 17 GESCH S.22f.
- 18 RAD S.175.
- 19 Joseph Roth: Der Vorzugsschüler. In: Roth, Joseph: Der Leviathan. Erzählungen, Erzählfragmente, kleine Prosa. Berlin und Weimar 1979, S.15.
- 20 RAD S.128.
- 21 RAD S.238.
- 22 GESCH S.29.
- 23 GESCH S.31.
- 24 GESCH S.28.
- 25 GESCH S.46.
- 26 BRO S.578.
- 27 BRO S.578.
- 28 BRO S.433f.
- 29 BRO S.578.
- 30 BRO S.578.
- 31 BRO S.578f.

Endre Kiss (Budapest):

Möglichkeiten einer genealogischen Forschung in der Interpretation von Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*

Genealogie heißt Abstammung, sie ist die Geschichte dessen, was entstand. Sie ist Entwicklungsgeschichte, auch wenn man schon mit dem simplen Gebrauch des Wortes 'Entwicklung' gewollt oder ungewollt sich an ein Werturteil über die Qualität des angesprochenen Prozesses anschließt.

Eine genealogische Interpretation von Robert Musils 'Der Mann ohne Eigenschaften' kann sich zumindest aufgrund zweier sehr starker Argumente legitimieren. Das erste starke Argument weist auf die klare Tatsache hin, daß ohne den erreichbar optimalsten Bestand der genealogischen Kenntnisse eine stattliche Reihe von Ideen, Konflikten, Motiven der als endgültig angesehenen Fassung nicht adäquat interpretiert werden kann. Wir stehen heute noch in deutlicher Entfernung von einem endgültigen Gesamtbild von diesen Momenten. Es sollte uns genügen, wenn man sich jenen einleitenden Schlüsselsatz des ganzen Romans vergegenwärtigt, in welchem gesagt wird, Ulrich nimmt 'für die Rettung der Eigenheit'¹ sich ein Jahr Urlaub vom Leben. Hält man die als endgültig anerkannte Fassung des großen Romans vor Augen, so ist dieser Satz gänzlich ohne tragische Tiefendimension bzw. Alternativität. Es gibt wohl kaum einen Leser, der diese Idee des provisorischen Abschiednehmens vom Leben 'für die Rettung der Eigenheit', mit anderen Worten, für die Selbstfindung mit tragischen Untertönen wahrnehmen würde.

Nach einem genealogischen Studium des Werkes wird es jedoch bald klar, daß dieser Satz ursprünglich gerade mit solchen Untertönen gemeint worden ist (Ulrich will beispielweise Selbstmord begehen, wenn dieses Abschiednehmen nicht gelingt) und die tragische Note aus Ulrichs Selbstsuche nie ganz fehlt.

Eine genealogische Erforschung und Interpretation hat aber auch eine weitere ganz besondere und spezifische Bedeutung gerade im Falle des 'Der Mann ohne Eigenschaften'. Als führende Problematik dieses Romans gilt seine schwer definierbare romanpoetische Gattung, eine Gattung, die man mit den traditionellen Mitteln der Romanpoetik kaum adäquat beschreiben kann. Das Werk ist, wohl mit extremer Vereinfachung gesagt, ein historischer Roman, allerdings einer, dessen 'historischer' Gegenstand gerade im Laufe des historischen Prozesses selber 'verschwand'. Die Tatsache, daß der historische Untergang Kakaniens, des "ursprünglichen" Gegenstandes das wichtigste Objekt von genealogischen Überlegungen ausmacht, heißt bei weitem nicht, daß nicht auch noch ähnliche, im Prozeß der Darstellung untergegangene Gegenstände im Roman in großer Anzahl auch vorkommen. Denke

man an die historische Tatsache, daß auch Walther Rathenau Anfang der zwanziger Jahre stirbt, so daß sich eine Leitidee einer Vorfassung ('Rathenau wird zum Ideal aller dieser Leute, zum »Messias«. Er ist der geistige Mensch für diese Zeit.'²) auch aus diesem einmaligen historisch-genealogischen Grund in der ursprünglichen Form nicht hat verwirklichen lassen, die Gestalt Arnheims könnte also einzig aus diesem 'genealogischen' Grund nicht 'der geistige Mensch' dieser Zeit werden. Das Werk 'Der Mann ohne Eigenschaften' ist ein historischer Roman, dessen historischer Charakter, LETZTLICH wegen des Untergangs des zum literarischen Gegenstand gewählten Staatengebildes vom Autor polyhistorisch aufgehoben und umfunktioniert wird.³

Eine genealogische Sichtweise, die ja auch auf Versionen des Romans anzuwenden ist, die noch ZUR ZEIT der Existenz von Österreich-Ungarn entstanden sind, mögen uns deutlich helfen, den an seiner Geschichtlichkeit aus dem Grund des historischen Verlustes des Gegenstandes selber extrem reduzierten Roman 'zurückzu-historisieren', den im endgültigen Text aus diesem Grunde nicht mehr auffindbaren historischen Gerüst hinter dem Roman zu rekonstruieren, um dadurch auch den eigenen und ursprünglichen Intentionen des Dichters näherzukommen.

Wir hatten zwei Argumente für die genealogische Deutung von Robert Musils 'Der Mann ohne Eigenschaften' angeführt (ERSTENS: bessere, in manchen Fällen das einzig mögliche adäquate Verständnis von gewissen Ideen, Gestalten, Motiven des Romans, zweitens: Rekonstruktion des 'Der Mann ohne Eigenschaften' als die eines historischen Romans, dessen spezifisch historischer Charakter im historischen Verschwinden seines ursprünglich existenten historischen Gegenstandes besteht).

An dieser Stelle sei aber auch auf ein drittes Motivgebiet hingewiesen, welches es ebenfalls empfiehlt, den 'Der Mann ohne Eigenschaften' vorwiegend genealogisch zu interpretieren. Dieses Motivgebiet sei die GESCHICHTE SELBER ALS GEGENSTAND. Aus den vielen möglichen Perspektiven dieses Komplexes sei nur diejenige hervorgehoben, die am engsten mit dem Sujet des Romans verbunden ist. Der Roman fängt an, eine Geschichte, eben diejenige der Parallel-Aktion zu erzählen. Da aber der Autor schon im voraus weiß, daß die Parallel-Aktion nicht nur zu keinem Ziel führt, sondern auch zu einem historisch sich selbst vernichtenden Gegenstand wird, verwandelt sich die Darstellung der Geschichte von gewissen Prozessen zum Teil in eine explizit gemachte (in literaturhistorischer Sprache ausgedrückt: 'essayistische') Reflexion auf die Geschichte als auf direkten Gegenstand. Und Musil formuliert auch in dieser Reflexion auf die Geschichte durchaus ernstzunehmende und ansonsten überhaupt nicht gern wahrgenommene Tatbestände.

Er weist unter anderen in beispielloser Exaktheit nach, wie unmöglich es einer Gegenwart ist, aus der Geschichte zu 'lernen', sie überhaupt zur Leitidee der aktuellen Handlungsorientierung zu machen. Er schildert mit kaum zu überbietbarer Ironie, wie

die jeweiligen politischen Eliten ausschließlich durch die Selektion ihrer aktuellen, in höchstem Maße zufällig-relativen Eigeninteressen aus der Geschichte positive Inhalte und Ideale zu wählen imstande sind. Und dieses Gesetz der Selektivität der kurzfristigen Interessen funktioniert auch dann, wenn es gerade auf Leben und Tod geht. Ein Land, ein Staat, eine Gesellschaft kann somit unter keinen Umständen zu den authentischen, historischen Quellen seiner (ihrer) eigenen Identität zurückfinden, auch wenn es ihm (ihr) die eigene historische Existenz kosten wird. Mit kaum geringerer Exaktheit zeigt dann Musil, wie infolgedessen anstatt vitalen Identitätsquellen geschichtliche Gemeinplätze 'der' Gesellschaft aufgeboten sind, die dann eben wie irrationale Handlungsoperatoren auswirken.

Die vorhin angeführten beiden Konzeptionen erschöpfen Musils Reflexion auf die Geschichte selber noch überhaupt nicht. Trotzdem haben wir diese beiden Ideen gewählt, weil sie beide organisch mit der endgültigen Form des großen Romans zusammenhängen. Die erste These sagt: Eine Gesellschaft kann sich durch Rekurs auf ihre identitätsstiftende Geschichte nicht regenerieren. Damit hängt auch Robert Musils mehr als strategische Entscheidung zusammen. Die zweite These sagt nämlich: Die für die Gesellschaft als historische Handlungsoperatoren empfohlenen Inhalte bewegen sich auf der Ebene von (falschen) Trivialitäten.

Am Beispiel der Spion-Problematik, bzw. des 'Spion' -Projektes (meistens halten wir in diesem Zusammenhang den mit 'Spion' und nicht den mit 'Der Spion' betitelten Text im Nachlaß vor Augen), läßt sich aber auch zeigen, welche Möglichkeiten in einer genealogischen Deutung des 'Der Mann ohne Eigenschaften' stecken können.

Die Spion-Problematik der Vorfassungen gilt selbst im Lichte der als endgültig angenommenen Fassung noch nicht als gänzlich widerrufen, da die Kriegszeit, die den Ereignissen der Romanthematik folgt, im endgültigen Roman nicht mehr dargestellt wird. Aus dem Wesen der Spion-Problematik folgt aber ferner auch, daß der Autor in ihrem Zusammenhang die einzelnen Manuskriptfassungen nicht explizit notieren kann. Während der Abfassung des Spion-Projektes stand er nämlich noch im Dienst der österreichischen Armee, so daß er sich aus einfachen 'dienstlichen' Gründen es nicht erlauben durfte, explizite Texte über eine Spionage-Geschichte bei sich zu halten. Daraus ergaben sich ihm mit Notwendigkeit zwei Möglichkeiten: Die eine könnte eine komplizierte Kodierung des ganzen geplanten Geschehens, die andere eine abgekürzte und nur für die Erinnerungskraft des Autors selber aufgezeichnete Version gewesen sein. Aufgrund der heute zur Verfügung stehenden Materialien ist es klar, daß Robert Musil die zweite Fassung gewählt hat. Nimmt man jedoch dies als Ausgangspunkt weiterer legitimer genealogischer Überlegungen, so kann man die Hypothese aufstellen, daß die heute uns zur Verfügung stehenden Texte unter Berücksichtigung dieser Abkürzungsperspektive vielleicht annähernd vollständig sind. Ihre Lücken lassen sich somit nicht so sehr auf den fragmentarischen

Charakter der uns überlieferten Texte wie eben auf eine bewußte Abkürzungstechnik des Autors selber zurückführen.

Glücklicherweise haben wir im Manuskriptmaterial sogar zwei Stellen, in denen Robert Musil selber Hinweise in seinen eigenen Text hineinschreibt, die eigens für Leser gewidmet sind, die, unbefugt, durch einen eventuellen Zufall zur Lektüre des Textes kommen und die vielleicht gedacht haben mochten, das, was sie eben keine Fiktion (was in Hinsicht auf eine Spionage-Geschichte mit durchaus gefährlichen Konsequenzen hätte zusammengehen können). Die eine solche Stelle beinhaltet die anscheinend nur zufällig hingeworfenen Bemerkungen des Autors, der Dichter gäbe hier die Gedanken des Protagonisten wieder, niemand solle aus den Lesern dieses Textes denken, der betreffender Gedanke sei eine eigene Idee des Dichters.⁴

Eine ganz besondere Beachtung verdient die Spion- Problematik auch aus dem Grunde, weil in ihr die INTELEKTUELLE mit der REAL-HISTORISCHEN Problematik noch auf die natürlichste Art vermittelt wird. Dass der Protagonist ein Spion ist und auf diese Weise gegen sein Land kämpft, vereint das bis zum Ende latent vorhandene Moment jedes nacheinander entstehenden Projekts, und zwar das Moment der geistigen Revolte mit der historisch-politischen Wirklichkeit. Die Wichtigkeit der Spion-Projekte besteht in dieser auf den ersten Augenblick zwar außergewöhnlichen, so doch logischen Konzeption: Die praktische Handlung erscheint als eine Konsequenz der geistigen Revolte des jungen Protagonisten gegen die Welt der Väter, die ja in diesen Krieg geführt habe. Bei der Heraufbeschwörung des reichen und komplexen geistigen Charakters dieser Revolte können wir praktisch schon im Prinzip an die vollständige Palette der geistigen Impulse des späteren als fertig angesehenen Romans denken. Die Manuskripte verraten in Keimen die später sich ebenfalls realisierende Konzeption Musils, zur Begründung dieser existentiellen Revolte den aktuellen und modernsten Stand des neuen Denkens von Weininger bis Nietzsche, von Mach bis zur Gestalttheorie, von der Vererbungstheorie bis zur Kulturkritik in Anspruch zu nehmen.

In den uns überlieferten Spion-Texten gibt es einen etwas mehr ausgeführten Teil, in dem auf diese geistige Motivation Bezug genommen wird, so daß die historisch-politische Realität als Ausfluß der geistigen Situation interpretiert werden kann: 'Zum Schluß wird ein Überdreadnought gebaut. Der Militarismus als Resultante der ungerichteten Kräfte. Der General, den alle als dumme Menschen behandeln ... setzt das schließlich ganz mühelos durch'⁵. In den Spion Manuskripten erscheint also die umfassende Eigenschaft letztlich jeder einzelnen Vorfassung des großen Romans:

Die grenzenlose und radikale Revolte gegen die Welt, sowie gegen die ganze Kultur der Väter, eine Revolte, die in der als endgültig angesehen Fassung nur noch in kaum wahrnehmbarer Form erscheinen wird.

An diesem Punkt kommen wir zum Anfang unseres Gedankenganges zurück. Denn die genealogische Forschung, bzw. die genealogische Interpretation des 'Der Mann ohne Eigenschaften' ist nicht nur aus dem Grunde von hervorragender Bedeutung, weil sie simpel nachweisen kann, das Grundprojekt des Werkes habe sich im Laufe der Arbeit in entscheidenden Punkten geändert. Die Dimensionen und die gegenständliche Bedeutung (Krieg, Revolte, etc.) dieser Modifizierungen wären selbstverständlich zwar auch an sich ausreichend, das Interesse der philologischen Forschung auf sich zu lenken. Es geht aber in diesem Fall um Mehreres. Es geht darum, daß in dem uns als endgültig überlieferten Texte des 'Der Mann ohne Eigenschaften' Überreste in deutlicher Anzahl aufzufinden sind, die noch nicht ganz mit dem neuen Anfang abgestimmt sind. Es gibt also Momente, die, wie wir es an einem Beispiel in unserem einleitenden Gedankengang gezeigt haben, erst in 'genealogischem' Kontext adäquat wahrzunehmen und zu interpretieren sind. Die Reihe der Beispiele ließe sich beliebig fortsetzen. Rein zeitlich, chronologisch wie biographisch erscheint das gedankliche Material der Dialoge zwischen Walter, Clarisse und Ulrich als ein FRÜHERES Stadium des Dialoges als es beispielsweise die gedanklichen Auseinandersetzungen zwischen Amheim und Ulrich in der endgültigen Fassung sind. Es ist demnach zu erwarten, daß in der Interpretation dieses Gedenkenmaterials (d. h. Walters, Clarissens und Ulrichs) diese zeitliche Ebene zum Ausdruck gebracht werden kann. Ein weiteres Beispiel liefert uns die Gestalt Moosbruggers selber. In ausschließlicher Kenntnis des als endgültig akzeptierten Textes des 'Der Mann ohne Eigenschaften' ist es eine pure Unmöglichkeit, die wahre Bedeutung Moosbruggers für die ganze Konzeption, seine ursprüngliche Protagonistenrolle wahrzunehmen. Ohne auf später auszuführende Forschungen vorzugreifen, können einige Seiten auch des Moosbrugger der reifen Fassung erst in genealogischer Sicht vollständig erfaßt werden. Es versteht sich von selbst, daß die Veränderung von Moosbruggers Dimensionen auch auf die gedankliche Reflexion seiner Gestalt, bzw. seiner Problematik in jeder Hinsicht auswirkt.

Die Verschiebungen lassen ferner auch in (immer exakter zu machenden) strukturellen Beziehungen beschreiben. Schildert man den geistig-existentiellen Raum des Protagonisten so, daß er zwischen zweimal zwei Kraftzentren steht, wobei einerseits die Normen der bürgerlich-autoritativen Gesellschaft GEGEN eine neue, kaum in Zweifel zu ziehende neue menschliche Realität der Sinnlichkeit und andererseits die 'normale' politisch-kulturell-soziale Wirklichkeit GEGEN eine neue Realität der neuen Wissenschaft und des neuen, konstitutiven Denkens steht, so läßt sich diese Grundstruktur in jeder Vorfassung des großen Romans nachweisen, selbstverständlich mit der jeweiligen Verschiebungen. Auch auf diese strukturellen Beziehungen gilt aber, dass gewisse Inhalte auch der letzten Fassung restlos nur durch Berück-

sichtigung der Genealogie des Romans zu deuten sind. Und diese Inhalte sind die, die der "Der Mann ohne Eigenschaften" zum inkommensurablen.

Anmerkungen

- 1 Robert Musil, Gesammelte Werke 3. Der Mann ohne Eigenschaften. Reinbek bei Hamburg, 1978. Band 1, S. 46.
- 2 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften. Nachlaß Transkription, Mappe I/6. 002.
- 3 Selbstverständlich wollen wir unter keinen Umständen jede relevante Differenz zwischen den Vorfassungen und dem als endgültig angesehenen Werk mit dem Untergang des historischen Gegenstand erklären - wir wollen aber mit allem Nachdruck auf diese inkommensurable Bedingung der ganzen Konzeption hinweisen, die auch hinter den wichtigsten konzeptionellen Eigenschaften des großen Romans steht.
- 4 Robert Musil, Der Mann ohne eigenschaften. Nachlaß Transkription. Tagebuch Heft 22, Einlage 12. Die Kuriosität der Situation ist nicht zu erkennen. Der Dichter distanziert sich von der Ideen welt seines Protagonisten in seinen nicht für die Öffentlichkeit gemeinten Manuskripten. Die Annahme eines "unbefugten" Lesers liegt auf der Hand.
- 5 Ebenda, Mappe I/6. 001.

Jenő Kiss (Budapest):

Über den Ursprung westungarischer Dialektwörter

In einem Artikel über bairisch-österreichische Lehnwörter meines Heimatdorfes, der Mundart von Mihályi im Raabau (50 km östlich von Ödenburg entfernt) wurde der deutsche (bairisch-österreichische) Ursprung von 169 Dialektwörtern nachgewiesen.¹ Es gab einige unter den behandelten Wörtern, die nur mit Hilfe von K. Mollay etymologisiert werden konnten. Prof. Mollay hat mir die in Wörterbüchern nicht befindlichen bairisch-österreichischen Wörter aus seiner reichen Materialsammlung zur Verfügung gestellt.² Verständlicherweise darf die oben genannte Zahl der bairisch-österreichischen Lehnwörter in der Mundart von Mihályi nicht als endgültig angesehen werden. Es gibt nämlich Dialektwörter, deren Ursprung noch nicht geklärt werden konnte. Außerdem stoße ich immer wieder auf Dialektwörter, die nicht aufgezeichnet worden sind, und unter ihnen sind auch solche zu finden, die auf bairisch-österreichische Quellen zurückgehen.

In meinem Artikel habe ich vor, zur weiteren Klärung der Lehnwortschicht des Raabauer Dialekts beizutragen.

Hófrálkodik

In Mihályi wird dieses Wort auch heute noch gebraucht. Es bedeutet: 'csavarog; herumschweifen'³. Aus anderen Dialektwörterbüchern kann das Wort nicht belegt werden. **Hófrálkodik** ist eine Weiterbildung des bereits ausgestorbenen Verbalstammes **hófrál**, dessen Variante **ófrányi**⁴ aus dem Jahre 1823 belegt werden kann⁵. Das Verb **hófrál**, **ófrál** ist eine Entlehnung aus dem Deutschen.⁶ Aus dem Deutschen entlehnte, auf **-ieren** endende Verben können zweierlei Endungen im Ungarischen haben: entweder das Verbalsuffix **-z** oder das **-l** (beide sind sog. Einbürgerungssuffixe). Das Verb **hofíroz** 'den Hof machen'⁷ ist eine direkte Entlehnung aus der deutschen Sprache. Die Variante **hófrál** (bzw. **ófrál**) entstand durch analogische Einwirkung der Verben auf **-ál**, die in den meisten Fällen auf lateinische Wortstämme zurückgehen. Vgl. folgende Verbpaare deutschen Ursprungs im Ungarischen: **blamíroz** : **blamál**, **fixíroz** : **fixál**, **gazsulíroz** : **gazsulál**⁸.

Kindertojás

Neben den lexikalischen Archaismen soll auch ein Neologismus deutschen Ursprungs im Raabauer Dialekt erwähnt werden. Es handelt sich um die

Zusammensetzung **kindertojás**, die eine partielle Lehnübersetzung von **Kinderei** ist (**tojás**=Ei) und deren erstes Glied aus dem Deutschen übernommen wurde. Der TV-Reklame und dem Handel verdankt dieses Wort seine Verbreitung. Wie bekannt, wurden die Handelsbeziehungen zwischen Österreich und Ungarn nach der Öffnung bzw. dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs (1989) vor allem im Grenzgebiet sehr intensiv: massenweise haben ungarische Staatsbürger die Warenhäuser in Wien und im Burgenland aufgesucht. Es braucht wohl nicht bewiesen zu werden, daß die in Ungarn damals noch nicht erhältlichen Kindereier für die Kleinkinder immer ein willkommenes Geschenk darstellten und oft gekauft wurden. Durch die populäre neue Ware wurde auch ein neues Wort - mindestens vorübergehend - verbreitet.

Pangrótul

Aus Vadosfa im Raabau (3km von Mihályi entfernt) wurde das dialektale Verb **pangrótunyi** (die Endung ist ein Infinitivsuffix) 'csődöt mond; seinen Bankrott erklären' mitgeteilt ⁹. Das Wort ist eine verbale Weiterbildung des aus dem Deutschen entlehnten, aber im Raabau nicht mehr belegbaren **pangrót** (< dt. **Bankrott** 'Zahlungsunfähigkeit, finanzieller Zusammenbruch': {Wahrig, DtWb.}), das eine dialektale Variante des umgangssprachlichen ungarischen **bankrott** ¹⁰ ist. Eine andere dialektale Variante des Wortes kann aus Ost-Ungarn belegt werden: **pankrót** ¹¹. Anfang der 30er Jahre, zur Zeit der wirtschaftlichen Weltkrise hat eine andere verbale Weiterbildung des in Rede stehenden Nominalstammes Karriere in den ungarischen Dialekten im Raabau gemacht: **pangrótoz** 'csődbe megy; zahlungsunfähig werden', die mit dem denominalen Verbalsuffix **-z** gebildet wurde. Aus demselben entlehnten Wortstamm wurden also zwei verbale Ableitungen mit Hilfe von zwei synonymen Derivationsuffixen (**-l** und **-z**) gebildet, wobei die Bedeutungen der Derivationen nicht dieselben sind. Beide Verben sind ausgestorben.

Paradejsz

In Mihályi galt das Wort bereits Ende der 70er Jahre als ausgestorben. Ältere Informanten kennen noch das Wort, im spontanen Gespräch kommt es aber nicht mehr vor. Ich erinnere mich, daß es von meiner väterlichen Großmutter in den 50er Jahren noch oft gebraucht wurde.

Das dialektale **paradejsz** gelangte aus der Sprache Wiens in die Mundarten von Raabau, vgl. **paradejs/apfl** 'Tomate' ¹².

Standapé

vor einigen Jahren habe ich das Wort in Mihályi von einem älteren Informanten gehört und aufgezeichnet. Es bedeutet: 'kész, el van intézve; fertig, erledigt'. Auch

standapé gilt als ausgestorben. Es geht auf österreichische Quellen zurück, siehe stantape: saloppe Form für "stante pede; sofort" ¹³.

Anmerkungen

- 1 J. Kiss: Nyelvjárási tanulmányok. A Magyar Nyelvtudományi Társaság Kiadványai. 159. Bp., 1981. S. 43-55
- 2 siehe op. cit. S. 44
- 3 J. Kiss: Mihályi tájszótár. Nyelvtudományi Értekezések 103. Bp., 1979. S. 41
- 4 Infinitivform von ófrál
- 5 Tudományos Gyűjtemény 1823:65
- 6 vgl. dt. *hofieren* (Wahrig, DtWb.)
- 7 Idegen szavak szótára
- 8 siehe "A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára" unter *blamál*, *fixíroz*, *gazsulál*.
- 9 1905-1908: Soproni Szemle 1974: 188
- 10 Idegen szavak szótára
- 11 Nyelvészeti füzetek 26. 45
- 12 TESz. unter *paradicsom*; Duden Taschenbücher 8. Wie sagt man in Österreich? S. 168
- 13 Duden Taschenbücher 8. Wie sagt man in Österreich? S. 214

Lajos Kiss (Budapest):

Deutsche Ortsnamen in Rußland

Mit der petrinischen Epoche (1689-1725) beginnend erschienen immer mehr Ortsnamen auf der geographischen Karte Rußlands, die als deutsche bezeichnet werden können. Nach der Art und Weise der Entstehung sind diese Ortsnamen verschiedenen. Man kann sie in drei größere Gruppen teilen.

1. Deutsche Mode in der amtlichen Ortsnamengebung Rußlands

Im 18. Jh. ließen sich drei Moden in der amtlichen Ortsnamengebung des durch die Reformen von Peter I. dem Großen belebten Rußlands beobachten. Für den Anfang des Jahrhunderts war die Mode der holländischen und deutschen Stadtnamen kennzeichnend. Zur gleichen Zeit gelangten holländische und deutsche Lehnwörter ununterbrochen in den russischen Wortschatz. Das holländische Lehngut gehörte vor allem zur Terminologie des Schiffbaus und der Seeschifffahrt, aber es wurden auch Wörter anderer Art entlehnt: vgl.: *abrikós* 'Aprikose' < holl. *abrikoos*; *apel'sin* 'Apfelsine' < holl. veraltet *appelsin(a)* [gegenwärtig *sinaasappel*]; *báken* ~ *bákan* 'Bake, Boje' < holl. *baak(en)*; *ballást* 'Ballast' < holl. *ballast*; *bort* 'Schiffsbord' < holl. *boord*; *bot* 'kleines Schiff' < holl. *boot*; *brjúki* 'Hose' < holl. *broek*; *buksírovat* 'bugsieren, schleppen' < holl. *boegseeren*; *verf* 'Werft' < holl. *werf*; *gávan* 'Hafen' < holl. *haven*; *djujm* 'Zoll' < holl. *duim* 'Daumen, Zoll'; *kajúta* 'Kabine' < holl. *kajuit*; *kil'váter* 'Kielwasser' < holl. *kielwater*; *kok* 'Schiffskoch' < holl. *kok*; *machórka* 'billiger Tabak' < ? holl. *Amersfoort* 'Stadt nordöstlich von Utrecht'; *matrós* 'Matrose' < holl. *matroos*; *masta* 'Mast' < holl. *mast*; *ruľ* < veraltet *ruľ* 'Steuermuder' < holl. *roer*; *flag* 'Flagge' < holl. *vlag*; *stopor* 'Korkenzieher' < holl. *stopper* < *stop* 'Kork' usw. Aber die Hauptquelle der Bereicherung des russischen Wortschatzes in der petrinischen Epoche war das Deutsche. Vgl.: *Árfa* < *Harfe*; *aukción* < *Auktion*; *birza* < *Börse*; *blokáda* < *Blokade*; *brustvér* < *Brustwehr*; *buchgalter* < *Buchhalter*; *vachter* 'Diensthabender Wachmann' < *Wächter*; *véjer* < *Fächer*; *véksel* < *Wechsel*; *gálstuk* < *Halstuch* ~ *ndd. Halsduk*; *gáubica* < *Haubitze*; *gauptváhta* < *Hauptwache*; *gips* < *Gips*; *glazúr* < *Glasure*; *granát* 'Art Halbedelstein' < *Granat*; *grifel* < *Griffel*; *jefréjtor* < *Gefreiter*; *kartéc* < *Kartätsche*; *kartófel* < *Kartoffel*; *kvartira* < *Quartier*; *láger* < *Lager*; *lakirovát* < *lackieren*; *lafét* < *Lafette*; *lózung* 'Parole, Losung' < *Losung*; *lókon* < *Locken Pl.*; *masstáb* < *Maßstab*; *millión* < *Million*; *páncyř* < *Panzer*; *progréss* 'Fortschritt' < *Progred*;

projékt < Projekt; ranec 'Ranzen, Tomister' < Ranzen; rang < Rang; torf < Torf; tránsport < Transport; tráur < Trauer; urá < ? hurra!; fél'dser < Feldscher(er); futljár < Futteral; cejchgáuz < Zeughaus; cement < Zement; cifra 'Ziffer Null' < Ziffer; sablón < Schablone; svejár 'Pfortner, Portier' < Schweizer; sel'ma < Schelm; slagbáum < Schlagbaum; spión < Spion; spicrúten < Spießrute; stab 'Kreis der führenden Offiziere' < Stab; straf 'Geldstrafe' < Straf(e); juríst < Jurist usw. Die Ortsnamen holländischen und deutschen Ursprungs Rußlands, die zuerst zur Zeit der Herrschaft von Peter I. erschienen, werden erst im Lichte dieser reichen holländischen und deutschen Lehnwortschicht recht verständlich. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden statt der Ortschaftsnamen, die russische volkssprachliche Eigenheiten widerspiegeln, Ortschaftsnamen kirchenslawischen Charakters Mode. Man denke an russisch-kirchenslawische Dubletten wie **vólost** 'Macht' : **vlast**; **górod** 'Stadt' : **grad**; **zóloto** 'Gold' : **zláto**; **Júrij** 'Georg' : **Georgij** usw. Bei den Ortschaftsnamen gehören hierher **Vladímir** (1773) statt des früheren **Volodimer** bzw. **Geórgijevsk**, **Zlatoúst** usw. Der kirchenslawischen Mode folgte die der griechischen Namen. Mit dem Wiederbeleben antiker Namen bzw. nach dem Muster antiker Namenbildung entstanden russische Ortschaftsnamen wie **Mariúpol**, **Melitópol**, **Odessa**, **Sevastópol**, **Simferópol**, **Stávropol**, **Feodósija** usw. In den Namen **Jelizavétpol** und **Ol'gópol** ist nur das zweite Kompositionsglied griechisch.

Caplýgin s. Rapenbúrg

Jámburg 'Stadt am hohen rechten Ufer der Luga, östlich der Stadt Narva'. Der altrussische Name der Stadt war **Jama**, auch **Jamskoj-Gorodok**, später **Jamgorodok**. In diesem Namen steckt wohl das altrussische **Jam** 'ein finnischer Stamm, gegen den Vladimir zieht', das aber an russisches **jama** 'Grube' angelehnt wurde. 1707 erhielt die Stadt infolge der "deutschen Mode" den Namen **Jamburg**. Seit 1922 trägt die Stadt den Namen **Kingisepp** nach dem estnischen Kommunistenführer V. Kingisepp (1888-1922).

Jekaterinbúrg 'Stadt am Ostabhang des mittleren Urals'. Sie wurde 1723 von Peter I. gegründet. Der Zar benannte sie nach seiner zweiten Gemahlin Katharina (1684-1727) im Geiste der damals vorherrschenden "deutschen Mode". Die Stadt, wo 1918 der letzte russische Zar, Nikolaus II. und seine Familie erschossen wurden, bekam 1924 den Namen **Sverdlovsk**. Ja. V. Sverdlov (1885-1919), ein kommunistischer Parteifunktionär, war 1905-1906 in dieser Stadt tätig. Der alte Stadtname **Jekaterinbúrg** wurde 1991 wieder amtlich gemacht.

Jekateringóf 'Garten mit Schloß im äußersten Südwesten Sankt-Petersburgs südlich von der Newamündung'. Ein kleines Schloß wurde von Peter dem Großen 1703 nach dem ersten Seesieg über die Schweden gebaut und zu Ehren seiner zweiten Gemahlin Katharina (1684-1727) dt. **Katharinenhof** ~ russ. **Jekateringóf** genannt. Nikolaus I. (1825-1855) ließ das Schloß, einen Holzbau, erneuern. Der

Garten wurde später nur noch von den unteren Volksklassen besucht; auch Arbeiterversammlungen und Maifeiern wurden hier veranstaltet. Nach 1917 erhielt der Garten den Namen *sad imeni 1-go mája* und 1948 *park imeni 30-létija Komsomóla*. Der Flußarm der Newa nebenan heißt aber noch immer *reká Jekateringófka*.

Kingisepp s. Jámburg

Kronstädt 'Kriegshafen und Festung auf der Insel Kotlin im Finnischen Meerbusen'. Peter I. ließ eine unbewohnte, der Insel Kotlin vorgelagerte Felseninsel des Schärengebietes 1703 durch A. D. Mensikov befestigen und nannte sie mit schwedischen Namen *Kronslot* (d.h. 'Kronenschloß, Kronenpalast'). Die mit deutschem Namen bezeichnete Festung **Kronstadt** wurde 1723 angelegt. Die Konkurrenz der beiden Namensformen endete mit dem Sieg der deutschen. In der engeren und weiteren Umgebung von Leningrad sind seit Ende des zweiten Weltkriegs alle deutschen, aber auch alle finnischen Namen radikal beseitigt worden. Die einzige Ausnahme, Kronstadt, ein für die russische Geschichte fester Begriff, bestätigt die Regel.

Leningrád s. Sankt-Peterbúrg

Lomonósov s. Oranienbáum

Nöteborg s. Slissel'búrg

Oranienbáum 'Städtchen westlich von Sankt-Petersburg am Südufer des Finnischen Meerbusens' wurde 1711 vom engsten Mitkämpfer Peters I., A. D. Mensikov (1673-1729) angelegt. Der Ortsname entstand im Geiste der "deutschen Mode" durch Namensübertragung. Die deutsche Schloßsiedlung **Oranienbaum** befindet sich in Sachsen-Anhalt, südöstlich von Dessau. (Der ältere Vorgängerort Nischwitz hatte einen sorbischen, wahrscheinlich einen patronymischen Ortsnamen.) Das neue, 1673 im Barockstil planmäßig angelegte Städtchen wurde zu Ehren der Fürstin Henriette Katharina, einer geborenen Prinzessin von Oranien, Gattin Johann Georgs II. von Anhalt-Dessau, benannt. Das Geschlecht der Oranier (seit Wilhelm von Oranien, 1581) führte einen Orangenbaum (holländisch veraltet **Oranje**) im Wappen. Dieses Wappenmotiv ist die Erklärung für den Siedlungsnamen **Oranienbaum**. Der Ursitz des Geschlechts der Oranier war das ehemalige kleine Fürstentum Orange auf dem Gebiet des heutigen französischen Departements Vaucluse. Der französische (provenzalische) Länder- und Stadtname **Orange** hat aber mit einem Apfelsinenbaum gar nichts zu tun. Laut des ältesten Belegs **Arausio** (2. Jh.) enthält der Name das vorindogermanische *ar- 'Höhe, Anhöhe', das mit einem vorlateinischen -aus- und lateinischen -ionem erweitert wurde. Das Wappenmotiv des Geschlechts der Oranier beruht also auf einer volksetymologischen Umdeutung. Das russische Städtchen **Oranienbáum** wurde 1948 in **Lomonósov**

umbenannt. M. V. Lomonosov (1711-1765) war der größte russische Gelehrte und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts.

Orenbúrg 'Stadt am rechten Ufer des Flusses Ural'. Orenburg wurde ursprünglich 1735 unter der Regierung Anna Ivanovnas an der Stelle der jetzigen Stadt Orsk an der Einmündung des Or´ in den Fluß Jaik (heute Ural) als Grenzfestung angelegt, 1740 erst 190 km weiter, nach Krasnogorskaja (Krasnogor) und von da 1743 wegen des ungesunden Klimas auf den jetzigen Ort verlegt. Der Ortsname, zur Zeit der "deutschen Mode" gebildet, weist auf die ehemalige Festung am Or' hin.

Oresék s. Slissel' búrg

Petergóf 'Ortschaft mit kaiserlichem Lustschloß zwischen Sankt-Petersburg und Oranienbaum'. Mit dem Bau des Hafens und des Schlosses wurde 1709 begonnen. Der Bauherr war Peter I. Die Namenvariante **Pitergóf**, die im 18. Jh. in Gebrauch war, stammt aus dem Holländischen. **Petergóf** ist eine Umbildung nach deutschem Muster; vgl. dt. Peterhof ~ Petershof. Die Ortschaft **Petergóf** wurde 1944 in **Petrodvoréc** (d.h. 'Peterspalast') umbenannt.

Petrodvoréc s. Petergóf

Petrográd s. Sankt-Peterbúrg

Petrokrépost s. Slissel' búrg

Píter s. Sankt-Peterbúrg

Ranembúrg 'Stadt im linken Flußgebiet des oberen Don, nordöstlich von Lipeck'. Peter I. schenkte das Dorf Slobodskoje (eigtl. 'großes Dorf mit nichtlei-beigener Bevölkerung') 1702 seinem Mitkämpfer, A. D. Mensikov. Dieser erbaute eine Festung mit dem Namen **Oranijebúrg**. Dieser Ortsname wurde im Geiste der "deutschen Mode" aus Deutschland übertragen; vgl. **Oranienburg** 'Stadt an der Havel nördlich von Berlin'. Die ältere Siedlung Bötzw (mit einem Namen altpola-bischer Herkunft) wurde 1652 zu Ehren der Kurtfürstin Luise Henriette, einer geborenen Prinzessin von Nassau-Oranien in **Oranienburg** umbenannt. Zur Entstehungsgeschichte des Geschlechtsnamens der Oranier s. **Oranienbaum**. Auf russischem Boden vereinfachte sich **Oranijebúrg** zu **Ranembúrg**, und diese volkstümliche Form wurde auch amtlich anerkannt. (In der niederen russischen Volkssprache sagt man sogar **Ranbóv**, **Anbúr**, **Anburch**.) Seit 1948 trägt die Stadt den Namen **Caplýgin**. (Der Bahnhof der Stadt hat aber den alten Namen **Ranembúrg** unverändert erhalten.) S. A. Caplygin (1869-1942), geboren in Ranembúrg, war ein Wissenschaftler.

Sankt-Peterbúrg. Peter I., der bestrebt war, das russische Reich grundsätzlich zu reformieren, fühlte sich in Moskau, in der Stadt der konservativen Denkart und Sitten nicht wohl. Als 1703 die in der Nähe der Newamündung liegende schwedische Festung Nienschantz (Nijensanc) durch russische Truppen erobert wurde, richtete sich die Aufmerksamkeit Peters I. auf diese Gegend. Zu jener Zeit gab es dort nichts

anderes als dichte Wälder, riesige Moraste und erbärmliche tschudische oder wepsische Fischersiedlungen. Dazu kam noch das ständig drohende Hochwasser der Newa, die die enorme Wassermenge des Ladogasees in den Finnischen Meerbusen abführte. Peter I. bestimmte diesen ungünstigen, am äußersten Rande seines Reiches liegenden Platz zur Gründung einer neuen, mächtigen Stadt, die das Fenster sein sollte, durch das Rußland nach Europa schaut. Am 16. Mai 1703 begann er auf der Haseninsel (Zájacij óstrov) mit dem Bau der Festung, die das Eindringen feindlicher Flotten auf der Newa verhindern sollte. (Der heutige Name der Festung ist Petropávlovskaja krépost'.) Die Bauarbeit nahm ein immer größeres Ausmaß an. Mehr als vierzigtausend Menschen wurden dazu aus der Umgebung und aus ferner liegenden Gebieten des Reiches hergetrieben. Eine Unmenge von Pfählen wurde zur Bodenbefestigung in die Erde getrieben. Am Anfang hatten die Bauarbeiter keine Werkzeuge: die Muschiks gruben die Erde mit einem Stock oder mit den Fingernägeln aus und trugen sie im Schoß ihrer Kaftane an den bestimmten Ort. Es mangelte auch an Lebensmitteln. Tausende fanden den Tod, aber es wurden andere auf ihre Stellen beordert.

Die feste Absicht Peters I. war es, die Stadt aus Ziegeln und Stein zu errichten. Es mangelte aber an Maurem im Reich, deshalb wurde vom Zaren bei Verbannung und Vermögensfiskation verboten, in anderen Städten des Reichs Häuser aus Stein zu bauen, und er ließ die Maurermeister in die zu errichtende Stadt umsiedeln. Jeder Grundbesitzer, der über mehr als fünfhundert Bauern verfügte, war verpflichtet, ein zweistöckiges Haus aus Stein zu bauen. Die weniger wohlhabenden Grundbesitzer ließen auf gemeinsame Kosten ein Haus bauen. Zur Erarbeitung der Pläne bzw. zur Verschönerung der Stadt lud Peter I. die besten ausländischen Architekten und Künstler ein. Moskau wurde langsam eine verlassene Stadt. Die Adeligen und die reichen Kaufleute zogen weg. Die neue Siedlung im Norden entwickelte sich in 15-20 Jahren mit 70 000 Einwohnern zu einer dichtbevölkerten Stadt, zum Zentrum der Wiedergeburt Rußlands. Die Gegner der Erneuerungen waren aber wegen der Zurücksetzung Moskaus unzufrieden. Sie prophezeiten, daß die neue, "deutsche" (also für sie fremde) Stadt, die von fremden Baumeistern geplant und von "ketzerischen" (d. h. katholischen und protestantischen) Kirchen verseucht wurde, in den Wellen der Überschwemmungen untergehen werde und man den Fleck, wo einst die "verdammte" Stadt lag, vergeblich suchen werde. Aber der Fluch lastete nicht auf der neuen Stadt. 1712 wurde statt Moskau die Schöpfung Peters I., die neue Stadt im Norden, die Hauptstadt des Russischen Reiches. In der neuen Hauptstadt konnte Peter I. die religiöse Toleranz gegenüber den Katholiken und Protestanten und die Zuneigung für die Fremden triumphieren lassen. In Moskau, wo die Fremdenfeindlichkeit althergebracht war, waren die Fremden in einer Ansiedlung außerhalb der Stadt, in der *nemeckaja slobodá* untergebracht, in Peters neuer Residenzstadt

wohnten dagegen Russen und Fremde, Orthodoxe und Mitglieder anderer christlicher Konfessionen zusammen, sie verschmolzen ineinander.

1703, im Jahr der Gründung, war der Name der im Bau begriffenen Stadt in mehreren Varianten gebräuchlich. Peter I. selbst bevorzugte die Form **Sankt-Peterbüch**, diese völlig holländische Form. Auch seinen eigenen Namen pflegte er holländisch zu schreiben: **Pieter**. Statt dieser Form, die er im eigenen Land gebrauchte, ist in den Dokumenten fürs Ausland die deutsche Form **Sankt-Petersbürg** zu finden. 1704 fand ein Ausgleich zwischen der holländischen und der deutschen Namensvariante statt, wonach sich die Form **Sankt-Peterbürg** (ohne Genitivzeichen -s-) verbreitete und schließlich zum amtlichen russischen Namen wurde. Auch die ohne das Vorderglied **Sankt** stehende Form **Peterbürg** war gängig. In der Volkssprache wurde die Stadt mit dem sich aus der holländischen Form verkürzten **Piter**, in der pathetischen und dichterischen Sprache mit dem ein griechisches Hinterglied enthaltenden **Petrópol'** bezeichnet.

1914 peitschte der Kriegausbruch deutschenfeindliche Leidenschaften in Rußland auf. Infolgedessen wurde der deutsch klingende Name **Sankt-Peterbürg** der russischen Hauptstadt durch den russischen Namen **Petrográd** ersetzt. Aber dieser morphologisch tadellos zusammengesetzte Name ist kein Produkt des Jahres 1914. A. S. Puskin gebrauchte ihn bereits 1833 in seinen Poem *Médnyj Vsádnik*, in dem es sich um Peter den Großen und seine Stadt handelt. 1924, nach dem Tod W. I. Lenins wurde der Name von Petrográd in **Leningrád** verändert. Aber zwischen den Namen **Petrográd** und **Leningrád** besteht ein wesentlicher morphologischer Unterschied. **Petrográd** ist eine regelmäßige Zusammensetzung mit dem Fugenvokal -o-, der im Namen **Leningrád** nicht vertreten ist. So ist dieser letztere keine echte Zusammensetzung (das wäre ***Leninográd** gewesen), sondern eine durch unmittelbares Aneinanderfügen von Wörtern entstandene Juxtaposition oder - anders gesagt - die Ergänzung des Namens **Lenin** mit dem zum Ortsnamensuffix gewordenen -**grád**, das hier etwa die Funktion hat wie das Suffix -**sk** im Ortsnamen **Leninsk**. (Als Urform dieses Ortsnamentyps kann der seit 1775 belegte Stadtname **Jelizavetgrád** betrachtet werden, der 1934 in **Kirovo** und 1939 in **Kirovográd** umbenannt wurde.) Nach dem Muster von **Leningrád** entstanden später auch andere Ortsnamen in Rußland: **Staligrád**, **Vorosilovgrád**, **Kirovgrád**, **Kaliningrád**, **Ordzonikidzegrád** usw. 1991 brachte eine neuere Veränderung in der Benennung der nordrussischen Metropole mit sich. Im Zuge der stürmischen historischen Ereignisse brachte die Bevölkerung der Stadt die Meinung zum Ausdruck, man soll statt des Namens **Leningrád** wieder den alten, aus der Zeit Peters des Großen überlieferten Namen **Sankt-Peterbürg** gebrauchen. Es verdient sehr die Aufmerksamkeit, daß man nicht zur slawischen Benennung **Petrográd** zurückgekehrt ist, sondern zum bis 1914 amtlichen Namen.

Habent sua fata nomina geographica.

Sverdlóvsk s. Jekaterinbúrg

Slissel' búrg 'Stadt und Festung am Ausfluß der Newa aus dem Ladogasee'. Die Novgoroder legten 1323 im Kriege mit den Schweden (Wiborgern) eine Befestigung auf der Insel **Orechov** an. Die Festung hieß altrussisch **Oresek** (eigtl. 'Nußort'). Die Schweden übersetzten den russischen Namen mit **Nöteborg** (d.h. 'Nußburg'). Die Verteidiger der schwedischen Festung mußten sich am 11. Oktober 1702 Peter I. ergeben. Der Zar gab dem wichtigen Ort den bedeutsamen holländischen Namen **Sljutel' burch** (vgl. holl. **sluutelburcht** 'Schlüsselburg'). Die Festung diente den Russen als "Schlüssel" für den Zugang zur Ostsee. Die holländische Namensvariante **Sljutel' burch** wurde nur im Inland verwendet. Für das Ausland galt seit je die deutsche Namensform **Slissel' búrg** < dt. **Schlüsselburg**. Die Stadt wurde 1944 in **Petrokrepost'** (eigtl. 'Petersfestung') umbenannt.

2. Namen deutscher Kolonien in Rußland

Auf dem Gebiet Rußlands, besser gesagt, der ehemaligen Sowjetunion leben mehr als zwei Millionen deutsche Kolonisten als nationale Minderheit. Ihre Vorfahren ließen sich hauptsächlich zur Zeit der Herrschaft der als deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst geborenen Zarin Katharina II. der Großen (1729-1796) im russischen Reich nieder. Sie wurden von der Kaiserin 1763 in einem besonderen Manifest eingeladen, nach Rußland einzuwandern. Die Herrscherin überließ ihnen Kapital, dessen Zinsen sie zehn Jahre lang nicht einnahm, und sie stellte die Ansiedler von der Abgabe jeder Art Steuer für dreißig Jahre frei. Die ersten Kolonien der aus Deutschland und der Schweiz kommenden Deutschen entstanden an der Wolga, in den Gouvernements Samara und Saratov. Allein im Gouvernement Saratov ließen sich 12 000 deutsche Familien nieder, deren außerordentlich zahlreiche Nachkommen bis 1941 dort wohnten und ihre Sprache und Sitten ohne jegliche Vermischung, unbehelligt bewahrten. Andere Deutsche gründeten in der Südukraine, in der Umgebung von Odessa und im Kaukasus blühende landwirtschaftliche Siedlungen. Verstreute deutsche Siedlungen befanden sich auf der Krim und auch anderswo. Die Bewohner dieser Kolonien sprachen alle deutsch, u. zw. meist eine süddeutsche Mundart. Im allgemeinen herrschte das Schwäbische vor. Die Bauart der Häuser und Kirchen wies auf die Vorbilder in der alten Heimat hin. Die Kleidung der Männer war nicht mehr deutsch, sondern näherte sich der russischen Kleinbürgertracht. Doch die Frauen als das konservativere Element trugen die deutschen Röcke und Jacken. Sie haben den typischen russischen Sarafen, d. h. das ärmellose und vorn zuzuknöpfende Gewand der russischen Bäuerinnen nicht angenommen.

Die fleißigen deutschen Bauern kamen in Rußland auf ihre Rechnung. Ihre Lage verschlechterte sich aber seit dem Ausbruch des I. Weltkrieges allmählich. Vom Herbst 1914 an fanden überall in den russischen Städten deutschenfeindliche Pogrome statt. Im Dezember 1915 erließ Zar Nikolaus II. die Verfügung, die deutschen Siedlungen aufzulösen und ihre Bevölkerung bis April 1917 nach Sibirien zu deportieren. Die Revolution im Februar 1917 verhinderte jedoch den Vollzug der Verfügung. Rußlands neue Regierung gründete am 19. Dezember 1924 die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen (Avtonómnaja Sovétskaja Socialístičeskaja Respúblika Němcev Povólz'ja). 1939 war die Zahl der Einwohner 605 000, davon war mehr als 60 %, also ungefähr 380 000-400 000 deutscher Nationalität. Deutsch war die Umgangssprache der dortigen Bevölkerung; sie war auch als Verhandlungs- und Amtssprache der Regierung zugelassen. Freilich war neben der deutschen Sprache auch die russische als gleichberechtigt anerkannt. Nur die Zwiebelkuppeln der zahlreichen russischen Kirchen, die verschiedenen Trachten der dortigen - zumeist noch nomadisierenden - nationalen Minderheiten, der Basar mit seinem asiatischen Leben und Treiben, das Kamel als Zug- und Lasttier und schließlich der dort 7 km breite Wolgastrom erinnerten daran, daß man sich, umgeben von deutschen Kolonisten, Tausende Kilometer von Deutschland entfernt befand. Aber bald nach dem deutschen Angriff gegen die Sowjetunion im Jahre 1941 erlebte die kurzlebige Autonome Sowjetrepublik der Wolgadeutschen ein tragisches Ende. Die an der Wolga lebenden Deutschen wurden nämlich der Schuld bezichtigt, es habe unter ihnen tausend und abertausend Diversanten und Spione gegeben. Am 28. August 1941 verordnete das Präsidium des Obersten Sowjets die Deportation der kollektiv als Verbrecher angezeigten Wolgadeutschen nach Sibirien und Mittelasien. In der neuesten Zeit durften bereits zahlreiche Deutsche von ihrem Zwangswohnplatz in die baltischen Republiken, in die Moldau, in den Kaukasus und in die Umgebung von Wolgograd und Königsberg (Kaliningrad) umziehen, während viele andere in ihre historische Heimat nach Deutschland zurückkehrten. Doch läßt die allgemeine Regelung der Lage der Deutschen in Rußland auf sich warten.

Aufgrund der oben erwähnten Tatsachen ist es leicht zu verstehen, daß deutsche Ortsnamen in den alten Kolonistengebieten der aufgelösten Wolgadeutschen Sowjetrepublik (besonders südlich und östlich von Saratov), der südlichen Ukraine sowie Kaukasiens weit verbreitet waren. Sie sind aber fast ohne Ausnahme verschwunden, wie auch die Bewohner der deutschen Kolonien "umgesiedelt" worden sind. Ein Teil der deutschen Ortsnamen wurde entdeutscht; vgl. **Marxstadt** ~ **Markstadt** > **Marks**

Wegen der großen Zahl der deutschen Ortsnamen auf dem Gebiet der deutschen Siedler beschränke ich mich auf eine kleine Auswahl.

Aleksandergil'f 'Ortschaft in Georgien (Grusien) südwestlich von Tbilisi'. Die Siedlung wurde wohl 1818 von deutschen Siedlern gegründet und zu Ehren des russischen Zaren Alexander I. (herrschte 1801-1825) benannt. 1910 hieß die Siedlung dt. **Alexanderhilf** ~ russ. **Aleksandergil'f**, 1938 dt. **Rosenberg** ~ russ. **Rozenberg**. Wohl 1941 erhielt die Ortschaft den Namen **Molotovo**. W. M. Molotow (1890-1986) war damals der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der Sowjetunion.

Bál'cer 'Ortschaft in der ehemaligen Wolgadeutschen Sowjetrepublik südlich von Saratov'. Die Ortschaft wurde 1765-66 von deutschen Siedlern gegründet und **Balzer** benannt. Der deutsche Familienname **Balzer** entstand aus einer Kurzform des Vornamens **Balthasar**. Der deutsch-russische Ortsname **Balzer** ~ **Bál'cer** wurde 1942 beseitigt und die Siedlung bekam den Namen **Krasnoarméjsk**.

Barónsk s. **Jekaterinenstadt**

Bolnisi s. **Jekaterinenfel'd**

Chanlár s. **Jelenendorf**

Friedenfel'd 'Ortschaft in der ehemaligen Wolgadeutschen Sowjetrepublik südöstlich von Engel's'. Die Ortschaft wurde 1765-66 von deutschen Siedlern gegründet und benannt. Der deutsche Name **Friedenfeld** steht mit einem Wunschbild des Friedens in Beziehung; vgl. mit dem häufigen Ortsnamen **Friedland**. 1941 wurde die Ortschaft in **Komsomól'skoje** umbenannt.

Grim 'Ortschaft in der ehemaligen Wolgadeutschen Sowjetrepublik südsüdwestlich von Saratov'. Die Siedlung wurde 1765—66 von deutschen Kolonisten gegründet. **Grimm** ist ein weitverbreiteter deutscher Familienname (s. **grimm** 'unfreundlich, heftig, wild'). 1938 führte die Siedlung den Namen **Grimm**, doch bekam sie 1941 den Namen **Kámenskij** (eigtl. 'Berg-, in den Bergen wohnend').

Jekaterinenfel'd 'Ortschaft in Georgien (Grusien) südwestlich von Tbilisi'. Die Siedlung wurde 1817 von deutschen Kolonisten aus Württemberg gegründet und mit einem russisch-deutschen Mischnamen **Jekaterinenfel'd** benannt. (Georgien wurde erst 1801 eine russische Provinz.) 1910 führte die Siedlung den Namen **Jekaterinfel'd**, zwischen 1921-1941 den Namen **Ljuksemburgi**, 1941 erhielt die Ortschaft den grusinischen Namen **Bolnisi**.

Jekaterinenstadt 'Ortschaft an der Wolga nordöstlich von Engel's; heute Marks'. Die 1765 von einem Umsiedler aus Holland, Baron **Boregard** gegründete Ortschaft wurde nach Kaiserin Katharina II. dt. **Katharinenstadt** ~ russ. **Jekaterinenstadt** benannt. Anstatt dieses feierlichen Namens benützte man bald einen anderen: **Baronsk**. Dieser Ortsname mit dem russischen Ortsnamensuffix **-sk** entstand aus dem Adelstitel des Dorfgründers **Baron Boregard**. Zwischen den beiden Weltkriegen erhielt die Ortschaft den Namen **Marksstadt** - **Marxstadt**. Seit 1942 heißt sie **Marks**.

Jelenendorf 'Ortschaft in Aserbeidschan am Fuße des Kleinen Kaukasus südlich von Gandza (Kirovabad)'. Die Kolonie wurde 1818 von Deutschen aus Württemberg gegründet und der Großfürstin Jelena Pavlovna zu Ehren **Jelenendorf** benannt. 1938 erhielt die Siedlung den Namen **Chanlár** zum Andenken an den aserbeidschanischen Arbeiterführer Chanlar Safaralijev (1885-1907).

Gnadenflur 'Ortschaft in der ehemaligen Wolgadeutschen Sowjetrepublik östlich von Engel`s'. Die Siedlung wurde 1765-66 von deutschen Siedlern gegründet und benannt. **Gnadenflur** im frommen Sinne von Gottesgnade gehört zur deutschen Ostnamengruppe **Gnadenberg**, **Gnadenbrunn**, **Gnadenheim**, **Gnadental** usw. 1941 wurde die Ortschaft in **Pervomájskoje** umbenannt.

Kámenskij s. **Grim**

Komsomol`skoje s. **Fridenfel`d**

Krasnoarméjsk s. **Bál`cer**

Ljuksemburgi s. **Jekaterinenfel`d**

Marijental` Ortschaft in der ehemaligen Wolgadeutschen Sowjetrepublik östlich von Engel`s'. Die Siedlung wurde 1765 66 von deutschen Kolonisten gegründet und **Marijental** benannt. Der Name bezieht sich wohl auf die Heilige Jungfrau Maria. 1941 bekam die Ortschaft den Namen **Sovétskoje**.

Marks(stadt) s. **Jekaterinenstadt**

Molotovo s. **Aleksandergil`f**

Pervomájskoje s. **Gnadenflur**

Podlesnoje s. **Unterval`den**

Puskino s. **Urbach**

Rozenberg s. **Aleksandergil`f**

Sosnovskij s. **Silling**

Sovétskoje s. **Marijental`**

Silling 'Ortschaft in der ehemaligen Wolgadeutschen Sowjetrepublik südwestlich von Saratov'. Die Siedlung wurde 1765-66 von deutschen Kolonisten gegründet und benannt. Der alte Münzname **Schilling** ist auch zum Familiennamen geworden. Vgl. noch die ON **Schillingfürst** (mit First 'Bergrücken, Gipfel'), **Schillingsgut**. Die Ortschaft wurde 1941 in **Sosnovskij** umbenannt.

Unterval`den 'Ortschaft in der ehemaligen Wolgadeutschen Sowjetrepublik nordöstlich von Engel`s'. Die Siedlung wurde 1765-66 von deutschen Kolonisten gegründet und benannt. **Unterwalden** (eigtl. 'zwischen den Wäldern') ist ein ziemlich verbreiteter deutscher Ortsname. 1941 wurde der deutsche Siedlungsname durch die russische Lehnübersetzung **Podlesnoje** ersetzt.

Urbach 'Ortschaft in der ehemaligen Wolgadeutschen Sowjetrepublik südwestlich von Engel`s'. Die Siedlung wurde 1765-66 von deutschen Kolonisten gegründet. Der Name **Urbach** (eigtl. 'Auerochsbach') ist auf dem deutschen Sprachgebiet nicht nur

als Ortsname, sondern auch als Familienname gebräuchlich. 1941 erhielt die Ortschaft den Namen **Puskino**.

3. Namen deutscher Revolutionäre auf der Karte Rußlands, bzw. der ehemaligen Sowjetunion

In der Sowjetunion war es gebräuchlich, den Familiennamen geachteter Persönlichkeiten der internationalen Arbeiterbewegung als Ortsnamen zu verwenden. Vgl.: **Georgiu-Dez** (1965), nach dem Rumänen Gheorge Gheorghiu-Dej (1901-1965); **Tol'jatti** (1964), nach dem Italiener Palmiro Togliatti (1893-1964); **Toréz** (1964), nach dem Franzosen Maurice Thorez (1900-1964) usw. Auch der Name mehrerer deutscher kommunistischer Revolutionäre wurde auf die Karte der Sowjetunion gesetzt.

Engel's 'Stadt an einem Wolga-Arm gegenüber Saratov; Hauptort der ehemaligen Republik der Wolgadeutschen'. Nach der Kirche namens Pokrov Bogorodicy (Kirche zu Mariä Schutz und Fürbitte) benannte man die Ortschaft **Pokrovskaja Sloboda**, später **Pokrovka**, **Pokrovskij Gorodok** und **Pokrovsk**. Zwischenzeitlich, am Ende des 18. Jahrhunderts hieß die Siedlung auch **Kazakstadt**. **Pokrowsk** wurde 1931 Friedrich Engels (1820-1895) zu Ehren in **Engel's** ~ **Engels** umbenannt. Doch für den Bahnhof blieb der alte Name erhalten: **Pokrovsk-Privolzskij**. Damit spiegelt sich selbst die Geschichte des Ortes ein wenig wider, und die unvolle Stabilität der Namengebung wird auch deutlich.

Karl Libknecht 'Ortschaft am Fluß Sejm südwestlich von Kursk'. Ein staatlicher landwirtschaftlicher Großbetrieb (Sowchose) wurde - zum Andenken an den ermordeten deutschen Kommunistenführer Karl Liebknecht (1871-1919) - "**sovchóz imeni Kárla Libknechta**" benannt. Daher der Siedlungsname **imeni Karla Libknechta** und später kurz **Karl Libknecht**.

Kazakstadt s. **Engel's**

Pik Éngel'sa '6510 m hoher Gipfel des Hochlandes Pamir ("Dach der Welt")'. Die meisten Gipfel des sowjetischen Teils des Hochlandes tragen Namen mit einem ausgeprägten ideologischen Charakter: **Pik Kommunizma**, zwischenzeitlich **Pik Stáлина** (7495 m); **Pik Lénina** (7134 m); **Pik Revoljúcii** (6974 m); **Pik Sovétskich Oficérov** (6233 m); **Pik Majakóvskogo** (6096 m). Zu dieser Namensgruppe gehören **Pik Éngel'sa** und **Pik Kárla Márksa** (s. unten).

Pik Kárla Márksa '6723 m hoher Gipfel des Hochlandes Pamir'. Zur Erklärung des Namens s. **Pik Engel'sa**. Der Pamir gehört zum größten Teil zur Republik Tadschikistan. Die Bevölkerung dieser Republik besteht zu 75 % aus iranischen Tadschiken, ferner aus Usbeken (18 %), Bedachschanen und Kirgisen. Alle diese sind

muslimische Völker. Es ist vorauszusetzen, daß die oben angeführten Bergnamen die stürmischen Zeiten der Geschichte nicht überleben können.

Pokrovsk s. Engel's

Literatur:

- K. Baedeker: Rußland. Handbuch für Reisende. Vierte Auflage. Leipzig 1897. 458 S.
Bol'saja sovetskaja enciklopedija. Tret'je izdanije. I-XXX. Moskva 1970-1978.
Die deutschen Siedlungen in der Sowjetunion. Ausgearbeitet und herausgegeben von der Sammlung Georg Leibbrandt. Teil 1-7. Berlin, 1941. (Sonderausgabe. Nur für den Dienstgebrauch!)
- Gereben, Ágnes: Németek kisebbségben. Röghöz kötöttek örök időkre? [Deutsche in der Minderheit. An die Scholle gebunden für immer und ewig?] In: Magyar Nemzet [Tageszeitung] 17. April 1992.
- Kiparsky, Valentin : Russische historische Grammatik. Band III. Entwicklung des Wortschatzes. Heidelberg 1975. 375 S. (Slavica. Sammlung slawischer Lehr- und Handbücher. Neue Folge.)
- Wolfgang Meckelein: Ortsumbenennungen und -neugründungen im europäischen Teil der Sowjetunion. Nach dem Stand der Jahre 1910/1938/1951 mit einem Nachtrag für Ostpreußen 1953. Berlin 1955. 184 S. (Osteuropa-Institut an der Freien Universität Berlin. Wirtschaftswissenschaftliche Veröffentlichungen. Band 2.)
- V. A. Nikonov: Kratkij toponomiceskij slovar'. Moskva 1966. 512 S.
- Alfréd Rambaud: Oroszország története eredetétől kezdve 1884-ig. [Geschichte Rußlands von den Anfängen bis 1884]. Fordította Laukó Albert. II. Budapest 1890. 447 S.
- M. L. Schlesinger: Land und Leute in Sowjetrußland. Dritte, vollständig neubearbeitete Auflage. Berlin-Schöneberg 1927. 604 S. (Langenscheidts Handbücher für Auslandkunde).
- Boris Unbegaun: Le nom de Saint-Petersbourg. In: Revue des études slaves IX (1929), 272-3.
- B. O. Unbegaun: Selected Papers on Russian and Slavonic Philology. Oxford 1969. 342 S.
- P. Semenov: Geograficesko-statisticskij slovar' Rossijskoj Imperii. I-V. Sanktpeterburg, 1863-1885.
- Max Vasmer: Russisches etymologisches Wörterbuch. I-III. Heidelberg 1953-1958. (Indogermanische Bibliothek. Zweite Reihe. Wörterbücher.)
- Max Vasmer (Begründer), Herbert Bräuer (Hg.): Russisches geographisches Namenbuch. I-XI +Kartenband. Wiesbaden 1964-1989.

Imre Kurdi (Budapest):

Triptychon mit Nebenfiguren. Versuch, eine Form zu beschreiben. Über Heiner Müllers Drama "Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei"

I. In der einschlägigen Literatur herrscht ein beinahe einhelliges Einvernehmen darüber, daß der Anfang der 70er Jahre eine Zäsur in Heiner Müllers Dramenproduktion markiert. In Bezug auf diese Zeit spricht man über einen "Endpunkt der konventionellen narrativen Dramatik"¹ und das, was Müller in den 70er und 80er Jahren betreibt, wird als eine "konsequente Auflösung"², eine "zunehmende Segmentierung"³ der traditionellen Dramenform bezeichnet. Theo Buck meint zwar gegen diese Auffassung einwenden zu können, "daß sich Formqualitäten generell nicht perpetuieren lassen"⁴, daß es also "keine festgeschriebene Dramenform, nur Formen des Dramas"⁵ gibt, d.h. man kann nur über eine "Veränderung der Dramenform"⁶, nicht aber über deren Auflösung sprechen, doch letzten Endes kommt es nicht darauf an, wie man diesen Prozeß benennt. Es gilt vielmehr, das neu Entstehende genau ins Auge zu fassen.

Den Grund für den an Müllers Theatertexten diagnostizierten Auflösungs- oder Veränderungsprozeß finden viele Interpreten in dem sich Schritt für Schritt verändernden Verhältnis des Autors zur marxistischen Ideologie bzw. zu deren Geschichtsbild:

Mit der ordnenden Geschichtsanschauung zerfällt für Müller auch die Struktur des Dramas. Er demontiert den strengen dramatischen Aufbau, der stets ein Ziel, einen bestimmten Endpunkt der geschichtlichen Entwicklung suggeriert: er verzichtet auf den zentralen dramatischen Konflikt, da auch dieser die Möglichkeit eines intellektuell gezielt beeinflussbaren geschichtlichen Fortschritts voraussetzt: er präsentiert das Individuum nicht mehr als Entscheidungsträger, nicht mehr als Subjekt, sondern mehr und mehr als Objekt der Geschichte; und er läßt schließlich auch den Dialog als - vernunftorientiertes - Handlungsmedium verschwinden. ⁷

Das Ergebnis ist zweifellos eine in ungewohntem Maße offene Form, der man mit dem Begriff Collage gerecht zu werden versucht:

/.../ so könnte man die neueren Werke Müllers mit dem Begriff der Collage umschreiben; es sind oft surrealistische, chaotisch scheinende Gebilde, bestehend ebenso aus clownesken wie auch klassisch anmutenden Passagen, aus Genrebildern, Selbstzitatzen, Puppenspielen, Phantasmagorien, aus Elementen des ritualen Theaters Artauds sowie anderen Formen, die dem Autor für sein Theater verwendbar erscheinen.⁸

Aber der Schein trügt, und es ist - vorsichtig ausgedrückt - problematisch, den Begriff der Collage auf Müllers Stücke zu beziehen, oder sie kurzweg als "Traumstrukturen"⁹ zu qualifizieren. Müllers Textpraxis hat nämlich "mit Aleatorik /.../ nichts zu tun"¹⁰, sie ist "kein beliebiges surrealistisches Hantieren mit Unvereinbarkeiten"¹¹; "seine 'Texte' folgen einer vieldeutigen /.../ Logik"¹², und bei aller Offenheit sind sie gleichzeitig durch äußerste "Stringenz und Triftigkeit"¹³ gekennzeichnet.

Es wird nun das Anliegen vorliegender Arbeit sein, die im Zuge des Veränderungsprozesses - der seit dem Anfang der 70er Jahre in Müllers Dramenproduktion vor sich geht und sich ganz bis in die letzten Stücke hinein gut verfolgen läßt - neu entstehende Dramenform am Beispiel eines Theatertextes aus der Mitte der 70er Jahre, **Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei** (1976), exemplarisch zu untersuchen. Es gilt festzustellen, was unter Offenheit der Form einerseits, Stringenz und Triftigkeit andererseits im konkreten Fall zu verstehen ist; es gilt, nach der - auf den ersten Blick vielleicht verborgenen - Logik zu fragen, die den Text bei aller Offenheit letztendlich doch zu einem stringenten und triftigen Ganzen organisiert.

II. Der "kumulative"¹⁴, "collagierte"¹⁵ Titel nennt die drei historischen Hauptpersonen des Dramas in einer "Radikalparataxe"¹⁶: er suggeriert einerseits eine triptychonartige Dreiteilung, andererseits verweist er auf die Tatsache, daß das Stück nicht mit dramatischen Personen im traditionellen Sinne arbeitet. Die dramatischen Personen sind hier keine selbständigen Figuren oder Charaktere, sondern Konfigurationen des Intellektuellen, die seine Problematik aus je unterschiedlichen Aspekten verdeutlichen. Daß es sich im Stück wirklich um Konfigurationen und nicht um selbständige dramatische Personen im traditionellen Sinne handelt, beweist auch eine Anmerkung Müllers, die er dem eigentlichen Dramentext vorangestellt hat:

Friedrich II kann von einer Frau dargestellt werden oder als Prinz von einem (jungen) Mann, als König von einer Frau. Im zweiten Fall stellt der Darsteller des Prinzen Friedrich auch den Kleist in der Pantomime dar. Gundling, Psychiater, Schiller, Lessing I (Schauspieler, der zu

Lessing geschminkt wird) und Lessing 2 (Lessing in Amerika) vom gleichen Darsteller, Lessing 3 (Apotheose) vom Darsteller des Prinzen Friedrich und Kleists.¹⁷

Außerdem ist es auffallend, daß der erste Teil des Stückeritels (**Leben Gundlings Friedrich von Preußen**) wie ein einziger Name klingt¹⁸: "Statt nämlich das Leben Gundlings /nach der ersten Szene, I. K./ weiter zu erzählen, läßt Müller spiegelverkehrt in den folgenden Szenen Friedrich den Großen, der in der ersten Szene als vom Vater gequältes Kind auftrat, die verschobene Parallele zum Leben Gundlings vor Augen stellen."¹⁹

Es ist wohl kein Zufall, daß Müller selbst - in der bereits erwähnten Anmerkung - den Lessing-Teil als Triptychon bezeichnet.

Das Wort Triptychon, dreiteiliges Tafelbild, trifft exakt die künstlerische Logik des Stückes, die mit der traditionellen dramatischen Struktur freilich nur noch sehr wenig zu tun hat: es ist eine Reihe von assoziativen Bildern, die nicht mehr zu einer einheitlichen, geschlossenen dramatischen Fabel organisiert werden können. "Ich glaube nicht, daß eine Geschichte, die 'Hand und Fuß hat' (die Fabel im klassischen Sinn), der Wirklichkeit noch beikommt." - schreibt Müller 1975 in einem Brief²⁰. Andererseits wäre es aber auch kaum zu bestreiten, daß die Reste einer dramatischen Fabel in den ersten zwei Teilen des Textes (**Leben Gundlings Friedrich von Preußen**) noch vorhanden sind. Das meint vor allem eine mehr oder weniger chronologische Anordnung der Bilderfolge, soweit es sich den historischen Anspielungen entnehmen läßt: **Leben Gundlings** spielt 1718, als Jacob Paul Gundling zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt worden ist; das 2. **Preußische Spiel** 1730, nach Friedrichs mißglücktem Fluchtversuch, der zur Verurteilung und Hinrichtung seines Vertrauten, des Leutnants Katte führte; der Vorleser Henri de Catt im 3. **Preußischen Spiel** verweist auf die Zeit nach 1756; **Herzönig Schwarze Witwe** läßt sich ebenfalls auf die Zeit des Siebenjährigen Krieges (1756-1763) festlegen; **Friedrich der Große** spielt schließlich bei Friedrichs Tod im Jahre 1786. Diese "Haupthandlung" ist durch "Episoden" durchbrochen, wobei beide Begriffe hier freilich nur noch ironisch gebraucht werden können. Da sie nämlich Relationsbegriffe sind, verlieren sie ihren Gehalt, wo die Feststellung einer eindeutigen Relation zwischen ihnen nicht mehr möglich ist. Was aber eine Feststellung der Relation Haupthandlung - Episode hier unmöglich macht, ist, daß Müller auf alles verzichtet, was wie eine logisch-kausale Verknüpfung der Szenenfolge aussehen könnte. Diese "Fragmentarisierung" der dramatischen Fabel hat dann zur Folge, daß zwischen den einzelnen Bildern große Lücken entstehen, die den Zuschauer dazu zwingen, daß er sie selbst assoziativ ausfüllt. Der Text ist also gegen den Zuschauer offen, er rechnet mit ihm, er bezieht ihn selbst gleichsam als Unsicherheitsfaktor mit in das Spiel ein.

Aber der Zuschauer wird auch noch auf eine andere Weise ins Spiel mit einbezogen, indem er von den Darstellern angekuckt (3. **Preußisches Spiel, Herzkönig Schwarze Witwe**) oder direkt angesprochen wird²¹, bis dann die Regieanweisungen zu **Lessings Schrei** ihn zu einer unmittelbaren Mitbeteiligung am Spielvorgang auffordern.

Geht man noch einmal von Müllers Bezeichnung für den Lessing-Teil aus, scheint es nicht unbegründet, das ganze Stück als Doppel-Triptychon aufzufassen. Zu dieser Auffassung berechtigt nicht allein die Tatsache, daß der dreiteilige Titel eigentlich in zwei Hälften zerfällt (**Leben Gundlings Friedrich von Preußen - Lessings Schlaf Traum Schrei**), von denen die zweite selbst dreiteilig ist, sondern auch das Zwischenspiel **Heinrich von Kleist spielt Michael Kohlhaas**, das den Gundling/Friedrich- und den Lessing-Teil miteinander verbindet. Dieses pantomimische Zwischenspiel bringt nicht allein eine vierte bedeutende Intellektuellenfigur auf die Bühne, sondern es repetiert auch Motive aus dem Gundling/Friedrich-Teil in einer beinahe undurchdringlichen Dichte.²² Andererseits enthält die Kleist-Pantomime auch ein Motiv (Blut als Sägemehl), das auf den Lessing-Teil vorausweist.

Faßt man das Stück als Doppel-Triptychon auf, so ergibt sich etwa folgendes Strukturschema: (der Wissenschaftler) Gundling - (der künstlerisch begabte Herrscher) Friedrich (als Hauptfigur, der der größte Textanteil gewidmet ist) - (der Künstler) Kleist (erstes Triptychon); Lessings Schlaf - Lessings Traum - Lessings Schrei (zweites Triptychon). Dabei wäre es noch einmal festzuhalten, daß die Personen - besonders im ersten Triptychon - keine dramatischen Personen im traditionellen Sinne, sondern Konfigurationen des Intellektuellen sind, d.h. Gundling, Friedrich und Kleist sind sehr stark ineinander gespiegelt. Die eben beschriebene formale Zweiteilung des Dramas ist freilich nicht zufällig und entspricht exakt einer Zweiteilung auf der thematischen Ebene: während das erste Triptychon den Intellektuellen in seinem Verhältnis zur (Staats-) Macht darstellt, seine möglichen Strategien der Macht gegenüber und deren Scheitern veranschaulicht, bebildert das zweite diejenige Problematik, die von Horkheimer und Adorno als "Dialektik der Aufklärung" beschrieben worden ist.

III. Außer den drei (bzw. vier) Hauptpersonen bewegt das Drama eine ganze Reihe von Nebenfiguren: es sind Intellektuelle - Künstler oder Wissenschaftler -, die durch ihr Verhältnis zur Macht mit dem thematischen Mittelpunkt des Stückes verbunden sind. Diese Nebenfiguren, die weitere Konfigurationen des Intellektuellen in seinem Verhältnis zur Macht darstellen und dadurch die Problematik vertiefen, werden zum Teil, wie der Psychiater-Professor, Schiller, Schadow und Voltaire, direkt als Bühnenfiguren ins Spiel eingeführt. Ein anderer Teil dieser Nebenfiguren tritt aber nicht unmittelbar als Bühnenfigur auf, sondern kann nur assoziativ zum Figuren-

ensemble des Dramas gerechnet werden: eine Reihe von historischen und/oder literarischen Gestalten wird im Text durch literarische oder auch musikalische Anspielungen und Zitate heraufbeschworen: Hamlet (**Leben Gundlings**), Prototyp des Melancholikersi Nero (**Preußische Spiele 3**), Dichter und römischer Kaiser; J. S. Bach (**Ach wie gut daß niemand weiß / Daß ich Rumpelstilzchen heiß**), der geniale Komponist, der Friedrich II. "Das musikalische Opfer" dargebracht hat; Horaz (**Et in Arcadia ego: Die Inspektion**), in der Schlacht bei Philippi noch auf der Seite des Brutus, später Hofdichter des Augustus - um nur die wichtigsten zu nennen.

Diese Reihe von assoziativen Nebenfiguren, die durch Anspielungen und Zitate entsteht, deutet darauf hin, daß der Text in einem ungewöhnlich hohen Maße gegen die literarische (aber nicht nur gegen die literarische) Tradition offen ist; seine Tradition ist ihm im engsten Sinne des Wortes eingeschrieben: zitiert werden im Drama - von den kleineren, aber auch charakteristischen Anspielungen abgesehen - längere Passagen von Racine (**Phädra, Britannicus**), Schiller (**Der Spaziergang**) und Lessing (**Emilia Galotti, Nathan der Weise**).

Gleichzeitig muß sich Müller freilich von dieser aufklärerisch-klassischen Tradition distanzieren, weil der Glaube an das schöne Wort ihm nunmehr illusorisch zu sein scheint. Dies zeigt sich am prägnantesten in der sehr automaten Lessing-Figur des zweiten Triptychons:

Dreißig Jahre lang habe ich versucht, mit Worten mich aus dem Abgrund zu halten, brustkrank vom Staub der Archive und von der Asche, die aus den Büchern weht, gewürgt von meinem wachsenden Ekel an der Literatur, verbrannt von meiner immer heftigeren Sehnsucht nach Schweigen. Ich habe die Taubstummten um ihre Stille beneidet im Geschwätz der Akademien. Und in den Betten der vielen Frauen, die ich nicht geliebt habe, um ihren lautlosen Beischlaf. Ich fange an, meinen Text zu vergessen. Ich bin ein Sieb. Immer mehr Worte fallen hindurch. Bald werde ich keine andere Stimme mehr hören als meine Stimme, die nach vergessenen Worten fragt.

Genauso wie die geschlossene dramatische Fabel für Müller nicht mehr tragfähig genug ist, um Wirklichkeit in sich aufzunehmen, ist auch das Wort selbst nicht mehr tragfähig genug, um die humanisierende, emanzipatorische Funktion, die ihm grade die Aufklärer wie Lessing verliehen hatten, zu erfüllen. Was übrig bleibt, ist nur noch der Schrei (**Lessings Schrei**) und/oder die stumme Gebärde: es ist kein Zufall, daß ein großer Teil des Stückes aus Spielvorgängen für Taubstumme besteht.

IV. In dem Mißtrauen gegen das schöne Wort hat es seinen Grund, daß Müller ihm gegenüber auf das Bild und auf die Geste setzt. Praktisch gewendet heißt das nichts anderes, als daß die Regieanweisungen einen wesentlichen, nicht zu vernachlässigenden Teil des Dramentextes ausmachen. Grade in ihnen entwickelt nämlich Müller ein ganzes System von sozial bedeutenden Gesten, die sich zu einem dichten Motivgeflecht zusammenschließen und zusammen mit Motivketten anderer Art²³ in hohem Grade zur Integration, zur Stringenz und Triftigkeit des Textes beitragen. Von den sozial bedeutenden und bedeutsamen Gesten, die im Drama zu selbstständigen Motivketten entwickelt werden, seien hier nur folgende erwähnt: Sich auf einen Stuhl (Thron) setzen dürfen, während andere stehen - oder besser gesagt: sterben bzw. arbeiten - müssen²⁴; mit dem Degen - Traumsymbol für Männlichkeit - hantieren²⁵: sich selbst oder einem anderen die Nase, die Ohren, die Augen zuhalten oder verbinden, die Augenbinde entfernen, wodurch man zum Sehen gezwungen wird²⁶.

Die entscheidendste Bedeutung scheint Müller dabei den Augen, dem Sehen beizumessen. Genia Schulz, die der Blickthematik in Müllers Werk eine spezielle Untersuchung gewidmet hat, wobei sie ergiebiges Material aus **Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei** schöpfen konnte²⁷, kommt zu der Schlußfolgerung, daß "Sehzwang" für Müller zu denjenigen kulturellen Techniken gehört, die es ermöglichen, "die Widerstände, die Kultur und Individualität, das Weibliche und Kindliche der Machtausübung entgegensetzen, /.../ zu beseitigen"²⁸. Eine Schlüsselfunktion kommt in diesem Zusammenhang dem **2. Preußischen Spiel**, einem vom Vater für den Sohn inszenierten "Lehrstück der Grausamkeit"²⁹ zu, das die Blickproblematik mit dem Theatermotiv verknüpft - nicht zufällig nennt Friedrich in der parodistischen Spiegelszene **Herzkönig Schwarze Witwe** die Exekution "ein häßliches Schauspiel". An diesem Punkt greift Müller auf persönliches Erfahrungsmaterial zurück.

Seine Erzählung **Der Vater** fängt mit einer Szene an, die die Verhaftung seines Vaters, "Funktionär der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands"³⁰, durch die Nazis am 31. Januar 1933 schildert:

Ich wachte auf, der Himmel vor dem Fenster schwarz. Lärm von Stimmen und Schritten. Nebenan wurden Bücher auf den Boden geworfen. Ich hörte die Stimme meines Vaters, heller als die fremden Stimmen. Ich stieg aus dem Bett und ging zur Tür. Durch den Türspalt sah ich, wie ein Mann meinem Vater ins Gesicht schlug. Frierend, die Decke bis zum Kinn hochgezogen, lag ich im Bett, als die Tür zu meinem Zimmer aufging. In der Tür stand mein Vater, hinter ihm die Fremden, groß, in braunen Uniformen. Sie waren zu dritt. Einer hielt mit der Hand die Tür auf. Mein Vater hatte das Licht im Rücken, ich

konnte sein Gesicht nicht sehn. Ich hörte ihn leise meinen Namen rufen. Ich antwortete nicht und lag ganz still.³¹

Es ist wohl kein Zufall, daß diese Szene dann von Müller, der sie in einem Interview mit Sylvère Lotringer noch einmal erzählt, die erste Szene seines Theaters genannt wird.³² Die Parallele mit dem 2. **Preußischen Spiel** läßt sich bis in den Wortlaut hinein verfolgen³³, das Ergebnis ist in beiden Fällen gleich: "Das Kind hat mehr gesehen, als es ertragen kann."³⁴ Aber: "Der inhaltliche Vorrang des Bildes vor dem Wort in Friedrichs Erziehung zum Machthaber hat seine Entsprechung in der Form des Stückes, das auch beim Publikum primär das Auge in Anspruch nimmt."³⁵ Die Szene scheint also Müllers negative Utopie des Theaters zu artikulieren: Theater als immoralische Anstalt, die in den Dienst der ästhetischen Erziehung des Menschen zum Bösen, zum Nihilismus der Macht gestellt werden kann.

Anmerkungen

- 1 Genia Schulz: Abschied von Morgen. Zu den Frauengestalten im Werk Heiner Müllers. In: text + kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 73 /1982/, S. 59. (= t+k)
- 2 Uwe Wittstock: Die schnellen Wirkungen sind nicht die neuen. Ein Porträt des Dramatikers Heiner Müller. In: t+k. S. 16.
- 3 Vlado Obad: Zu Müllers Poetik des Fragmentarischen. In: Heiner Müller Material. Texte und Kommentare. Hrsg. von Frank Hörmigk. Leipzig 1990. S. 157. (=HMM)
- 4 Theo Buck: Heiner Müller. In: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. München 1978. S. 12.
- 5 Ebda.
- 6 Ebda.
- 7 Wittstock, a. a. O., S. 16.
- 8 Obad, a. a. O., S. 158.
- 9 Florian Vassen: Der Tod des Körpers in der Geschichte. Tod, Sexualität und Arbeit bei Heiner Müller. In: t+k. S. 56.
- 10 Buck, a. a. O., S. 11.
- 11 Genia Schulz: Heiner Müller. Stuttgart 1980. S. 16.
- 12 Schulz /1980/, S. 17.
- 13 Buck, a. a. O., S. 11.
- 14 Schulz /1980/, S. 139.
- 15 Buck, a. a. O., S. 11.
- 16 Ebda.
- 17 Alle Zitate aus dem Dramentext entstammen folgender Ausgabe: Heiner Müller: Stücke. Leipzig 1989. **Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei** ist abgedruckt auf den Seiten 253-290.
- 18 Vgl. Schulz /1980/. S. 141.
- 19 Ebda.
- 20 Heiner Müller: Ein Brief. In: HMM. S. 38.

- 21 In *Et in Arcadia ego*: Die Inspektion wird das Publikum von dem Friedrich-Darsteller als friedlich grasendes Rindvieh angesprochen.
- 22 Kleist tritt in der Pantomime in Uniform auf, genauso wie Friedrich in *Leben Gundlings*; die Uniform wird zerrissen, genauso wie die von Friedrich im 1. Preußischen Spiel; Kleist hantiert mit Puppen, genauso wie Friedrich in *Ach wie gut daß niemand weiß / Daß ich Rumpelstilzchen heiß* und in *Herzkönig Schwarze Witwe*; Kleist zieht seinen Degen, genauso wie Friedrich im 1. Preußischen Spiel und in *Herzkönig Schwarze Witwe*; Kleist tauscht sein Geschlecht, genauso wie Friedrich im 1. Preußischen Spiel; Kleist "zerbricht den Degen überm Knie", genauso wie Friedrich Wilhelm in *Leben Gundlings* Friedrichs Flöte überm Knie zerbrochen hat, u. s. w.
- 23 Außer Wortmotiven wie *Hundsfoth* (Friedrich Wilhelm an Friedrich in *Leben Gundlings*) - *Hundesohn / Hundevater* Friedrich Wilhelm und Friedrich aneinander im 2. Preußischen Spiel - *Hunde* (Friedrich an seine Soldaten im 3. Preußischen Spiel) findet man im Drama auch eine ganze Reihe von Situationsmotiven: Vater-Sohn-Konflikt (*Leben Gundlings*; *Preußische Spiele I*; *Preußische Spiele 2: Herzkönig Schwarze Witwe*; *Lieber Gott mach mich fromm / Weil ich aus der Hölle komm*); Exekution des Vaters durch den Sohn bzw. des Sohnes durch den Vater "in effigie" (*Preußische Spiele I*; *Preußische Spiele 2*) u. a. Eine ganz besondere Bedeutung kommt aber im Drama dem Spiel-Motiv zu, das in den verschiedensten Modifikationen (u.a. als *Blindekuh*, *Theaterspiel*, *Kriegsspiel*, *Messerstich-Spiel*, *Puppenspiel*) benahe alle Szenen beherrscht.
- 24 vgl. *Preußische Spiele 2*; *Preußische Spiele 3*; *Herzkönig Schwarze Witwe*; *Et in Arcadia ego: Die Inspektion*; leicht modifiziert auch in *Preußische Spiele I*, wo *Wilhelmine* - Stellvertreterin des Vaters Friedrich Wilhelm - von Friedrich und Katte auf einen Stuhl gefesselt wird.
- 25 Vgl. *Leben Gundlings*; *Preußische Spiele I*; *Herzkönig Schwarze Witwe*, wo das sexuelle Moment unverhüllt zutage tritt; Heinrich von Kleist spielt *Michael Kohlhaas*.
- 26 Vgl. *Leben Gundlings*; *Preußische Spiele I*; *Preußische Spiele 2*; *Herzkönig Schwarze Witwe*; *Et in Arcadia ego: Die Inspektion*.
- 27 Genia Schulz: *Der zersetzte Blick. Sehwang und Blendung bei Heiner Müller*. In: HMM. S. 165-182. Ohne die einzelnen Feststellungen der Arbeit hier zu wiederholen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß ich ihr viele Anregungen verdanke.
- 28 Schulz /1990/, S. 178. Zum Kindlichen in Friedrichs Wesen vgl. u.a. Friedrichs Sätze in *Leben Gundlings*: "Kaut Er wieder Seine Nägel? Ich werd Ihm", oder auch die Regieanweisung in *Herzkönig Schwarze Witwe*: "/Friedrich, I. K./ Wirft die Puppe in den Schrank zurück, setzt sich auf einen Stuhl, bohrt in der Nase: Eine vierschrotige Sächsin mit schwarzem Schleier stürzt herein. Friedrich nimmt den Finger aus der Nase und versteckt die Hand hinter dem Stuhl."
- 29 Schulz /1990/, S. 173.
- 30 Heiner Müller: *Der Vater*. In: HMM. S. 78.
- 31 Ebda.
- 32 Heiner Müller: *Mauern. Gespräch mit Sylvère Lotringer*. In: H. M.: *Rotwelsch*. Berlin (West) 1982. S. 68.
- 33 Vgl. Friedrichs Replik: "Ich kann dich nicht sehen." Zur Doppeldeutigkeit beider Sätze vgl. Schulz /1990/, S. 171. f.
- 34 Ebda.
- 35 Schulz /1990/, S. 178. f.

Daniel Lányi (Budapest):

Das Bild an der Grenze **Über eine Textstelle in Ingeborg Bachmanns *Der Fall Franza***

Wer mich sieht, sieht den Vater (Joh.14.9)

Setzt man sich mit einem guten literarischen Text auseinander, ist die Versuchung immer groß, etwas Ganzes in ihm sehen zu wollen. Oder, noch genauer formuliert: die Ganzheitlichkeit. Die Ganzheitlichkeit einer Intention, einer Idee, ja des Geistes. Ein guter Text - und dies ist vielleicht eine der Kriterien der Güte¹ eines literarischen Textes - steht immer in einem Spannungsverhältnis zum Ganzen, deutet auf das Ganze hin oder legt Zeugnis ab von dem Ganzen. Auch wenn es das Ganze ex negativo ist: das ganze Fehlen.

Unabhängig von den verschiedenen Meinungen über die Erkennbarkeit eines Ganzen, wird man nicht leugnen können, daß die Versuchung, beim Lesen eine Verbindung zum Ganzen herzustellen, da ist. Auch der Dekonstruktionsprozeß, der ja gerade jedwede Ganzheiten und ihre Macht- und Herrschaftsansprüche abbauen will, kennt diese Versuchung. Er ist aus Wehr, ihr gegenüber entstanden.

Folgende Arbeit setzt sich mit einem guten² Text auseinander. Es wird eine fragmentarische Textstelle, aus einem fragmentarischen Roman herausgegriffen, der seinerseits einem fragmentarischen Roman-Zyklus zugehört, im fragmentarisch gebliebenen Oeuvre Ingeborg Bachmanns: eine herausgegriffene Textstelle aus *Der Fall Franza* im *Todesarten-Zyklus* wird analysiert. Ich will der Versuchung nicht widerstehen, und versuche deshalb zu beweisen wie dieses Fragment im Fragment im Fragment doch das Ganze evoziert. Das Ganze des Bachmannschen Gedankengutes, aber auch das Ganze im metaphysischen Sinne.

Ich analysiere den Text, indem ich ihn noch einmal lese (das wievielte mal? und: wievielmals reicht es? gibt es ihn wirklich, den saturierten Zustand?). Der Text wird befragt es wird an einzelnen Wörtern und Formulierungen verweilt, "Verbindungsstellen" zu anderen Werken werden angedeutet, Konnotationen und mögliche Deutungen werden vorgeschlagen³. Ich stelle scheinbar "naive" Fragen, sie sollten mithelfen, auch die scheinbar eindeutigen Zusammenhänge auf ihren wahren Problemhorizont zu untersuchen: mit ihrer Hilfe sollte ein Höhenflug, der aller Bindungen zum Text ledig wird, verhindert werden. Da aber nicht alle Sätze und Wörter der Analyse unterworfen werden, steht hier zuerst der ganze Text:

"An dem einsamsten Strand der Welt fuhr sie in [die] Höh und fing zu gehen an, neben diesem Höllenbassin, vollgepfropft mit Quallen, Spinnen, Krabben, und am Strand lief das zwischen ihren Füßen, flog auf, was sich herausverirrte, Stechendes, Klebriges, Verfolgendes. Sie fing zu laufen an und sprang immer auf die paar Handbreit Sand, die frei waren. In der Helle war nichts zu sehen, dann wanderte ein Schatten über die Piste, sie hörte das Geräusch von einem Auto, das mußte der Wagen sein, aber Geräusch und Schatten verschwanden, und sie lief noch immer.

Dann stand sie, suchte sich eine Stelle zum Stehen aus, zwischen dem, was krallen, stechen, zutschen wollte, und die Sonne stand genau über ihr. Da sah sie das Bild, in dem roten Arabien. Nicht mehr die immer vorgestellten Bilder von der Frau in Kairo, nicht mehr die Blutlache, das abgestochene Kamel, nicht mehr den Kretin. Sie schaute fassungslos. Ich sehe. Und jetzt wieder. Ich sehe, was niemand je gesehen hat, ein Bild, sie ging ein paar Schritte, zu langsam, und das Bild zog sich zurück. Ihre Haut fing zu brennen an. Ich muß laufen, es wird schon deutlicher, er ist es, ich muß noch bis zu ihm, aber es war nicht Martin, der zurückwich, aber er ist es ja, er in dem weißen Mantel, er steigt aus dem Bild, er ist gekommen aus Wien, in dem Trostmantel, um mich heimzuholen, nein, in dem schrecklichen Mantel, den er abwirft, aber er ist es nicht. Mein Vater. Ich habe meinen Vater gesehen. Er wirft seinen Mantel ab, seine vielen Mäntel ab. Sie legte ihre Hände über den Kopf, damit ihr Kopf nicht in Feuer aufging. Aber es ist nicht er, er ist nicht mein Vater. Wer ist er denn? Sie begann schneller zu laufen, und schwarz und hochaufgerichtet kam das über den Strand und war über dem Sand und faßte wieder Fuß. Aber schwarz und finster und jetzt über den Strand kriechend, sich wälzend, kam es. Gott kommt auf mich zu, und ich komme auf Gott zu. Sie lief wieder und weinte, weinte, und weil kein Wort aus ihr herauskam, nur der Zigarettenschleim in ihrem Hals hochkam, spuckte sie in den Sand und lief weiter. Ich habe Gott gesehen. Zum Greifen nah, zwischen, wo bin ich? Safaga und, zwischen Safaga, kurz vor Safaga, schöne Berge um und über 2000 Meter, im Zelt neben dem Militärposten wo ist der Posten, die Phosphatgesellschaft, ehemaliger englischer Hafen, man muß zulassen, daß ich es noch erreiche. Die Phosphatgesellschaft kann Gott nicht verhindern.

Sie stürzte und kam auf die Knie zu liegen, und da lag vor ihr, ein schwarzer Strunk, aus dem Wasser geschwemmt, eine Seewalze, ein zusammengeschrumpftes Ungeheuer, keine dreißig Zentimeter lang, in dem ein leises Leben war. Darauf war sie zugerannt. Sie weinte noch

immer, griff nach dem Tier und schob es ins Wasser zurück, ließ es ins Meer schaukeln. Ich habe ein Bild gesehen. Sie blieb liegen, mit den Konvulsionen, wie auf dem Korridor in Wien, auf einem Parkettboden, einem Linoleumboden, in einem Spitalsbett, jetzt wieder im Sand auf dem die Kamele verbluteten, sie lachte und lachte und lachte - und in ihr Lachen, die Einfallsstelle für die Dekomposition: wer bin ich, woher komme ich, was ist mit mir, was habe ich zu suchen in dieser Wüste, trat, ja trat nicht, da ja nichts eintreten kann, da trat etwas sie nieder und mit ihr das andre, den halben Tod, die halbe Vernunft, das halbe Tier, den halben Menschen, die halben fünf Sinne, die eine Schwester, die andere Frau, das von der Sonne anvisierte Fleisch im Verderben, im Übergang zu etwas nicht erkennbarem.

Sie schrie. Martin hob sie auf, und sie trugen sie zu dem Wagen auf der Piste.

Die Arabische Wüste ist von zerbrochenen Gottesvorstellungen umsäumt⁴.

An dem einsamsten Strand der Welt... Wo ist das? In Ägypten, am Roten Meer, im Sand. In der "großen Heilanstalt", im "großen unverlässbaren Purgatorium" (415).⁵ Also nicht in Wien und nicht in Europa. Franzas Reise und der Bericht darüber ist in Bachmanns Deutung "eine Reise durch eine Krankheit"(341) und ein Bericht über eine "Todesart"(341), sie ist aber auch, als eine Reise an die Grenze, zu lesen. Und dies im doppelten Sinne: die Reise aus Wien nach Galicien, ein kleines Dorf im Dreiländereck⁶, und die Reise zu diesem einsamsten Strand der Welt: der absoluten Grenze. Dieser Strand ist der entfernteste Punkt auf Franzas Reise. So weit kann sie weg von Wien, von Europa und von den "Jordans dieser Welt." So weit, aber nicht weiter, weil sie hier die Grenze erreicht hat. Die Frage, die in diesem Anfangssatz implizit thematisiert wird, ist die, das ganze Oeuvre durchziehende Frage, nach der Möglichkeit und Beschaffenheit des "Grenzübertritts".

Nicht Wien und nicht Europa. Diese Gegebenheit auf der Story-Ebene, metaphoriert das Verlassen des abendländischen Paradigmas. (vgl.eine der ersten Bemerkungen nach der Ankunft in Ägypten:"Die Weißen. Hier waren sie endlich nicht mehr".(421)) So gelesen sagt der Text: die Chance des Grenzübertritts ist nur dem gewährt, der bereit, ist radikal abzurechnen mit den eigenen Vorurteilen und eigenen Ansichten, also mit der eigenen Denktradition. Im Fall Franza, wie im Fall Bachmann, ist das die Europäische Denk- und Kulturtradition.

Einsam... Franza reist zwar mit ihrem Bruder (auf der spärlichen Story-Ebene ist er gerade tanken gefahren), sein Unverständnis gegenüber den Problemen Franzas wird aber oft betont. Und für das totale, körperliche wie geistige Zueinanderfinden der

Geschwister im "anderen Zustand", also für das Projekt der Geschwisterliebe, werden bei der Musilkundigen Bachmann keine Möglichkeiten mehr eingeräumt.⁷ Sie alleine macht das Ganze durch, sie alleine gelangt an die Grenze, die anderen neben ihr sind höchstens Chronisten neben einer Heiligen.

fuhr sie in die Höh...Auf der Story-Ebene: stand oder sprang auf. Die ungewöhnliche Formulierung impliziert aber die Höhe, als Sphäre des Überblicks, woher die Dinge aus einer anderen Perspektive erscheinen, also die Höhe des Erkennens, ja der Offenbarung (wie etwa die Höhe am Felsen in *Maratea-Simultan II.S.314*), oder die Höhe als Grenze, als Nichtmehr-Welt, als Nicht-Ort (wie etwa das Hotelzimmer des 57. Stockwerks in "**Der gute Gott von Manhattan**"), oder die Höhe als Himmel (in die Höhe *Fahren-Himmelfahrt*). Das Symbol Himmel: der Himmel als Firmament, also als Grenze der menschlichen Perspektive, oder der transzendente Himmel, als Sphäre hinter dieser Grenze.

und fing zu gehen an...In der wohl sehr langen Liste der Künstler, die für Bachmann von äußerster Bedeutung waren, steht auch Sylvia Plath⁸. Ihr Gedicht *Lazarus* bearbeitet den christlichen Topos des Auferstehens in einer, Bachmann wohl sehr nahe stehenden Weise: "**I did it again**" beginnt das Gedicht (ein erneuter Selbstmordversuch wird angedeutet). Der christliche Topos wird von Plath durch den Aspekt der Selbsterstörung erweitert, und dies ist der Punkt, wo Bachmann an dieses intertextuell vermitteltes Motiv anknüpft. In dieser biblischen Paraphrase klingen nicht nur Franzas Vorgeschichte, die Geschichte der Zerstörung und der Selbsterstörung an. Die Anspielung auf das Neue Testament, evoziert auch die von ihm verkündete Heilslehre. Denn: Franzas Reise ist nicht nur Flucht, nicht nur "**eine Reise durch eine Krankheit**", sondern gerade in ihrer Eigenschaft des Grenzganges, auch ein letzter, radikaler Versuch der Heilung. ("**Ich bin in der Wüste, um meinen Schmerz zu verlieren...**" S.439)

Es ist zentrale Frage der *Todesarten*, ob den Opfern, die das Stigma der Tortur⁹, das "**Würgmal am Hals**"(401) tragen, noch Heilung zuteil werden kann. In *Malina* wird mit der Möglichkeit der Heilung radikal abgerechnet. Der *Fall Franza* gibt hier eine vielleicht noch radikalere Antwort.

neben diesem Höllenbassin, vollgepfropft mit Quallen, Spinnen, Krabben...Dieses Höllenbassin ist das Rote Meer. Oder, noch differenzierter ausgedrückt: das Rote Meer, das im Alten Testament noch über die Allmächtigkeit Gottes Zeugnis ablegte, wird in dieser Welt zu einer, von Gott verlassenen Höllenlandschaft. In meiner (vielleicht forcierten) Deutung, sehe ich in diesem Satz den radikalsten (poetisierten) Bruch, mit dem, das Bachmannsche Werk durchziehenden (poetischen) Dialog mit der Biblischen Tradition.¹⁰

und am Strand lief das zwischen ihren Füßen, flog auf, was sich herausverirrte, Stechendes, Klebriges, Verfolgendes....Das Gefühl des Verfolgtwerdens, des

Nicht-Fliehen-Könnens, des Ekels wird mit diesem, den Träumen entlehnten Vokabular¹¹ erhöht. Gefühle, die in Bachmanns Oeuvre, aber besonders im Spätwerk reichlich thematisiert werden, und die alle auf ein Trauma in der frühen Vorgeschichte der Persönlichkeitsentwicklung hinweisen.¹²

(...)In der Helle war nichts zu sehen....Wieso in der Helle? Es ist ja die Helle, die in die Dunkelheit gebracht werden muß, damit man sehen kann. Diese Helle aber, diese Überdosis an Helle macht das Sehen unmöglich. Das Verwenden des Wortes hell lese ich als eine gewollte oder ungewollte¹³ Anspielung, auf die bezeichnendste Metapher der Aufklärung (vgl. auch die sprachliche Manifestation: enlightenment-engl.;felvilágosodás-ung). Ist man bereit, von der Story-Ebene tiefer zu rücken, das Visionäre auch nach dem Inhalt abzufragen, wird man geneigt sein zu meinen, daß die ausgewählte Textstelle als ein kodiertes Kompendium der Problematik des Spätwerkes anzusehen ist. Die Überdosis an Helle, bewirkt genau das Gegenteil des Erhellens. In der Helle war nichts zu sehen: das Projekt der Aufklärung ist entgleist, die Rationalität des weißen Menschen wird zu "Folterwerkzeugen der Intelligenz" (404), führt zum Verschwinden des weiblichen Ich-Teils (Malina), und zum Abtöten von allem, was sich dem Paradigma nicht unterwirft: der autonomen, ihre Eigenständigkeit suchenden Frau, der Ureinwohner, die metaphorisch, wie real eine andere Möglichkeit, ja die Andersartigkeit vertreten, und auch der möglichen Orte von Utopia (Wadi Halfa).

Der Fall Franza ist ein Roman nach Malina. Der Grundgestus der Narrativität, wie auch der Projektcharakter des Werkes sind hier klarer. Der Fall Franza ist ein letzter, verzweifelter Versuch, für das Konstituieren eines neuen Paradigmas. Ein Roman nach Malina auch in der Hinsicht, daß hier die Utopie nicht nur artikuliert, sondern auch erlebt wird¹⁴.

und die Sonne stand genau über ihr...Auf der Story-Ebene: sie ist genau am Äquator. Der nächste Satz beginnt aber: Da sah sie das Bild, in dem roten Arabien. Es wird eine kosmologische Beziehung hergestellt: Mensch und Himmelskörper müssen in einer ganz bestimmten Beziehung zueinander stehen, nur so erscheint das Bild: Dem Sehen des Bildes wird kosmische Bedeutung beigemessen.

Nicht mehr die immer vorgestellten Bilder von der Frau in Kairo... Dies ist Franza, einige Wochen (Tage?) früher. Die Bilder, die sie sich gemacht hat von der Wüste, stimmen nicht überein mit diesem Bild. Wie könnten sie auch? Nur dem Grenzgänger offenbart sich das Bild. Man muß schon alles hinterlassen und vergessen können¹⁵, die eigene Vorgeschichte, die eigene Zivilisation, ja die physiologischen Bedürfnisse, um an die Grenze gelangen zu können. Die Frau in Kairo, war nur eine Frau auf dem Weg zur Grenze. Die Frau am einsamsten Strand der Welt ist aber an die Grenze angelangt.

nicht mehr die Blutlache, nicht mehr das abgestochene Kamel nicht mehr den Kretin....Vorletzte Stationen auf dem Leidens-und Erfahrungsweg Franzas, Erscheinungen einer orgiastischen Nacht, der durch Haschisch-Konsum neue Dimensionen verliehen werden sollten. Vorletzte Stationen, da es erkannt wird, daß die Droge vielleicht die Perzeption beschleunigen kann, daß aber die Visionen im Diesseits haften bleiben.

Sie schaute fassungslos. Ich sehe.Und jetzt wieder. Ich sehe, was niemand je gesehen hat, ein Bild....Das Erscheinen des Bildes, trägt zur Differenzierung der Grenzthematik bei. Die Frage, die hier wachgerufen wird, ist die: ist dies eine Grenze, die den Markstein zwischen zwei verschiedenen metaphysischen Sphären darstellt, oder ist sie die absolute Grenze, ohne eine "andere Seite"? Werden also für die mystische Einung noch Möglichkeiten eingeräumt, oder ist der Grenzgänger zur ewigen Immanenz verdammt? So, oder so, dem Bild an der Grenze werden höchste Erwartungen entgegengestellt: die ganze Heilserwartung konzentriert sich auf ihn. Es soll heraustreten aus der Bildhaftigkeit, und soll die Einheit stiften in der unio mystica. Oder soll sie Zeugnis ablegen von der Existenz der anderen Seite, von einer Instanz, die das erkannte und benannte Prinzip des Disseits, das Prinzip Zerstörung in einer zwar unerforschbaren, aber existierenden Wahrheitsordnung der anderen Seite transzendiert.

sie ging ein paar Schritte, zu langsam, und das Bild zog sich zurück....Das Bild bleibt nur Bild, es zeigt sich nur. Die Einung, die Vermählung, das Abtauchen in ihm¹⁶ bleibt aus.

Es ist gerade diese Eigenschaft der Offenbarung die stört. Anderswo, im Bachmannschen Werk, wird die Utopie (im Sinne einer poetischen und nicht einer wissenschaftlichen Genauigkeit) genau beschrieben. Dieses Bild an der Grenze, bleibt aber nur Bild, "das ganze Leben" (Malina S 63), die Erlösung bleibt aus.

Das Bild zeigt sich nur, und das höchste, was dem Grenzgänger zuteil kommen kann, ist das Erkennen des Bildes.

Die Wortwahl ist bewußt. Ich sehe nämlich in der analysierten Textstelle, eine der bittersten Stellen im Gesamtwerk. Es wird hier nicht nur mit der christlichen Heilslehre, und nicht nur mit der Mystik abgerechnet, sondern auch mit dem wohl einzigen Wittgensteinschen Satz, der einen Spalt in die hermetisch abgeschlossene Welt des Tractatus schlägt.¹⁷

(...)Ich muß laufen, es wird schon deutlicher, er ist es, ich muß noch bis zu ihm, aber es war nicht Martin der zurückwich, aber er ist es ja, er in dem weißen Mantel, er steigt aus dem Bild, er ist gekommen aus Wien in dem Trostmantel....Es ist also ein "Er": die Personifizierung der negativen Offenbarung. Jordan vielleicht, Vertreter des Faschistischen in der Welt, Jordan operator magnus des Falles Franza, Jordan im Trostmantel¹⁸.

Mein Vater. Ich habe meinen Vater gesehen. Er wirft seinen Mantel ab, seine vielen Mäntel ab (...) aber er ist nicht er, er ist nicht mein Vater. Wer ist er denn?....Nicht Jordan, Meister der Folterwerkzeuge der Intelligenz, mit seinen zwei Mänteln, nicht der Vater in seinen vielen Mänteln, dies ist ein anderer "Er", einer, der unendlich viele Mäntel haben wird, einer, der auch bei der Steigerung des Verbrechens den Superlativ erreichen wird:

Gott kommt auf mich zu, und ich komme auf Gott zu.....Das, was sich hier zeigt, ist nicht das Mystische, sondern das erkannte Prinzip des Diesseits, das Prinzip Zerstörung. Die Steigerung weist auf die letzte, reine Erkenntnis hin: alle Verbrechen sind auf ein Prinzip zurückzuführen, auf die patriarchalische Ordnung des Abendlandes.

Der Text stellt und beantwortet also implizit erkenntnistheoretische und metaphysische Fragen. Ich nenne ihn die traurigste Textstelle, weil hier mit allen Möglichkeiten der Transzendenz und der Mystik abgerechnet wird:

(...)Sie stürzte und kam auf die Knie zu liegen, und da lag Er vor ihr, ein schwarzer Strunk, aus dem Wasser geschwemmt, eine Seewalze, ein zusammengeschrunpftes Ungeheuer, keine dreißig Zentimeter lang, in dem ein leises Leben war. Darauf war sie zugerannt.....Gott ist nicht tot. Nur: er ist nicht Gott.

Ich Leser, aufgewachsen in diesem sich ständig ausbreitenden (obzwar imaginären und nicht topographischen) Abendland, folgte Franzas Weg zur Grenze. Ein Europäer eine Europäerin. So, befangen in meiner Vorgeschichte, erkannte ich in ihrem Weg den (abendländischen) Topos des Weges, einen Topos, der eine teleologische Vorstellung impliziert, nämlich die Existenz eines Zieles. (Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Joh.14.6)

In dieser teleologischen Lesart des Weges/ des Romans des Weges, werden für die Hoffnung, daß ein Weg zum Ziel, zur Erlösung, oder zur mystischen Einung führen kann, keine Möglichkeiten eingeräumt. Das Ganze, das Metaphysische und ein heilendes Zusammentreffen mit ihm wird ausgeschlossen. Die Feststellung ist berechtigt: die Textstelle ist die traurigste im Oeuvre.

(...)sie lachte und lachte und lachte- und in ihr Lachen, die Einfallsstelle für die Dekomposition.....Das ständige Beschwören eines anderen Paradigmas und die Heldenhaftigkeit des Grenzanges fordern aber zur Überprüfung der eigenen Prämissen heraus. Sieht man im Weg nicht einen Weg zum Ziel, (also zur Erlösung), sondern einen Weg als Prozeß, ist Franzas Reise als ein Prozeß der Dekomposition zu lesen: der Dekomposition der Person, (der zum völligen Zerfall der Person, zum Tode des Grenzgängers führt) aber gleichzeitig auch, der Dekomposition des Paradigmas Abendland.

Die Stationen dieses, diesmal prozessual gesehenen Leidens- und Erfahrensweges sind die Absage an der Rolle der Untergeordneten Frau, die Absage an der Wiener

Gesellschaft (eine im Spätwerk oft verwendete Metapher für die scheinheilige Gesellschaft, für die Gesellschaft der "Gaunersprache", aber auch generell für die äußere Welt, verglichen mit der inneren Welt eines Ichs)¹⁹, und schließlich die Absage an Europa, also das Erkennen, daß das europäische Paradigma zum "ewigen Krieg"(Malina III.236), zum "Faschismus im privaten Verhalten" (403), zum "Folter" (404) und Mord führt.

Nur nach der völligen Dekonstruktion²⁰ kann ein neues Paradigma herbeigeschwört werden: die Welt des nicht Europäischen, nicht Entfremdeten, die Welt des nicht weißen Menschen, eine Welt, die mit der Metapher des Ureinwohners beschrieben wird. (Australische Aborigines, Papuas, Muruten, Indianer-vgl.S.413-414), eine, in der die Worte und Taten noch ihre elementare, magische Bedeutung haben:

"es ist der bewußteste Augenblick, der natürlichste, das erste und einzige Essen hat stattgefunden, findet statt, es ist das erste und einzige gute Essen, wird vielleicht die einzige Mahlzeit in einem Leben bleiben, die keine Barbarei, keine Gleichgültigkeit, keine Gier, keine Gedankenlosigkeit, keine Rechnung, aber auch keine, gestört hat.(480).

Der Fall Franza geht also wesentlich weiter als Malina, die Utopie wird nicht nur artikuliert, sie wird auch, für einige kosmische Sekunden erlebt. Der Ort des unentfremdeten Lebens, der Ort der stattgefundenen Utopie ist aber gleichzeitig schon Nicht-Ort: Wadi Halfa, ein Dorf im Sudan, das in einigen Tagen vom Wasser des neuen Staudammes überschwemmt wird. Die Weißen kommen.

"Die Weißen kommen. Die Weißen gehen an Land. Und wenn sie wieder zurückgeworfen werden, dann werden sie noch einmal wiederkommen, da hilft keine Revolution und keine Resolution und kein Devisengesetz, sie werden mit ihrem Geist wiederkommen, wenn sie anders nicht mehr kommen können. Und auferstehen in einem braunen oder schwarzen Gehirn, es werden noch immer die Weißen sein, auch dann noch. Sie werden die Welt weiter besitzen, auf diesem Umweg." (438)

Die Grenze ist nicht überschritten. Der Grenzgänger prallt mit dem Kopf an die Mauer der Grenze, an die Wand einer Pyramide. Der Grenzgänger stirbt, ihr Tod wird aber zum mahnenden Gestus des Protests, zum Akt des Wiederfindens: "Ihr Denken riß ab, und dann schlug sie, schlug mit ganzer Kraft, ihren Kopf gegen die Wand in Wien und die Steinquader in Gizeh und sagte laut, und da war ihre andere Stimme: Nein. Nein." (467) (Hervorhebung D.L.)

Die ersten, und fundamentalsten Fragen eines jeden, auch auf ein Ich gerichteten Dekonstruktionsprozesses:

wer bin ich, woher komme ich, was ist mit mir, was habe ich zu suchen (hier).....wurden durch den Prozess der Absage, nonverbal aber mit Taten beantwortet. Die ganze Erkenntnis des Prozesses dichtet sich dann in nur einem Satz zusam-

men, den ersten, sich tief einprägenden Satz einer neuen Identität: "ich bin eine Papua"(414)

Ich weiß, Franza weiß, Bachmann weiß, daß die Papuas zum Aussterben verdammt sind. Der Satz ist aber gefunden.

(...)Die arabische Wüste ist von zerbrochenen Gottesvorstellungen umsäumt..... Die Welt Ingeborg Bachmanns ist von zerbrochenen Gottesvorstellungen umsäumt.

Anmerkungen

- ¹ Ich weiß, und habe auch Georges Bataille und de Sade und die anderen gelesen, die Apotheosen der Aberration. Die befremdende Wortwahl sollte aber trotzdem von meiner, wohl nicht mehr ganz zeitgenössischen Überzeugung berichten, daß es eine direkte Korrelation gibt zwischen ästhetischem und ethischem Wert.
- ² Ein wohl unzeitgemäßes Unterfangen, solche undefinierbare, in der Relativität bedeutungslos (weil definitionslos) gebliebene Wörter zu verwenden. Als Interpret wage ich es aber trotzdem, solche Tabus auszusprechen.
- ³ In S/Z von Roland Barthes (Frankfurt/M:Suhrkamp 1987) fand ich ein Beispiel für eine Analyse, dessen Methode mir sehr nahe steht. Als Idealbeispiel stand mir Barthes' Buch ständig vor Augen. Als Beispiel für ein sorgsames, ja akribisch vorgehendes Lesen, dem kein wichtiges Wort entgeht, das auch im kleinsten Teil die Nahtstelle größerer Strukturen entdecken kann.
- ⁴ Ingeborg Bachmann: Werke. Hrsg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum, Clemens Münster München:Piper 1978 Bd.III. S.445-447
- ⁵ Die Zahlen in Klammern verweisen auf Den Fall Franza, im Band III., der zitierten Ausgabe. Römische und arabische Zahlen verweisen auf andere Werke in dieser Ausgabe.
- ⁶ Zur utopischen Bedeutung des Kärntnischen und des Österreichischen im Werk Bachmanns, siehe: Sigrid Schmid-Bortenschlagers, Neva Slibar-Hojkers und Andreas Hapkemeyers Beiträge in: Acta Neophilologica XVII.1984= Sonderband Ingeborg Bachmann
- ⁷ Die Anspielung geht vom Romantext aus. Vgl. das im ersten Teil des Fall Franza leitmotivisch auftauchende Musil Zitat "Unter hundert Brüdern dieser eine. Und er aß ihr Herz /Und sie das seine" (Isis und Osiris, hier S. 397), oder der bewußte Gebrauch des Wortes "Geschwister" (430)
- ⁸ Vgl. ihren Plath Essay IV.358
- ⁹ Zur Beziehung zwischen Jean Améry's Essay "Die Tortur" und das Spätwerk Ingeborg Bachmanns vgl.: Kurt Bartsch:Grenzverletzungen des Ichs. Ingeborg Bachmanns späte Prosa und Jean Améry's Bewältigungsversuche. In Literatur und Kritik 23.1988 S.404-414
- ¹⁰ Vgl. die detaillierte Ausführung: Hermann Weber:An der Grenze der Sprache. Religiöse Dimension der Sprache und ästhetisch-biblische Metaphorik im Werk Ingeborg Bachmanns Essen:Vlg. Die Blaue Eule 1986
- ¹¹ Stechend, Klebrig und Spinne sind in der Tiefenpsychologischen "Emblematik" alle, mit dichten Bedeutungsschichten Belegte Wörter.

- 12 Vgl. die verzweifelten Versuche der poetischen Erinnerung, die "erste Erkenntnis des Schmerzes" (Malina II.25) zeitlich und örtlich zu lokalisieren, um dadurch das Traumatisierende einzufangen.
- 13 Beim guten literarischen Text (vgl. -und sei damit eingeführt in den textimmanenten Dialog des Interpretieren- Fußnote 2, hat diese Frage der Intentionalität keine ästhetische Relevanz.
- 14 Siehe dazu die abschließenden Bemerkungen dieser Arbeit
- 15 Andrea Stolls fundierte und sensible Analyse (Erinnerung als ästhetische Kategorie des Widerstandes im Werk Ingeborg Bachmanns. Frankfurt u.a.:Lang 1990) klammert die Todesarten Fragmente aus. Der Fall Franza ist aber auch aus dem Blickwinkel der Erinnerung gesehen als ein Text nach Malina zu lesen. Franza braucht sich nicht mehr zu erinnern, weil sie über die Verbrechen Bescheid weiß. Die Heilung, die Richtigstellung wäre hier nur durch das Vergessen möglich.
- 16 Allesamt Symbole der Mystik, die das mystische Erlebnis umschreiben. Vgl. Wörterbuch der Symbole hrsg. von Manfred Lurker Stuttgart:Kröner 1988.
- 17 "Es gibt allerdings unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische." Ludwig Wittgenstein: Tractatus Logico Philosophicus Satz 6.522 In:ders.:Schriften Bd.I. Frankfurt: Suhrkamp 1969 S.82
- 18 Der Mantel, Zeichen und Mittel der sozialen Integration, spielt durch das doppelte Auftreten eines, als Arzt vermantelten Mörders (Jordan und der KZ-Arzt in Ägypten), eine nahezu leitmotivische Funktion.
- 19 Vgl. die Antipoden Wien-Ungargasse in Malina
- 20 Ja, in Bachmanns Kategorie sehe ich ein literarisches Pendant zu Derridas Dekonstruktion (der Genealogie der Kultur)

Sarolta László (Budapest):

Der partizipiale Anschluß von Substantivergänzungen im Ungarischen.

Überlegungen zu einem Problembereich des deutsch-ungarischen Substantivvalenzvergleichs

Die vorliegenden Arbeiten zur Substantivvalenz im Deutschen und Ungarischen¹ stimmen darin überein, daß das eigentliche Problemfeld des deutsch-ungarischen Substantivvalenzvergleichs die ungarischen Entsprechungen des deutschen Präpositionalattributs bilden. Die unmittelbare strukturelle Entsprechung des deutschen Präpositionalattributs - das sog. attributive Adverbial - läßt sich nämlich nur begrenzt postsubstantivisch anschließen:

- (1) " ... ez azért lehetséges, mert **a** kor viszonya az építészeti műhöz ilyen torz." (Beszélő (im weiteren B) II/33, 41)

, bei manchen - allerdings schwer festlegbaren² - Satzeinbettungen muß es in den präsubstantivischen Bereich transponiert werden:

- (2) "Két részre oszlik a világ: mi és ők. Az eltérés ... az életmódban és a **bűnhöz való viszonyban** érhető tetten" (B, II/33, 46)

Der postsubstantivische Anschluß würde in diesem Falle einen kaum akzeptablen Satz ergeben:

- (3) ?Az eltérés ... az életmódban és **a viszonyban a bűnhöz** érhető tetten.

Überblickt man die Mittel, die für diese u.U. unvermeidliche Transposition im Ungarischen zur Verfügung stehen:

- (4) játék a tűzzel
-- a tűzzel való játék

in bestimmten Fällen auch:³

menekülés a munkába

-- a munkába (való) menekülés

(5) interjú a költővel

-- a költővel készült/készített/... interjú

auch:

-- az interjú, amely a költővel készült/amelyet a költővel készítettek/...

(6) védekezés a járvány ellen

-- a járvány elleni védekezés

(7) lehetőség a pihenésre (auch: a pihenés lehetősége)

-- pihenési lehetőség

(8) igény a boldogságra (auch: a boldogság igénye)

-- boldogságigény

, wird man sich die Schwierigkeiten gewahr, mit denen eine Valenzbeschreibung der ungarischen Substantive zu rechnen hat: Es handelt sich zwar z.T. um formal-syntaktische Mittel (4 und 6), z.T. aber auch um mehr lexikalische (5) bzw. Wortbildungsmittel (7 und 8), die sich wegen ihrer Unentbehrlichkeit aus der Beschreibung nicht ausklammern lassen.⁴

Für den vorliegenden Beitrag stellt sich das Problem als ein Problem des valenzlexikographischen Vergleichs der beiden Sprachen: Es geht um die Frage, ob und wie die angeführten (halb)lexikalischen Erscheinungen in einem deutsch-ungarischen Substantivvalenzlexikon⁵ erfaßbar und darstellbar sind. Der Frage soll hier anhand des partizipialen Anschlusses des attributiven Adverbials nachgegangen werden.

Der partizipiale Anschluß (4 und 5) dürfte als universellstes Mittel der Transposition des postsubstantivischen attributiven Adverbials in den präsubstantivischen Bereich gelten. Faßt man jedoch die hierzu verwendeten Partizipien ins Auge, ergibt sich ein heterogenes Bild: Die Skala reicht von dem Hilfspartizip *való* (9) über inhaltsarme Funktionsverbpartizipien (10) bis hin zu Vollverbpartizipien, die in der Konstruktion ihre eigene semantisch/syntaktische Potenz entfalten (II):

(9) "A csetnikekre való hivatkozás tehát csupán szimbólikus játék." (B, II/33, 20)

(10) "Ha valaki a gyermekek életét és javát komolyan támogatja, az harcol a gyermekmunka, a gyermekprostitúció, a gyermekek ellen hozott halálos ítéletek ellen." (B, II/33, 9)

(11) "Igy megy ez évek, sőt évtizedek óta, és a ... lapok erről szóló riportjai már-már unalmasak." (B, II/33, 2)

Mit dem Partizip **való**, einem verdunkelten Partizip Präsens des Existenzverbs, ist dabei auch ein grammatisches Anschlußmittel gegeben. Wie ein Vergleich mit dem lebendigen Partizip Präsens des Existenzverbs **levő/lévő** zeigt, kann seine Isolierung vom Basisverb als weit fortgeschritten betrachtet werden: Während sich Konstruktionen mit **levő** in der Regel auf eine Konstruktion mit dem Existenzverb zurückführen lassen:

(12) a két fiú között levő barátság
-- a barátság, amely a két fiú között van

, ist diese Möglichkeit bei **való**-Konstruktionen relativ selten gegeben:

(13) a műanyagból való alkatrész
-- az alkatrész, amely műanyagból van

jedoch nicht:

a munkára való alkalmasság
-- * az alkalmasság, amely a munkára van

Die einzige Funktion, die sich bei **való** in Konstruktionen der letzten Art nachweisen läßt, ist, den präsubstantivischen Anschluß eines attributiven Adverbials zu ermöglichen. Es erweist sich somit als Hilfswort, als formal-syntaktisches Mittel der Transposition des attributiven Adverbials in den präsubstantivischen Bereich.

Daß der partizipiale Anschluß des attributiven Adverbials durch **való** nicht eindeutig auf formal-syntaktische Basis gestellt wird, hat vor allem den Grund, daß **való** nicht universell verwendbar ist. Seine Verwendung scheint nur bei **Nomen actionis** (Ereignisbezeichnungen) uneingeschränkt möglich zu sein,⁶ d.h. bei der Klasse der

Verbalsubstantive die Sandberg (1979) "nicht lexikalisierte Verbalsubstantive" nennt und als im gegebenen Kontext reverbalisierbar ausweist, vgl.:

- (14) "A csetnikekre való hivatkozás tehát csupán szimbólikus játék." (B, II/33, 20)
-- Az, hogy a csetnikekre hivatkoznak, tehát csupán szimbólikus játék.
- (15) "Az új szakszervezeti feladatvállalást tehát nem a munkahelyről való kivonulásban látjuk." (B,II/33,15)
-- Az új szakszervezeti feladatvállalást tehát nem abban látjuk, hogy a szakszervezet kivonul a munkahelyről.
- (16) "Aztán a frakció a szavazástól való tartózkodásával jelentéktelenné degradálta az ügyet." (B, II/33, 36)
-- Aztán a frakció azzal, hogy tartózkodott a szavazástól, jelentéktelenné degradálta az ügyet.

Außerhalb dieses Bereichs (in dem unter bestimmten Bedingungen auch das Partizip *történő/történt* zu *való* in Konkurrenz treten kann⁷) treten für *való* Restriktionen auf. Diese sind für das geplante Wörterbuch relevant, denn sie betreffen gerade die Schicht valenter Substantive, die das eigentliche Lexikon-Problem darstellt: lexikalisierte Verb- und Adjektivbildungen, sowie semantisch-syntaktisch parallelisierbare nicht abgeleitete Substantive (vgl. etwa Paare wie *kérdés* - *probléma*; *indíték* - *ok* usw.), deren Valenzeigenschaften sich nicht - oder zumindest nicht regelmäßig - auf die eines Basiswortes zurückführen lassen.⁸ Vgl. etwa die Verhältnisse bei *Nomen acti* (Ergebnisbezeichnungen):

- (17) *az előadóhoz való kérdés
*a csempészek ellen való ítélet
*az ülés elnapolására való javaslat
*a rászorultaknak való segítség
usw.

Es erscheint also unumgänglich, daß das Wörterbuch sich auch mit anderen, mehr lexikalischen Möglichkeiten des partizipialen Anschlusses auseinandersetzt. Konkret mit der Frage, ob und wie sich dieser Anschluß in den von *való* nicht abgedeckten Fällen erfassen läßt. Ist die Wahl des Partizips in diesen Fällen rein kontextbedingt - im Wörterbuch also nicht prognostisierbar - oder werden dabei auch kontextunabhängige Faktoren wirksam, die eine vorsichtige Prognose erlauben?⁹

Für die zweite Möglichkeit spricht die Beobachtung, daß man bei einer Umformung des nachgestellten attributiven Adverbials in eine Partizipialgruppe oft auch kontextfrei ein Partizip einsetzen kann, vgl.:

(18) kérdés az előadóhoz

-- az előadóhoz **intézett** kérdés

ítélet a csempészek ellen

-- a csempészek ellen **hozott** ítélet

javaslat az ülés elnapolására

-- az ülés elnapolására **tett** javaslat

segítség a rászorulóknak

-- a rászorulóknak **nyújtott** segítség

usw.

Offensichtlich ist also auch in Fällen, in denen **való** nicht stehen kann, das Partizip gewissermaßen "vorgegeben". Nicht grammatisch wie bei den Nomen actionis, sondern lexikalisch: in der Regel durch die Funktionsverbgefüge,¹⁰ die das valente Substantiv bildet. Vgl. die obigen Konstruktionen zugrunde liegenden Funktionsverbgefüge:

(19) kérdést **intéz** vki vkihez

ítéletet **hoz** vki vki ellen

javaslatot **tesz** vki vmire

segítséget **nyújt** vki vkinek

Das "Testergebnis" könnte also wie folgt formuliert werden: Wenn das mit **való** nicht verträgliche Substantiv ein umkehrbares Funktionsverbgefüge bildet, wird zum partizipialen Anschluß des attributiven Adverbials in der Regel das Funktionsverbpartizip verwendet. Als umkehrbar bezeichnen wir dabei Funktionsverbgefüge vom Typ **Verb + Objekt** bzw. **Verb + Subjekt**, bei denen sich der verbale Teil als Partizipialadjektiv auf den nominalen Teil beziehen läßt, vgl.:

(20) Verb + Objekt

interjút készít/készített vki vkivel

-- vkivel készített interjú

Verb + Subjekt

interjú készül/készült vkivel
-- vkivel készülő/készült interjú

Das Ergebnis, daß bei lexikalisierten valenten Substantiven vor allem Funktionsverbpartizipien für *való* Ersatz leisten, erscheint aus mehreren Gründen plausibel:

a) Ergebnisse der neueren Literatur zur Substantivvalenz bestätigen, daß lexikalisierte valente Substantive relativ regelmäßig mit Funktionsverbgefügen der oben angegebenen Typen korrespondieren.¹¹

b) Da das korrespondierende Funktionsverbgefüge die adverbiale Umgebung des Substantivs wiederholt, läßt sich diese Umgebung mittels des Funktionsverbpartizips in unveränderter Form auf das Substantiv zurückbeziehen, vgl.:

(21) *kérdés vkihez*
-- *kérdést intéz vki vkihez*
-- *vkihez intézett kérdés*

ítélet vki ellen
-- *ítéletet hoz vki vki ellen*
-- *vki ellen hozott ítélet*

javaslat vmire
-- *javaslatot tesz vki vmire*
-- *vmire tett javaslat*

usw.

Konstruktionen mit Funktionsverbpartizipien sind daher durchaus mit *való*-Konstruktionen parallelisierbar:

(22) *tárgyalás vkivel*
-- *vkivel való tárgyalás (N. actionis)*
-- *vkivel folytatott tárgyalás (N. acti)*

,obwohl sie - wie die Beispiele unter (21) zeigen - anders abzuleiten sind.

Wie oben angedeutet, ist zwischen lexikalisierten valenten Substantiven und umkehrbaren Funktionsverbgefügen in mehreren Sprachen eine relativ regelmäßige

Korrespondenz nachzuweisen. Erwartungsgemäß wird man also im Wörterbuch bei der Darstellung der Antepionierungsmöglichkeiten des attributiven Adverbials in einem großen Teil der mit **való** nicht belegbaren Fällen Anschlußmöglichkeiten mit Funktionsverbpartizipien angeben können.

Eine vollkommen systematische und geradlinige Zuordnung zwischen den darzustellenden Substantiven und bestimmten Funktionsverbgefügen bzw. Funktionsverbpartizipien soll aber damit selbstverständlich nicht behauptet werden. Schon beim Transformationstest fällt auf, daß sich bei vielen Substantiven mehrere, gleichermaßen usuelle Anschlußmöglichkeiten ergeben. Die Grenze zu freien, d.h. nicht mehr unter den Begriff Funktionsverbpartizip zu bringenden Partizipien ist dabei nicht immer leicht zu ziehen. Zwar funktioniert der Strukturrahmen zwischen dem antepionierten attributiven Adverbial und dem Substantiv in manchen Fällen als zuverlässiger Filter:

- (23) a béremelésre **tett**/...? ígéret
a nézőkre **tett**/**gyakorolt**/...? hatás
usw.

, doch können die Partizipien, die in den gegebenen Strukturrahmen eintreten, bei manchen Substantiven eine größere Variabilität zeigen. Zur Illustration diene eine Substantivgruppe, bei deren Elementen diese Variabilität besonders auffällig ist: Bezeichnungen geistiger Produkte, die eine "Themaergänzung" mit **-ról/-ról** zu sich nehmen:

- (24) megállapodás, szerződés, határozat, végzés, jelentés, híradás, ismer-
tetés, riport, cikk, írás, könyv, film, lista usw. **vmiről**

Das neutralste partizipiale Anschlußmittel ist bei diesen Substantiven das Partizip **szóló**. Obwohl dieses Partizip kein Funktionsverbpartizip ist, trägt es doch gewissermaßen Funktionswortcharakter, da es bei den Elementen dieser Substantivgruppe formelhaft verwendet wird:¹²

- (25) **vmiről szóló** megállapodás, szerződés, határozat végzés, jelentés usw.

Neben dem Partizip **szóló** können aber auch andere Partizipien in den gegebenen Strukturrahmen eintreten. Vgl. z.B.:

- (26) a konferenciáról **szóló**, aber auch: **írt/készült/küldött/kapott ... jelentés**
a pénz átvételéről **szóló**, aber auch: **írt/adott/kapott... nyugta**
usw.

Dabei handelt es sich nunmehr eindeutig um Vollverbpartizipien. Überraschenderweise bringen aber diese Partizipien nicht ihre eigene Umgebung in die Konstruktion mit (die Basisverben haben mit Ausnahme des Verbs *ír* keine *-ról/-ről*-Ergänzung), sondern schließen - ähnlich wie die Funktionsverbpartizipien - die Ergänzung des Substantivs an.¹³

Daß die einsetzbaren Partizipien manchmal relativ umfangreiche, jedoch nie vollkommen offene Reihen bilden:

- (27) *a konferenciáról **elveszített** jelentés
* a pénz átvételéről **összegyűrt** nyugta

, könnte vielleicht einer Erklärung näherbringen. Aufgrund der auftretenden Restriktionen dürften in der Struktur nur Partizipien von Verben möglich sein, die eine im Hinblick auf das gegebene Substantiv typische Tätigkeit (typischen Prozeß/Zustand) bezeichnen. Könnte man nachweisen, daß diese relativ enge semantische Einheit zugleich eine syntaktische ist, d.h. Substantiv und Verb eine Art prädikative Einheit bilden:

- (28) **jelentést készít/ír/küld/kap ... vki vmiről**
nyugtát ír/ad/kap ... vki vmiről

,könnte man dadurch eine Erklärungsgrundlage für die Verträglichkeit dieser Verben mit der *-ról/-ről*-Gruppe gewinnen. (Zur Möglichkeit, Verbindungen dieser Art als prädikative Einheiten zu interpretieren vgl. Szabolcsi-Laczkó 1992,257; zur weit ausufernden Problematik der komplexen Prädikatsbildung im Ungarischen Szabolcsi-Laczkó 1992, 258- 264 und vor allem Komlósy, 1992, 487-519.)

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, können also bei einem Teil der im Wörterbuch darzustellenden Substantive neben Funktionsverbpartizipien im engeren Sinne auch eine (genau wohl nicht zu bestimmende) Anzahl Vollverbpartizipien zwischen Adverbial und Substantiv vermitteln. Da eine vollständige Anführung dieser Möglichkeiten weder gut möglich noch zweckmäßig wäre, wird das Wörterbuch hierdurch vor ein nicht immer leicht zu lösendes Abgrenzungsproblem gestellt. Im syntaktischen Verhalten der beiden Partizipiengruppen scheint sich kein signifikanter Unterschied

abzuzeichnen, die Grenze kann also nur semantisch, zwischen "leer" und "gehaltvoll" gezogen werden. Dies ist nicht immer einfach und wird auch dadurch erschwert, daß auch Anschlüsse durch Vollverbpartizipien durchaus usuell sein können (vgl. etwa das Partizip *irt* in den obigen Beispielen).

Die Erscheinung, die sich in weniger auffälliger Form auch bei anderen Substantiven wiederholt, vgl. etwa:

(29) *követelmények vkivel szemben*

-- *vkivel szemben (fel)állított, támasztott, aber auch:
megfogalmazott, megfogalmazódott, felmerült/felmerülő,
fennálló ... követel- mények*

macht darauf aufmerksam, daß die in Form von Funktionsverbpartizipien vorliegenden lexikalischen Vorgaben für den Anschluß des attributiven Adverbials nicht mit grammatischen Vorgaben gleichgesetzt werden dürfen. Selbst in Fällen, in denen die Liste der einsetzbaren Partizipien geschlossen erscheint, ist die Möglichkeit weiterer Partizipien prinzipiell nicht auszuschließen. Es empfiehlt sich also, die diesbezüglichen Angaben im Wörterbuch durchgehend als Hinweise auf Ausdruckspräferenzen aufzufassen und entsprechend darzustellen.

Abschließend sei noch kurz auf eine Gruppe von Anschlußmitteln hingewiesen, die für das Wörterbuch von Relevanz sein könnte.

Vom Deutschen aus gesehen gibt es im Ungarischen im Bereich der substantivischen Attribute durchaus auch "Nullstellen"; Fälle, in denen sich für den nominalen Anschluß einer Ergänzung keine akzeptable Form findet:

(32) Frage nach etw. - *kérdés ...?*

Antrag auf etw. - *kérelem ...?*

In diesen Fällen liegt meist auch keine Anschlußmöglichkeit mit einem Funktionsverbpartizip vor. Statt dessen behilft man sich mit allgemein relationalen Partizipien bzw. Adjektiven:

(33) *vmire vonatkozó, irányuló; vmit érintő, illető, célzó; vmivel kapcsolatos ... kérdés*

Dabei handelt es sich nunmehr um eine Gruppe von Anschlußmitteln, die im Unterschied zu den Funktionsverbpartizipien als Regentien auftreten, d.h. die Form der angeschlossenen Substantivgruppe durch ihre Valenz festlegen. Aufgrund ihres syntaktischen Verhaltens wären sie also als rein lexikalische Anschlußmittel einzustu-

fen; aufgrund ihrer neutralen Semantik und ihrer formelhaften Verwendung bei zahlreichen valenten Substantiven kommt ihnen aber - ähnlich wie dem Partizip *szóló* - doch Funktionswortcharakter zu, vgl.:

- (34) *vmire tett*, aber auch: *vmire irányuló javaslat*; *vmire tett*, aber auch: *vmire vonatkozó ígélet*; *vmiről alkotott*, aber auch: *vmivel kapcsolatos elképzelés/vélemény* usw.

Wie die Beispiele zeigen, können die Elemente der Gruppe auch zu Funktionsverbbpartizipien in Konkurrenz treten. Ihre auffallendste Eigentümlichkeit ist aber, daß sie - wie in (33) - sozusagen als "Lückenbüßer" auftreten. Zumindest in dieser letzten Eigenschaft werden sie wohl auch im Wörterbuch berücksichtigt werden müssen.

Schlußbemerkungen. Ziel der obigen Ausführungen war, etwas von den Konsequenzen zu zeigen, die sich aus dem geringeren Systematisierungsgrad der Erscheinung Substantivvalenz im Ungarischen¹⁴ für das geplante Wörterbuch ergeben. Eine Valenzdarstellung auf der ungarischen Seite des Wörterbuchs setzt voraus, daß der Darstellungsapparat in Richtung Lexik offen ist, d.h. über formal-syntaktische Angaben hinaus auch mehr lexikalische Angaben: Angaben über Ausdruckspräferenzen bzw. Wortbildungsmöglichkeiten aufnehmen und zugleich von formal-syntaktischen Angaben abheben kann.

Angesichts der Schwierigkeiten, die eine formal-syntaktische Darstellung auf der ungarischen Seite des Wörterbuchs erwartungsgemäß mit sich bringt, stellt sich allerdings die Frage, ob in einem deutsch-ungarischen Wörterbuch, das als Lernerwörterbuch für Deutsch lernende Ungarn gedacht ist, eine explizite Darstellung des Ungarischen unbedingt erforderlich ist?

Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Eine formal-syntaktische Darstellung auch auf der ungarischen Seite des Wörterbuchs würde natürlich mehrere Vorteile haben. Einerseits könnte man Strukturkontraste zwischen den beiden Sprachen auf diese Weise prägnanter herausstellen; andererseits könnte man durch die Erarbeitung einer Beschreibungs- und Darstellungsmethode, die sich auf das Ungarische anwenden läßt, zugleich Voraussetzungen für ein ungarisch-deutsches Wörterbuch schaffen. Sollte sich aber das formalisierbare Segment im Ungarischen als zu klein erweisen, sollte man die Idee eines zweisprachigen Valenzlexikons wohl doch aufgeben und auf der ungarischen Seite des Wörterbuchs eher eine Interpretation der deutschen Strukturen anstreben.

Literatur

- Bassola, Péter: Übersetzungsmöglichkeiten des präpositionalen Attributs ins Ungarische. Ergebnisse einer konfrontativen Untersuchung. In: *Moderner Sprachunterricht*, 1978. S. 38-49.
- Bassola, Péter: Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen. Vorstudie zu einem kontrastiven Lexikon. In: *Sprachwissenschaft*, Bd. 15. (1990), Heft 3/4. S. 384-403.
- Bassola, Péter: Ergänzungen der semantischen Substantivklassen im Deutschen und im Ungarischen. (Präpositionalphrasen und Partizipialphrasen in Konkurrenz.) In: *Von der Schulgrammatik zur Allgemeinen Sprachwissenschaft. Beiträge zur Gedenktagung für Professor János Juhász*. Hrsg. von Magdolna Bartha und Rita Brdar Szabó. Budapest, 1991. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 23) S. 149-161.
- Nyelvművelő kézikönyv (Handbuch der Sprachkultur) I. Hrsg. von László Grétsy und Miklós Kovalovszky. Budapest, 1980.
- Gross, Gaston : *Les constructions converses du français*. Genève-Paris, 1989.
- Gross, Gaston - Vivès, Robert : *Syntaxe des Noms*. Paris, 1986. (= *Langue Française* 69)
- Hámori, Antónia : A jelzői értékű hátravetett határozó használatának kérdéséhez (Zur Frage des Gebrauchs des nachgestellten attributiven Adverbials). In: *Magyar Nyelv* 50. (1954) S. 419-431.
- Komlósy, András: *Régensek és vonzatok* (Regentien und regierte Glieder). In: *Strukturális magyar nyelvtan* (Strukturelle ungarische Grammatik) I. Mondattan (Syntax). Hrsg. von Ferenc Kiefer. Budapest, 1992. S. 299-527.
- László, Sarolta : Möglichkeiten und Grenzen eines Vergleichs der Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen. In: *Von der Schulgrammatik zur Allgemeinen Sprachwissenschaft. Beiträge zur Gedenktagung für Professor János Juhász*. Hrsg. von Magdolna Bartha und Rita Brdar Szabó. Budapest, 1991. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 23) S. 139-147.
- László, Sarolta : Zur Grenze zwischen Grammatik und Lexik im Bereich der Substantivvalenz. Vortrag, gehalten auf dem Symposium *Nominalphrasensyntax* Szeged, 23-26. 05. 1992. Erscheint 1993.
- Sandberg, Bengt: *Zur Repräsentation, Besetzung und Funktion einiger zentraler Leerstellen bei Substantiven*. Göteborg, 1979.
- Szabolcsi, Anna - Laczkó, Tibor : A főnévi csoport szerkezete (Die Struktur der Substantivgruppe). In: *Strukturális magyar nyelvtan* (Strukturelle ungarische Grammatik) I. Mondattan (Syntax). Hrsg. von Ferenc Kiefer. Budapest, 1992. S. 181-298.
- Teubert, Wolfgang : Zur Behandlung von Präpositionalattributen im Wörterbuch. In: *Beiträge zur Lexikologie und Lexikographie des Deutschen*. *Cahiers d'études germaniques*. No. 23. (1992) S. 119-135.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Bassola 1978, 1990, 1991; László 1991, 1993.
- 2 Ausführliche, jedoch z.T. präskriptiv ausgerichtete Behandlungen des Problems finden sich in Hámori 1954 und *Nyelvművelő kézikönyv* I. 1980, S. 1080-1086.
- 3 Zu den Bedingungen, unter denen való wegfallen kann, vgl. Szabolcsi-Laczkó 1992, S. 258-264.
- 4 Vgl. dazu ausführlicher László 1991 und 1993.

- 5 Das Projekt, das die Erstellung eines Lernerwörterbuchs mit etwa 300 Lemmata zum Ziel hat, wird von Péter Bassola (Szeged) geleitet. Mitarbeiter sind Csilla Bernáth (Szeged), Sarolta László (Budapest) und Magdolna T. Biró (Budapest). Es wird von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gefördert.
- 6 Vgl. ausführlicher Szabolcsi-Laczkó 1992, S. 238-241.
- 7 Vgl. auch Szabolcsi-Laczkó 1992, 255-256.
- 8 Zur Unterscheidung zwischen lexikalisierten/nicht lexikalisierten Bildungen vgl. besonders Sandberg 1979.
- 9 Vgl. zu diesem Problem auch László 1991, S. 144-145 und László 1993.
- 10 Unter einem Funktionsverbgefüge wird hier im Sinne der in der germanistischen Linguistik verbreiteten Auffassung ein Konstrukt aus einem (meist abgeleiteten) abstrakten Substantiv und einem semantisch entleerten Verb (Funktionsverb) verstanden, das im Satz als Prädikatsausdruck fungiert.
- 11 Vgl. in der germanistischen Linguistik Sandberg 1979; in der französischen Linguistik bes. Gross-Vivès 1986 und Gross, 1989. Professor Endre Rácz wies in seinen vom Lehrstuhl Magyar nyelv freundlichlicherweise zur Verfügung gestellten Vorlesungen ebenfalls auf die Erscheinung hin : " A kötött bővítményű főnév a mondatban gyakran valamilyen általános jelentéskörű, ill. a vonzat szempontjából lényegtelen jelentésben használt, "üres" igével alkotott szókapcsolat tagjaként jelentkezik. A főnévhez kapcsolódó efféle "üres" igék nem befolyásolják a vonzathasználatot. Szerepük csupán annyi, hogy a mondat állítmányaként lehetővé tegyék a vonzatos névszónak a mondatba való beilleszkedését..."
- 12 Vgl. auch Szabolcsi-Laczkó 1992, 256.
- 13 Für den Hinweis auf diese Erscheinung habe ich Peter Bassola zu danken.
- 14 Das Ungarische ist allerdings nicht die einzige Sprache, in der die Ausbaufähigkeit des Systems der substantivischen Attribute im Vergleich zum Deutschen geringer ist. Wie Teubert (1992, 130) darauf hinweist, läßt sich dies sogar für nahe verwandte indoeuropäische Sprachen wie Englisch, Französisch, Italienisch feststellen. Im Französischen finden sich z.B. ebenfalls häufig Partizipialphrasen dort, wo das Deutsche Präpositionalphrasen verwendet. Der Frage an Professor Müller entspricht: la question posée au professeur Müller; die Frage nach seinem Vater heißt: la question concernant son père (vgl. Teubert, 1992, 133).

Günter Lipold (Wien):

Das Satz "subjekt" als Serialisierungsproblem im Gegenwartsdeutschen

Wenn hier von Wortstellungsproblemen die Rede sein soll, dann muß von vornherein klargestellt werden, daß eine neue oder weitere Theoriebildung nicht beabsichtigt ist. Der Begriff der "Satzgliedfolge" ist ebenso unscharf wie jener der "Wortstellung". Es soll lediglich eine Reihe von Beobachtungen in die Wortstellungsdiskussion eingebracht werden.

Diese Beobachtungen seien zunächst unkommentiert vorgelegt, und zwar in Form einer kurzen Satzliste, die aus den Werken einiger österreichischer Autoren der Gegenwart zusammengestellt wurde. Das Textkorpus wurde aus BRANDSTETTER 1984 (aus dieser Ausgabe werden alle Autoren außer den beiden folgenden zitiert), WAGGERL [1960], 7-119, und SCHNITZLER [1964], 147-171. Die unten genannten Beispiele repräsentieren etwa ein Viertel der durch die eben genannte Auswahl aufgefundenen Belegsätze.

Die in der Folge zu beschreibenden Phänomene der Serialisierung wurden hier bloß an Texten österreichischer Provenienz dargestellt. Ohne weiteren Untersuchungen zu diesem Problem vorgreifen zu wollen, wurde die (hier nicht weiter ausgeführte) Beobachtung gemacht, daß in nicht-österreichischen Texten eine viel engere lokale Bindung des Satzsubjekts an das Finitum auftritt. Es ist daher die Frage zu überprüfen, inwieweit es sich bei dieser Sperrstellung des Subjekts im Mittelfeld um einen syntaktischen Austriazismus handelt. Die Antwort darauf muß freilich an anderer Stelle gegeben werden.

BEISPIELKORPUS (Auswahl)

(1) Obwohl die Luft kalt war, erfüllte sie ein Geruch nach modrigen Blättern und fauligen Grasstengeln. (Rosei)

(2) Vielleicht können das alle noch, dachte ich. (Wolfgruber)

(3) Tief vor uns leuchtete weißlichgelb und unbestimmt die Sonne durch den Dunst. (Nowak)

(4) Dann war auf einmal kein Bier mehr in der Kiste.

(5) Auf der Kochplatte brodelte bereits das Kaffeewasser.

(6) Von der Batterie her kamen bereits Willi und Reinhold.

(7) Im Büro werden andauernd die Sitzgelegenheiten verbessert. (4-7 Innerhofer)

(8) Lange Zeit waren dem Studenten die Reden der Tante unglaublich gewesen. (Handke)

(9) Noch heute klang ihm der grelle Kinderschrei ins Ohr, mit dem der kleine Geronimo auf den Rasen hingesunken war.

(10) Plötzlich schien ihm ein Einfall zu kommen.

(11) ...und hier ist weiters österreichisches Geld, vielleicht eine halbe Lira.

(12) Indes dröhnte unten der Hof von lastenbeladenen Fuhrwerken.

(13) Jetzt kam wieder ein Wagen mit Reisenden.

(14) Plötzlich durchzuckte seinen Kopf der Einfall, drüben anzuklopfen.

(15) Für Geronimo hatte sich nichts geändert.

(16) Noch von ziemlich weither kam ihnen jemand entgegen. (9-16 Schnitzler)

(17) Dann schwebt für eine Weile ein tröstliches Bild vor mir.

(18) Später verstreute uns ja das Schicksal in der Welt.

(19) Ein anderes Mal,...,trifft mich plötzlich eine Stimme vom Fenster her in den Rücken.

(20) Und übers Jahr sollen den Leuten die Augen über-gehen, wenn ich ihnen mein Gemüse zeige.

(21) Heu machen kann schließlich jeder.

(22) In der Jugend nahmen ihn Auswanderer mit.

(23) Auf den kleinen Michael ist ja doch kein Verlaß.

(24) Unterwegs kam mir ein Mädchen mit einem Schwein entgegen.

(25) Ein paarmal schaut mir Klaus erstaunt unter den Hut.

(26) Zuzeiten packt dich ja doch die Verzweiflung an.

(27) Vielleicht erschlug ihn der Blitz hinter der Bühne.

(28) Jenseits leuchten schon die Wiesen in der Sonne.

(29) Nach der Mahlzeit kommt uns beide der Schlaf an.

(30) Allmählich verdämmern auch mir die Gedanken.

(31) Sicher will ihn der Wachtmeister fangen. (17-31 Waggerl)

(32) Bald darauf begannen sich bei Katharinen die Anzeichen einer Gemütskrankheit zu zeigen. (Schnitzler)

(33) Gegen 10 Uhr vormittags fiel dem Streifkommando eine Herde Vieh in die Hände. (Hofmannsthal)

(34) Von seiner Kindheit und Jugend ist mir so gut wie nichts bekannt. (Herzmanovsky-Orlando)

(35) Jetzt wurde dem schon halbträumenden v.Yb die Sache doch zu bunt. (Herzmanovsky-Orlando)

(36) Auch den geduldigsten Phlegmatiker kann in einem aufgelassenen Hühnerstall schließlich die Verzweiflung packen. (Herzmanovsky-Orlando)

Die "Wortstellungs"diskussion, wie sie in den letzten fünfundzwanzig Jahren geführt wird, scheint in vielerlei Hinsicht von Grundannahmen auszugehen, die wenig oder gar nicht reflektiert werden. Eine dieser unausgesprochenen Prämissen besteht darin, daß man Juxtaposition von Subjektselement und finitem Prädikatsteil als axiomatisch gegeben hinnimmt.

LENERZ hat bereits 1977 (39) auf diesen Umstand hingewiesen und kritisiert, daß Wortstellungsfragen in den häufig verwendeten Grammatiken nicht oder kaum ausreichend Beachtung fänden. Selbst in der Duden-Grammatik hat man der Wortstellung erst in der letzten Auflage (1984⁴, 715-729, d.s. 1,93% des zur Verfügung stehenden Platzes) in einem eher kursorisch zu nennenden Kapitel Rechnung getragen. Ohne daß Vollständigkeit angestrebt wäre, soll hier kurz auf einige seit LENERZ erschienene Publikationen eingegangen werden.

ERBEN setzt in seiner Deutschen Syntax (1984, 40) die Juxtaposition von Subjekt und Finitum stillschweigend voraus, wenn er von der "Inversion" des Subjekts spricht und als Beispiel den Satz **Ich bringe dir das Buch am Montag.** umstellt in **Dann bringe ich dir das Buch am Montag.**

Ähnlich sind auch die Tabellen zu Fragen der Satzgliedfolge in HEIDOLPH/FLÄMIG/MOTSCHs »Grundzügen einer deutschen Grammatik« (1981, 704-722) zu interpretieren, wenngleich dort wenigstens an einer Stelle (721) ein nicht ganz dieser Regel entsprechendes Beispiel genannt wird: **Ausdichten konnte sich Vater viele Märchen.**

Auch in der Beschreibung der »Reihenfolge nicht neuer thematischer Einheiten im Hauptfeld« weisen sämtliche Beispielsätze der "Grundzüge" die genannte Juxtaposition auf.

Marga REIS stellt in ihrem Aufsatz »Zum Subjektbegriff des Deutschen« (1982, 191) kategorisch und unter Berufung auf LENERZ 1977 fest:

Im Mittelfeld geht ein Personalpronomen im Nominativ allen anderen Personalpronomina voraus.

Da das Mittelfeld des einfachen Satzes nach dem Finitum beginnt, ist auch damit die Nebeneinanderstellung von Finitum und Subjekt impliziert.

Andreas LÖTSCHER 1981(44-60) geht davon aus, daß Wechselwirkungen zwischen Satzakkzentuierung und Satzgliedstellung erkennbar sind, wobei generell thematische Satzglieder schwächer akzentuiert werden als rhematische. Auf die Frage, ob Akzentuierungsmuster oder Serialisierungsmuster primär seien, oder ob bestimmte Serialisierungen nur unter der Voraussetzung bestimmter Akzentmuster Gültigkeit haben, geht er nicht ein. Er sucht vielmehr die Einschränkung einer freien Serialisierung im Mittelfeld durch bestimmte Umstände (Restriktionen) zu begründen, die teilweise semantischer, teilweise syntaktischer Natur sind. Immerhin ist er der erste, der eine Reihe von Sätzen angibt, in denen Finitum und Subjekt nicht unmittelbar

nebeneinander stehen. Allerdings sind seine Untersuchungen auf Ergänzungen (nominal oder pronominal) im Mittelfeld beschränkt.

In seinem Buch »Funktionale Satzperspektive« (1986, 38f.) hat Hans-Werner EROMS zur Grundreihenfolge der Stellungsglieder im Deutschen festgestellt, daß auf E1 das Finitum folge, dann seien die Angaben (wie **temp**, **kaus**, **lok**, **mod**, **instr**) an der Reihe, worauf sämtliche E(rgänzungen) außer E1 folgen könnten: den Beschluß bilde das Finitum. EROMS weist aber gleich darauf hin, daß sich die Satzgliedtypen unterschiedlich verhalten, und zählt drei solcher Typen auf:

- (a) substantivische thematische Glieder,
- (b) pronominale Glieder und
- (c) Demonstrativelemente (S.47)

Wenn die thematischen Glieder nur aus Elementen eines Typs bestehen, dann tritt die - bereits bei LENERZ (1977, 39) als eine gängige Ansicht dargestellte - Abfolge **DO** (direktes Objekt) - **IO** (indirektes Objekt) ein:

Der alte Mann gab dem Kind das Buch.

Bestehen die thematischen Glieder ausschließlich aus Elementen des Typs (b), dann stehe häufig das direkte Objekt (DO) verbnäher:

Er gab es ihm.

Das gelte auch für Umstellungen wie

Dort gab er es ihm.

Es besteht nun aber die Möglichkeit, daß Elemente aller Gruppen (a-c) zusammen in einem solchen Satz vorkommen:

Das Buch gab ihm Otto.

oder

Ihm(E3) gab es(E2) Otto(E1).

In einem weiteren Beispiel erzeugt Eroms durch Umstellen einen Typ von Satzgliedstellung, der auch hier näher betrachtet werden soll:

Später gibt ihr der Zahnarzt die Zahnpasta.

Später gibt sie der Zahnarzt seiner Familie.

Später gibt sie ihr der Zahnarzt.

Bezieht man, wie das ja in den genannten Werken bisweilen geschieht, auch den Satzkontext mit ein, so könnte man den drittletzten Satz auch so formulieren:

Später gibt ihr der Zahnarzt die Zahnpasta. ->

Später gibt ihr dieser (er) die Zahnpasta.

Wir haben bei einer schrittweisen Ersetzung von nominalen Satzgliedern des Mittelfelds durch pronominale Elemente gesehen, daß - wie EROMS (1986, 50) übereinstimmend mit dem DUDEN (1984, 722) festgestellt hat - diese pronominalen Elemente, besonders dann, wenn sie als Akkusativergänzung auftreten, näher an das Finitum rücken als das Subjekt. LÖTSCHER (1981, 46) nimmt solche Fälle aus seiner

Betrachtung explizit aus. Als Grund für solche "Umstellungen" wird die Topikalisierung angeführt.

Von der oben gezeigten Beispielliste erfüllen die Sätze 1, 2, 15, 18, 19, 22, 26, 27, (29) und 31 die Bedingung, daß die pronominale Akkusativergänzung den nominal besetzten Ergänzungen (im Nominativ und im Dativ) vorausgeht. Diese Regelmäßigkeit ist in der bereits genannten Literatur mit unterschiedlichem Umfang berücksichtigt. Vergeblich wird man aber dort Auskünfte über gegenseitige Bedingtheit von Satzgliedstellung und syntaktischer Relationsmarkierung suchen. Serialisierungsmuster, wie sie in den übrigen Satzbeispielen des hier zu betrachtenden Korpus auftreten, sind in den bisherigen Darstellungen wenig beachtet, sieht man von einigen Hinweisen bei LÖTSCHER 1981 ab.

Diese übrigen Beispiele aus dem obigen Korpus sollen hier nach formalen Kriterien (Kasusmarkierung und Serialisierung) in folgende vier Gruppen zusammengefaßt werden:

- (1) die Sätze 3-7, 11-13, 17, 21, 23, 28, 32, 36;
- (2) die Sätze 9, 10, 16, 24, 25, 30, 34;
- (3) die Sätze 8, 20, 33, 35;
- (4) der Satz 14.

Die **erste Gruppe** ist dadurch charakterisiert, daß zwischen Finitum und nominal besetztes Subjekt eine Angabe eingeschoben ist. Diese Angabe kann temporalen (4-7, 13, 17, 28), kausalen (23), lokalen (12, 32, 36) oder modalen (3, 11, 21) Inhalt haben. Mit Ausnahme von 21 und 36 haben diese Sätze eine weitere adverbiale Angabe im Vorfeld.

Die Beispiele dieser Gruppe sind in verschiedene Felder zu gliedern, zunächst in solche, die das zwischentretende Adverb obligatorisch in der gegebenen Weise serialisiert, wie etwa in 4: **auf einmal** ist innerhalb des Mittelfeldes nur zusammen mit dem Subjekt kein Bier und mehr an das Satzende verschiebbar: **Dann war in der Kiste auf einmal kein Bier mehr**. Diese Umstellung bedeutet aber auch eine andere Art der Rhematisierung. Ebenso ist Satz 11 ein Beispiel für die genannte obligatorische "Zwischenstellung" des Adverbials, was wohl mit der obligatorischen Setzung des hier zusammenhängt.

In dieses Interpretationsfeld gehören auch die Sätze 12, 13, 23 und 32. In den bereits genannten Arbeiten (LENERZ 1977, DUDEN 1984⁴, HEIDOLPH/FLÄMIG/MOTSCH 1981, ERBEN 1984) aber auch bei ABRAHAM 1985 (27-52), GADLER 1982 (155-169) wird m.E. zu sehr das Mittelfeld als eine abgeschlossene Einheit betont, wodurch die Balance, die zwischen den Vorfeld- und den Mittelfeldgliedern besteht, zu wenig Beachtung findet. Vor allem die bisher besprochenen Sätze des Beispielkorpus zeigen, daß eine Änderung im Mittelfeld in vielen Fällen auch zu einem Umbau des Vorfeldes führen muß, bzw. daß eine solche Umstrukturierung die

Bedeutung des Satzes im Kontext radikal verändert. Freilich soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß etwa in Satz 12 ...**unten der Hof**... als tiefenstrukturelle komplexe Entität aufgefaßt werden kann, der auch die Oberflächenform **der unten befindliche Hof** zugeordnet sein kann. Wir hätten es hier also mit einem - oberflächensyntaktisch nicht angezeigten - eingebetteten Urteil ***Der Hof befindet sich unten** zu tun, das insgesamt als Subjektkonstituente (SK) des Frames ***Indes dröhnte SK von lastenbeladenen Fuhrwerken** aufzufassen ist. Auch wieder ein Wagen von Satz 13 ist auf diese Weise interpretierbar. So kann auch in Satz 32 **bei Katharinen** als Konstituente des Elements **Gemütskrankheit** verstanden werden.

Das zweite Feld dieser Beispielgruppe zeigt Sätze, in denen die "Zwischenstellung" der adverbialen Angabe ohne weiteres aufgehoben werden könnte, so etwa in 3, 7, 17 u.s.w. In diesen Sätzen ist daher die Wortfolge als thematisch markiert zu betrachten, während bei den Sätzen mit obligatorischer Wortfolge im Mittelfeld eine thematische Markiertheit nicht anzunehmen ist, denn es gibt ja keine Alternativen. Ganz der EROMSschen Idee von der "Grundreihenfolge" der Satzglieder im Mittelfeld entspricht die Tatsache, daß mehr als ein Adverbial eingeschoben sein kann, wie etwa in 36.

Die **zweite Gruppe** der in der Literatur vernachlässigten Stellungstypen bezieht sich auf das Eintreten eines pronominalen Dativs zwischen Finitum und Subjekt. Hier würde so wie bei den vorhin genannten Fällen von pronominalem Akkusativ zwischen Finitum und Subjekt die Regel gelten, daß das rhematisch schwächere Glied, das einfache Personalpronomen, vor dem rhematisch stärkeren, hier das nominale Subjekt, zu stehen kommt. Im Sinne VENNEMANNs (1974, 265-314) müßte über die Semantik solcher pronominalen Dative einmal Rechenschaft abgelegt werden, und das nicht bloß anhand eines minimalen Korpus, sondern im Rahmen von großangelegten Einzelsprachstatistiken.

Eine weitere Tatsache, die in der Literatur nicht weiter verfolgt wurde, ist der bereits oben erwähnte Zusammenhang zwischen Markiertheit und Serialisierung (Ansätze dazu finden sich lediglich in REIS 1974). Konstituenten wie der pronominale Dativ oder der pronominale Akkusativ sind syntaktisch-relational markiert. Sie zeigen ihre hierarchische Unterordnung durch eine eigene, lexikalisierte Zeichenkette an und sind dadurch syntaktisch-relational identifizierbar. Konstituenten mit substantivischem Kern weisen nicht immer diese relationalen Eindeutigkeitssignale (Markierungen) auf. Ihre lineare Einordnung (d. h. ihr Platz im Mittelfeld des Satzes) bietet daher die einzige Möglichkeit, ihre relationale Zuordnung zu markieren. So gilt auch syntaktisch (und nicht bloß kommunikativ-semantisch) das »Erste Behaghelsche Gesetz von der engen Juxtaposition des "geistig eng Zusammengehörigen«.

Präpositional gebundene substantivische Satzglieder (seien sie nun als adverbiale Elemente interpretierbar oder nicht) weisen diese Beziehungsmarkierung ebenso auf

wie lexikalisierte (und dadurch in ihrer syntaktischen Beziehung eindeutige) adverbiale Partikeln.

Verschiedene Grade der Verbindlichkeit einer bestimmten Serialisierung sind feststellbar. Unter der Annahme des gleichbleibenden Vorfeldes zeigt sich, daß eine Umstellung im Mittelfeld bei den Sätzen 10, 24 und 34 nicht möglich ist; bei den Sätzen 9, 16 und 25 ist sie zwar vorstellbar, muß aber auch als ungrammatisch angesehen werden. Nur bei Satz 30 ist diese Umstellung von Subjekt und pronominalem Objekt denkbar, wobei durch das auch eine Akzentuierung des Personalpronomens augenfällig wird. Hier ist also der eine Fall einer thematisch markierten Satzgliedfolge anzunehmen.

Die **dritte Gruppe** der Beispielsätze betrifft den Einschub von nominalen Dativergänzungen zwischen Finitum und Subjekt (8, 20, 33, 35). In den Fällen 8, 33 und 35 ist auch eine Umstellung von Subjekt und Ergänzung möglich, im Beispiel 20 hingegen nicht. ABRAHAM (1985, 40) nennt solche Fälle "ungeregelte Mittelfeldvarianten", obgleich hier das Behaghelsche »Gesetz der wachsenden Glieder« zumindest für die Verbindlichkeit der Abfolge im Beispiel 20 neben der (von ABRAHAM ebenfalls loc. cit. angeführten) Ausklammerungseinschränkung (Sätze ohne vollständige Satzklammer sind nicht mit einem schwächeren Glied abzuschließen) zu nennen wäre. LÖTSCHER (1981,46) führt mit LENERZ ins Treffen, daß diese Abfolge notwendig wird, wenn das "Subjekt nicht als 'Agens' aufgefaßt wird" und (S. 54) bei thematischer Gleichwertigkeit das Ganze vor dem Teil zu stehen hat. Ob im genannten Fall 'thematische Gleichwertigkeit' herrscht, muß aber als fraglich gelten. Die Überlegung, daß durch eine Kasusmarkierung **und** eine bestimmte Serialisierung eines dieser beiden Subordinationssignale redundant wird, läßt die Vermutung aufkommen, daß die Serialisierung eine sekundäre Form der syntaktisch-relationalen Markierung ist. Als Bestätigung für diese Annahme kann VENNEMANN 1974 gelten.

Das einzige Beispiel zur **vierten Gruppe** (14) zeigt ebenfalls eine obligatorische Abfolge aufgrund des »Gesetzes der wachsenden Glieder« und der Generalregel "Thema vor Rhema". Die ausreichende Markierung des "zwischengestellten" **seinEN Kopf** (durch die eindeutige Akkusativendung des pronominalen Adjektivs) ist daher im oben genannten Sinn gegeben.

Die Gründe für die Einbettung von Satzgliedern zwischen Finitum und Subjekt sind vielfach. Eine Loslösung der Betrachtung von Satzgliedfolgen im Mittelfeld (auch wenn dieses nicht durch eine vollständige Satzklammer gebildet wird) von der Betrachtung des Vorfeldes ist aber ebenso fehl am Platz wie eine Hypertrophierung von Abfolgeregeln. Vielleicht wäre es - auch didaktisch - sinnvoll, von einer prinzipiellen **seriellen Attraktion** zwischen Finitum und nachfolgendem Subjekt auszugehen, die durch einfach zu formulierende, wenige Regeln darzulegen ist. Den bei LÖTSCHER (1981,55-56) genannten semantisch definierten Wortstellungsregeln im Mit-

telfeld erlauben wir uns hier eine syntaktisch motivierte hinzuzufügen: Trennung von Finitum und Subjekt ist bei eindeutiger Markierung des dazwischentretenden Gliedes möglich.

Das Nichtzustandekommen der Juxtaposition von Finitum und nachfolgendem Subjekt hat daher mehrere Ursachen. Es mag eine Binsenweisheit sein, daß (historisch gesehen) bei Abnahme der eindeutigen morpho-phonologischen Relationsmarkierungen (z.B. Kasusendungen) eine Zunahme an Serialisierungsmarkierungen zu verzeichnen ist. Solange wir nicht das Gegenteil beweisen können, haben wir von der Gültigkeit solcher Binsenweisheiten (die wir dann Axiome nennen müssen) auszugehen. Das hier vorliegende Axiom von der Interdependenz zwischen Markierung und Serialisierung sollte eine Erklärungs- und Darstellungsgrundlage für Wortstellungsfragen im Deutschen liefern. Dadurch gewinnen wir auch die Einsicht, daß nur im redundanten Bereich eine Serialisierung sprecherabhängig sein kann, und daher Satzperspektiven als willkürlich vom Expedienten eingeführte Satzgliedreihungen den in den Normbereich gehörenden Serialisierungsregeln nachgeordnet sind.

Literaturverzeichnis

- Abraham, Werner (Hrsg.): Kasustheorie. Wiesbaden Ders. (Hrsg.), Satzglieder im Deutschen. Tübingen 1982. (Studien z. dt. Grammatik 15) 7-39.
- Abraham, Werner: Wortstellung und das Mittelfeld im Deutschen. In: Ders. (Hrsg.): Erklärende Syntax des Deutschen. Tübingen 1985. (Studien z. dt. Grammatik 25) 27-52.
- Brandstetter, Alois (Hrsg.): Österreichische Erzählungen des 20. Jahrhunderts. Salzburg und Wien 1984.
- Daneš, František: Order Of Elements And Sentence Into-nation. In: To Honor Roman Jakobson. The Hague. Paris 1967. (Janua Linguarum, ser.maj. XXXI) 499-512.
- Duden. Grammatik. Hrsg. v. G. Drosdowski et al. Mannheim. Wien Zürich 1984⁴ (DUDEN Bd. 4)
- Eisenberg, Peter Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart 1986.
- Erben, Johannes: Deutsche Grammatik. Ein Abriß. München 1972¹¹
- Erben, Johannes: Deutsche Syntax. Eine Einführung. Bern. Frankfurt/M. New York 1984 (Germanistische Lehrbuch-sammlung 12).
- Eroms, Hans-Werner: Funktionale Satzperspektive. Tübingen 1986. (Germanistische Arbeitshefte 31).
- Filitschewa, Ninel I.: Sintaksitscheskije polja. Moskwa 1977.
- Gadler, Hanspeter: Zur Serialisierung nominaler Satzglieder im Mittelfeld und zur Topikalisierung. In: W. Abraham (Hrsg.): Satzglieder im Deutschen. Tübingen 1982 (Studien z. dt. Grammatik 15) 155-169.
- Heidolph, Karl E. / W. Flämig / W. Motsch: Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin/O 1981.
- Hoberg, Ursula: Probleme der Wortstellung. In: O. Werner und G. Fritz (Hrsgg.): Deutsch als Fremdsprache und neuere Linguistik. München 1975. 67-80.
- Höhle, Tilman N.: Explikationen für "normale Betonung" und "normale Wortstellung". In: W. Abraham (Hrsg.): Satzglieder im Deutschen. Tübingen 1982. (Studien z. dt. Grammatik 15) 75-153.

- Kohrt, Manfred: Koordinationsreduktion und Verbstellung in einer generativen Grammatik des Deutschen. Tübingen 1976. (Linguistische Arbeiten 41).
- Lange, Klaus-Peter: Problems With OV/VO Word Order. In: M. Conte et al. (Hrsg.): Wortstellung und Bedeutung. Tübingen 1978. (Linguistische Arbeiten 61) 13-22.
- Lernerz, Jürgen: Abfolge nominaler Satzglieder im Deutschen. Tübingen 1977. (Studien z. dt. Grammatik 5).
- Lötscher, Andreas: Abfolgeregeln für Ergänzungen im Mittelfeld. In: Deutsche Sprache 9, 1981, 44-60.
- Lötscher, Andreas: Satzakzent und Funktionale Satzperspektive im Deutschen. Tübingen 1983. (Linguistische Arbeiten 127).
- Reis, Marga: Syntaktische Hauptsatz-Privilegien und das Problem der deutschen Wortstellung. In: ZGL 2, 1974, 299-327.
- Reis, Marga: Zum Subjektbegriff im Deutschen. In: W. Abraham (Hrsg.): Satzglieder im Deutschen. Tübingen 1982. (Studien z. dt. Grammatik 15) 171-211.
- Schnitzler, Arthur: Der blinde Geronimo und sein Bruder. In: Ders.: Leutnant Gustl und andere Erzählungen. Wien o.J. [1964], 147-171.
- Venemann, Theo: Zur Theorie der Wortstellungsveränderung: von SXV zu SVX über TVX. In: G. Dinser (Hrsg.): Zur Theorie der Sprachveränderung. Kronberg/Ts. 1974 (SLK 3), 265-314.
- Waggerl, K.H.: Wagrainer Tagebuch. In: Ders.: Wagrainer Geschichtenbuch. Wien o.J. [1960], 7-119.

Mádl Antal (Budapest):

Büchner-Übersetzungen und -Rezeption in Ungarn

Die unmittelbaren ungarischen Zeitgenossen konnten Georg Büchners Leistung noch nicht zur Kenntnis nehmen. Weder sein politisches Auftreten in Hessen, noch sein Aufenthalt in Straßburg bzw. in Zürich reichten dazu aus, daß man in Ungarn auf ihn aufmerksam geworden wäre. Auch bei den darauf folgenden Generationen wurde der Name Büchner in der ungarischen Literatur vorerst durch seinen Bruder Ludwig und dessen Erörterungen in seinem Werk **Kraft und Stoff** bekannt, wie das u.a. aus der Tragödie des Menschen von Imre Madách hervorgeht. Dem ersten Durchbruch von Georg Büchners Schaffen auf deutschem Sprachgebiet am Beginn unseres Jahrhunderts folgte mit einer Phasenverschiebung in den zwanziger Jahren auch Büchners Entdeckung für Ungarn.

Diese "Entdeckung" vollzog sich auf eine höchst widersprüchliche Weise: durch eine ungarische kommunistische Emigration in der Weimarer Republik angeregt, die für Literatur und Theater großes Interesse zeigte, wurde die Aufmerksamkeit auch im Lande selbst auf Büchners Dramen gelenkt. Kontakte mit den Berliner Theatern bestanden bereits seit längerer Zeit und ungarische Schauspieler wirkten bzw. lernten unter anderem auch bei Max Reinhardt. So gelangte Büchners Name zu Dezső Kosztolányi, zu einem Dichter und Übersetzer, der aufgrund seiner Kunstauffassung etwa an die Seite des Österreicherers Hugo von Hofmannsthal zu stellen wäre: er war im Vergleich zu Georg Büchner alles andere als ein Revolutionär. Kosztolányi übersetzte 1928 **Dantons Tod** und Karlheinz Martini übernahm noch im selben Jahr die Inszenierung des Dramas für ein Budapester Theater. Er war es, der ein Jahr später auch in Berlin **Dantons Tod** in der Bearbeitung von Franz Theodor Csokor auf die Bühne brachte. Was man aber Ende der zwanziger Jahre in Berlin als völlig natürlich empfand, das war in Ungarn, unter der Herrschaft des Reichsverwesers Miklós Horthy noch keinesfalls gestattet. Der Premiere folgte zuerst ein Verbot von der Zensur, dann eine nachträgliche Genehmigung mit einem stark verstümmelten Text. Die Marseillaise durfte im damaligen Ungarn nicht einmal auf der Bühne gesungen werden. Ein Stück, dem man auf diese Weise die wesentliche Aussage genommen hatte, gerade jene Mitteilungen, denen man bei den ersten Auswirkungen der großen Wirtschaftskrise "im Lande der drei Millionen Bettler", wie man Ungarn damals bezeichnete, eine so große Aufmerksamkeit geschenkt hätte, blieb ohne Wirkung und verschwand nach einigen Aufführungen von der Bühne.

Dieser Gewalteingriff hatte bis über den zweiten Weltkrieg hinaus Büchner vom ungarischen Theater fern gehalten. Der Text der Übersetzung von Kosztolányi erschien verstümmelt in einer Zeitschrift, deren Ausstattung etwa den heutigen Illustrierten entsprach, und später wurden in einer Literaturzeitschrift auch die bei der Aufführung gestrichenen Teile, in Fortsetzung veröffentlicht - zur selbstständigen Buchausgabe kam es aber nicht. Der literarisch interessierte Leser ohne deutsche Sprachkenntnisse konnte sich so bestenfalls von verschiedenen Stellen den Text des Dramas zusammensuchen. Erst ein gutes Vierteljahrhundert später wurde diese Übersetzung, übrigens eine künstlerische Höchstleistung, dem Original durchaus adäquat, allgemein zugänglich. Ebenfalls etwa zur selben Zeit konnte der ungarische Leser zum erstenmal den Essay von Georg Lukács über Büchner in die Hand nehmen¹. Mitte der fünfziger Jahre lagen dann auch die weiteren Werke: die Novelle **Lenz** sowie die Stücke **Leonce und Lena** und **Woyzeck** - alle drei übertragen von Gábor Thurzó - und auch der Hessische Landbote in ungarischer Sprache vor². Diese Texte konnten von nun an mit eigenen ungarischen Leserlebnissen, mit menschlich politisch-ethischen Erfahrungen und auch mit den Ausführungen von Georg Lukács konfrontiert werden. Die unmittelbaren Reaktionen der ungarischen Leser sind in diesen ersten Jahren noch kaum abzutasten, denn die Aufführungen kamen erst einige Jahre später und ihnen folgend dann die ersten Theaterkritiken und Rezensionen. Die einführende Studie zu der ungarischen Werkausgabe von György Walkó, 1955 erschienen, steht unter dem Zeichen dieser Zeit. Der nach einer großen Auseinandersetzung rehabilitierte Lukács wurde unmittelbar vor 1956 in seinen Anschauungen weitgehend als der einzig richtige Maßstab angelegt. Ihm folgend konzentrierte die Einführung auf den Widerspruch zwischen dem aktiven revolutionären Büchner und dem Dramenautor, der moralisch auf der Seite des von der Revolution enttäuschten Danton steht. Ebenfalls auf Lukács' Spuren wird der von faschistischen Falschinterpretationen befreite Dichter und Revolutionär Büchner hervorgekehrt und Dantons Skepsis überhört, bzw. Büchner von dieser Skepsis freigesprochen. Auch wird zwischen den Positionen Robespierres, Saint Justs und des revolutionären Volkes im wesentlichen kaum differenziert. Georg Lukács' Realismus-Theorie, im Büchner-Essay kräftig betont, findet Bejahung, ohne sie besonders hervorzuheben. Auch der Abgrenzung der Romantik gegenüber folgt der Autor Lukács, dann hebt er ohne Lukács zu widersprechen, aber doch im Gegensatz zu ihm, Büchners Nachwirkung bei den Naturalisten und Expressionisten hervor.

Auf ungarischen Bühnen erschien Büchner 35 Jahre nach dem ersten Verbot, im Jahre 1963 wieder mit Dantons Tod. Es war ein Abstand nötig, nicht nur zum Verbot von 1928, sondern auch zu dem exponierten Bild des Revolutionärs, wie Büchner von Lukács dargestellt wurde, und auch nach dem verhängnisvollen Jahr 1956 mußten sich politische sowie künstlerische und schauspielerische Positionen erst

schrittweise klären. Das Budapester Madách-Theater nahm Dantons Tod in sein Programm auf und versuchte mit der Aufführung vorerst dem von Lukács gestellten Büchner-Porträt gerecht zu werden. Büchner wurde zu sehr zu einem Klassiker gestempelt³, die Gegensätze weitgehend verteilt auf Danton, Robespierre, Saint-Just und das Pariser Volk, wodurch man Dantons Enttäuschung abschwächte und die eiseme Notwendigkeit einer Fortsetzung der Revolution im sozialen Bereich gleichzeitig domestizierte. Für das ansteigende Interesse für Büchner spricht, daß im darauffolgenden Jahr im Szegeder National-Theater auch die Oper Dantons Tod (1947) von Gottfried von Einem aufgeführt wurde.

Wesentlich kräftiger hat sich fünfzehn Jahre später eine zweite Aufführung von einem verjüngerten Theaterensemble im Jahre 1978 im Budapester National-Theater durchsetzen können. Die Inszenierung von Gábor Székely ging diesmal davon aus, daß das Bild der französischen Revolution, wie Büchner es gesehen hat, mit unseren Augen zu betrachten ist und deshalb auch auf der Bühne von unserem heutigen Revolutionsbild notwendigerweise beeinflußt sein muß. Das heißt: die Fragen, die Büchner an die Revolution richtet, sind denen anzunähern, die sich die heutigen Zuschauer über das Ziel einer Revolution, über ihre Methoden, ihre Konsolidierung und Permanenz, über die Rolle der Volksmassen, über den Freiheitsbegriff und die Diktatur stellen, denn aufgrund von historischen Erfahrungen der vergangenen Zeiten könnten sich diese Begriffe verändert haben und benötigen heute eine neue Interpretation. Die Inszenierung erweiterte das Verhältnis Danton-Robespierre zu einem Verhältnis Danton-Robespierre-Saint-Just. Während aber Danton und Robespierre im Verlauf der Revolution zwischen zwei Feuer geraten und noch vor ihrem physischen Tod innerlich aufgerieben werden, findet man bei Saint-Just "hinter einem kalten rationalistischen Bürokratismus keinerlei moralische oder politische Skrupeln". Die schmutzige Arbeit der von oben geführten Revolution wird - nach Auffassung und Deutung dieser Inszenierung - von Saint-Just angeregt und von zynischen Bürokraten durchgeführt. Das Volk auf der Straße geht indessen unabhängig von alledem seinen eigenen revolutionären Weg. Das Bild, daß auf diese Weise - laut Inszenierung - entsteht, zeigt zwar die Erstarrung der Revolution "oben" wie "unten", führt aber beide Hauptgestalten in ihrer menschlichen Vielseitigkeit vor, entlarvt die Illusionen dieser Revolution und erweckt dadurch bei dem Volk von Paris den Wunsch nach einer richtigen Revolution, die die Volksmassen endlich befreien und auch die sozialen Probleme lösen wird⁴.

Dieser spekulative Weg als Zugang zum Drama, stark intellektualisiert, wurde mit der Aufführung angestrebt, die keinesfalls frei von großen Leidenschaften, doch vor allem den Intellekt ansprechen sollte. Sie beabsichtige Fragen zu stellen, die - wie es in einer Rezension heißt - "von Erwachsenen an Erwachsene gerichtet" sein sollen. Diese Inszenierung wandte sich an ein intellektuelles Publikum, und - wie der Erfolg

bewies - hat sie in der ungarischen Hauptstadt tatsächlich ein solches angesprochen. Dieselbe Tatsache dürfte auch mit ein Grund dafür sein, daß man sich außerhalb Budapests bis heute nicht an dieses Drama herangewagt hat.

Wesentlich bunter ging es mit den zwei anderen Bühnenwerken Büchners in Ungarn zu. Beide wurden zuerst von Studierenden der Hochschule für Theater und Film "entdeckt", inszeniert und gespielt. Den Anfang machten sie 1963 mit *Woyzeck* und ein Jahr später wurde ebenfalls von dem Abschluß-Jahrgang der Budapester

Hochschule als "Prüfungsspiel" *Leonce und Lena* aufgeführt, worauf man dann 1967 noch einmal *Woyzeck* gewählt hatte. Erst nach diesen Experimenten entschloß sich im Jahre 1971 die Budapester *Literarische Bühne*, beide Stücke auf einen Abend zusammenzulegen.

Bei *Leonce und Lena* gingen die Versuche weit auseinander: während bei einer Inszenierung daraus ein leichtes romantisches Spiel wurde und der Autor - auch zum Teil von den Rezensenten - zu einem Romantiker gestempelt, gingen andere Experimente davon aus, das Büchner in *Leonce* - ähnlich wie bei der Figur Danton - sein eigenes zielloses Warten und seine eigene Langweile ausdrücken wollte, als er sich nach dem mißlungenen Versuch mit dem *Hessischen Landboten* in einer Art Hausarrest befand. Dementsprechend wirkt die Grundsituation weniger spielerisch-lustig, sondern eher mockiert-langweilig. Auch die Gattung des Lustspiels wird bei dieser Version nicht unterstrichen, sondern ironisiert und gelegentlich auch überschritten. Ein Kritiker glaubt unter Einwirkung dieser Inszenierungstendenz in Büchners Stück eine satirische Grotteske zu erkennen, ohne die er sich selbst Jonescos Absurditäten nicht hätte vorstellen können⁵. Kritiker und Rezensenten finden sich bei beiden Versuchen nicht ganz zurecht; Unzufriedenheit, eine Art Ratlosigkeit bleibt zurück. Verweise auf die deutsche Kleinstaaterei, die das Werk widerspiegeln soll, überzeugen wenig.

Mehr in eine einheitliche Richtung weisen die Inszenierungen von *Woyzeck*, trotz ihres stark experimentellen Charakters. Bedeutung und Wichtigkeit des Werkes kommen trotz des fragmentarischen Charakters bei allen diesen Versuchen eindeutig zum Ausdruck. Nach den beiden "Schulafführungen" setzt hier die Inszenierung der Literarischen Bühne einen eindeutigen Akzent. Die Inszenierung, gemeinsam vorgenommen von dem Theaterfachmann Peter Léner und dem Dichter-Übersetzer Gábor Thurzó, der das Fragment früher selbst ins Ungarische übertrug, greift auf ausländische Beispiele zurück. Bei der Anordnung der vierundzwanzig Szenen wird die Konzeption von Helmut Nitzschke beim *Berliner Ensemble* verfolgt, und der ausgebeutete, verzweifelte und revoltierende *Woyzeck* in dieser Reihenfolge gezeigt. Diese Szenenfolge wird dann - dem Filminszenarium von Ingmar Bergmann folgend - von einer Marktszene umrahmt. Somit glaubten beide Gestalter einen *Woyzeck* auf die Bühne zu stellen, der den Intentionen seines Autors entspricht und ohne am Text

etwas zu verändern, alles seinen richtigen Platz enthält. Der fehlende Schluß des Werkes wurde aus dem Bergmann nachgemachten Rahmen heraus tretend in dem Sinne einfach mitgeteilt, wie er aus Büchners Quellen hervorgeht und bei dem tatsächlich existierenden Woyzeck mit einer Hinrichtung endete⁶.

Parallel zu diesen Aufführungen auf ungarischen Bühnen und ihrer Aufnahme von der Theaterkritik und sonstiger Presse verlief, von der Mitte der sechziger Jahre bis zu den ausgehenden siebziger eine theoretische Auseinandersetzung mit Büchners Werk, die 1977 in einer Überarbeitung der einführenden Studie von György Walkó von 1955 kulminierte⁷. Im selben Jahr erschien auch in einer erweiterten deutschen Bearbeitung ein Sammelwerk über die Entwicklungswege des Dramas von einem früheren Lukács-Schüler⁸, der in der Zwischenzeit sich zu einem anerkannten Theaterwissenschaftler entwickelt hatte. Dieses Werk von Miklós Almási spricht der Tätigkeit Büchners auf dem Bereich der Dramaturgie eine ganz besondere Bedeutung zu. *Dantons Tod* und *Woyzeck* bieten ihm Anlaß, Büchners Beitrag zum europäischen Gesamtbild der Dramaturgie auf zwei Gebieten akzentriert herauszuarbeiten. Für Almási ist *Dantons Tod* ein Vorläufer der "modernen Tatsachendramen" (168), das "sich ebenso auf die ursprünglichen Debatten im Konvent, auf Protokolle" stützt wie Peter Weiß' *Marat*-Drama oder Rolf Hochhuths *Stellvertreter*. Nur ist - laut Almási - Büchner seinen Nachfahren in einem wesentlich voraus, daß nämlich aus den "Tatbeständen" bei ihm eine "Chronik-Tragödie von shakespeareischer Größenordnung" wurde, so als ob er "die Geschichte selbst erfunden hätte" (168). Büchner konnte "... zu einem kritischen Synthetiker der Epoche werden. Gerüstet mit den Konsequenzen der Bewegung von 1830, belehrt durch die eigenen revolutionären Erfahrungen, war er in der Lage, die ethischen, geistigen und gesellschaftlichen Konsequenzen der Jahre um 1793 nunmehr in ihrer tatsächlichen Bewegung zu rekonstruieren" (171). Für Büchner war demzufolge "Dantons Schicksal ein Phänomen seiner eigenen Zeit, er suchte darin eine Antwort auf die eigenen Fragen" (171). Büchner hat in sich als praktischer Revolutionär in kürzester Zeit Dantons Enttäuschung und Robespierres Überzeugung von der Permanenz der Revolution erlebt. Er hätte die Bewegung gern aufgehalten, sah aber ein, daß dies unmöglich ist; nur wußte er nicht, und konnte auch nicht beurteilen, wohin die Bewegung führen wird. Diese angespannte private Situation versetzte ihn in die Lage, im Drama auf "shakespeareischer Höhe" einen "von Skepsis und historischer Einsicht geprägten Abschluß" (172) mit einer unbeantworteten Frage zu schaffen. Im Vergleich zu Schiller, bei dem die Ideale entweder richtig oder falsch liegen - so die Meinung von Almási - läßt Büchner den ideologischen Charakter der Konflikte hervortreten. Dantons oder Robespierres Verhalten kann von einem Augenblick zum anderen im Verlauf der revolutionären Ereignisse von einer Illusion (Ideal) zur Realität werden, um sich dann im weiteren Verlauf wieder als Illusion zu

erweisen und den Untergang ihres Vertreters herbeizuführen. So ist bei Danton das epikureische Ziel ein reales Klassenziel für einen Augenblick, wird aber sofort in der Spannung zu anderen Volksschichten zur Illusion, die sein Verderben verursacht. Ähnlich steht es mit Robespierres Puritanismus, der sich Danton gegenüber für richtig erweist, nicht aber im realen Verlauf der Revolution. Saint-Justs Beschuldigung, Danton habe mit dem Feind konspiriert, ist in dieser Form eine Lüge, sie hat jedoch in der revolutionären Praxis eine reale Chance. Dieses Zusammenspiel von realen Revolutionsmöglichkeiten und Idealen bzw. Illusionen bezeichnet Almási "als Dialektik von Realität und Illusion, in deren Verlauf die Hauptgestalten von der Geschichte geführt werden, diese weniger als Besessene, sondern vielmehr als Verfolgte der Macht" (175) erscheinen; die eigentliche Revolution des Volkes läuft aber an ihnen vorbei. Almásis Zusammenfassung heißt dann: "Büchner stellte diese vielgestaltige, aus Realität und Schein, Ideal und Erdgebundenheit zusammengefügte Formation dar, ohne die zusammengehörenden Momente - die Kraft der Objektivität und das Illusionäre der Ideale - voneinander zu trennen" (177). "Die shakespeareische Auftritt-Technik, das Mosaik der kurzen, miteinander in keinem logischen Kausalitätsverhältnis stehenden Szenen, wird somit zum Mittel des Verständnisses, wie man ideologisch Geschichte macht, ein Mittel der Dramaturgie des Seins" (178).

Im Woyzeck-Fragment glaubt Almási den Vorläufer einer sich erst Jahrzehnte später verbreiteten dramatischen Gattung zu erkennen. Für ihn hat dieses Stück "die Struktur eines absurden Dramas von Beckettschem Format" (178), "dieselbe pedantische, selbstgefällige Stupidität, die die Helden Becketts oder Jonescos kennzeichnet" (179). Jedoch weist er gleichzeitig auf bedeutende Unterschiede zwischen Büchners Woyzeck und den späteren absurden Dramen hin. "Büchner ist nicht in der Dastellungsweise absurd, nicht in der Vorstellungsweise der Figuren, wie seine Nachfolger, sondern er erkennt den Ursprung der Absurdität in den strukturellen Verhältnissen der Welt, in der menschengestaltenden Rolle dieser Verhältnisse" (179). "Bei Beckett sind die Figuren absurd, weil das System, das kosmische Weltbild, selbst die Unmöglichkeit ist. Bei Büchner ist das System rationell, nur unmenschlich und erst dadurch werden die Figuren verzerrt. Die Machtmenschen werden stupid und leer, die Unterdrückten krank und verzweifelt" (180).

Einen weiteren bedeutenden Unterschied zu den absurden Dramen unseres Jahrhunderts erblickt Almási darin, daß Büchners Woyzeck gleichzeitig ein Parabelstück ist. Büchner stellt ein absurdes System auf "... und beginnt dann, die Wirkungen dieses Systems mit realistischer Methode zu analysieren" (181). Aber auch zu den späteren Parabelstücken besteht nach Almási ein bedeutender Unterschied, denn bei Büchner ist es nicht ein einziger Grund, der zur Tat treibt, sondern die gesamte Atmosphäre der gesellschaftlichen Maschinerie (182).

Experimente mit Büchnerschen Stücken und die parallel laufenden theoretischen Auseinandersetzungen bzw. Analysen seiner Werke haben den Dichter bis Anfang der achtziger Jahre in Ungarn bekannt gemacht und zu einem Bühnenautor erhoben, der mit dem Maßstab der Klassiker gemessen wird. Diese Tatsache hat zum Durchbruch seiner Werke auf den ungarischen Bühnen geführt. Man greift auf ihn zurück, wie auf Shakespeare, Schiller, Tschechow oder andere, und hütet sich heute von allzu gewagten Experimenten. Als letzte Versuche solcher, völlig ins Spielerische verlegten Art gelten noch die von Bukarester **Bulandra Theater** 1979 als Gaspieldarstellung gebotene **Leonce und Lena**-Aufführung in Kecskemét⁹ sowie die vom Rumänischen **Staatstheater** aus Sepsiszentgyörgy inszenierte, 1981 in Budapest als Gastspiel gebotene **Woyzeck**-Inszenierung¹⁰. Eine Darstellung von **Leonce und Lena** im Freien, im Sommer 1982 am Plattensee sowie eine **Woyzeck**- und **Leonce und Lena**-Neuinszenierung 1983 in Pécs bewegten sich in dem von früheren Experimenten abgesteckten Rahmen¹², wobei sich **Woyzeck** durchgesetzt hat, **Leonce und Lena** beim Publikum aber nach wie vor keinen richtigen Anklang finden konnte.

Eine neue Textausgabe, - diesmal ergänzt mit den Briefen - erschien 1982, ist ein Beweis, daß sich die früheren Übertragungen von Dezső, Kosztolányi und Gábor Thurzó durchaus bewährt haben. Der übersetzte Text wirkt von der Bühne, "als wären die Dramen ursprünglich in ungarischer Sprache verfaßt worden" - stellt ein Kritiker fest, womit er den Übersetzern das höchste Lob aussprechen will¹³. György Walkó nahm in diesem Zusammenhang noch einmal vor, sein früher in ungarischer Sprache entworfenes Büchner-Bild zu ergänzen und differenzierter zu gestalten¹⁴, und durch eine Übersetzung des Aufsatzes von Henri Poschmann ins Ungarische erhielt auch Büchners Platz in der deutschen Literaturentwicklung für ungarische Leser eine vorläufig endgültige und überzeugende Akzentuierung. Von hier führt der Weg unter anderem in das Gymnasium, wo im Schuljahr 1986-1987 die besten Schüler in einem Wettbewerb mit ihrem Wissen über Büchners Revolutionsdrama ihren Zulaß zum Universitätsstudium erwerben konnten. Auch dies scheint keine schlechte Garantie für Büchners Weiterwirken im ungarischen Geistesleben zu sein.

Anmerkungen

¹ Georg Lukács: Der faschistisch verfälschte und der wirkliche Georg Büchner. In: G. L.: Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts. Berlin, Aufbau-Verlag 1953. Die ungarische Ausgabe erschien zwei Jahre später.

² Georg Büchner: Danton halála. Válogatott írások (Dantons Tod. Ausgewählte Schriften). Budapest, Új Magyar Könyvkiadó 1955. - 190 S.

- 3 Vgl. dazu György Walkó: Danton a színpadon (Danton auf der Bühne). In: Gy. W.: Katarzis nélkül. Színházi tanulmányok (Ohne Katarisis. Studien über das Theater). Budapest, Magvető Könyvkiadó 1977. - S. 255-259.
- 4 Vgl. dazu Tamás Koltai: Georg Büchner: Danton halála (Dantons Tod). - In: Kritika, 1979. H. I, S. 31-32.
- 5 A. a. O. - S. 31.
- 6 Gábor Thurzó berichtet mit dem Titel "Harc Woyzeckért. Mühelymunka fordítás után" (Kampf um Woyzeck. Werkstattarbeit nach Übersetzung) im ungarischen Wochenblatt Élet és Irodalom (29. 2. 1971. - S. 4.) über die Bemühungen und Probleme bei der Inszenierung.
- 7 Erschienen in György Walkó: Katarzis nélkül. Színházi tanulmányok. - S. 89.-120.
- 8 Miklós Almási: Entwicklungswege des Dramas. Geschichte einer Kunstgattung von Goethe bis O'Neill. Budapest, Akadémiai Kiadó 1977. - S. 167-183. (Siehe weitere Verweise mit Angabe der Seitenzahl im Text.)
- 9 Siehe dazu folgende Pressestimmen: István Nánay: A Bulandra Színház vendégjátéka (Gastspiel des Bulandra-Theaters). In: Népszava, 4. 10. 1979. S. 6; László Zappe: A rendező eltört a pálcáját (Der Dramaturg zerbricht seinen Stab). In: Népszabadság, 28. 9. 1979.); Julia Szekrényesi: Elveszett levelek - elveszett illúziók (Verlorene Briefe - verschwundene Illusionen). In: Élet és Irodalom, 6. 10. 1979; Erzsébet Bogácsi: A Bulandra Színház vendégjátéka (Gastspiel des Bulandra-Theater) In: Magyar Hírlap, 2. 10. 1979; László Ablonczy: Kegyes varázslat (Nette Zauberei) In: Tiszatáj, Jg. 1980. H. I, S. 61-65.
- 10 In: Népszava (28. 10. 1981. - S. 6.) wird die Aufführung als "extrem modern" bezeichnet, die durch Übertreibungen ins Mystische und Romantische abbrückt.
- 11 Erzsébet Bogácsi bezeichnet die Aufführung als "einen Bajazzo-Spaß (Leonce és Léna. Bemutató Boglárlelén - L. u. L. Eine Premiere in Boglárlelle, in: Magyar Nemzet 8. 8. 1982.) Die Rezension von Judit Csáky in Népszava (11. 8. 1982. S. 6.) mit dem Titel "Leonce és Léna. Szabad akaratból kényszerházasság" (L. u. L. Zwangsheirat aus freiem Willen) findet die Inszenierung der Situation an einem Ferienort und als Freilichtaufführung entsprechend als "spielerisch leicht". Tamás Mészáros beschränkt sich auf Aussagen über das Stück (A Leonce és Léna Boglárlelén - L. u. L. in Boglárlelle, Magyar Hírlap, 14. 8. 1982. S. 7.), ohne eine Bemerkung über die Inszenierung zu machen.
- 12 Der Rezensent entdeckt bei dem "jungen Romantiker Büchner" Ähnlichkeiten zu Kafka-Fragmenten (das gilt für Woyzeck) und erkennt in Leonce und Léna Merkmale, die an die "Anpassungsschwierigkeiten der heutigen jungen Intelligenz" erinnern (Anrás Pátyi: Pécsi színházi esték - Pécs Theaterabende. In: Jelenkor, Jg. 1983. H. 7, S. 699-701).
- 13 - a a -: Woyzeck. Georg Büchner drámája az Irodalmi Színpadon (Woyzeck. G. B.-s Drama auf der Literarischen Bühne). In: Magyar Nemzet, 8. 8. 1982.
- 14 György Walkó: Georg Büchner kilyukatott világa (G. B.-s durchlöcherter Welt). Nachwort zu G. Büchners Werke. - Budapest, Magvető Könyvkiadó 1982. S. 261-281

András Masát (Budapest)

Germanistik und Skandinavistik Zu der gegenwärtigen Situation sowie den Aufgaben und Möglichkeiten der ungarischen Skandinavistik¹

I. Bestandsaufnahme und Vorgeschichte:

Im Jahre 1993 ist es 35 Jahre her, daß mit dem Unterricht von skandinavischen Sprachen und Literaturen im Rahmen der allgemeinen Germanistik der Loránd-Eötvös-Universität aufs neue begonnen werden konnte². Eine gewisse Kontinuität war vorhanden, da der Schwedisch-Unterricht nach dem Zweiten Weltkrieg eine Zeitlang fortgesetzt wurde, was vor allem das Verdienst des Professors für Finno-Ugristik, György Lakó war, der auch das erste schwedisch- ungarische Wörterbuch mittlerer Größe geschrieben hat³. Dieser Unterricht konnte schon damals gelegentlich durch Norwegisch- und Dänisch-Lehrgänge ergänzt werden. Das Jahr 1958 bedeutete aber einen Meilenstein, dem 1968 eine neue Entwicklung folgte: Im Rahmen einer allgemeinen, vergleichenden Germanistik wurden die oben genannten Disziplinen als "spezielle Studien" in das Ausbildungsprogramm der Universität aufgenommen. 1980 entstand der Lehrstuhl für Germanistik und Romanistik, dessen germanistische Sektion die Skandinavistik - neben Nederlandistik und Dialektologie - auf einer allgemein-germanistischen -dh. vor allem linguistischen - Basis betrieb, und den Studenten die Möglichkeit gab, als sog. Fach C/ d.h. als Ergänzungsfach, diese Disziplinen kennenzulernen. Ab Herbst 1985 konnten die Studenten an der Loránd-Eötvös-Universität - als einziger Stelle im Lande - die skandinavischen Sprachen und Literaturen schon als Fach B/ studieren; d.h. nach einem Jahr Vorbereitungskurs /Sprachunterricht, Landeskunde, Einführung in die skandinavische Geschichte/ und bestandener Prüfung wurde ein Philologie-Studium angeboten, in dessen Rahmen sowohl eine allgemeine Übersicht über die Sprach- und Literaturgeschichte der skandinavischen Länder als auch spezifische Kenntnisse über eine Sprache und Literatur im Norden vermittelt werden. Ab Herbst 1994 hoffen wir, Skandinavistik als Fach A/ anbieten bzw. unterrichten zu können.

Die letzte Entwicklungsetappe auf diesem Wege ist die Entstehung des selbständigen Lehrstuhls für skandinavische Sprachen und Literaturen im Jahre 1992. Der feierlichen Eröffnung des neugegründeten Lehrstuhls wohnten der Rektor unserer Universität, die Botschafter bzw. ihre Repräsentanten aus den nordischen Ländern bei,

und ihre Reden sowie der historische Rückblick seitens des Lehrstuhlleiters zeugten von der Überzeugung, die Skandinavistik im Rahmen des ebenso neugegründeten Germanistischen Instituts nunmehr als autonome Disziplin über Kultur, Sprache und Literatur der nordischen Länder ebenbürtig ausüben zu können.

Diese - im Hochschulwesen als rasch zu bezeichnende - Entwicklung wäre ohne den opferbereiten Einsatz zahlreicher interessierter Hochschullehrer nicht möglich gewesen. Ohne hier alle nennen zu können, müssen vor allem die Bemühungen und die konkreten Arbeiten von Prof. Hutterer⁴, Univ-Doz. Manherz und Univ-Doz. Voigt genannt werden. Während die beiden erstgenannten von der allgemeinen germanischen Sprachgeschichte ausgingen, trug Univ-Doz. Voigt⁵ durch die Volkskundeforschung dazu bei, eine eigenständige Skandinavistik zu etablieren. An dieser Aufbauphase waren zudem noch Frau Dr. Balogh, Herr Bernáth, Frau Dr. Merkl, Herr Kunos und ab 1980 Univ-Doz. Masát stark beteiligt. Die Genannten haben sich nicht nur durch wissenschaftliche Tätigkeit /Abhandlungen, Doktorarbeiten etc.⁶ / ausgewiesen sondern darüber hinaus durch einen gewichtigen organisatorischen Einsatz in der Lehre /Studienlehrbücher/ und in der Verbreitung der verschiedenen Richtungen der Skandinavistik /Herausgabe von Anthologien, Übersetzungen⁷ usw./ zur Entwicklung des Studienganges B/ beigetragen. Vor allem ihnen ist es zu verdanken, daß wir zur Zeit jährlich 15-20 Studenten im Durchschnitt haben, die von sechs hauptamtlichen Hochschullehrern und sechs ebenso engagierten wie qualifizierten Lehrbeauftragten von außerhalb unterrichtet werden. Die Zahl der hauptamtlichen Lehrstellen wurde ab 1986 - erfreulicherweise - durch die Einrichtung einer ständigen Lektorenstelle für Schwedisch, und ab 1991 für Dänisch erweitert. Ebenso haben wir seit 1986 einen norwegischen Kollegen, der als Lehrbeauftragter auf einer halben Stelle Sprach- und Grammatikseminare durchführt. Auf diese Weise ist es möglich, daß alle drei der skandinavischen Hauptsprachen auch von Muttersprachlern unterrichtet werden können.

Neben der Lehre ist auch die skandinavistische Forschung -mangels einer eigenständigen Forschungsstelle an der Akademie der Wissenschaften - nunmehr am Lehrstuhl für skandinavische Sprachen und Literaturen angesiedelt, selbst wenn weiterhin sehr wichtige Impulse und Beiträge zum Fach auch von anderen Disziplinen ausgehen, /vgl. Prof. Kiefers und Doz. Voigts Publikationen u.a./. In der jüngeren Forschungstätigkeit macht sich jedoch das eindeutige Streben nach einer autonomen Entwicklung sichtbar, die sich auch in den oben skizzierten strukturell-organisatorischen Veränderungen des Faches widerspiegelt. Auch auf dem Gebiet der Linguistik, die traditionell aufs engste mit der germanischen Sprachgeschichte verbunden war, macht sich diese Entwicklung in einer Hinwendung zu deskriptiver Forschung bemerkbar /vgl. Dr. Ács's phonologische und kontrastiv-phonologische Untersuchungen zum Dänischen bzw. zu den skandinavischen Sprachen/ sowie in der geplanten

Herausgabe entsprechender Wörterbücher, worauf später noch eingegangen wird. Auch die Alt-Nordistik wird nicht mehr allein unter linguistischem, sondern ebenfalls unter literarisch- literaturwissenschaftlichem, bzw. volkskundlichem Aspekt rezipiert /vgl. V. Voigts, I. Bemáths und A. Baloghs Arbeiten/. Als Beispiele hierfür können I. Bemáths Übersetzungen und seine Herausgebertätigkeit oder A. Baloghs philologische Redaktion der ersten ungarischen Edda-Übersetzung angeführt werden⁸. Diese Entwicklung von einer "germanischen" und linguistisch geprägten Teildisziplin zu einer autonomen Disziplin hin ist am deutlichsten in der Verstärkung der Neuskandinavistik zu beobachten. Von der Hinwendung zur neueren skandinavischen Literaturgeschichte zeugen zahlreiche Diplomarbeiten, die von mir selbst betreut seit 1980 entstanden⁹. In dem Zeitraum 1980-1988 wurden auch fünf Dissertationen eingereicht, von denen drei die moderne skandinavische Literatur behandeln: Gábor Miszoglád schrieb über die Glanzperiode des skandinavischen Romans¹⁰, Judit Tamóy über Dag Solstad und die modernistischen Strömungen¹¹ und Peter Mádl über Sven Delblancs Kurzromane¹². Auch zwei linguistische Dissertationen wurden angenommen: Anna Bácskai schrieb über lexikologische Prinzipien für ein norwegisch-ungarisches Wörterbuch und Péter Ács hat anhand der dänischen Phonologie theoretische Überlegungen zur Stellung des Dänischen unter den skandinavischen Sprachen angestellt¹³.

Die andere Seite dieser Tätigkeit ist die Unterstützung des Studiums durch Herausgabe von Studienmaterialien. Die Herausgabe von Textsammlungen¹⁴ hat eine besondere Bedeutung, da manche klassischen Werke der skandinavischen Literaturen in der Originalsprache einfach nicht zugänglich sind, und ihre Beschaffung auch in Zukunft nur selten möglich sein wird.

Unsere Arbeit wird in ökonomischer Hinsicht unterstützt, nachdem wir uns mehrmals mit Erfolg um ein Ausschreiben des Ministeriums für Bildungswesen für verschiedene wissenschaftliche Tätigkeiten bemüht haben. Auch zur Zeit läuft ein Projekt unter dem Titel "Unterricht und Forschung skandinavischer Sprachen und Literaturen". Als Leiter dieses Projektes möchte ich gerne feststellen, daß dank der hier gewonnenen Unterstützung konnte viel erreicht werden. Eine unserer wichtigsten Aufgaben war es, Publikationsmöglichkeiten für eine autonome ungarische Skandinavistik zu schaffen. Dieses Vorhaben konnte - zum Teil dank der finanziellen Unterstützung - verwirklicht werden: fünf Nummern unserer **"Skandinavisztikai Füzetek - Papers in Scandinavian Studies"** sind schon erschienen. Die Herausgabe dieser Fachzeitschrift ist meines Erachtens von größter Bedeutung, weil sie eine einmalige Publikationsmöglichkeit für die ungarischen Skandinavisten bietet, was entscheidend für unsere angehende Wissenschaftsdisziplin ist. Von Anfang an waren wir bemüht, Skandinavisten aus dem Ausland als Autoren für unsere Zeitschrift zu gewinnen, und es ist für uns eine Freude, besonders in den letzten Nummern namhafte,

anerkannte Vertreter unseres Faches begrüßen zu können. Für die Zukunft planen wir - neben den Artikeln - ständige Spalten für Rezensionen, Konferenzberichte, "Werkstattgespräche", sowie für Bekanntmachung interessanter Diplom- oder Abschlußarbeiten einzuführen. Ein weiteres Ziel für die Zukunft ist die Herausgabe von thematischen Nummern mit internationaler Autorenbeteiligung.

2. Aufgaben und Möglichkeiten der ungarischen Skandinavistik

Die letzteren Gedanken leiten bereits über zu den noch bevorstehenden Aufgaben und Zielsetzungen. Wie oben dargestellt, ist eine solide Grundlage für die Weiterentwicklung der ungarischen Skandinavistik sowohl als Studienfach an der Universität als auch als wissenschaftliche Disziplin im allgemeinen gelegt worden. Die positiven strukturellen Veränderungen / vor allem die Möglichkeit, Skandinavistik als Fach B/ studieren zu können/, die Publikationsmöglichkeiten und die wissenschaftlichen Qualifikationen unserer Kollegen in der letzten Zeit zwingen uns dazu, über die tag-täglichen Aufgaben hinaus auch eine Strategie für die Zukunft zu erstellen und auf längere Sicht die auf uns zukommenden Aufgaben zu bestimmen.

Angesichts der günstigen, aber noch bei weitem nicht vollends gefestigten Lage der Skandinavistik in Ungarn drängen sich Aufgaben auf, die sich in zwei Teilbereiche einteilen lassen. Wir müssen uns einerseits für eine **expansive** Verbreitung, Entfaltung und Bekanntmachung verschiedener Sphären innerhalb der Skandinavistik und andererseits für eine **intensive** Entwicklung dieser jungen wissenschaftlichen Disziplin einsetzen. Die eine Richtung könnte als - im besten Sinne des Wortes - Popularisierung unseres Faches bezeichnet werden, während die andere Richtung die weitere wissenschaftliche Vertiefung und Pflege der im strengem Sinne des Wortes verstandenen **skandinavischen Philologie** als Ziel haben sollte. Selbstverständlich schließen diese beiden Richtungen einander keinesfalls aus, ganz im Gegenteil; sie können und müssen einander sinnvoll ergänzen.

Die wichtigste Aufgabe in dem erstgenannten Bereich ist und bleibt naturgemäß die Förderung der Herausgabe schöngeistiger Literatur aus Skandinavien. Beinahe ohne Ausnahme nehmen alle an der Lehre beteiligten Kollegen rühmlicherweise an der Verlagstätigkeit teil: als Gutachter, als Redakteure oder eben als Übersetzer stehen wir den Verlagen mit Rat und Tat zur Seite, damit die Entscheidung für die jeweilige Herausgabe in Kenntnis der sprachlich-kulturellen und landeskundlichen Hintergrundinformationen getroffen werden kann. Wir dachten auch an die Ermöglichung spezieller Seminare, auf denen sowohl theoretische als auch praktische Fragen der literarischen Übersetzung im Mittelpunkt stehen könnten. Eine weitere Aufgabe hierbei ist die Förderung des Sprachunterrichts außerhalb der Universität sowie die

verstärkte Zusammenarbeit innerhalb der universitären Lehre /wie das im Schwedisch-Unterricht durch den gemeinsamen Lektor von unserer und von der Ökonomischen Universität, oder im Norwegisch-Unterricht in der Zusammenarbeit der Lehrbeauftragten von den beiden genannten Universitäten bei der Planung von studentischen Lehrmaterialien verwirklicht wird/. Hierzu gehört auch die Veröffentlichung von Sprach- und Lehrbüchern für ein breites Publikum; ein Beispiel dafür ist das Schwedisch-Lehrbuch von Á. Harrach¹⁵. Auch Ove Lund, unser Norwegisch-Sprachlehrer hat ein Sprachbuch des Norwegischen für ein breites Publikum so gut wie fertig.

Wie die Übersetzungstätigkeit und die philologische Überprüfung und Betreuung skandinavischer Texte, ebenso ist der anspruchsvolle Beitrag der ungarischen Skandinavisten zu den Artikeln für die Lexika der Weltliteratur ("Világirodalmi enciklopédia.I.II.Bp 1976, sowie "Világirodalmi Lexikon" Budapest, ab 1970 fortlaufend) von größter Bedeutung, und daher ist es erfreulich, daß unsere Kollegen auf diesem Gebiet sehr aktiv sind.

Diese letztgenannte Tätigkeit führt schon zu der in strengerem Sinne verstandenen philologischen Arbeit über.

Was die Linguistik anbelangt, sind hier einzelne Gebiete in der kontrastiven und in der angewandten Sprachwissenschaft von besonderem Interesse. Neben den kontrastiven phonologisch- phonetischen Untersuchungen ist es wichtig, die Grammatik der einzelnen skandinavischen Sprachen aus einer kontrastiven Sicht zu beschreiben. Es ist ein aktuelles Bedürfnis - nicht nur innerhalb der Skandinavistik, sondern auch seitens der modernen Philologien in Ungarn -, den schmerzlichen Mangel an philologisch fundierten Wörterbüchern mittlerer Größe /etwa 40000 Stichwörter/ an dem fehlenden Sprachgebiet /Norwegisch und Dänisch/ zu beseitigen. Da ein Schwedisch-Ungarisches Wörterbuch von Gy. Lakó schon seit 1969 vorliegt und ein Ungarisch-Schwedisches Wörterbuch von F. Kiefer im Jahre 1984 herausgegeben wurde, macht sich das Fehlen von entsprechenden Wörterbüchern in norwegischer bzw. dänischer Hinsicht noch stärker bemerkbar. Die lexikographischen Arbeiten an dem Ungarisch-Norwegischen Wörterbuch begannen unter der Leitung von A. Balogh im Rahmen des erwähnten Projekts schon sehr früh. Diese Arbeiten sind zwar wegen ihres langdauernden Auslandsaufenthaltes vorläufig zum Stillstand gekommen, die Arbeit muß jedoch bald wiederaufgenommen werden.

Hinsichtlich eines möglichen Dänisch-Ungarischen Wörterbuches ist P. Ács beauftragt, bei unserem skandinavischen Projekt mitzuarbeiten, um ein solches Wörterbuch in naher Zukunft herauszuarbeiten. Die Vorarbeiten für dieses Vorhaben sind schon eingeleitet, und mit der möglichen Beteiligung von Zs. Faragó-Andersen kann Unterstützung auch aus Dänemark, und speziell von der Universität von Kopenhagen im Rahmen einer Kooperation erwartet werden.

P. Mádl begann an einem phraseologischen Wörterbuch Schwedisch-Ungarisch Ungarisch-Schwedisch zu arbeiten; das wäre eine Fortsetzung der lexikographischen Arbeit im Sprachbereich des Schwedischen.

Es ist für die Zukunft von äußerster Wichtigkeit, unseren Plan mit den Wörterbüchern auszuführen. Diese bedeuten eine große Herausforderung für die ganze ungarische Skandinavistik, und es darf als sicher angenommen werden, daß mit der Durchführung dieses Planes nicht nur die Sprachwissenschaft innerhalb der Skandinavistik, sondern unser Fach als ganzes einen wesentlichen Beitrag zu der Pflege der modernen Philologien in Ungarn leisten wird. Hier zeichnet sich eine einmalige Möglichkeit für Zusammenarbeit innerhalb des Germanistischen Instituts ab: Im Zentrum für Niederlandistik arbeitet E. Mollay gerade an einem Holländisch-Ungarischen Wörterbuch, und am Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft trifft R. Hessky Vorbereitungen zur Herausgabe eines neuen großen Deutsch-Ungarischen Wörterbuches. Erfahrungen mit Computer-Programmen, wie etwa Gestorlex oder Compulexis können und sollten hierbei ausgetauscht werden.

In der Literaturwissenschaft dominierte in der Vergangenheit fast ausschließlich die Rezeptionsforschung /vgl. die erste Doktorarbeit in Skandinavistik im Jahre 1969 von A. Balogh, die Ibsens Aufnahme in Ungarn behandelte /. Die Untersuchungen in dieser Richtung sind weiterhin vielversprechend und keinesfalls abgeschlossen: Dieses Gebiet ist ja gerade ein Bereich, wo die ungarische Skandinavistik in die internationale Forschung integriert werden kann. Gegenwärtig arbeiten zwei Kollegen in ihrer Doktorarbeit an einem Rezeptionsthema: M. Antal schreibt über die Aufnahme der schwedischen Literatur in Ungarn im Zeitraum von 1800-1880, während K. Madary das gleiche Thema von 1880-1918 untersucht. Die Untersuchungen in dieser Richtung sollten meines Erachtens noch intensiver fortgesetzt werden, und zwar sowohl was den Zeitraum und die jeweilige rezipierte skandinavische Literatur als auch was die Erweiterung der Untersuchungsmethoden anbelangt. Hierbei denke ich vor allem an die stärkere Einbeziehung komparatistischer Gesichtspunkte, wie den Vergleich des unterschiedlichen soziokulturellen Kontexts bei abweichender kultureller Ausgangsposition und Tradition; an die Besonderheit der Vermittlungskanäle, bestimmt in Ungarn im allgemeinen durch die deutsche Sprache und das deutschsprachige Rezeptionsmilieu; oder an Textuntersuchungen der ins Ungarische übersetzten Werke als konkrete Beiträge zu den Problemen der literarischen Übersetzung /vgl. Übersetzung aus zweiter Hand usw/. In diesem Themenkreis könnten sich z.B. hiesige Arbeiten besonders günstig an ein internationales Forschungsprojekt anschließen, da das Thema intensiv in einem Sonderforschungsbereich an der Universität Göttingen - mit aktiver Teilnahme der dortigen Skandinavisten - erforscht wird. Es wäre zu überlegen, ob und wie an unserem Lehrstuhl eine Datenbank über die übersetzte skandinavische Literatur in Ungarn angelegt werden sollte.

Die ausgesprochen vergleichenden Arbeiten in der Literaturgeschichte könnten für die komparatistische Forschung auch von Interesse sein. Leider gab es bis jetzt nur eine Diplomarbeit mit einem solchen Thema /von M. Meyer/ die Kiellands Roman "Garman & Worse" mit Turgenjews "Väter und Söhne" unter Berücksichtigung der Generationsprobleme verglichen hat. Hier gibt es ein noch kaum erschlossenes Gebiet, in dem auch eventuelle Parallelen zwischen skandinavischer und ungarischer Literaturentwicklung eine Rolle spielen könnten.

Der Schwerpunkt in den literaturwissenschaftlichen Forschungen lag in der letzten Zeit zweifelsohne auf der Untersuchung des Gesamtwerks oder von Schaffensperioden einzelner Dichter, so z.B. über Vesaas' Prosa /Masáts Kandidaturarbeit/, über Sven Delblanc's Kurzprosa /Mádl's Doktorarbeit/, über moderne schwedische Prosa in den letzten Jahrzehnten /Mádl's Kandidaturarbeit/, Solstads modernistische Versuche /Tamóys Doktorarbeit/ und über P. Lagerkvists drei Kurzromane /Heffners Diplomarbeit/. In diesen Arbeiten versuchten die Verfasser, einzelne Werke, das Gesamtwerk oder bestimmte literaturhistorische Perioden zu interpretieren bzw. neu auszuwerten. Auch die Literaturwissenschaftler sehen sich aber früher oder später der Herausforderung durch ein größer werdendes Publikum gegenübergestellt: Wie für die Linguisten die Herausgabe von Wörterbüchern eine eminente Bedeutung hat, so wichtig dürfte es in diesem Bereich sein, der Nachfrage an einer umfassenden Literaturgeschichte der einzelnen skandinavischen Länder in Ungarn nachzukommen. Diese Aufgabe hat jedoch nicht dieselbe Priorität wie die Herausgabe der Wörterbücher, da die skandinavischen Literaturen in dem zur Zeit gerade zu beendenden Lexikon der Weltliteratur eigentlich aufgearbeitet sind.

Die oben skizzierten Aufgaben sind eher als Wünsche zu verstehen, in dieser Richtung fortzuschreiten, um an die internationale Skandinavistik anschließen zu können. Was unsere wissenschaftlichen Kontakte zum Ausland betrifft, so fällt eine Bilanz nicht schlecht aus: Wir haben in den letzten Jahren fruchtbare Kontakte /gegenseitige Gastvorlesungen, Publikationsaustausch usw./ mit den Skandinavisten der Universitäten Oslo, Stockholm, Göteborg, Göttingen, Köln, Bonn, Wien, Greifswald, London herstellen können. Ein wichtiger Teil unserer fachlichen Wirksamkeit nach außen hin ist die Mitgliedschaft in der "International Association for Scandinavian Studies", an deren in zweijährigem Turnus stattfindenden Konferenzen die ungarische Skandinavistik seit längerer Zeit aktiv, d.h. mit Vorträgen teilnimmt. Daher bedeutete 1992 einen besonderen Höhepunkt der ungarischen Skandinavistik, als uns die große Ehre zuteil wurde, die 19. Studienkonferenz der IASS in Budapest, August 1992 veranstalten und organisieren zu dürfen. Das Thema lautete: "Literatur als Widerstand und Gegenkultur". 180 Teilnehmer aus 22 Ländern interessierten sich für dieses breitangelegte Thema und 60 von ihnen leisteten in einem der sechs Workshops einen Diskussionsbeitrag.

Für das Kennenlernen der internationalen Forschungsrichtungen innerhalb der Skandinavistik bietet uns die Teilnahme der alle zwei Jahre gehaltenen Tagung der deutschsprachigen Skandinavisten eine weitere gute Möglichkeit; zumal traditionellerweise fast alle unsere Skandinavisten auch Germanisten sind, die der Skandinavistik oft durch die vermittelnde deutsche Forschung nähergekommen sind. Die Zusammenarbeit in Form von gemeinsamen Forschungsprojekten kann hier in der Zukunft sicher vertieft werden.

Als ich eingangs von strukturell-organisatorischer Veränderung bzw. Entwicklung sprach, habe ich nicht das Forum erwähnt, das seit wenigen Jahren besteht: die Nordeuropäische Sektion der Gesellschaft für Moderne Philologie in Ungarn sieht ihre Hauptaufgabe gerade darin, die verschiedensten Aspekte der nordischen Philologie einem breiten Publikum zu vermitteln. So bedeutet die Sektion in mancher Hinsicht eine Erweiterung unserer fachlichen Möglichkeiten. Sie will sich nicht nur auf Hochschullehrer stützen: Auch Übersetzer, Verlagsleute, Studenten und andersweitig Interessierte können hier der nordischen Kultur - oft auch deren Repräsentanten - begegnen. Das größte Novum hierbei ist jedoch die Möglichkeit, auch Finnland berücksichtigen zu können. Somit ist in Ungarn das erste und einzige Forum geschaffen, wo Skandinavisten mit Finno-Ugristen fachlich zusammenarbeiten können. Auf diese Weise wird die finnische Literatur und Kultur neben skandinavischen Themen in das Programm der Sektion mitaufgenommen. In der Praxis wechseln sich skandinavische und finnische Themen zumeist miteinander ab, aber schon mehrmals ist es uns gelungen, ein gemeinsames Thema zu erörtern, wie etwa finnische und norwegische Familienromane oder feministische Literatur in diesen beiden Ländern. Mehrmals konnten auch Delegationen von finnlandschwedischen Dichtern gemeinsam empfangen werden.

3. Abschließende Bemerkungen:

Die einleitenden Gedanken hatten das Ziel, eine Bilanz der 35 Jahre der Skandinavistik an der Loránd-Eötvös-Universität Budapest zu ziehen. Es ist ein Weg innerhalb der ungarischen Germanistik, der von einer linguistisch orientierten allgemeinen Germanistik zu einer autonomen Disziplin mit eigenem Lehrstuhl innerhalb des Germanistischen Instituts führte. Sicherlich fehlt die notwendige historische Distanz, mit welcher die Entwicklung eines Faches in 35 Jahren beschrieben werden sollte. Auch der Rahmen erlaubte es nicht, auf alle an dem hier geschilderten Prozeß beteiligten Personen und Arbeiten in gebührendem Maße einzugehen. Wir hoffen, daß es dennoch gelungen ist, den Entwicklungsprozeß der ungarischen Skandinavistik wenigstens in groben Umrissen aufgezeigt zu haben.

Anmerkungen

- 1 Wenn ich im folgenden von der ungarischen Skandinavistik spreche, verstehe ich darunter mehr oder weniger die Tätigkeit an dem und um den jetzigen Lehrstuhl für skandinavische Sprachen und Literaturen. Jedoch soll nicht vergessen werden, daß ein großer Teil der Übersetzungsarbeit, der kulturellen Verbindungen usw. über andere Kanäle ging und geht, auch wenn diese meistens mit der universitären Tätigkeit zusammengeknüpft waren bzw. auch gegenwärtig sind.
- 2 vgl. hierzu: M. Hutterer: A germán nyelvek kutatásának 25 éve Magyarországon. In: Filológiai Közlöny 1970/3-4. 286-291.p.
- 3 Gy. Lakó: Svéd-magyar szótár. Bp. 1969
- 4 vgl. hierzu: M. Hutterer: Bevezetés a germanisztikába./Einführung in die Germanistik./ 8. Ausgabe Bp. 1982; ders. mit A. Balogh: Skandinavisztikai olvasókönyv. Bp.1974.
- 5 vgl. seine Beiträge zur altnordischen Literaturforschung, wie z.B. Völuspá. In: ELTE BTK Folklore Tanszék Közleményei. Bp. 1980, 192-205.p. oder den Artikel in Skandinavisztikai Füzetek 3, /red. A. Masát/: Egy évszázad két fő irányzata Észak-Európa irodalmában /Two Major Trends in North European Literatures/. Bp. 1988. 7-62.p.
- 6 vgl. hierzu beispielsweise: A. Balogh: A norvég irodalom fogadtatása Magyarországon. /Diss./ Bp. 1969; H. Merkl:J.P. Jacobsen og det "moderne gjennembrudd". /Diss./ Bp.1976; A. Masát: Mensch und Welt in Tarjei Vesaas' Prosadichtung /Inauguraldiss./ Greifswald 1974.;
- 7 vgl. hierzu besonders I. Bernáths Übersetzungs- und Herausgeberstätigkeit, welche die Alt- und Neuskandinavistik gleichermaßen umfasst: H. Laxness: Izlandi pör Bp. 1965; Vikingfiak. /Übersetzung, Vorwort, Anmerkungen/ Bp. 1965; Skandináv költők antológiája /Auswahl, Red., Vorwort, Anmerkungen/ Bp. 1967; Észak-európai népek irodalma /Auswahl,teilw. Übersetzung, Anmerkungen/ Bp. 1970; Három izlandi történet /Übersetzung, Vorwort, Anmerkungen/ Bp. 1973 und L. Kúnos' Tätigkeit, u. a.: H. Martinson: Messzi volt Klockrike. /Übersetzung und Nachwort/ Bp. 1977; Amikor Erősz megöregszik. /Übersetzung, Auswahl von dänischen Erzählern, Anmerkungen/ Bp. 1978; A bűvös síp /Übersetzung, Auswahl von norwegischen Erzählern, Anmerkungen/ Bp. 1981; Strindberg: Álomjáték Bp 1980; I. Bergman: Fanny és Alexander Bp. 1985.
- 8 Edda. Óészaki mitológikus és hősi énekek Bp.1985. Übersetzt von D. Tandori. Die Ausgabe wurde zusammengestellt,philologisch betreut und mit Nachwort versehen von A. Balogh.
- 9 vgl. hierzu z.B.: M. Herein über Peter Dass und die topografische Literatur in Norwegen; T. Györy-Kiss über die Hamsun-Rezeption in Ungarn; G. Takács über Sven Delblancs Roman "Speranza"; M. Meyers vergleichende Arbeit über Turgenjews"Väter und Söhne" und A. Kiellands "Garman og Worse"; H. Héffner über P. Lagerkvists Kurzromane. T. Csörgő schrieb unter dem Titel: Göran Tunström: Tjuven. Den tunströmske människans problematik; A. Szöllösi über die Sammlung der norwegischen Volksmärchen im Spiegel von Jorgen Moes Korrespondenz eine Diplomarbeit.
- 10 G. Miszoglád: A skandináv regény fénykora 1870-1914. Bp.1985.
- 11 J. Tarnóy: Dag Solstad és a modernista törekvések. Bp.1986.
- 12 P. Mádl: Der Wohltäter der Menschheit. Bp.1987. 1992 erfolgte seine Kandidaturarbeit: Das Spiel mit der Wirklichkeit. Untersuchung einer Strömung in der schwedischen Prosa nach 1960.Bpest 1992.
- 13 P. Ács: The Danish Connection. Bp. 1986.

- ¹⁴ vgl. hierzu: Balogh-Zipernovszky: XX. századi norvég elbeszélések. Bp. 1982.; Masát-Merkl: Norvég nyelvtani és stílusgyakorlatok. Bp.1983; Masát-Merkl: Norvég irodalmi szöveggyűjtemény. Bp.1986; N. Møller-Andersen - P. Ács: Dansk fonetikk og fonologi for ungarere. Undervisningsministeriet Kbh. 1983.
- ¹⁵ Á. Harrach: Kevés szóval svédül. Bp. 1987.

István Nyomárkay (Budapest):

Beiträge zur kroatischen Spracherneuerung unserer Zeit

1. Die puristischen Bestrebungen, deren Wurzeln schon im 18. Jh. erschienen und die in der kroatischen Sprache der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine umfassende Dimension annahmen, sind für die gebildete kroatische Gemeinsprache auch in unseren Tagen charakteristisch, und widerspiegeln sich auch im Sprachgebrauch der Tagespresse. Unlängst, während meines kurzen Aufenthaltes in Kroatien las ich ständig Tages- und Wochenzeitungen und habe aus ihnen einige bezeichnende Belege für die Beseitigung fremder Wörter herausgeschrieben. Hier möchte ich auf einige von diesen Beispielen aufmerksam machen. Ich mache das umso lieber, weil sich Prof. Károly Mollay in mehreren bedeutungsvollen Arbeiten mit den verschiedenen Gebieten und Formen der Sprachkontakte beschäftigte und weil in der von ihm redigierten Zeitschrift Soproni Szemle auch zahlreiche Studien und Rezensionen aus dem Gebiet der Slawistik veröffentlicht wurden. So möchte ich mit diesem kurzen Beitrag meiner Verehrung gegenüber dem Gelehrten und Redakteur Ausdruck geben.

2. Der größere Teil der neuen - und erneuerten - Wörter bezeichnet allgemeine abstrakte Begriffe.

2.1. Anstatt des internationalen Wortes faktor wird z.B. in der Sprache der Presse konsequent **cimbenik** gebraucht. Die Bedeutung von Faktor wird in den wichtigeren deutsch-kroatischen Wörterbüchern (Hurm, Šamšalovic) mit **cinilac**, **cinitelj** angegeben, das Fremdwörterbuch von Klaić gibt unter demselben Titelwort die erwähnte Entsprechung nur als fünfte an. Das Wort ist aus dem Substantiv **cin** (aus dem Verb **ciniti** 'machen') mit dem Suffix **-benik** gebildet. Über dieses Suffix spricht Babic in seiner Monographie über die Wortbildung der kroatischen Sprache unter den zahlreichen übrigen Suffixen auf **-ik** (Tvorba 733) und führt unser Wort als einziges Beispiel an. Hinsichtlich der Bildung ist **cimbenik** mit ung. **tényező** 'dass. (abgeleitet von **tenni** 'tun, machen')) verwandt. Beispiele: Dva su **cimbenika** angazirana u bosansko-hercegovačkom pitanju dala formulu za uzajamnu suradnju... Samo se treci zainteresirani **cimbenik** - Srbija...i dalje bude ponašao agresivno (VL 23.7.92,2), ije limitiran ekonomskim **cimbenicima** (VL 29.7.92,17), Ova knjiga prvi je pokusaj...da se istakne koje su stavive...zauzimali i isticali pojedini politicki **cimbenici** u Hrvatskoj (VL.29.7.92,4), To određuje, kao i mnogi drugi **cimbenici** naš stav prema i Hercegovini (Ned.Dalm.22.7.92,12),

2.2 Im politischen Meinungsaustausch und in Diskussionen kommt die Opposition oft vor. Im Kroatischen (auch im Serbischen) wurde **opozicija** als morphologisch adaptierte Form des Wortes lat. Herkunft und dt. Vermittlung gebräuchlich. Dieses Wort habe ich in der in Split erscheinenden Wochenzeitung Nedjeljna Dalmacija nur an zwei Stellen angetroffen: **Opozicija** je csudena na to da svoju fantazmatsku razliku prema vladajucoj gamituri podcrtava (Ned.Dalm.22.7.92,16.). In dem folgenden Satz kommt auch das kr. Adjektiv vor: "Opozicija" je...zabrinuta zbog izostajanja iz vlasti, ali je...vrijednost njezine pozijice sadrzana jedino i samo u **oporbenoj** strategiji polickog djelovanja. (Ned.Dalm.22.7.92,16). Das kr. Substantiv **oporba** wird aus dem Verb **oprijeti se**, **opirati se** 'sich sträuben, sich widersetzen, sich auflehnen, sich stemmen (gegen etw.)' mit dem schon in der Zeit der klassischen kroatischen Spacherneuerung geme verwendeten Suffix **-ba** gebildet. **Oporba** stützt sich auf älteres **opor** 'Renitenz, Widersetzlichkeit') und ist schon im Jahre 1900 im Wörterbuch von Filipovic zu finden. Es dürfte letzten Endes von Pavlinovic stammen (Rjecnik JAZU). Als ein anderes kr. Äquivalent für **Opposition** kann **suprota** aus dem Wörterbuch von Fröhlich-Veselic (1854) belegt werden, vermerkt auch in Jur.pol.term. Es ist wahrscheinlich unter dem Einfluß von ung. **ellenzék** (von **ellen** 'gegen') entstanden, mit dem es den gleichen Anschauungshintergrund hat. **Suprota** hatte aber nur kurzes Leben. **Oporba** hat dagegen Wurzeln geschlagen, man hat von ihm auch Adjektive gebildet: **oporben**, **oporbenjacki** 'Oppositions-' und es wird heute parallel mit **opozicija** gebraucht. Einige Beispiele: ...**oporba** svojim orkestriranim napadima na HDZ... stvarala dojam o svojoj moci (VL.25.7.92,5), Dosadašnjim smo tijekom kampanje zadovoljni, a posebno time da **oporba**...radi nama u prilog (VL.29.7.92,16) Na raznim crkvenim proslavama mi mozemo vidjeti predstavnike vlasti...ali ni jednog predstavnika **oporba** (Ned.Dalm.22.7.92,13) Mislim da hadezeovsku vlast treba srušiti, glas za bilo koju **oporbenu** stranku glas je za demokraciju (Ned. Dalm.22.7.92,11), Zalosni smo što **oporbene** stranke unjesto napada na HDZ ne iznose svoje progreme (VL.22.7.92,5)'Ostro je KNS / Kršćanska narodna stranka - I.Ny./ osudio Matu Bobana koji se optuzbom **oporbenich** celnika...umiješao u predizbornu kampanju u Hrvatskoj (NL 25.7.92,5), Svoje **oporbeno** politicko uvrenje ocitovao je još u gimnaziji (VL.30.7.92.5). **Oporba** wird auch im Wörterbuch SANU belegt, seine zweite Bedeutung wird mit "opoziciona gruppa, stranka" wiedergegeben (ähnlich wie in Rjecnik JAZU). Dazu wird auch ein literarisches Beispiel angeführt, aber das Adjektiv **oporbenjacki** wird nur ohne Beispiel erklärt.

2.3 **Ucinak** 'Effekt, Wirkung' ist auch eine Schaffung der kr. Spracherneuerung im 19. Jh. Bei Filipovic und Fröhlich-Veselic hat es (mit anderen Synonymen zusammen) dieselbe Bedeutung. **Ucinak** wird aus dem Verb **uciniti** 'vollbringen, durchführen' mit dem Suffix **-ak** gebildet. Dieses hat gegenüber den Suffixen **-anje** (**-enje**), die den Prozeß der Handlung bezeichnen, die Bedeutung des Ergebnisses der

Handlung, und kommt als solches zu den perfektiven Verben. (Vgl. einige Wörter der kr. Sprachemeuerung: UngVorb). Im Wörterbuch von Šamšalovic ist unter **Wirkung** als erste Bedeutung **djelanje** zu finden. **Ucinak** selbst fand ich den von mir gelesenen Druckschriften nicht, nur **efekt** (Slicni efekti mogu se primijetiti u Sloveniji: Ako je pozitivne efekte hrvatskih trgovinskih mjera...tesko pronaci, negativne ne treba dugo traziti - VL 29.7.92,17), aber als Adjektiv habe ich kein **faktican** oder **efektiv**, sondern ausschließlich **ucinkovit** 'wirksam, wirkungsvoll' und **neucinkovit** 'unwirksam, wirkunglos' gefunden. Aus diesen letzteren wurde mit **-ost ucinkovitost** 'Wirksamkeit' und **neucinkovitost** 'Wirkungslosigkeit' gebildet. Einige Beispiele: Zaostatak za Clintonom od golemih 27 posto tjera Busha za brze i **ucinkovite** politicke (VL 27.7.92,12), A jasno je kako je delegitimizacija i brisanje "Jugoslavije" jedno od kljucnih pitanja, koje bi sigurno moglo biti temelj za **ucinkovitije** poteze zajednice (VL 25.7.92.13), Naime, uzme se u obzir nedovoljna **ucinkovitost** sankcije koje je svetska zajednica uveln protiv Srbije i Crne Gore...(VL.25.7.92,13), Srpska politika i te kako racuna na **neucinkovitost** nekih medunarodnih faktora (VL 25.7.92,13) .

2.4 In der Sprache der Presse wird **pristojba** 'Gebühr(en)' gebraucht. **Pristojba** ist ein typisches Produkt der Sprachemeuerung des vorigen Jahrhunderts. Es kommt zuerst in den parallelen Gesetzestexten, dann in den Postreglements vor und entspricht dem ung. **illeték** 'dass.' Glied für Glied (vgl. Tolnai 210, UngVorb 130, 204-205). Beispiele: Carinske **pristojbe** treba platiti odmah prilikom uvoza; slovenska ja vlada uvela (izvan)-carinske **pristojbe** na hrvatsku robu (VL 29.7.92,17).

2.5 Aus dem Kreis der Substantive, die einen konkreten Beruf oder eine Rangstufe bezeichnen, werden **redarstvenik** 'Polizist' und **casnik** 'Offizier' neubelebt. Beide sind Produkte der kr. Sprachemeuerung im 19. Jh. Das Grundwort für **redarstvanik**, **redar** kommt in der Bedeutung 'Millitärpolizei' in Šulek's Wörterbuch vor, das Adjektiv **redarstven** ist in mehreren älteren Wörterbüchern zu finden. Die wahrscheinlichen Muster sind ung. **rendör**, **rendörség** (zu **rend** 'Ordnung'). Das Vorbild für **Sasnik** (in den älteren Texten mit etymologischer Orthographie **castnik**) ist ung. **tiszt**. (Darüber ausführlicher: UngVorb 153-155). Beispiele: sada ziranjske mocne baterije nisu više u sastavu postrojbi hrvatskih **redarstvenika**: Pri tome se ni malo ne umanjuje doprinos hrvatskih **redarstvenika** domovinskom ratu (VL 20.7.92.3), Po izviješću **casnika** za vezu s UNPROFOR za opcinu Dmiš...javili su da je neprijatelj u dva navrata otvorio vatru (NVj 21.7.92,7a), Uz visoke vojne casti, Francuska je jucer oprostila od dvojice svojih **casnika** iz sastava UNPROFOR-a...(VL 22.7.92,48). Die erwähnten zwei Wörter - unter anderen - zeigen, daß die puristischen Bestrebungen unserer Zeit auf den Traditionen des 19. Jhs. aufbauen. Es wäre besonders interessant und lehrreich, das Fortleben des Wortschatzes des Unterrichts- und Rechtswesens und des Militärs des 19. Jhs. zu untersuchen.

3. 3.1 Trotz der puristischen Tendenzen haben mehrere Wörter engl. Herkunft (oder Vermittlung) Wurzel geschlagen, z. B. **slogan**, **imidz**, **marketinski** (aus **marketing**): Nuzno je dokinuti mogućnost da se nekakvim **sloganom** ...ne iskaze istina o sudbini drame hrvatskoga društva (Ned.Dalm.15.7.92,31), Da bih sacuvao **imidz** stranke...pokrenuo sam energicnu akciju (Ned.Dalm. 15.7.92,6), teren gospodarstva pogodan za **marketinski** odskok stranackih lidera (VL 22.7.92,19). Wahrscheinlich wird wegen des internationalen Informationsaustausches **press-centar** aus dem Gebrauch nicht verdrängt: u gradu je oglašena opca opasnost, doznaje se u Medunarodnom **press-centru** (VL 20.7.92,7), Prema podacima **Press-centra** Predsjedništva općine Bihac...(NVj 21.7.92,10a), U Medunarodnom **press-centru** u Bihacu doznaje se... (VL 29.7.92,8.). Gleichzeitig wird aber das erste Glied der Zusammensetzung **Pressekonzferenz** entweder mit einem Adjektiv oder Präpositionalausdruck übersetzt: Na jucerašnjoj **tiskovnoj konferenciji**: To je jedna od poruka s jucerašnje **prve konferencije za tisak** (VL 20.7.92,4,6).

3.2 Der Einfluß der dt. Sprache wird durch die neue Teilübersetzung **lohn posao** 'Lohnarbeit' gezeigt. Dieser Begriff hat auch im ung. Sprachgebrauch in Gegenüberstellung mit der wirtschaftlich selbständigen Arbeit eine besondere Bedeutung bekommen. Der kr. Ausdruck für diesen Begriff scheint noch nicht ausgestaltet zu sein. Selbst diese Art der Zusammensetzung ist heute im Kr. ungewöhnlich. Aus älteren Zeiten stammen **gala-odijelo** 'Galaanzug', **gala-predstava** 'Galavorstellung' usw.

4. Die angeführten Belege sind eher bloß herausgegriffene Beispiele, um die Sprachänderungen zu illustrieren. Sie zeigen in erster Linie, daß der kr. Purismus auch in unserer Zeit wirksam ist und weiterentwickelt wird, daß aber die Formierung der Sprachmittel auch von zahlreichen äußeren Faktoren beeinflußt wird. Wenn man den heutigen Sprachzustand verstehen will, muß man dies alles in Betracht ziehen. Auf alle Fälle wäre die systematische Untersuchung der Sprache der heutigen kr. Presse eine lehrreiche Aufgabe.

Abkürzungen:

Babic,Tvorba = Stjepan Babic:Tvorba rijeci u hrvatskom knjizevnom jeziku. Nacrt za grammatiku. Zagreb 1986.

Filipovic = Ivan Filipovic: Mali rjecnik hrvatskoga i njemackoga jezika. Njemacko-hrvatski dio. Zagreb 1900.

Fröhlich-Veselic = Recnik nemackoga i ilirskoga jezika. Drugi iliti nemacko-ilirski dio. Wien 1854.

Hurm = Dr. Antun Hum: Njemacko-hrvatski rjecnik s gramatickim podacima i frazeologijom. Zagreb 1954.

Klaic = Bratoljub Klaic: Rjecnik stranih rijeci. Zagreb 1962.

Ned.Dalm. = Nedjeljna Dalmacija (Wochenzeitung)

NL = Nedjeljni list (Wochenzeitung)

NVJ = Novi vjesnik (Tageszeitung)

Šamšalovic = Gustav Šamšalovic: Njemacko-hrvatski ili srpski rječnik. Zagreb 1975.

Tolnai = Tolnai Vilmos: A nyelvújítás elmélete és története. Budapest 1929.

UngVorb = István Nyomárkay: Ungarische Vorbilder der kroatischen Spracherneuerung. Akadémiai Kiadó. Budapest 1989.

VL = Vecernji list (Tageszeitung)

Ilpo Tapani Piirainen (Münster):

**Das Stadtprotokoll von Kesmark/Kežmarok
aus den Jahren 1554-1614.
Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei**

1. Zur Geschichte von Kesmark/Kežmarok

Die Stadt Kesmark/Kežmarok im Osten der Slowakei, am Fuße der Hohen Tatra gelegen, wurde in einer Urkunde des ungarischen Königs Béla IV. vom 15.7.1251 erstmalig erwähnt und als "Villa Saxonum apud Ecclesiam Sancte Elisabeth" bezeichnet. Archäologische Ausgrabungen zeigen, daß das Gebiet der heutigen Stadt seit neolithischer Zeit besiedelt ist. Der Tatareneinfall bzw. Mongolensturm des Jahres 1241 verwüstete weite Teile des damaligen Oberungarn, der heutigen Slowakei; aus der zeitlich früheren Siedlung sind in Kesmark/Kežmarok nur Grabstätten sowie Spuren sakraler Bauten erhalten.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts gab es im Gebiet des heutigen Kesmark/Kežmarok drei Siedlungen: 1. am linken Ufer des Flusses Popper/Poprad eine Gemeinschaft slowakischer Fischer, die dort auch einen Markt unterhielten, 2. an der gegenüberliegenden Seite eine Festung der königlich ungarischen Grenzposten sowie 3. in der Nachbarschaft der alten Fischersiedlung eine neue Siedlung von Deutschen, die nach dem Tatareneinfall bzw. Mongolensturm ins Land gekommen waren. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden aus den drei Siedlungen zwei Stadtteile, der alte slowakische und der neue deutsche.¹

Im Jahre 1269 erhielt die deutsche Siedlung ein Stadtprivilegium, das etwas später auch auf die Slowaken übertragen wurde. Im Jahre 1271 verlieh der ungarische König Stephan V. den Deutschen in der Zips das große Privilegium; es entstand die Gemeinschaft der Zipser Sachsen. Kesmark/Kežmarok trat diesem Bund erst gegen Ende des 13. oder zu Beginn des 14. Jahrhunderts bei und blieb nur eine kurze Zeit dabei; im Jahre 1380 wurde es eine königliche Freistadt.²

Die Stadt lebte vom Handwerk und von Handel, den sie vor allem mit dem benachbarten Polen trieb; die seit 1419 zweimal jährlich stattfindenden Jahrmärkte zogen große Mengen von Händlern und Käufern an. Nach dem Hussiteneinfall und dem darauf folgenden Brand der Stadt im Jahre 1433 wurde 1435 das Stapelrecht eingeführt.³ Der wachsende Wohlstand brachte es mit sich, daß von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts große Bauten errichtet wurden: es entstand die große Kreuzkirche, Glocken wurden gegossen, Stadtmauern und Basteien errichtet,

eine Wasserleitung, eine städtische Badestube, ein Spital und ein Armenhaus wurden gebaut, eine städtische Uhr wurde angeschafft, für den wachsenden Geldverkehr wurde eine städtische Geldkiste angefertigt. Die Zahl der städtischen Angestellten erhöhte sich. Die Stadt wurde in zwölf Teile geteilt und den "Zwölfherren" als Ratsherren eine besondere Aufgabe zugeteilt: die Verwaltung und Aufsicht über die Mühle, den Markt, die Waage, die Steuern, den Weinhandel usw.⁴ Das Handwerk war gut entwickelt; im 16. Jahrhundert waren in Kesmark/Kežmarok etwa 30 Zünfte tätig.

Bereits um 1400 wurden in Kesmark/Kežmarok in Pfarrschulen das Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, da das städtische Leben, das Handwerk und der Handel diese Kenntnisse unentbehrlich machten. Im Mittelpunkt des Unterrichts stand aber die Religion: das Gebet, die Grundfragen des Glaubens und der Gesang. Dem großen Aufschwung der Wirtschaft entspricht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch der Ausbau des Schulwesens: aus der Pfarrschule wurde eine städtische Lateinschule, die Lehrer waren schon vorwiegend weltliche Lehrer. Es war gerade die Zeit der Hochrenaissance, die in Ungarn unter der Regierung des Königs Matthias Corvinus die größten Triumphe feierte. Gelehrtes Latein war gefragt, der Geist des Humanismus hielt seinen Einzug in die Zips/Spiš durch die lutherische Lehre. Der Zipser Propst Horváth erließ 1524 eine Verordnung gegen die neue Lehre. Darin heißt es, daß das Luthertum schon sehr viele Anhänger hatte.⁵

Die engen Beziehungen zwischen der Kirche und der Schule haben mit der Übernahme des Luthertums durch Stadt und Kirche im Jahre 1531 auch die Schule evangelisiert. Zwar blieben die Schulmeister Caspar Scolasticus und Johann Prenner, die seit 1519 bzw. 1527 an der Schule wirkten, weiter dort tätig, es wurden jedoch neue Lehrer angestellt, die Schüler Melancthons waren. In den Jahren 1522-1555 haben 20 Zipser in Wittenberg studiert; auch andere deutsche Universitäten zogen junge Zipser an. Die meisten Zipser Schüler stammten aus deutschen Familien, es wurden aber auch slowakische und ungarische Schüler aufgenommen, die in ein bis zwei Jahren Deutsch lernten.⁶ Erst im Jahre 1927 wurden im Lyzeum von Kesmark/Kežmarok slowakische Parallelklassen gegründet, seit 1945 ist die Unterrichtssprache Slowakisch. Die Bibliothek des evangelischen Lyzeums in Kesmark/Kežmarok wurde im Jahre 1722 gegründet; im Jahre 1943 umfaßte sie fast 80.000 Bände.

Die Bausubstanz der Altstadt von Kesmark/Kežmarok ist bis heute recht gut erhalten. Die Stadt zählt jetzt gut 10.000 Einwohner.⁷

2. Frühneuhochdeutsche Handschriften in Kesmark/Kežmarok

Zwar hat der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung der Slowakei niemals die Grenze von 5% oder 300.000 Personen überschritten, aber in der Schriftlichkeit spielt das Deutsche in der Slowakei eine wichtige Rolle. Wie im eigentlichen deutschen Sprachraum verdrängte das Deutsche im 14.-15. Jahrhundert auch in der

Slowakei das Lateinische als Kanzleisprache. Seit dem 15. Jahrhundert gibt es Aufzeichnungen auf Slowakisch; daneben wird das Ungarische Jahrhunderte lang als Kanzleisprache gebraucht und als die offizielle Amtssprache auch im damaligen Oberungarn eingeführt, bis 1918 das Slowakische die offizielle Landessprache wurde. Vor allem aber in Preßburg/Bratislava, in den mittelslowakischen bzw. früheren oberungarischen Bergstädten und in der Zips/Spiß dominierte im 14.-17. Jahrhundert die deutsche Kanzlei- bzw. Geschäftssprache.

Das Archivwesen in der Slowakei wurde im Spätmittelalter aufgebaut; jede bedeutende Stadt hatte ihr eigenes Archiv, so auch Kesmark/Kežmarok schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.⁸ Im Zuge der Neuorganisation der Archive sind heute in der Slowakei nur zwei Stadtarchive, das von Preßburg/Bratislava und Kaschau/Košice, übrig geblieben; die Bestände der anderen Stadtarchive wurden von Kreis- und Gebietsarchiven übernommen und inventarisiert.

Die Bestände des früheren Stadtarchivs von Kesmark/Kežmarok sind in einem maschinenschriftlichen Findbuch aufgezeichnet, das vom Archivar Bruno Bene, dem früheren Direktor der Mittelschule in Kesmark/Kežmarok zusammengestellt wurde. Die Handschriften befinden sich heute im staatlichen Kreisarchiv (Štátny okresný archív) in Deutschendorf/Poprad.

Die ältesten erhaltenen Handschriften aus Kesmark/Kežmarok sind Steuerbücher:

1434-1443. Istud est Registrum Civitatis Ordine duodecimali distinctum (Sign. I B - 13), 180 beiderseits beschriebene Blätter. Es enthält Listen der steuerpflichtigen Bürger der Stadt und Angaben über die geleisteten Beiträge in den 12 Teilen der Stadt. Die Sprachen der Handschrift sind Latein und Deutsch. Die langen Listen mit Personennamen sind eine wichtige Quelle für die Untersuchung der Nationalitätenverhältnisse und Wirtschaftsgeschichte von Kesmark/Kežmarok.⁹

1447-1454. Census Civitatis exteriorum (Sign. I B - 14), 279 beiderseits beschriebene Blätter. Neben Listen mit Steuerbeträgen werden Zahlungen der Stadt an ihre Angestellten angeführt. Die Sprachen der Handschrift sind Latein und Deutsch.

1454-1459. Steuerbuch über die 12 Teile der Stadt (Sign. I B - 15), 224 beiderseits beschriebene Blätter mit Angaben über die Einnahmen der Stadt für die Mühle, das Krankenhaus sowie die städtische Badestube. Die Sprachen der Handschrift sind Latein und Deutsch.

1460-1469. Secuntur Census Civitatis Kesmarkiensis Regales. (Sign. I B - 16), 311 beiderseits beschriebene Blätter. Neben Zahlen über Steuern der Bürger werden Angaben über die Beschäftigung der städtischen Angestellten angeführt. Die Sprachen der Handschrift sind Latein und Deutsch.

1476 - 1479. Census Civitatis assignate tempore (Sign. I B -17), 27 beiderseits beschriebenen Blätter. Angaben über Steuern der Bürger. Ein Bürger namens Urban

Scholtz hat in Jahre 1478 im Weißwasser ein Sägewerk gegründet. Die Sprachen der Handschrift sind Latein und Deutsch.

1495 - 1498. Steuerbuch (Sign. I B - 18), 92 beiderseits beschriebene Blätter. Listen mit Steuerbeiträgen von Bürgern, Angaben über Angestellte der Stadt, der Kirche und der Schule. Die Sprachen der Handschrift sind Latein und Deutsch.

Aus dem 16. Jahrhundert sind 14, aus dem 17. Jahrhundert insgesamt 23 Steuerbücher erhalten. Sie sind für die Wirtschaftsgeschichte der Stadt von Bedeutung, enthalten aber keine längeren zusammenhängenden Textstücke, sind somit für die Frühneuhochdeutsch-Forschung kaum von Interesse.¹⁰

Eine weitere Gattung von handschriftlichen Denkmälern aus Kesmark/Kežmarok bilden die Grundbücher. Das älteste erhaltene Grundbuch stammt aus dem Jahre 1542. Eyn new Martzelbuch Im Jahr 1542 (Sign. I A - 6). Darauf folgen zwei Grundbücher aus dem Jahre 1628. Liber Fundorum (Sign. I A - 7 und I A - 8). Diese Bücher wurden auf Deutsch geschrieben und enthalten Eigentümerangaben, Personennamen, Flurnamen sowie Namen von Jagdrevieren. Diese können für die Onomastik speziell im germanistisch-slavistischen Bereich von Bedeutung sein, aber angesichts des Fehlens längerer zusammenhängender Textstücke sind die Grundbücher für die Frühneuhochdeutsch-Forschung weniger interessant.

Dagegen sind zwei handgeschriebene Bücher des 16. Jahrhunderts für die Untersuchung der Geschichte der deutschen Sprache in der Slowakei bedeutsam. Es handelt sich um die Bücher 1533-1553. Liber Actorum Indiciariorum (Sign. I B - 3), 174 beiderseits beschriebene Blätter, und 1554-1614). Protocol der Stadt Khaßmarckh (Sign. I B - 4), 458 beiderseits beschriebene Blätter. Die beiden Bücher sind ausschließlich auf Deutsch geschrieben.

Das Buch aus den Jahren 1533-1553 ist ein Gerichtsbuch recht unterschiedlichen Inhalts: hauptsächlich handelt es sich um Eintragungen über Gerichtsverhandlungen, es gibt aber keine direkte Wiedergabe von Dialogen oder Verhören, die Aufschluß über die gesprochene deutsche Sprache in der Slowakei geben könnten. Unter den Aufzeichnungen gibt es zwei Bemerkungen über den Einfall der Hussiten in Kesmark/Kežmarok im Jahre 1433 sowie eine Beschreibung der Kämpfe in Kesmark/Kežmarok in den Jahren 1526-1532. Für die Lokalgeschichte sind das Vermögensverzeichnis des Stadtpfarrers aus dem Jahre 1541 sowie das Weinschankregister aus den Jahren 1560-1563 interessant.

Das Buch aus den Jahren 1554-1614 bildet die gründlichste vorliegende Beschreibung der unterschiedlichen Angelegenheiten der Stadt Kesmark/Kežmarok in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; die Eintragungen konzentrieren sich auf diesen Zeitraum, gehen jedoch in kürzerer Form bis zum Jahre 1609 weiter und werden von damals an bis 1614 nur sporadisch weitergeführt. Es werden auch Gerichtsurteile angeführt, aber inhaltlich ist diese Handschrift eher ein Stadtbuch als ein Gerichtsbuch.

Im Gegensatz zu vielen anderen Städten in der Slowakei, die große Sammlungen von Urkunden und Briefen besitzen, ist der Anteil der erhaltenen Privilegien und Korrespondenz am Archivmaterial in Kesmark/Kežmarok gering. Es finden sich im Fonds des ehemaligen Stadtarchivs von Kesmark/Kežmarok, heute im Kreisarchiv (Štátny okresný archív) in Deutschendorf/Poprad, Urkunden nur aus den Jahren 1651-1694.

3. Sprache des Stadtprotokolls

Das 458 Blätter umfassende Buch ist von mehreren Schreibern mit einer Kursivschrift geschrieben worden; das Papier hat das Format 310 x 200 mm, der Schriftspiegel ist uneinheitlich; der Einband aus braunem Leder trägt die Prägung "Protocoll der Stadt Kesmarck 1554".

Da das Buch umfangreiche Texte aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts enthält - aus einer Epoche, in der die Vereinheitlichungstendenzen in der Graphemik des Frühneuhochdeutschen in weiten Teilen des eigentlichen deutschen Sprachgebietes fortgeschrieben waren - ist es für die Untersuchung der deutschen Sprache in der Slowakei wichtig festzustellen, wie die Sprachentwicklung der deutschen Kanzlei- bzw. Geschäftssprache in einer Außensprachinsel aussieht. Das Stadtprotokoll wurde zum Untersuchungsobjekt gewählt, da es das umfangreichste handschriftliche Denkmal der frühnhd. Periode aus Kesmark/Kežmarok darstellt und ein breites Spektrum an unterschiedlichen Themen aufweist.

Es werden im folgenden die wichtigsten graphemisch-phonemischen Erscheinungen beschrieben, wie sie in Darstellungen des Frühneuhochdeutschen behandelt werden. Nach den Beispielen wird jeweils das Jahr angegeben, in dem der Beleg im Stadtprotokoll aufgezeichnet wurde.

Die mhd. langen Vokale /ī/, /ū/ und /īw/ sind diphthongiert worden; es treten nur digraphemische Entsprechungen auf. Für mhd. /ī/ kommen <ei>, weisen 1559, <ey>, seynen 1561, <ey>, freywillig 1595 und <eu>, verschreubung 1591 vor. Für mhd. /ū/ steht nur <au>, haus 1560. Für mhd. /īw/ treten <eu>, heuser 1558, <ey>, breyhauß 1568, <eu>, freundlich 1600 und <ei>, freindlich 1574 auf.

Die Monophthongierung der mhd. Diphthonge /ie/, /uo/ und /üe/ hat nur zu einem Teil stattgefunden. Für mhd. /ie/ tritt neben dem Graphem <ie>, brieff 1561 die Variante <ye>, genyessen 1555 auf. Für mhd. /uo/ steht in der Regel <ue>, brueder 1556, gelegentlich auch schon <u>, mutterr, 1559. Für das mhd. /üe/ kommen das Graphem <ü>, vorgnügelt 1559 und die Varianten <ue>, guetter 1556 und <u>, guttern 1562 vor.

Die qualitativen Änderungen der mhd. Diphthonge /ei/, /ou/ und /öw/ haben stattgefunden. Für das mhd. /ei/ stehen die Regelentsprechung <ai>, zaiget 1554 und die Varianten <ay>, thaylen 1555 und <ei>, beide 1594. Für mhd. /ou/ stehen

<aw>, **haußfraw** 1602 und <au>, **gekhaufft** 1558. Für mhd. /öu/ steht nur die Entsprechung <eu>, **freuden** 1558.

Bei den mhd. e-Phonemen wurde die Vokalqualität recht einheitlich wiedergegeben. Für mhd. /e/ stehen <e>, **verhelffenn** 1557 und <eh>, **begehren** 1555, für mhd. /e/ die Entsprechungen <e>, **eltister** 1605 und <ä>, **järllich** 1576. Für mhd. /e/ treten <e> **ersamen** 1554 und <eh>, **ehrenveste** 1580, für mhd. /ae/ die Entsprechung <ä>, **säligen** 1562 auf.

Für mhd. /i/ stehen die Entsprechungen <i>, **verbliben** 1572 und <ie>, **handschriefft** 1609, nur vereinzelt <ü> **hülff** 1558 und <y>, **kyndern** 1562. Für mhd. /ü/ treten <ü> **mügen** 1560 und <i>, **ehrwirdig** 1556 nebeneinander auf; gelegentlich begegnen <v>, **vbrige** 1580 und <ö> **dreykhönige tag** 1602. Für mhd. /u/ treten <u>, **erfunden** 1571 und <o>, **sonderl[ichen]** 1561, gelegentlich auch <ü>, **vormündtschafft** 1604 auf. Für mhd. /o/ stehen die Entsprechungen <o>, **so** 1574, <oo>, **hoof** 1555 und <oh> **genommen**, 1554. Für mhd. /ö/ steht ausschließlich <ö>, **töchterleins** 1602. Für mhd. /a/ kommen <a>, **bezahlung** 1560 und <ah>, **jahr** 1555, für mhd. /ā/ die Schreibungen <aa>, **paaren 'bar'** 1608 und <o>, **mol** 1559 vor.

In der konsonantischen Graphematik stehen für mhd. /b/ die Entsprechungen <p>, **pillighait** 1557 und , **bürgschafft** 1607, gelegentlich auch <bh>, **gebhürliche** 1602, für mhd. /d/ ausschließlich die Entsprechung <d>, **diener** 1597 sowie für mhd. /g/ das Graphem <g>, **begeren** 1584. Für mhd. /p/ kommt nur die Entsprechung <p>, **parthey** 1598 vor. Für mhd. /t/ stehen <t>, **taill** 1592, <th>, **thür** 1554, <d>, **weldlich** 1608, <dt>, **radts** 1559 und <dl>, **anstadt** 1600 vor. Für mhd. /k/ bildet <kh>, **khönnen** 1604 die Regel; daneben begegnen <k>, **korn** 1558 und <ck>, **danck** 1591. In Fällen der Auslautverhärtung stehen für mhd. /p/ ausschließlich , **sterblich** 1580, für mhd. /t/ die Entsprechungen <t>, **schult** 1556, <dt>, **geldt** 1559 und <tt>, **hant** 1591.

Für die mhd. Phonemverbindung /pf/ wird konsequent <pf>, **gepflastert** 1556 geschrieben. Für die mhd. Phonemverbindungen /sl/ und /sv/ stehen die Entsprechungen <schl>, **schloß** 1565 bzw. <schw>, **schwager** 1564.

Insgesamt läßt sich die Graphematik des Stadtprotokolls von Kesmark/Kežmarok als weitgehend vereinheitlicht und als mit der handschriftlichen Graphematik des späten 16. Jahrhunderts vergleichbar ansehen. Die Entsprechung <ue> für mhd. /uo/, **brueder** 1556 und /üe/, **guetter** 1556 ist eine bairisch-österreichische Erscheinung und kommt in deutschen Handschriften in der Slowakei häufig vor. Dasselbe gilt für den Wechsel im Gebrauch der Schreibungen <ü>, **müsethat** 1608 für mhd. /i/ und <i>, **glaubwirdigst** 1556 für mhd. /ü/; der Grund liegt offensichtlich in der im Ostoberdeutschen beheimateten Entrundung und der daraus folgenden hyperkorrekten Wiedergabe der Vokalqualität. In der konsonantischen Graphematik ist die Wiedergabe des mhd. /b/ mit <p>, **pastay** 1556 'Bastei' ebenfalls eine bairisch-österreichi-

sche Erscheinung, die für die deutschen Handschriften vor allem aus der West- und Mittelslowakei charakteristisch ist. Ganz ungewöhnlich ist dagegen, daß auf verschiedenen Konsonanten-Zeichen im Anlaut unmittelbar ein <h> folgt: **bhar**, 1603; **beghärnn** 1604; **jährlichen** 1604; **nharung** 1602; **thür** 1554; **außzhalung** 1607. Da die Kennzeichnung der Vokaldehnung recht unregelmäßig ist (**bezahlung** : 1565, **auszahlung** 1598, **verbliben** 1572 : **geblieben** 1564, **ersamb** 1603 : **ehrenveste** 1580), könnte das <h> nach dem Konsonantenzeichen ebenfalls als Dehnungszeichen für den Vokal gedeutet werden.

Ostmitteldeutsche Charakteristika, die sonst in deutschen Handschriften aus der Ostslowakei auftreten, fehlen im Stadtprotokoll von Kesmark/Kezmarok gänzlich.¹¹ Die recht vereinheitlichte Graphemik dieser Handschrift, die neben der überregionalen Charakteristik einige ostoberdeutsche, namentlich bairisch-österreichische Züge enthält, weisen auf eine eigene frühnhd. Schreibtradition in Kesmark/Kezmarok hin. Angesichts der Unterschiede in der Graphemik deutschsprachiger Denkmäler aus der Slowakei ist es sinnvoll, für das Gesamtbild des Frühneuhochdeutschen in der Slowakei ein möglichst dichtes Netz von Kanzleiorten sprachlich zu untersuchen.

Anmerkungen

- 1 Über die ältere Geschichte der Stadt Kesmark/Kezmarok wurde vor fast 200 Jahren berichtet. Christian Genersich: *Merkwürdigkeiten der Königlichen Freystadt Késmark in Oberungarn am Fusse der Carpaten. Teil 1-2. Caschau - Leutschau 1804.*
- 2 Ivan Chalupecký: *Kezmarok (Kesmark). Košice 1968, S. 5-8.*
- 3 Blanka Puškarová: *Kezmarok. Pamiatková rezervácia (Kesmark. Eine Stadt unter Denkmalschutz). Bratislava 1979, S. 22-26.*
- 4 Johann Lipták: *Geschichte des evangelischen Distriktual-Lyzeums A.B. in Kesmark. Kesmark - Kezmarok 1933, S. 3-4.*
- 5 Johann Lipták 1933 a.a.O., S. 6 und 13.
- 6 Johann Lipták 1933 a.a. O., S. 18.
- 7 Über die neuere Geschichte des Lyzeums und der Stadt Kesmark/Kezmarok s. Imrich Sedlák (Hrsg.): *Kežmarské lyceum (Das Lyzeum von Kesmark). Bratislava 1984.*
- 8 Blanka Puškarová 1979 a.a.O, S. 26.
- 9 Über die wirtschaftlichen Aspekte in Kesmark/Kezmarok berichtet anhand dieser Handschrift der Artikel von Johann Lipták: *Zinsregister der Stadt Kásmark von Jahre 1434. In: Südostdeutsches Archiv 2, 1959, S. 5-11.*
- 10 Diese Steuerbücher bilden die hauptsächlichen Quellen für den Beitrag von Alžbeta Gácsová: *Spoločenská štruktúra Kežmarku v 15. a v prvej polovici 16. storočia (Die Gesellschaftsstruktur von Kesmark im 15. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts).* In: *Historický časopis* 19, 1971, S. 357-384.
- 11 Ilpo Tapani Piirainen: *Frühneuhochdeutsch in der Slowakei. In: Karpatenjahrbuch 42, 1991, S. 37-43. Dort befindet sich auch eine Bibliographie zu den bisherigen Slowakei-Arbeiten des Verfassers.*

Oskar Reichmann (Heidelberg):

Zum Gebrauch von Gebrauch und zugehörigen Ausdrücken in sprachreflexiven Texten der Barock- und Aufklärungszeit

1. Zur Einführung

1.1. Das Substantiv **Gebrauch** sowie einige andere Ausdrücke des zugehörigen Wortbildungsfeldes, darunter das Simplex **Brauch** und sein Antonym **Mißbrauch**, die Verben **brauchen**, **gebrauchen** und **mißbrauchen**, die Adjektive **brauchbar**, **bräuchlich**, **gebräuchlich** und zu letzterem antonymes **ungebräuchlich** sowie die Substantive **Mißbrauch**, **Gebräuchlichkeit** und dazu antonymes **Ungebräuchlichkeit**, haben zum Teil eine bis ins Frühneuhochdeutsche (**misbrauch**, **bräuchlich**, **gebräuchlichkeit**, **ungebräuchlich**), zum Teil sogar ins Mittel- (**missebrüchen**, **gebrüchlich**) und Althochdeutsche (**brûh**, **brûhen**, **gebrûhen**, **-en**) zurückgehende Geschichte; nur **brauchbar** und **Ungebräuchlichkeit** sind erst für das Neuhochdeutsche belegt.¹

1.2. Die genannten Ausdrücke sind trotz ihrer zum Teil hochgradigen Polysemie bis ins späte Fmhd. unter sprachreflexiven Gesichtspunkten nicht interpretierbar. Im 17. und 18. Jahrhundert aber werden insbesondere die Substantive **Brauch** und **Gebrauch** gehäuft zur Bezugnahme auf Sprache bzw. auf Einheiten und Varianten der Sprache verwendet; sie stehen - oft als Schlagwörter - für mindestens anderthalb Jahrhunderte, auslaufend bis zur Gegenwart hin², für ein Konzept, das die gerade zustandgekommene Hochsprache eher durch das historische, regionale und soziale Spiel gesellschaftlicher Kräfte zustandgekommen sah als durch eine nach angenommenen inneren Gesetzen der Sprache erfolgende rational-kritische Steuerung von seiten irgendeiner Wissenschaftlichkeit beanspruchenden personalen oder gesellschaftlichen Instanz. Diesem entwicklungsbezogenen Standpunkt entspricht die synchron funktionsbezogene Auffassung, daß die in Barock und Aufklärung als Aufgabe empfundene Verbesserung der vorhandenen Sprache eher durch Beobachtung der Formen der normalen Verständigung und daran anschließende funktionale Normierungen erfolgen könne als durch eine von möglichst wenigen Regeln geleitete und durch möglichst wenige Ausnahmen gestörte, wissenschaftliche Begründung und Systematik heischende Durchgestaltung sowohl des Lexikons wie der Grammatik und der Graphie einer Sprache. Man erkennt: Mit Ausdrücken wie **Brauch**, **Gebrauch** usw. wird eine der historisch relevanten sowohl sprachtheoretischen wie sprachprakti-

schen Auseinandersetzungen des 17. und 18. Jahrhunderts geführt, nämlich diejenige zwischen Anomalisten und Analogisten³.

1.3. Die folgende Untersuchung basiert auf der gezielten Durchsicht von rund 150 sprachreflexiven Texten unterschiedlicher Textsortenzugehörigkeit aus der angegebenen Zeit sowie aus allen Räumen des deutschen Sprachgebietes. Etwa die Hälfte dieser Texte enthält über zufällige Erwähnungen hinausgehende Ausführungen zum Thema 'Gebrauch'. Von diesen Texten kann in vorliegendem Artikel aus Raumgründen nur ein Teil erwähnt und bibliographisch nachgewiesen werden.⁴

1.4. Die Einheiten des Wortbildungsfeldes /*brauch*/ sind in unterschiedlichem Grade polysem. Diejenigen Bedeutungen (= Wortverwendungen, Wortgebräuche), die unter sprachreflexiven Gesichtspunkten keinerlei Aufschlüsse versprechen, so z.B. die Bedeutungen >Nutzungsrecht< (Zedler 10, 494f.) und >Genuß< (DWB 4, 1, 1, 1825) von **Gebrauch** oder die Bedeutung >e. S. bedürfen< von **gebrauchen** (ebd. 1836), bleiben von der weiteren Behandlung ausgeschlossen; die Untersuchung bezieht sich also ausschließlich auf den sprachreflexiv interpretierbaren Teil des jeweiligen Bedeutungsfeldes.

1.5. Die unter 1.1. genannten /*brauch*/-Bildungen werden in ihrer Mehrzahl auch nach der gerade vorgenommenen Einschränkung je nach Textzusammenhang unterschiedlich verwendet. Allerdings können die einzelnen Belege nur in einem Teil der Fälle semantisch auf den ersten Blick und einigermaßen unbestreitbar bestimmt und abstraktiv einer der Verwendungsweisen (= Einzelbedeutungen) zugeordnet werden, die der Sprachhistoriker sich zimmern muß, um abgegrenzte, nachvollziehbar unterschiedene Beschreibungseinheiten zu besitzen. In einem anderen Teil der Fälle, der in der Größenordnung etwa die Hälfte aller Belege ausmacht, ist eine Zuordnung zu einer Verwendungsweise (in casu: zwei) erst nach sorgfältigem Abwägen unterschiedlicher Zuordnungsmöglichkeiten und selbst dann oft nur mit dem Zugeständnis möglich, daß die Zuordnungsentscheidung auch anders hätte ausfallen können. Mit anderen Worten: Das Bedeutungsfeld /*brauch*/ ist bei aller Notwendigkeit unterschiedlicher Abgrenzungen zu einem guten Teil als Spektrum zu konzipieren, oder: Die angesetzten (beiden) Verwendungsweisen überlappen einander sehr stark.

1.6. Die (partiellen) Synonyme zu den Einheiten des Wortbildungsfeldes /*brauch*/ werden an den jeweils einschlägigen Stellen zwar genannt, nicht aber entsprechend ausführlich wie die /*brauch*/-Bildungen selber behandelt; eine gewisse Ausnahme gilt lediglich für **Gewohnheit** (insbesondere gegen Ende des Artikels), da es bei vielen Sprachtheoretikern geradezu in stilistischem Wechsel mit **Gebrauch** begegnet und deshalb nicht ausgeschlossen werden konnte. Dies besagt natürlich auch, daß der Artikel in seinen Grundzügen semasiologisch (im Gegensatz zu: onomasiologisch und komplementärsyasiologisch) angelegt ist.

1.7. Die Argumentationslinie des Artikels verläuft wie folgt: In den sich an die einführenden Bemerkungen anschließenden Abschnitten 2 und 3 werden die soeben erwähnten zwei relevanten Einzelbedeutungen von **Gebrauch** herausgearbeitet, nämlich Gebrauch als Verwendung (nomen actionis) und Gebrauch als Verwendungsweise (dazu metonymisch). In einem 4. Abschnitt folgt die Behandlung der Funktionsbereiche und Funktionen des Gebrauchs. Abschnitt 5 schließlich enthält die kritischen (meist negativen) Bewertungen des Gebrauchs und damit seine Relativierung, insbesondere gegenüber der Grundrichtigkeit. - Alle Abschnitte gehen induktiv von der Sichtung des Belegmaterials aus; dem entspricht ein besonders breiter Raum für die Dokumentation.

2. Gebrauch als Verwendung

2.1. Eine erste Verwendungsweise der /brauch/-Bildungen ergibt sich aus folgenden typischen Syntagmen⁵ und onomasiologischen Zusammenhängen:

2.1.1. Syntagmen mit **Brauch** und **Gebrauch** (letztere Bildung ist die mit Abstand am häufigsten belegte; die Normierung erfolgte dementsprechend als **Gebrauch**):

- den **Gebrauch** von etw. (z.B. eines Wortes / einer Bedeutung) vermännigfaltigen / vermehren (Breitinger, CD 309) / einschränken / einstellen / unterlassen (Kinderling, RDS 21; 32),

- **Gebrauch** [der Wörter] breitet sich aus (Langjahr, ATS Vorr.); l'usage des mots est inconstant (Leibniz, NE 185); **Gebrauch** führt Ausdrückungen ein (Breitinger, CD 144); **Gebrauch** [der Wörter] wird durch Zufall und Eigensinn geleitet (ebd. 201); **Gebrauch** [eines Wortes] behält symbolische Bedeutung bei (ebd. 315); **Gebrauch** weicht Bilder zu figürlichen Ausdrückungen (ebd. 340); **Gebrauch** macht Wörter deutsch (Domblüth, Obs. 302),

- eine Sprache aus dem täglichen **Gebrauch** innen haben (Bodmer/Breitinger, MS 2, 625); Wörter aus dem **Gebrauch** verdrängen (Kinderling, RDS 48); Wörter verbleiben durch steten **Gebrauch** in der Sprache (Schorer, USV 29); Wörter werden durch täglichen **Gebrauch** bestimmt (Arnold, KSp 30) / sind durch steten **Gebrauch** bekannt (Richter, TON 106); Wörter durch den **Gebrauch** annehmen (Schottelius, MOE 31); [eine Sprache] verliert durch vielen **Gebrauch** die Rauigkeit (Leibniz, ET 306); Wörter werden durch allgemeinen **Gebrauch** naturalisiert / angenommen (Pam. Boicus 293); Sachen verderben oft durch den **Gebrauch** (Beyträge 1, 61); Wörter erlangen durch den **Gebrauch** das Bürgerrecht (Breitinger, CD 50); Wörter schützen durch bloßen Mundgebrauch (ebd. 60); Wörter / Metaphern setzen sich durch den **Gebrauch** fest (ebd. 93/343); Bilder nutzen sich durch den täglichen **Gebrauch** ab (ebd. 334); Wörter / Ausdrückungen machen sich durch den **Gebrauch** bekannt (ebd. 348); Metaphern durch öfteren **Gebrauch** einweihen (ebd. 351); etw. wird durch den **Gebrauch** unver-

ständlicher Zeichen unverständlich (ebd. 354); durch den Gebrauch auserlesener Wörter Begriffe ausdrücken (Bodmer/Breitinger, MS 1, 501); Wörter durch ihren Gebrauch von dem Untergang retten (ebd., 2, 620); Ausdrücke werden durch täglichen Gebrauch geläufig / klar / deutlich (ebd. 625); Wörter werden durch den langen Gebrauch gemein (Breitinger, CD 47) / geläufig (Domblüth, Obs. 51); Regeln durch den Gebrauch einführen (Herder, Fragm. 161); Dinge zum Gebrauch (im Ggs. zu: zur Zierde und Ruhm; Leibniz, UG 339); ein Wort zum Gebrauch aufnehmen (Kinderling, RDS 8); Verstand und Sinn [von Worten] sind in Gebrauch (Ratke, VLL 376); Termini kommen in Gebrauch (Seidel, DN 27); Wörter gelangen / kommen in Gebrauch (Harsdörffer, MPE 3, 63 / Leibniz, UG 342); etw. in Gebrauch bringen (Gueintz, DSE XVIIr); Redensarten bleiben im beständigen Gebrauch (Longolius, EtS 68); beständige Geschäftigkeit in wirklichem Gebrauch (ebd. 495); den Begriff im Gebrauch mitdenken (Herder, AUS 1, 74); mots trouvent en usage (Leibniz, NE 183); Redensarten / Wörter sind in Gebrauch (Basedow, RTS 72 / Kinderling, RDS 20, 54),

- usage des termes generaux / des prépositions (Leibniz, NE 6; 10); Gebrauch der Sprache (Leibniz, UG 328; Beyträge 1, 77); Gebrauch einer Redensart (Longolius, EtS 69) / Regel (Freyer, ATO, Inh.) / der Namen (Bodmer, WP 215; Kinderling, RDS 49) / der Bedeutung (Breitinger, CD 309) / der Bilder (ebd. 47; 201; Kinderling, RDS 32; 54) / der Vernunft / Sinne / Seelenkräfte (Herder, AUS 1, 39; 2, 101) / der Nomina / Verben (ebd. 1, 83),

- altages (Schottelius, TS, 1. Lobr. 11) / täglicher (Comenius, JLR, Vorr. 10; Langjahr, ATS, Vorr.; Breitinger, CD 334; Bodmer/Breitinger, MS 2, 625) / (all)gemeiner (Hille, TP 81; Harsdörffer, MPE 3, 63; Pam. Boicus 293; Breitinger, CD 315) / beständiger (Longolius, EtS 68) / steter (Schorer, USV 29; Richter, TON 106) / langer (Longolius, EtS 496; Breitinger, CD 47; Domblüth, Obs. 51; Garve, SEA 15) / langwieriger (Rist, RTH 141) / weitläufiger (Beyträge 1, 578) / vieler (Leibniz, ET 306) / wirklicher (Longolius, EtS 495) Gebrauch.

2.1.2. Unter onomasiologischem Aspekt erscheinen die folgenden Ausdrücke in teilweise stilistischem Wechsel mit **Gebrauch**:

- Schwang (Kramer, TID (e) 2v),
- Übung (z.B. Stieler, KL 17; Longolius, EtS 497),
- Gang (z.B. Breitinger, CD 351),
- Ausübung (Arnold, KSp 30),
- Anwendung (Breitinger, CD 93),
- Gewohnheit (sehr oft belegt; z.B. Harsdörffer, MPE 3, 63),
- Umlauf (Kinderling, RDS 48),
- Geschäftigkeit (Longolius, EtS 495),
- Gewerbschaft (Pam. Boicus 24).

Das übliche Heteronym in lateinischen Texten ist **usus**, daneben **praxis**; die französische Entsprechung lautet **usage** (z.B. bei Leibniz, NE).

2.1.3. Die Syntagmen mit **brauchen** bzw. (häufigerem) **gebrauchen** enthalten meist als Akkusativobjekt, bei Passivverwendung als Subjekt, vereinzelt als Genitivobjekt (dann reflexiver Verbgebrauch) die folgenden Ausdrücke:

- **Colon** (Freyer, ATO 75, Inh. 1. Tl.),
- **Lauter** (= 'Laut'; Zesen, SÜ 62),
- **Buchstabe** (Gueintz, in: Krause, Ertz 256; Zesen, SÜ 63),
- **Silbe** (in: Krause, Ertz 301),
- **Metathesis** (Buchner, DT 106),
- **Ausdruck** (Kinderling, RDS 72),
- **Zeichen** (Leibniz, UG 328),
- **Name** (Zesen, HH 332),
- **Wort** (oft belegt, z.B.: Comenius, JLR Vorr. 10; Schottelius, AA 98; Harsdörffer, MPE 3, 63; Schorer, USV 2; 19; 22 u. ö.; Bodmer/Breitinger, DM 4, 111; Domblüth, Obs. 51; Kinderling, RDS 26; 33; 87),
- **Wortglied / Reimwort / Reimgedicht** (Zesen, HDA 32; 33; 38; 39; 49),
- **Rede** (Leibniz, UG 331; Harsdörffer, TS Vorr. III),
- **Gattung** (Breitinger, CD 303),
- **Sprache** (Ratke, WB 304; Hutter, OA A viiiv; ders., ABC, Beschl. 2).

An Besonderheiten ist zu erwähnen, daß **(ge)brauchen** mehrfach in Satzgliedern, Konjunktionalsätzen, Infinitivsätzen usw. steht, die den Zweck des Gebrauchs zum Ausdruck bringen:

- **Wörter gebrauchen, um [...]** (Bodmer/Breitinger, DM 1, Fv; F4v),
- **Wörter / die Sprache zu etw. gebrauchen** (Comenius, JLR Vorr. 15; Gueintz, DSE iijr; Harsdörffer, TS Vorr. IV. Th. 231; Nicolai, BZW 111),
- **Zeichen gebrauchen, damit [...]** (Leibniz, UG 328),
- **Worte gebrauchen, wenn man [...]** (Beyträge 1, 84).

2.1.4. Das zu **(ge)brauchen** nachweisbare onomasiologische Feld lautet:

- **anwenden** (Breitinger, CD 304),
- **bedienen** (Domblüth, Obs. 302; Garve, SAE 19),
- **befleißigen** (Hutter, OA A viiiv),
- **üben** (mehrfach; z.B.: Leibniz, ET 304; Hutter, ABC. Beschl., S. 2).

Die französischen Entsprechungen sind **employer** und **user** (z.B. Leibniz, NE 202; 218).

2.1.5. Die Syntagmatik von **gebräuchlich**, **ungebräuchlich**, (seltenem) **bräuchlich** sowie von **brauchbar** weist gegenüber derjenigen von **Gebrauch** und **gebrauchen** keine Belege auf, die für die Bestimmung der hier interessierenden Bedeutung

der Wortfamilie zu zusätzlichen Erkenntnissen führen würde; sie soll deshalb nur sehr global, gleichsam als Stütze des Vorgetragenen und ohne Belegnachweis dokumentiert werden: **gebräuchliche Sprachen / Aussprache / Mundart / Redensart / Radix, gebräuchlicher Ausdruck, gebräuchliches Wort** (letzteres häufig). In einer nicht signifikant quantifizierbaren, aber auffallenden Anzahl von Belegen steht das Adjektiv im Komparativ oder Superlativ. Bedeutungsverwandt sind **bekannt, (all)gemein, geläufig, gewöhnlich, üblich**.

2.2. Die aus den genannten Syntagmen und onomasiologischen Feldern erschließbare Bedeutung von **Gebrauch** läßt sich wie folgt formulieren: >individuelle, einmalige oder wiederholte, auch kollektive Verwendung von etw., das als Instrument zur Verfolgung bestimmter Zwecke oder zur Erreichung bestimmter Ziele gedacht wird, Verwendung von etw. als tatsächlicher Vollzug, Realisierung einer durch Sprache oder ihre Einheiten gegebenen Handlungsmöglichkeit<; in einigen Syntagmen (z.B.: **in Gebrauch sein / kommen**) ist das Substantiv Teil eines Funktionsverbgefüges; von den Bestimmungen **wiederholt** und **kollektiv** ausgehend besteht die Tendenz zur Hypostasierung von >Gebrauch< in Richtung auf >sich verselbständigende Sprech- oder Schreibpraxis< (vgl. dazu vor allem die Verwendung des Wortes als Subjekt, oben 2.1.1., zweiter Spiegelstrich).

Für **gebrauchen** ergäbe sich die teilweise parallele Formulierung >etw. als Instrument Auffaßbares zur Verfolgung bestimmter Zwecke oder zur Erreichung bestimmter Ziele einmal, wiederholt oder kollektiv verwenden, benutzen<; für **gebräuchlich** würde man ansetzen können: >in einmaliger, wiederholter oder kollektiver Verwendung befindlich, üblicherweise in Vollzug seiend<.

2.3. Diese Bedeutungsbeschreibungen enthalten mit Wendungen wie **von etw. (s. v. Gebrauch), etw. (s. v. gebrauchen), bestimmte Zwecke / Ziele** eine Reihe von Leerstellen, die erst in Abschn. 4 behoben werden. Das Gewicht der Formulierungen liegt auf dem Gebrauch als tatsächlicher, dementsprechend quantifizierbarer Benutzung bestimmter Mittel und damit auf dem Faktum von deren Zweck- und Zielgerichtetheit. Zur Begründung dieser Gewichtungen, gleichzeitig als Vorwegnahme der Unterscheidung von Gebrauch als 'Verwendung' und Gebrauch als 'Verwendungsweise' sei auf folgende, zueinander stimmige Fakten des Belegbefundes verwiesen:

- Die vor **Gebrauch** stehenden Adjektivattribute haben nahezu ohne Ausnahme eine quantitative Komponente: **viel, weitläufig, stet, lang, beständig, (all)gemein**. Dabei beziehen sich **stet, lang, beständig** auf die zeitlich bedingte Quantität, **weitläufig** auf die geographisch und **(all)gemein** auf die sozial und pragmatisch bedingte Quantität. Bei **altages** und **täglich** ist zwischen einem möglichen Verständnis als 'auf alltägliche Weise, wie im Alltag' und als 'im Alltag üblich' zu unterscheiden; in obige

Zusammenstellung wurden nur Belege mit dieser letzteren Bedeutung aufgenommen, so daß auch hier die quantitative Komponente durchschlägt.

- Für das Adjektiv **gebräuchlich** belegen die häufigen Komparative und Superlative diese Komponente.

- Das Attribut **wirklich** (Longolius, EtS 495) weist wie die Mehrzahl der partiellen Synonyme von **Gebrauch**, vor allem **Schwang**, **Gang**, **Gewerbschaft**, **Geschäftigkeit** und **Umlauf**, auf das Kennzeichen 'Tatsächlichkeit'.

- Die belegte Verwendung von **Gebrauch** als Teil von Funktionsverbgefügen bestätigt den Charakter des Gebrauchs als Vollzug einer Handlung.

- Die Zweckgerichtetheit des Gebrauches erhellt aus den präpositionalen Verwendungen des Substantivs und explizite aus den Verbsyntagmen mit **um**, **zu** (usw.).

3. Gebrauch als Verwendungsweise

3.1. Die unter diesem Titel angesprochene Bedeutung ist abgesehen von einigen wenigen, außerdem untypischen Vorkommen von (**ge**)**bräuchlich** nur für das Substantiv **Gebrauch** (seltener **Brauch**) belegbar.

3.1.1. Die Syntagmen, die der Bedeutungserschließung zugrunde liegen, lauten (in Auswahl):

- **Wörter verlieren ihren eigentlichen Gebrauch** (Comenius, JLR, Vorr. 16); **den Gebrauch beobachten** (Bellin, SS G IIIr); **einen Gebrauch einführen** (Bodmer/Breitinger, DM 1, F4r); **den Gebrauch zu Rat ziehen** (Breitinger, CD 88); **einen Gebrauch dem anderen vorziehen** (Gottsched, DS 43); **einen Gebrauch für einen Bock ansehen** (Domblüth, Obs. 52); **etw. macht den hochdeutschen Sprachgebrauch aus** (Adelung, DSS IX);

- **Gebrauch will etwas (nicht) / führt etwas ein / erfordert etwas** (Schottelius, TS 1. Lobr. 2; Breitinger, CA 304; ders., CD 200; Gottsched, DS 131); **Gebrauch ist allgemein und entschieden** (Adelung, DSS 483); **Gebrauch ist ein Tyrann** (Richter, KA 19);

- **die Regeln aus dem Gebrauch** (Gueintz, in: Krause, Ertz 254); **sich auf den Gebrauch gründen** (Schottelius, AA 189); **sich in den Gebrauch schicken** (Leibniz, ET 306); **vom gemeinen Gebrauch abgehende Gewohnheit** (Beyträge 1, 272); **eine Redensart nach dem Gebrauche beurteilen** (Breitinger, CD 76); **sich auf einen besonderen Gebrauch gründen** (ebd. 345); **vom Gebrauch abweichen / abgehen** (ebd. 292; Richter, KA 25); **Völker leben nach bloßen Gebräuchen** (ebd. 193);

- **etw. ist dem Gebrauch gemäß** (Buchner, DT 99); **dem Gebrauch ein Recht zugeben / überlassen / zukommen** (Bodmer/Breitinger, DM 1, F4r); **dem Gebrauche nachgeben** (Richter, KA 19);

- lang gewohnter Brauch der Wörter (Ickelsamer, TG D1r); üblicher Gebrauch (Fürst Ludwig, in: Krause, Ertz 301); angenommener hergebrachter Gebrauch (Schottel, MOE 17); lateinischer Gebrauch (Zesen, HH 370); neuer Gebrauch alter Worte, durchgehender Gebrauch (Leibniz, UG 348/9); eigentlicher Gebrauch eines Wortes (Kramer, NHS, Vorr. Bv); allgemein eingeführter Gebrauch (Breitinger, CS 339); übereinstimmiger Gebrauch (Adelung, DSS IX; ders., ADSS Einl. §7); eingeführter Gebrauch (Kinderling, RDS 17);

- Inachtnehmung des Gebrauches (Buchner, DT 106); Bestimmungen des Gebrauches der Nomina (Herder, AUS 1, 83); Muster in Absicht des Gebrauches der Sprache (Garve, SEA 356).

3.1.2 Bedeutungsverwandte mit **Gebrauch** 'Verwendungsweise' sind vor allem die folgenden Ausdrücke:

- Art (Frangk, TSO 2v);
- Gewohnheit (durchgehend; z.B. Schottelius, MOE 212; Beyträge 1, 272);
- Herkommen (Schottelius, MOE 212);
- Herbringen, Herbringlichkeit (ebd. 16; 31);
- Ritus (Breitinger, CD 345);
- Sitte (Harsdörffer, TS 2, Vorr. 1);
- Weise (Freyer, ATO 18).

In das Argumentationsfeld (frame) gehören **Gesetz** (Harsdörffer, TS 2, Vorr.), **Ordnung**, **Regel** (z.B. Gottsched, BGM 41; ders., DS 56), **Muster** (Bodmer/Breitinger, DM F4r). - Die französischen Entsprechungen lauten *coutume* und *usage* (Leibniz, NE 74; 168), lateinisch entsprechen *usus* (z.B. Freyer, ATO 18) und *consuetudo* (Breitinger, CD 350). - Antonyme bzw. den Antonymen framezugehörig sind **Belieben**, **Einfälle**, **Einbildung**, **Neuerungslust**, **Freiheit**, **Änderung**, **Ungewißheit**, **Phantasie** (z.B. Schottelius, AA 397; ders., MOE A5r/v; 31; 212), **neue Klugheit** (Buchner, DT 61) und schließlich **analogia** (ebd. 99).

3.2. Aus den aufgeführten syntagmatischen und paradigmatischen Zusammenhängen von **Gebrauch** kann in expliziter Formulierung folgende Bedeutung angesetzt werden: >sich historisch aus der gleichen oder ähnlichen Anwendung sprachlicher Zeichen bzw. dem gleichen oder ähnlichen Vollzug sprachlicher Regeln ergebende sozial verbindliche und dauerhafte Verwendungsweise (Gebrauchsweise), in Streitfällen als soziale Instanz aufgerufene Verwendungsregel, Art, nach der sprachliche Handlungen üblicherweise vollzogen werden.<

3.3. Das Gewicht der Prädikationen dieser Formulierung liegt in Absetzung gegen diejenigen von **Gebrauch** als **Verwendung** in der Sicht des **Gebrauches** als einer historisch gewordenen, durch Dauer gekennzeichneten Gegebenheit, in der Gleichförmigkeit der Zeichenanwendung und des Regelvollzuges, durch die **Gebrauch** entsteht, sowie in seiner sozialen Verbindlichkeit und damit in seinem Status als Instanz.

Nicht mehr angesprochen sind die Möglichkeit von Gebrauch als individueller, einmaliger Handlung, sein Vollzugscharakter und seine direkte Zweckgerichtetheit.

3.3.1. Die historische Gewordenheit des Gebrauches in Verbindung mit seiner Dauer erhellt sowohl aus Syntagmen des Typs **einen Gebrauch einführen, gemeiner / lang gewohnter / hergebrachter Gebrauch** (s. o.) wie aus den partiellen Synonymen **Gewohnheit, Herkommen, Herbringen, Herbringlichkeit** und den aufgeführten Antonymen, die allesamt dadurch bestimmt sind, daß ihnen das Merkmal historischer Dauer fehlt (vgl. z.B. **Neuerungslust**). Speziell das Grundwort **-weise von Erläuterungsweise** als des zentralen Kompositums obiger Formulierung läßt sich auf die Synonyme **Art** und **Weise** stützen, ganz abgesehen davon, daß es auch in zeitgenössischen Definitionen begegnet: "Vsus scribendi ist die gemeine Weise und Gewohnhet im schreiben" (Freyer, ATO 18). - Die Gleichförmigkeit der Zeichenanwendung und des Regelvollzugs ergibt sich aus Prädikationen der Art, daß der Gebrauch **entschieden** sei, sowie aus Attributen wie **übereinstimmig**. Programmatisch am schärfsten gefaßt ist dies an verschiedenen Stellen bei Leibniz (NE): "on apprend les mots avant que d'apprendre les idées qui leur appartiennent, et les enfans accoustumés à cela dès le berceau en usent de même pendant toute leur vie" (S. 182). "Celuy qui n'est point constant dans l'usage des signes sert comme un marchand, qui vendrait différentes choses sous le même nom" (S. 204). - Die Verbindlichkeit des Gebrauchs wurde nicht nur aus einer Fülle expliziter Aussagen (wie: **den Gebrauch beachten, zu Rat ziehen** usw., s. o.), sondern auch und vor allem aus Hypostasierungen der Art erschlossen, daß der Gebrauch **etwas wolle / nicht wolle / erfordere**, daß er **ein Tyrann** sei, daß ihm **ein Recht** zukomme usw. (s. o.).

4. Funktionsbereiche und Funktionen des Gebrauchs

4.1. Die Bereiche, innerhalb deren dem Gebrauch vor allem im Sinne von 'Verwendungsweise' Funktionen zugeschrieben werden, sind die folgenden:

(1) die Orthographie, vgl. z.B. Bellin, HR: "Der grund / auf welchem unsere Deudsche Rechtschreibung beruhet / ist teils die Gewohnheit oder gemeiner Gebrauch"; Gottsched, DS 14: "Mann schreibe außer dem so, wie es der allgemeine Gebrauch eines Volkes [...] eingeführet hat"; ähnliches bei Schottelius, AA 197; dems., MOE A3v; 213 und öfter; Gueintz, in: Krause, Ertz 271; Stieler, KL 28.

(2) die Orthoepie einschließlich der Akzentverhältnisse und der Euphonie; vgl. z.B. Buchner, DT 85: "ist dieses wol zu mercken / daß man alzeit auf den gemeinen Brauch / und Ausrede sehen soll"; ebd. 98: "so saget man itzo massen für in massen / weil es zuweilen etwas munterer / und besser klinget / [...] / welches alles an dem Gebrauche hängen"; Sulzer, ATK 1, 16: [der grammatische Accent] wird in jeder Sprache bloß durch den Gebrauch bestimmt"; weiteres z.B. bei Bellin, SS G IIIr; Gueintz, in: Krause, Ertz 255; Parn. Boicus 24; Freyer, ATO 3.

(3) die Flexions- und Wortbildungsmorphologie; vgl. z.B. Schottelius, AA 397: "der angenommene gute Gebrauch [bei der Bildung von Ableitungen, O. R.] muß [...] die Richtschnur verbleiben"; vgl. auch Buchner, DT 102; 104f.; Herder, AUS 1, 83.

(4) die Lexik einschließlich der Phraseologie. Dieser Bereich wird mehr als alle anderen als gebrauchsbestimmt angesehen (wie dies ja auch schon die Syntagmenlisten in 2.1.1. und 3.1.1. belegen) und dementsprechend am differenziertesten beschrieben. Dem Gebrauch unterliegen speziell:

- die Zuordnung von Zeichengestalt und Zeicheninhalt; vgl. Breitingen, CD 200: "Der Gebrauch hat diese Uebereinstimmung [von Wörtern und Begriffen, O. R.] willkürlich, und meistens zufälliger Weise eingeföhret"; Bodmer/Breitingen, DM 1, F 4r: "Diese [Männer] überlassen [...] dem Gebrauche sein Recht Wörter zumachen" (in stilistischer Variation ist von dem Recht des Gebrauchs die Rede, "Sprachen zumachen"); ebd., F 3v: "Ich heisse Sprache den Gebrauch der in einer Societät regiert, ihre Begriffe mit bestimmten Worten zubemercken und denselben Worten eine gewisse Konstruktion und Ordnung zu geben",

- die Veränderung der Zuordnung von Zeichengestalt und Zeicheninhalt; vgl. Leibniz, UG 348: "Erdenckung neuer Worte oder eines neuen Gebrauchs alter Worte, wäre [...]",

- die gesamte Wortsemantik, darunter die synonymische und polyseme Verwendung von Wörtern; vgl. Schottelius, AA 8: "Horatius spricht / daß die Wörter einer Landgültigen Müntze gleich weren / darin nicht so sehr ihr Schrot und Korn / als ob sie gäng und gebe weren / zubeobachten; Sie fielen und stiegen / kämen bald auff und ab / si volet usus" (ähnlich mehrfach Leibniz); Beyträge 1, 73: "Zuweilen entdeckt so gar der Ton den Unterschied der Bedeutungen, die der Gebrauch gewissen Wörtern beygelegt hat"; ebd. 81: "wenn man bey einem jeden [Wort] diejenige Bedeutung bemerket, welche ihm durch die Gewohnheit und den Gebrauch sind beigelegt worden"; Gottsched, BGM 40: "die bloß grammatische Kenntnis [...] nicht zulänglich ist, [...] ihren [der Wörter] mannigfachen Verstand und Gebrauch [...] zu lehren"; weitere Belege: Ratke, WG 275; Bodmer/Breitingen, MS 1, 508; dies., DM 1, F 4r; Beyträge 1, 80f.; Adelung, GKW, 2. Aufl. Vorr. VII,

- die tropische und bildhafte Wortverwendung; vgl. Breitingen, CD 144: "so hat der Gebrauch auch bey der deutschen Nation gewisse verblümete und figürliche Ausdrückungen eingeföhret"; ebd. 339: "daß man bey Einführung ausländischer Metaphem in die deutsche Sprache alle Behutsamkeit gebrauchen [...] und nichts für gültig annehmen soll, was mit dem allgemein eingeföhreten Gebrauch [...] streitet"; ähnlich ebd. 47; 315; 340; 347; 351; Beyträge 1, 84,

- das sprachsoziologische Prestige von Wörtern im Spannungsfeld zwischen unterschiedlich begründetem Nichtgebrauch und höchster Achtung; vgl. Leibniz, NE 182:

"Les hommes prennent les mots qu'ils trouvent en usage chez leur voisins"; Thomasius, EV 15: "daß unterschiedene Kunst=Wörter [...] durch öfitem Gebrauch gelehrter Leute in schwang gebracht werden"; Breitinger CD 200: "so gehe ich nun fort, dieselben [Wörter, O. R.] nach der ungleichen Achtung und Würdigkeit, in die sie durch den Gebrauch gesetzt werden, zu betrachten"; ebd. 226: "Der zweyte Unterschied der Wörter, so von dem Gebrauche herrühret, ist, daß einige für edler, andere aber für pöbelhafter [...] gehalten werden"; ähnlich ebd. 44; 60; Gottsched, BGM 41,

- die Akzeptabilität von Fremdwörtern, vgl. Kinderling, RDS 48: "[Wörter], die durch den allgemeinen Gebrauch ein Deutsches Bürgerrecht erhalten haben".

(5) die Grammatik und das grammatische Regelsystem; vgl. Gueintz (in: Krause, Ertz 253/4): "der Gebrauch aber muß doch den anschlag geben, vnnndt nicht die Regel dem gebrauch, wieder aller Sprachen art, vorgezogen, weil die Regeln aus dem gebrauch"; Fürst Ludwig (ebd., 301): "wil von nöten sein, das man in der Deutschen Sprachlehre [...] mit einander eins sey, was dem besten üblichen gebrauche nach [...] für recht [...] möge gehalten werden"; Herder, AUS 1, 82: "da jede Grammatik nur eine Philosophie über die Sprache, und eine Methode ihres Gebrauchs ist"; Garve, SEA 344: "also kann der Grammatiker nichts thun, als das, was vorhanden und durch den Sprachgebrauch festgesetzt ist, [...] vortragen"; weiteres z.B. bei Weitenauer, ZDS (10); Beyträge 1, 272; Bodmer/Breitinger, DM 1, F 3v (Zitat oben unter (4)).

(6) die Einzelsprache generell; vgl. z.B. Leibniz, ET 305: "Sey nicht das französische [...] anfangs sehr ungereumt gewesen, an itzo durch vielen gebrauch alle gleichsam abgeschliffene rauhgigkeit verlohren".

4.2. Eine Übersicht über die genannten Funktionsfelder ergibt, daß die Orthographie, die Orthoepie, die Flexions- und Wortbildungsmorphologie sowie die Grammatik (zugehörig die Syntax) relativ zur Lexik unspezifischer sowie zumindest teilweise unter Beschränkung auf eine bestimmte Gebrauchsart oder in anderer Weise relativierend angesprochen werden; man vergleiche Wendungen wie **teils** [...] unter (1), **(all)gemeiner Brauch / Gebrauch** unter (1) und (2), **angenommener guter Gebrauch** unter (3), **üblicher Gebrauch** unter (5). Dem entspricht hinsichtlich der Gesamtheit der mir vorliegenden Belege eine im Vergleich zu den lexikbezüglichen Aussagen deutlich reduzierte Häufigkeit. Die Lexik ist demnach derjenige Bereich der Sprache, der hinsichtlich der Funktionalität des Gebrauchs von den anderen Bereichen irgendwie zu unterscheiden ist.

4.3. Damit stellt sich die Frage, worin die Differenzen zwischen den Bereichen (1) bis (3) und (5; 6) einerseits und (4) andererseits unter linguistischem Aspekt liegen. Einen Hinweis gibt der vor allem in der Sprachtheorie der Aufklärungszeit mehrfach gebrauchte Ausdruck **Willkür**: Breitinger, CD 44: "daß die Bedeutungen der Wörter in ihrem Ursprunge betrachtet gantz willkührlich sind"; ebd. 200: "Der Gebrauch hat diese Übereinstimmung [von Wörtern und Begriffen, O. R.] willkührlich und meistens

zufälliger Weise eingeführt"; Beyträge 1, 77: "weil in allen Sprachen Wörter gefunden werden, die keine andere Ursachen haben, als die Willkühr der Vorfahren und die [...] Gewohnheit der Nachkommen"; Richter, KA 120: [unter bestimmten Voraussetzungen] "mag der Sprachgebrauch als ein Gesetzgeber für das Willkürliche in der Sprache geachtet werden".

Die Lexik gilt demnach als derjenige Bereich, der - wenn auch nicht absolut, so doch mehrfach betont - gegenüber anderen Funktionsfeldern des Gebrauchs durch Willkür gekennzeichnet ist, d. h.

- erstens durch Arbitrarität der Zeichenkonstitution,
- zweitens durch die sprachsystematisch nicht begründbare Wortsemantik, darunter die Polysemie des Einzelzeichens und die Synonymie mehrerer Einzelzeichen,
- drittens durch das sich ebenfalls der Systematik entziehende soziale Prestige und die pragmatische Angemessenheit einzelner lexikalischer Einheiten.

Man könnte auch formulieren: Es ist die jeweilige Einmaligkeit der Semantik und Soziopragmatik lexikalischer Zeichen, damit ihre wenn auch nicht Unsystematik, so doch ihre nicht aus einem System heraus mögliche Begründbarkeit im einzelnen, d. h. umgekehrt ihre jederzeitige semantische und soziopragmatische Veränderbarkeit, ihre ohne Einwirkungen auf das Sprachsystem mögliche sprachkritische und pädagogische Handhabbarkeit, die das Lexikon als vornehmstes Funktionsfeld des Gebrauchs kennzeichnet.

Die damit der Lexikologie und Lexikographie gegebenen kritischen Möglichkeiten mögen dafür verantwortlich sein, daß alle oben angeführten Belege in die Aufklärungszeit, nicht also in die Barockzeit fallen, wo die kritischen Eingriffsmöglichkeiten durch die Stammwortideologie erheblich eingeschränkt sind.

Die Schlüsselwörter, die vorwiegend für die Bereiche Orthographie, Orthoepie, Morphologie, Grammatik, Sprache verwendet werden, lauten: **Grundrichtigkeit**, **Grundursache** o. ä. (vgl. z.B. Schottelius, passim, etwa bv; Beyträge 1, 77; Sulzer, ATK 1, 16). Angedeutet wird damit eine Sicht auf diese Funktionsfelder als

- erstens durch Systematik als logischen Zusammenhang,
- zweitens (insbesondere in der Barockzeit) durch historisches Alter und historische Konstanz

gekennzeichnete Gegebenheiten. Die ihr gegenüber bestehende Aufgabe fällt dem Gelehrten zu, nicht etwa dem normalen Benutzer der Sprache, wie bei der Bestimmung des Gebrauchs lexikalischer Einheiten - wenn auch zähneknirschend - zuzugestehen war. Sie ist ferner in erster Linie eine Erkenntnisaufgabe; erst wenn diese gelöst ist, können sich sprachkritische Eingriffsmöglichkeiten ergeben; letztere sind keineswegs kurzfristig und immer nur unter Beachtung des Gesamtsystems vorzunehmen. Selbstverständlich werden die genannten nichtlexikalischen Bezugsbereiche damit nicht als gebrauchsunabhängig aufgefaßt.

4.4. Dem Gebrauch werden - eher implizite als explizite und deshalb nicht immer voneinander trennbar - drei Funktionen zugeschrieben, und zwar

- erstens eine Konstitutionsfunktion,
- zweitens eine Unterscheidungsfunktion und
- drittens eine Entscheidungsfunktion.

4.4.1. Erstere besteht darin, daß der Gebrauch etwas unabhängig von ihm nicht Vorhandenes schafft, bewirkt, in Existenz bringt. Die diesbezüglichen Prädikationen lauten (in Auswahl und äußerster Verkürzung; vgl. die Zitate in Abschn. 4.1):

- Wortbedeutungen **bekommt** man aus dem Gebrauch (Ratke, WG 275; ähnlich: Beiträge 1, 84),

- sie ergeben sich wie der Wert einer Münze nicht aus ihrem **Schrot und Korn** (d. i. so etwas wie ihrer natürlichen Substanz), sondern aus dem Gebrauch (Schottelius, AA 8),

- der Gebrauch ist als Gesetzgeber für das Willkürliche zu achten (Richter, KA 20),

- der Gebrauch **macht** die Regeln (Fürst Ludwig, in: Krause, Ertz 352),

- die Regeln **kommen** aus dem Gebrauch her (Gueintz, in: Krause, Ertz 235),

- der Gebrauch **setzt** etwas, z.B. **Casus** (Buchner, DT 105),

- die Bedeutungen von **Primitiven** werden aus dem Gebrauch **bewiesen / gelernt** (Longolius, EtS 63; 66),

- dem Wort wird durch den Gebrauch **Bedeutung beigelegt** (Beiträge 1, 81),

- der Gebrauch **führt die Übereinstimmung von Worten und Begriffen ein** (Breitinger, CD 200),

- der Gebrauch **stellt die Bedeutungen von Wörtern fest** (Bodmer/Breitinger, DM 1, F 4v).

Geradezu formelhaft ist die Rede von **Bedeutung und Gebrauch**⁶ (z.B. Breitinger, CD 10; 79); seltener begegnen **Gebrauch und Wesen**⁷ (Breitinger, CD 289) sowie **Verstand und Gebrauch** (Gottsched, BGM 40). - Zu beachten ist, daß außer lexikalischen Gegebenheiten auch die **Regeln** (s. o.) sowie der **Akzent** (Sulzer, ATK 1, 16), die Morphologie, die Grammatik (Herder, AUS 1, 82), die **Ordnung der Wörter** (Bodmer/Breitinger, DM 1, F 3v), schließlich allgemein **Natur und Art der Sprache** als durch den Gebrauch konstituiert genannt werden⁸.

Eine Konzeption, die über die Behauptung der Konstitution sprachlicher Gegebenheiten durch den Gebrauch hinausginge und den Verlauf dieses Prozesses nachzuvollziehen versuchte, existiert nicht. Außerhalb der Tradition der Leibniz-Wolffschen Sprachtheorie und in der Schlußfolgerung, nicht im Ansatz, gegen sie⁹ äußert sich aber Herder (Fragm. 193):

So bald gewisse Dinge mit bestimmten Worten fortgepflanzt wurden; [...];
so fieng sich dieses unordentliche Chaos an zu senken; man suchte die

Ordnung der Worte aus [...]; das Sylbenmaas mußte sie einpassen, und so ward sie zwar kein Gesez, keine Regel, aber ein Muster, ein Präjudicat: und man weiß, daß alle Wörter nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Gesetze haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward auch die Constructionsordnung dazu, doch daß ihre Uebertretung noch keine Sünde war.

4.4.2. Die Unterscheidungsfunktion ergibt sich daraus, daß der Gebrauch vorhandenen sprachlichen Einheiten sozialschichtige und pragmatische Symptomwerte verleiht und die unter darstellungsfunktionalem Aspekt bestehende Synonymie damit in ein System (zusammengefaßt) soziopragmatischer Kennzeichnungen und mit diesen verbundener Wertungen bringt. Dieses Wertesystem wird dabei seinerseits durch den Vollzug soziopragmatischer Unterscheidungen erst (bzw.: immer neu) geschaffen. Ein Zusammenfall der Unterscheidungsfunktion mit der Konstitutionsfunktion wird hier dennoch nicht angesetzt, weil letztere die Existenz sprachlicher Zeichen bewirkt, erstere vorhandene Zeichen lediglich mit Zusatzqualitäten ausstattet.

Die Prädikationen, aus denen die Unterscheidungsfunktion hergeleitet wurde, lauten in exemplarischer Konzentrierung auf Breitingeringer wie folgt (vgl. wieder die Zitate in Abschn. 4.1.):

- der Gebrauch setzt Wörter in **ungleiche Achtung und Würdigkeit** (Breitingeringer, CD 200),
- **Bilder / Wörter / figürliche Bedeutungen** werden durch den Gebrauch **gemein / bekannt / autorisiert / geläufig / eingeweiht / entweiht / vor anderen hervorgezogen** (ebd. 47; 226; 314; 341; 347; 551),
- die sog. **Machtwörter** werden nicht **nach bloßem Mundgebrauch**, sondern durch **geschickten Gebrauch** (vollzogen durch gute Scribenten und Redner) **geschützt**, mit **Gewicht** versehen, **gerettet**, in **Ansehen und Hochachtung** gebracht (ebd. 60),
- Wörter werden durch den Gebrauch **unterschieden**, indem einige für **edler**, andere für **pöbelhafter und unedler** gehalten werden (ebd. 226),
- Fremdwörter werden durch den Gebrauch **gemein / teutsch gemacht** (Domblüth, Obs. 51; 302).

Vergleichbare Belege für das vor allem bei den Aufklärern bestehende differenzierte System gebrauchsbewerteter soziopragmatischer Bewertungen finden sich u. a. im sog. Markierungsbereich der Lexikographie, am deutlichsten im Fünfklassenschema Adelungs¹⁰.

4.4.3. Eine Entscheidungsfunktion übt der Gebrauch insofern aus, als er darüber befindet, ob vorhandene sprachliche Einheiten als Bestandteile der Sprache beibehalten werden können oder ob sie auszuschließen sind. In diesbezüglichen Prädikatio-

nen erscheint der **Gebrauch** mehrfach als **Richtschnur** (z.B. bei Schottelius, AA 397; Freyer, ATO 19) für richtig oder falsch (Gueintz, in: Krause, Ertz 253), erlaubt oder unerlaubt (vgl. Gottsched, BGM 41); die **Gewohnheit / der Gebrauch** vermögen zu **verwerfen** oder **fortzupflanzen**, der **Gebrauch** gibt den **anschlag** (>Ausschlag<, vgl. Gueintz, in: Krause, Ertz 254), **entscheidet** über die **Art**, **einen Laut zu schreiben** (Adelung, DSS 483; ähnlich Beyträge 1, 77).

4.5. Nach dem Ansatz mehrerer Funktionsbereiche und dreier Funktionen des Gebrauches stellt sich die Frage, ob zwischen beiden Gegebenheiten typische Zuordnungen vorgenommen werden. Dies ist insofern nicht der Fall, als die Einheiten und Regeln aller genannter Funktionsbereiche vom Gebrauch konstituiert, in ein soziopragmatisches Unterscheidungssystem gebracht und bejaht oder verneint werden können. Will man trotz dieser grundsätzlichen Aussage dennoch gewisse Affinitäten zwischen einzelnen Funktionsbereichen und einzelnen Funktionen erkennen, so wären diese unter Wahrung höchster Vorsicht wie folgt zu bestimmen:

Die Unterscheidungsfunktion wird eher der Lexik, speziell deren Soziopragmatik einschließlich derjenigen der Tropik, zugeordnet als den Bereichen der Grammatik.

Der Konstitutionsfunktion wird eine besondere Affinität der Lexik höchstens ansatzweise zugeschrieben.

Die Entscheidungsfunktion, ohnehin schwächer belegbar als die beiden anderen und stärker von weiteren Gegebenheiten als dem Gebrauch abhängig, wird keinem Funktionsbereich als besonders affin zugeordnet.

5. Differenzen, Bewertungen und Relativierungen des Gebrauchs

Gebrauchsdifferenzen kommen auf mehrere Weisen zustande und haben dementsprechend einen sehr unterschiedlichen Status.

5.1. Zunächst kann der Gebrauch immer da, wo er Sprachverwendung insbesondere von Einzelpersonen, in jeweils besonderen Situationen und zu einem einmaligen Zweck ist (vgl. Abschn. 2),

- richtig oder falsch (z.B. Harsdörffer, PT 1, 7),
- gut oder schlecht, z.B. durch Nachlässigkeit bedingt (z.B. Leibniz, NE 180),
- geschickt oder ungeschickt, z.B. bei der Veranschaulichung von Wortbedeutungen (Adelung, GWK, 2. Aufl., Vorr. vii)

vollzogen werden. Die falsche, schlechte, ungeschickte, als **Mißbrauch** oder mittels des Verbs **mißbrauchen** bezeichnete Verwendung sprachlicher, auch poetischer Mittel ist so lange nicht beunruhigend, wie sie ein "fehler der Person" (Harsdörffer, PT 1, 7) ist und nicht die Tauglichkeit des Werkzeugs als eines solchen berührt: "Die sie [die Sprache, O.R.] ungescheut misbrauchen / **misbrauchen** sie jhnen selbst / sie

muß deswegen aber in ihren Gründen dennoch ungemisbraucht verbleiben" (Schottelius, AA 190).

5.2. Eine völlig andere Situation liegt vor, wenn die tatsächliche oder vermeintliche individuelle Fehlverwendung sprachlicher Mittel infolge von Wiederholung und Überebnahme durch andere Sprecher oder Schreiber ins Kollektive umschlägt und dadurch im Ergebnis differierende Verwendungsweisen (im Sinne von Abschn. 3) entstehen. Solche Verwendungsweisen können

- erstens als bloß anders, in ihrer Andersartigkeit aber als gleichberechtigt betrachtet (5.2.1),

- zweitens in ein Wertsystem zwischen den Polen 'gut' und 'schlecht' gebracht werden (5.2.2).

- Sie können drittens mit unterschiedlicher Konsequenz in Relation zu anderen, nicht gebrauchsbefuglichen Kriterien der Sprachbeschreibung und Sprachpflege, z.B. der Grundrichtigkeit, gesetzt und dabei einerseits als höchste Instanz anerkannt und andererseits stärkstens relativiert werden (5.2.3).

5.2.1. Das wertfreie Nebeneinander mehrerer Gebräuche wird in der gesamten Zeit ausgesprochen selten und nur für Belanglosigkeiten geduldet und selbst dann nur entschuldigend zugestanden. So läßt Buchner (DT 104f.) für wenige Wörter entsprechend dem diesbezüglich nicht geklärten Gebrauch das Nebeneinander von Einsilbigkeit und Zweisilbigkeit zu (**ohn/ohne, Sonn/Sonne** u.a.), ohne diese Variation allerdings zur Regel zu erheben. Bei Roth (VdP, Anl. an den Leser) wird unter Berufung auf gewisse Schreibdifferenzen im Lateinischen (**haud/haut**) zugestanden, daß man ein Wort "bald so bald so schreibt", weil "der Gebrauch zuweilen unterschiedliche Schreibart duldet". Für Harsdörffer ist ein gleichberechtigtes Nebeneinander mehrerer Gebräuche undenkbar; in einem Brief an Fürst Ludwig schreibt er (Krause, Ertz 374):

Der Ordnende [Gueintz] wil die Gewohnheit zu einer richtschnur setzen, sie sey gleich gut oder böß, richtig oder nicht: Wann dieses gelten solte, so hat aller Streit ein ende, und muß man in dem alten Trab fort fehlen. Es ist aber die Frage: Welche Gewonheit in dem Reden und Schreiben für gültig an Zunehmen? Viele stehen in dem Wahn die Meisnische art Zu reden sey als weibisch, und verzärtelt, [...], und loben hingegen die Schlesische, andre halten es mit uns Franken.

Im 18. Jahrhundert kann die Auseinandersetzung zwischen den Obersachsen und den Schweizern zwar nicht für die obersächsische, so doch für die schweizerische Seite als ein Plädoyer für eine Gleichberechtigung der Schweizer literatursprachlichen Variante mit der obersächsischen gesehen werden, jedenfalls dann, wenn man Ab-

wertungen des Gottschedschen Sprachmodells z.B. als "nervenlose Sprache der sächsischen Magister" (Bodmer/Breitinger, MS 2, 359) und die zugehörigen Begründungen (z.B. geringes Alter) als mindestens in ihrer Schärfe argumentationsbedingt aufzufassen bereit ist. - Eine von der rationalistischen Linie der Aufklärung prinzipiell differierende, da selbst im Hintergrund nicht von Wertgesichtspunkten geleitete Konzeption des Gebrauches findet sich bei Herder, wenn er konstatiert, "daß alle Völker nach bloßen Gebräuchen [man beachte den Plural! O. R.] leben, ehe sie Gesetze haben" (AUS 1,75).

5.2.2. Kennzeichnend für die Gesamtzeit ist die Bewertung des Gebrauchs nach der Dichotomie 'gut/schlecht'. Die Kriterien für die Beurteilung sind in heutiger Terminologie soziologischer, pragmatischer und systematischer Art. Als **gut** gilt - vorwegnehmend zusammengefaßt - all dasjenige, was kultursoziologisch gehoben, darunter literarisch, ist, was ausführlicher, besonders bei der Produktion schriftlicher Texte erforderlicher Überlegung entspringt und was sich in Übereinstimmung mit den der Sprache inhärenten oder zugeschriebenen Eigenschaften befindet. **Schlecht** ist alles, was dem gemeinen Volk eigen ist, einer bestimmten psychischen Disposition des sozialen Menschen oder des Menschen schlechthin entspringt und den Eigenschaften der Sprache, darunter auch den Möglichkeiten deutlichen Ausdrucks der Gedanken, widerspricht.

5.2.2.1. Die soziologische Begründung der Unterscheidung von gut und schlecht soll kurz mit zwei Zitaten belegt werden; in der Barockzeit sagt z.B. Schottelius (AA 9):

Solcher massen hat Cicero sich wenig gekehret daran / was in den Badstuben und Kohlmärkten zu Rom geplaudert: auch wird Virgilius nicht groß geachtet haben / was ein Bauerhans hinter dem Viehe / [...] / für Worte gebrauchet haben möchte.¹¹

Im 18. Jahrhundert konstatiert z.B. Breitinger (CD 350),

daß es einen guten und auch einen schlimmen Gebrauch giebt: dieser wird von dem größten Haufen formiert, welcher fast niemahls in allen dingen der klügste und beste ist; jener hingegen, welchen man den Herren und Meister der Sprachen nennen möchte, entsteht von den auserlesenen Stimmen; d.i. was Quintilian in dem zwölften Cap. des ersten B. angemercket hat: *Censuetudinem sermonis vocabo consensum eruditorum, sicuti vivendi, consensum bonorum.*

Für die damit aufgewiesene bildungssoziologische Kluft stehen ansonsten auf der einen Seite Ausdrücke wie **gemeiner/verachteter Pöbel, gemeines Gesindlein, gemeiner Mann, gemeine Leute, gemeiner Haufen, schlechtes Volk, ohne Wissenschaft und Einsicht redendes Volk** und Charakterisierungen wie **unedel, pöbelhaft**, auf der anderen Seite: **Vornehme, Gelehrte, polite/witzige/geschickte**

Männer, sinnreiche Köpfe, verständige/spracherfahrene/wolkündige Leute, beste Scribenten¹². - Das Ergebnis des als Mißbrauch verstandenen, schlechten Sprachgebrauchs ungebildeter Schichten und Gruppen ist der Verfall aller Sprachen (so Gottsched, BGM 43).

Mit dem sprachsoziologischen Argument wird das Sprachverhalten breiterer dialektprechender oder einer Form der Umgangssprache verpflichteter Sprechergruppen und -schichten einem nach heutiger Auffassung gebrauchsfremden, literarisch-ästhetischen sowie in letzter Konsequenz schreibsprachlichen Ideal unterworfen.

5.2.2.2. Unter den hier zusammenfassend als **pragmatisch** bezeichneten Aspekten kann der Gebrauch aus verschiedenen Gründen verdächtigt werden. Zunächst einmal kann eine besondere, als zeittypisch aufgefaßte psychische Disposition von einzelnen, z.B. **Ruhmsucht** oder **Neuerungslust**¹³, dazu führen, daß das durch den allgemeinen Gebrauch Bekannte dem Belieben, den Einfällen, der Phantasie, den Träumen von Individuen unterworfen und damit der historischen und soziopragmatischen Verbindlichkeit beraubt wird, auf der alle Verständlichkeit beruht (so z.B. Schottelius, AA 98; 190; ders. MOE A5 r/v; Breitingen, CD 201). Eine derartige Gefahr besteht insbesondere deshalb, weil Dispositionen der genannten Art eine der ur-eigensten Eigenschaften des Gebrauchs, gleichsam sein Geburtsfehler entspricht, nämlich seine Eigenschaft, "mehr durch Zufall und Eigensinn¹⁴, als durch Vernunft geleitet" zu werden (Breitingen, CD 201), d.h. **ungleichförmig, unbeständig, wankelmütig, wankelbar, verschieden, ungewiß, unreguliert, vielfärbig, schwankend, wackelnd, verwürret, unordentlich, blind, zerrüttet**¹⁵ oder sogar **widersinnig** (>vernunftwidrig< [so Richter, KA 19]) sein zu können; die antonymen positiven Charakterisierungen lauten: **gut, gleich, regelmäßig, gleichförmig, ungeändert, bestimmt**. Bei aller Hypostasierung des Gebrauchs steht hinter dieser Auffassung natürlich die Konzeption eines Menschen, der dem historischen Wandel unterliegt (Barockzeit) bzw. der das Instrument Sprache zwar in gleichbleibender Weise zu nutzen oder gar fortwährend zu verbessern in der Lage ist, dies aber oft nicht tut (Aufklärung). Sowohl das Konstante im Sinne der Barockzeit, das ist das durch seine Begründung, darunter hohes Alter und/oder Vernunft, unbestreitbar Gültige, wie das Konstante im Sinne der Aufklärung, das ist das durch kritisch abgesicherte Erkenntnis Gewonnene, unterliegt der Gefahr, im Gebrauch dessen Anlage entsprechend variabel zu werden und in letzter Konsequenz seine Identität zu verlieren; dies gilt insbesondere für die dialektalen Sprachvarianten (vgl. Reichmann 1993a). Die für den Gebrauch im Sinne von 'Gebrauchsweise' in Abschn. 3 herausgearbeitete Dauerhaftigkeit und Gleichartigkeit des Gebrauchs erscheinen angesichts seiner Disposition zur Unfestigkeit eher als sprachideologisches und -pädagogisches Programm wie als Beschreibung der Sprachrealität.

Aus der Skepsis gegenüber den Schwankungen des Sprachgebrauchs erklärt sich auch die in der Fremdsprachenpädagogik immer wieder erhobene Forderung, eine Sprache zum mindesten nicht ausschließlich aus dem (mündlichen) Gebrauch, sondern aus seiner schriftlichen Fixierung in Lehrbüchern zu lernen. Selbst für Matthias Kramer, der einen z.B. im Vergleich zu seinem Zeitgenossen Kaspar Stieler sehr betonten Bezug zur lexikalischen Tatsächlichkeit (im Gegensatz zu dem bloß Möglichen) hatte,

"ists eine gewisse Wahrheit, daß mimmermehr zu hoffen seye daß ohne Grammatica, und ohne Dictionario [...] ein Frantzos / ein Italiäner ec. zur gründlichen Kundschaft unserer Sprache jemals gelange oder gelangen könne / ich sage: zur gründlichen Kundschaft / dann was man ex usu oder praxi, und / wie die Frantzosen sagen / par routine lemet / ist nichts gründliches" (TID, Vorbericht).¹⁶

Noch im Jahre 1802 meint Garve (SEA 354), dieses Rezept selbst dem Genie vorschlagen zu müssen, wenn er sagt:

In Absicht des wirklichen Gebrauchs zum Behufe der Rede - um die Arbeiten des Genies zu unterstützen, und die letzte Vollendung der Werke der Dichtkunst und der Beredsamkeit zu erleichtern, - scheint mir alles, was zu wünschen und zu thun ist, in ein gutes Wörterbuch und eine brauchbare Grammatik eingeschlossen.

5.2.2.3. Eine erhebliche Relativierung erfährt der Gebrauch dadurch, daß er immer in ein Verhältnis zu den Eigenschaften der Sprache gestellt wird, unabhängig davon, ob diese nun wie in der Barockzeit als einem autonomen Gegenstand inhärent oder wie in der Aufklärung als Projektionen des grammatisch-kritischen Verstandes des Sprachwissenschaftlers gefaßt werden.

Schottelius bezeichnet die gemeinten Eigenschaften mittels Adjektiven wie klar, deutlich, rein, eigen, unvermengt, auch mit natürlich, und immer wieder mit einem ganzen Feld adjektivischer und substantivischer Wortbildungen mit den Einheiten Grund, Kunst und gleich, darunter: grundrichtig, Grundrichtigkeit, gründlich, grundmäßig, Grundmäßigkeit, Grundgleichheit, künstlich, kunstartig, kunstmäßig, kunstrichtig, Kunstrichtigkeit, Kunstbau, Kunstquell, gleichrichtig, Gleichrichtigkeit, gleichförmig, Gleichförmigkeit, gleichmäßig, Gleichmäßigkeit.¹⁷ Ihm schließt sich eine ganze Anzahl zeitgenössischer und späterer Theoretiker an, terminologisch und inhaltlich nahezu unverändert z.B. Bellin (HR). Noch im 18. Jahrhundert wirkt das von Schottelius geprägte Wortbildungsfeld mit Termini wie

Grundursache (Beyträge 1, 77) nach, wird ansonsten aber durch den alten Begriff der **Ähnlichkeit** oder **Analogie** (auch **Übereinstimmung**, **Gleichstimmung**, **Gleichrichtigkeit**) ersetzt.¹⁸ Wie immer die zwischen den genannten Termini bestehenden Unterschiede auch sein mögen, für den barocken Sprachtheoretiker geht Sprache "mit der Natur einher" (Schottelius, AA 190); Sie ist ein "aus sonderbarer Kraft und tiefer Vernunft einer Natur", aus einem "Über=Menschlichen Vermögen" (ebd. 64a) entstandenes Gebilde mit Qualitäten, die den Status von Gesetzen haben (ebd. 9), die ihrerseits sowohl der **Natur** wie der **Vernunft** und der **Kunst** entsprechen (Zesen, Rose 89).¹⁹ Dem Theoretiker der Aufklärung mögen die barocken Ursprungstheorien fremd geworden sein, nicht aber die Auffassung, daß Sprache ein durch **Gesetze**, **Regeln**, feste **Muster** bestimmtes Gebilde ist, dessen Vollkommenheit in dem Grade wächst, in dem sein Inventar aus wohlunterschiedenen Einheiten besteht, die durch möglichst wenige Regeln mit möglichst wenigen Ausnahmen miteinander verknüpft werden können. (so z.B. mehrfach Gottsched). Die einer solchen Konzeption entsprechenden Bewertungen lauten für die gesamte Zeit **gut**, **recht**, **richtig**, **regelmäßig** (z.B. bei Schottelius, AA 160; 397; ders., MOE 220; Freyer, ATO 19; Beyträge 1, 87).

5.2.2.4. Auch die sprachbezogene Deutlichkeitskonzeption der Aufklärung relativiert den Gebrauch, und zwar insofern, als sie nicht von gebrauchsbestimmten Gegebenheiten wie der Kommunikation abgeleitet, sondern als Funktion sprach- und erst recht sprechunabhängiger Erkenntnis begriffen wird. Die gemeinte Auffassung basiert auf der bekannten cartesianischen Unterscheidung von **Klarheit** und **Deutlichkeit** (vgl. Descartes, PP 21/22), ist im deutschen Sprachgebiet in ihrer rationalistischen Ausprägung zuerst bei Leibniz (besonders prägnant in: MC) greifbar und wird über ihn und Christian Wolff sowohl den mitteldeutschen wie schweizerischen Sprachtheoretikern gleichsam als Grundlage ihrer gesamten Sprachphilosophie und großenteils ihrer Poetik vermittelt. In ihrer hier relevanten Form besagt sie, daß jedem Begriff als einer durch Analyse vollständig zerlegbaren, von anderen unterscheidbaren und durch beides kritisch gesicherten Erkenntniseinheit im Idealfalle eine monoseme lexikalische Einheit entsprechen sollte und daß jedem Gedanken, so wie er durch richtige Verbindung von Begriffen zustandekommt, im Idealfall eine direkt abbildliche Wort- bzw. Satzgliedfolge korrespondieren sollte. Von der Sprache her formuliert hieße dies, daß jedes Wort bzw. jeder Satz idealiter nur einen einzigen Begriff bzw. Gedanken ausdrücke. Wo die damit als Zielgröße angesetzte 1:1-Entsprechung von einerseits sprachlichen und andererseits begrifflichen bzw. gedanklichen Gegebenheiten gestört ist, z.B. durch historische Defizienzen der Sprache, insbesondere infolge der nun einmal vorhandenen systematischen Mehrdeutigkeit von Wörtern (Polysemie, Homonymie) oder infolge der Tatsache, daß man alles auf verschiedene Weise ausdrücken kann (Synonymie), hat der Sprachwissenschaftler durch ein ganzes

Bündel von semantisch und ausdrucksseitig differenzierenden Maßnahmen dafür zu sorgen, daß die Abweichung von der Zielgröße nicht allzu groß wird. Von diesem Sprachwissenschaftler wie sogar von denjenigen, die das von ihm geschaffene Präzisionsinstrument 'Sprache' benutzen, wünscht sich z.B. Gottsched, daß sie Philosophien seien, d. h. für ihn, daß sie "sich durch lauter bestimmte Begriffe erklären könnten" (BGM 43). Von **Gebrauch** ist zwar auch dann noch die Rede, aber nicht mehr wie von einer Instanz mit Konstitutions-, Unterscheidungs- und Entscheidungsfunktion.²⁰

5.3. Nach all diesen Relativierungen des Gebrauchs durch individuelle Fehlanwendung, durch soziale und anthropologische Dispositionen des Menschen wie auch durch besondere Qualitäten der Sprache und die Möglichkeit kritisch gesteuerten deutlichen Begriffs- und Gedankenausdrucks stellt sich die Frage nach dem genauen Stellenwert des Gebrauchs innerhalb einer Gesamtheit von Gütequalitäten, von denen der sog. Grundrichtigkeit im Sinne des 17. Jahrhunderts oder der Analogie im Sinne der sprachwissenschaftlichen Tradition offensichtlich eine besondere Bedeutung zukommt. Auf diese Frage gibt es verschiedene, und zwar einander durchaus widersprechende Antworten.

5.3.1. Eine erste Antwort rangiert den Gebrauch generell oder unter Teilaspekten hinter das Orientierungszentrum 'Analogie':²¹

wo feme alß der gemeine brauch eines worts unrechte Dolmetschung geführet, welche dürch lange zeit bestetiget worden, so ist nicht unbillig dieselbe, entweder zu verbeßern, oder eine newe auß sonderbahrem bedencken und schließlichen ursachen einzuführen (Ratke, Wb 304).

Demnach übergeheth man billich die unrichtigen Gewonheiten / welche weder Ursach noch Beyfall in wahrer Grundrichtigkeit der Sprache antreffen / und bleibet zufoderst in Ausfertigung der Sprachkunst allerdings bei dem / dem ein algemeiner guter Gebrauch / der sich auf grundmessigen Lehrsatz bezihen kan / beystimmig ist / oder welches sonst seine unfehlbare richtige Ursach und Beweistum / in den natürlichen Gründen der Sprache zufinden vermag / und dem ein teutschgesinter Verstand mit fuge nicht abfällig seyn kan (Schottelius, AA 11).

Worbei ich [...] erinnern mus / daß ich [...] weisen wolle / wie man selbige [schreib-art²²] nach der natur und durch kunst verbessern könne [...]: nachdem ich sehr wol weis / daß der beliebte gebrauch nicht allein mit den Keiserlichen Rechten gleichgültig / und selbst ein recht / ja die zweite Natur sei / oder vielmehr dafür gehalten werde; und das dasjenige vielmahls für recht / ja für natur-gemäß erkant wird / das die gemeine bewilligung in gewohnheit gebracht / ob es schon der Natur und den gesetzen zu wider

läufft / und sonst keines weges zu billigen. Wiwohl es zu wündschen / daß man den alten gebrauch / so fern es mehr ein mißgebrauch ist / und schnuhrrecht wider natur / vernunft / kunst und alles streitet / algemach / indem er sich doch selbst abnützet / in einen bessern verwandeln könnte (Zesen, Rose 89).

IN dem Federreich der Rechtschreibung ist auf eine Zeit eine grosse Spaltung entstanden. Etliche Federn hatten / der Gewonheit zu gehorsamen / sich miteinander verbunden / und folgten ihr in allen Sachen / darfürhaltend / daß ihr adeliches Alterthum und allgemeine Beliebung nicht irren oder fehlen könne. Anders Theils hatten sich etliche Federn dem Verstand verpflichtet / und waren bereit wider die Gewonheit zu Papyr [...] gezogen / vermeinend / daß dieser Krieg wider die böse Gewonheit mit guten Ursachen und grundrichtigen Lehrsätzen zu führen / und die ungleiche und unrichtige Gewonheit gar zu vertilgen. Diesem Streit nun zu unterkommen / und die Uneinigkeit zu vereinigen / wurden viel Vergleichsmittel fürgeschlagen / es wolte aber beederseits nichts verfangen / und hatte die Gewonheit den grossen gemeinen Hauffen / der Verstand aber wenig Gelehrte auf seiner Seiten / die von den meisten Stimmen überschrien weichen mussten / und die gerechte Sache so stark nicht verfechten konten / daß der Gebrauch sich solte überwunden bekennen: verbliebe also ein jeder Theil in seinem Lager / und hat der Streit kein Ende (Harsdörffer Nj 2, 320).

Im 18. Jahrhundert setzt sich die Linie derartiger Äußerungen fort:

Der Gebrauch ist allerdings ein Tiran [...]; aber Feigheit und Trägheit ist es, daß wir seine der untersuchenden Vernunft gebürende Herrschaft dulden. Ja es leidet die Ehre der Menschheit darunter, wenn alles bei dem Alten noch so widersinnigen bleiben soll: Man würdiget dadurch menschliche Vernunft noch unter den tierischen Instinkt herab [...]. Der bloße Gebrauch muß nirgends zum höchsten Gesetzgeber gemacht werden, und nur dann erst, wenn er sich vor dem Tribunal der unbefangenen Vernunft wegen seiner Abkunft und Würde legitimirt hat, mag der Sprachgebrauch als ein Gesetzgeber für das Willkürliche in der Sprache geachtet werden (Richter, KA 19-20; vgl. ebd. 87).

Weitenauer ironisiert das Analogieprinzip mit dem üblichen Hinweis auf die Verschiedenheit der Dialekte:

Wie ungleich finden wir die Mundarten in ihrer Aussprache? werden alle diese die Regel einer gültigen Rechtschreibung seyn? Da ruft einer bey der Hohenau: Jockl gib ocht, doß di der Fodn nit schnacklt! [...]. Und ein anderer: Es ist wegerer di Kila usziera, als sin Hus [und fragt dann rhetorisch, O. R.]: Haben alle diese Recht? Soll man nicht vielmehr Brauch und misbrauch von einander absöndern? (ZDS 13-14).

Schreib das Deutsche [...] mit dem eingeführten Schriftzeichen der allgemeinen besten Aussprache gemäß, mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung, und wo diese aufhört, des allgemeinen Gebrauches (Adelung, DSS 479).

Also muß diese Redensart nicht nach dem Gebrauche, sondern nach den Regeln einer guten Metapher beurtheilet werden" (Breitinger, CD 76). "zum theil aber den Sprach=Lehrern überlassen [werden] muß, zu bestimmen, was der Gebrauch in Ansehung der Reinigkeit einer jeden Sprache erfordert (ebd. 304).

5.3.2. Ein weiterer Antworttyp versucht das Gebrauchsprinzip additiv mit dem Analogieprinzip zu verbinden, verfällt dabei aber in nicht vermeidbare logische Widersprüche. Man vgl. z.B.:

Der Grund / auf welchem unsere Deutsche Rechtschreibung beruhet / ist theils die Gewonheit oder gemeiner Gebrauch; theils sind es grundrichtige Ursachen. Jener gleichet sich nicht unfüglic einer runden / geflügelten / und mit mancherlei farben angestrichenen Kugel: diese aber einem cubo oder Würfel. Dan gleichwie eine Kugel / wan man fäst darauf wil fußen / entweder gar entgleitet / oder sich doch zum wenigsten herumdrehet; also das man keinen gewissen stand darauf fassen kan [etwas später nochmals:] Gleiche beschaffenheit hats auch mit dem kugelrunden vilfärbigen Gebrauche der Rechtschreibung. Dann hat derselbige ein herliches ansähen / und fündet sich auch bei demselben noch etwas / das [...] billig zu behalten wäre: bald aber verleuret sich solcher scheinbarer gebrauch / und entstähet darauf ein ganz ungereimter und ungegründeter misbrauch [...]. hergegen ein Würfel [...] alzeit fäste liget [...]: und was darauf stähet / oder gebauet würd / wegen seines guten grundes nicht leicht wakkelt oder fället [...]. Eben solche bewantnis hats auch in unserer Deutschen Rechtschreibung mit ihren grundrichtigen Ursachen: dieselbigen stähen fäste / und was darauf gegründet ist / kan nicht leicht umgestoßen wärden. [...]. Daher auch verständige läute ie und allewege dafür halten / das man nicht alleine den Gebrauch herschen / und von

demselben ime etwas falsches aufdringen lassen: sondern auch guten Ursachen raum und stat gäben solle (Bellin, HR)(-)(IV).

Es braucht wenig Mühe zu begreifen, daß man bey Untersuchung dieser Sache auf den Gebrauch sehen, und denselben als den Grund ansehen müsse, nach welchem man die Sache zu entscheiden habe. So gewiß dieses ist, so viele Schwierigkeiten äußern sich dabey. Nicht alle verstehen einerley, wenn sie von dem Gebrauche in der Sprache reden. Einige thun in der Sache zu viel, wenn sie alles bloß deswegen annehmen und rechtfertigen, weil es von diesem oder jenem gebraucht worden. Andere fehlen hingegen, wenn sie gar nicht auf den Gebrauch acht haben, sondern alles nach den Grundursachen beurtheilen wollen. Diese irren deswegen, weil in allen Sprachen Wörter gefunden werden, die keine andere Ursachen haben, als die Wilkühr der Vorfahren, und die beständige Gewohnheit der Nachkommen. Jener ihr Irrthum fällt dadurch über den Haufen, wenn man darthut, daß viele Sachen, welche allerdings aus der Ähnlichkeit der Sprache ausgemacht werden können, durch den Gebrauch oft verderbet werden. Man muß daher dem Gebrauche weder zu viel noch zu wenig trauen, d. i. man muß nicht schlechterdings alles auf die Gewohnheit ankommen lassen; aber auch nicht alles auf philosophische Gründe setzen wollen. Man thut am besten, wenn man den Gebrauch bey verständigen Leuten und in den Schriften derer sucht, welche sich der Reinigkeit²³ ihrer Muttersprache befleißigen (Beyträge 1, 77/8).²⁴

5.3.3. Mit dem letztzitierten Satz der Beyträge wird eine Antwort angedeutet, die sich bereits seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in fast stereotyper Weise wiederholt. Sie beruht auf folgender Argumentationslinie: Die These, daß der Gebrauch die Herrscherin, der Meister sei, die Richtschnur liefere u. ä., wird anerkannt²⁵; aber es muß der **gesunde, vernünftige, gute**, durch das institutionelle und bildungssoziologische Autoritätsprinzip bestimmte Gebrauch sein. Diesen findet man bei den "besten Schriftstellern von dem besten Geschmacke" (Adelung, DSS IX), den Gelehrten, den Philosophen²⁶, den "bewährtesten Rednern und Schrift=Verfassern" (Breitinger, CD 297). Der Schriftsteller bildet "die Sprache des Umganges, wie die Sprache der Bücher; und schreibt der Nation vor, wie sie reden soll, wenn er ihr nicht nachschreiben kann, wie sie wirklich redet" (Garve, SEA 19); er ist es, der "nach und nach die Nation zu dem bestmöglichen Gebrauche ihrer Sprache gewöhnen [kann]" (ebd. 344). Dann folgt sehr verbreitet ein argumentativer Hakenschlag, indem angenommen wird, der Sprachgebrauch der Schriftsteller sei als Resultat rationaler Einsicht und der Übernahme²⁷ grundrichtiger Einheiten und Regeln analogisch. Wo diese Annahme

in offensichtlichem Widerspruch zu den Fakten des Gebrauchs steht, haben Verbesserungen zu erfolgen. Das dazu benötigte Sprachmaterial muß den Forderungen der Analogie entsprechen; man sucht selbst in den ansonsten nicht besonders geschätzten historischen Sprachstufen, dialektal und sozial geprägten Varianten so lange danach, bis man es irgendwo findet, und kann dann behaupten, es entspreche dem Gebrauch. In Wirklichkeit belegt das Verfahren den normativen Primat der Grundrichtigkeit oder Analogie selbst vor dem bildungssoziologisch gehobenen Gebrauch.

5.3.3.1. Im 17. Jahrhundert fand innerhalb der Fruchtbringenden Gesellschaft eine im gerade vorgetragenen Sinne von Schottelius und Harsdörffer, auf der anderen Seite von Fürst Ludwig und Christian Gueintz geführte Auseinandersetzung um das Verhältnis von Analogie und Anomalie statt. Diese Auseinandersetzung ist von Josten (1976) so vollständig dokumentiert, später von Takada (1985) speziell hinsichtlich der Auffassung des Schottelius und dessen Entwicklung so differenziert interpretiert worden, daß ein Eingehen darauf nur eine Wiederholung von Bekanntem sein würde. Statt dessen soll an einem Beispiel aus dem 18. Jahrhundert belegt werden, in welcher Weise das Deutlichkeitsprinzip, das hier als dem Analogieprinzip nahestehend aufgefaßt wird, den Gebrauch dominiert.

5.3.3.2. In seinen Beobachtungen über den **Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten** stellt Gottsched z.B. für das Wort **Armut** fest, daß es mit den Genera **die** und **das** gebraucht werde; für die morphologische Dublette **Karre** und **Karren** registriert er die Verwendung **der Karren, die Karre**. Obwohl solche Verschiedenheiten genau dasjenige sind, was den Gebrauch im Sinne von Abschn. 5.2.2.2. so **vielfärbig, zerrüttet, schwankend**, mit Gottscheds eigenen Worten so **ungewiß, verschieden** (DS 43) macht und zur Formulierung einer einheitlichen Gebrauchsregel führen müßte, erkennt Gottsched das Nebeneinander beider Formen nicht nur an, sondern vertritt es sogar, um Bedeutungen unterscheiden zu können: **die Armut** für *paupertas*, **das Armut** für die ärmeren Schichten der Bevölkerung, **der Karren** für das zweirädrige, **die Karre** für das einrädrige Gefährt. Vom Gebrauch als Grundlage der Differenzierung ist nicht die Rede. Gottsched hätte den Gebrauch tatsächlich auch nicht ohne Konflikte mit seiner Dialekt- und Soziolektauffassung anziehen können, denn **das Armut** und **die karre** galten der damaligen Zeit als **Idiotismus**²⁸ des Niedersächsischen, hätten also zusätzlich aus diesem Grund abgelehnt werden müssen. Angesichts solch offensichtlicher Inkonsequenzen in der Haltung Gottscheds fragt man nach der diesbezüglichen Entscheidung Adelungs und ist überrascht, daß er sich in beiden Fällen den Normierungsvorschlägen Gottscheds anschließt (vgl. GWK, 2. Aufl., 1, 436; 2, 1503), und zwar für **das Armut** mit der Begründung, daß auch Opitz, Lessing und Gellert das Neutrum benutzt hätten und die Bindung der Form an das Niedersächsische damit falsch sei, für **die Karre** sogar trotz

deren vermeintlicher Dialektalität und des Fehlens hochschichtiger Gegenbelege, also ausschließlich aus Deutlichkeitsgründen.

5.3.4. Als Vertreter der Gebrauchsthese verbleiben nach all diesen Abstufungen nur einige Sprachtheoretiker der Barockzeit sowie der unmittelbar folgenden Epoche²⁹; die entscheidenden Stellungnahmen lauten:

Neue Regeln in der Sprache Zu machen, als von dem Suchenden [= Schottelius], in seiner sprachkunst theils geschehen wollen, stehet nicht in eigener erfindung und meinung, sondern es mus entweder von altem herkommen, oder durch die erfahrung und gewonheit beyfal haben, dan eines oder Zweyer Menschen einbildung es nicht thun können. [...]. Rationem nostrae linguae müssen wir ex hodierna nostra consuetudine [...] nemen, und daraus die regeln machen, die auf keinen andern grund gehen können (Fürst Ludwig 1646, in: Krause, Ertz 352; 353).

Es ist nun von Anfang der Welt [...] erhärtet, daß die Sprachen [...] auß den Büchern anfangs nicht erlemet; sondern daß die gewonheit sie gelehret, getrieben, erhalten. [...]. Sprachen können wir nicht machen, sie sindt schon. [...] der Gebrauch [...] muß den anschlag geben und nicht die Regel dem gebrauch, wieder aller Sprachen art, vorgeZogen, weil die Regeln aus dem gebrauch (Gueintz, in: Krause, Ertz 253-254).

ist Zwar war, daß oft ein Ding recht nach der Sprachlehre, aber nicht rein nach der art der Sprachen. [...]. Der Ursprung der Regeln kommt aus dem gebrauch und der gewonheit, und nicht der erste gebrauch aus den Regeln her. [...]. Ich habe den gebrauch, er [Schottelius] will aber erst einen machen (ders., in: Krause, Ertz 235; 256).

5.3.4.1. Äußerungen dieser und ähnlicher Art unterstellen den Analogisten die Haltung, den Gebrauch aus den Regeln herleiten zu wollen, wodurch diese dann logischer- und ausgesprochenerweise (vgl. obiges Zitat des Fürsten Ludwig) in den Verdacht geraten, zum Gelehrtenkonstrukt zu werden.³⁰ Die Frage, inwieweit dieser Vorwurf berechtigt ist, - ihm wurde zumindest von Harsdörffer (PT 3, 66) mit der These widersprochen, der Grammatiker gehe nach den Eigenschaften³¹ der Sprache und nicht nach eigenem Willen vor, - könnte nur durch einen in der Sprachgeschichtsschreibung bisher nicht geleisteten minutiösen Vergleich zwischen den Regeln der Grammatik und einem von der herrschenden Grammatik unabhängigen Corpus von Primärtexten beantwortet werden. Angesichts beiläufiger Äußerungen der Art, daß man sich (z.B.) in Fragen der Fremdwortbehandlung "nach der Welt richten" müsse, da diese "sich nach uns nicht richten wird" (Leibniz, ET 306), scheinen analogistische Sprachpflegevorstellungen in Konflikt mit den tatsächlich gegebenen Mög-

lichkeiten gestanden zu haben. Für die Lexikographie ist dieser Konflikt ohnehin deutlich. Kaspar Stieler's **Teutscher Sprachschatz** ist zum mindesten sehr stark ein auf die systematischen Potenzen des Wortbildungssystems und viel weniger ein auf dessen Norm bezogenes Wörterbuch (vgl. Reichmann 1989, 231-233). Schließlich fordert selbst Harsdörffer: "Wenn dieses beedes nicht anständig ist [bestimmte Wortgebräuche, O. R.] / muß man neue und der Spracheigenschaft gemässe Wörter erdichten / welche nachgehends durch die Gewohnheit beliebt werden / und in gemeinen Gebrauch gelangen " (MPE 3, 63).

5.3.4.2. In den Äußerungen des Fürsten Ludwig sowie von Christian Gueintz wundert die Radikalität, mit der der Sprachgebrauch als konstitutives und damit auch als unter- und entscheidendes Prinzip für das Sprechen und Schreiben wie für das Inventar und Regelsystem der Sprache erkannt ist und bejaht wird. Auch wenn man relativierend in Anschlag bringt, daß es sich um einen Gebrauch handelt, der mit der Vernunft einhergeht (Fürst Ludwig sowie Gueintz, in: Krause 276; 371) bzw. von dem vorausgesetzt wird, daß "die meisten Gelehrten" mit ihm eins sind (ebd. 365: Gueintz), so werden solche Bestimmungen doch eher nebenbei vorgetragen; sie stellen den Gebrauch als genuin soziologische Gegebenheit nicht in Frage; Gueintz bestätigt diesen Status sogar, indem er feststellt: "es [analogische Veränderungen, O.R.] hat kein keyser, oder mächtiger Herr jemals thun können" (in: Krause, Ertz 371). Die soziologische Auffassung des Gebrauchs wurde auch von den Zeitgenossen selbst als ungewöhnlich empfunden, denn z.B. Harsdörffer kritisiert, daß es bei der ganzen Auseinandersetzung nicht darum gehe, "was zu geschehen pfliget" (dies wirft er ja gerade seinen Gegnern vor), "sondern was geschehen sol", führt also das offensichtlich besonders zugkräftige kritische Argument gegen das soziologische ins Feld (in: Krause, Ertz 351).

Die Radikalität der Gebrauchsthese wundert vor allem deshalb, weil Gebrauch erstens, selbst man ihn sozial einschränkt, indem man ihn z.B. an die bildungstragenden Schichten bindet, immer auch Praxis mittlerer und unterer Schichten ist, und weil er zweitens, selbst man ihn festzuschreiben sucht, eine genuin geschichtliche Gegebenheit ist, also der fortwährenden Veränderung unterliegt. In einer Zeit, die stärkstens auf sozialschichtige Differenzierung wie auf Sicherung historischer Konstanz ausgerichtet ist, kann eine entschiedene Vertretung des Gebrauchsprinzips als im Gegensatz zu sonstigen, soziale Unterscheidungen und historische Konstanz sichern Instanzen befindlich begriffen werden.

5.3.4.3. Außer sprachtheoretischen Überlegungen gab es offensichtlich auch handfeste kulturgeographische und -politische Interessen, die die Gruppe um den Fürsten Ludwig zu so radikalen Stellungnahmen hat kommen lassen. Immerhin gehören die Vertreter der Gebrauchsthese ohne Ausnahme in den ostmitteldeutschen Bereich, in denjenigen Raum also, der von einer allgemeinen Akzeptierung der Ge-

brauchstheese wegen seiner führenden Rolle am meisten profitiert hätte. Spitzen gegen Schottelius, der nach der Formulierung von Gueintz (in: Krause, Ertz 260) "die Sachßenzunge nach der Meißner Art nicht gewehnet" ist³², blieben ebenso nicht aus³³ wie Verwahrungen des Schottelius gegen den Dominanzanspruch der Obersachsen nicht ausschließlich durch sein sprachtheoretisches Konzept vom Hochdeutschen als Sprache und allen Landschaftsvarianten als Dialekten (explicite AA bllr; 192; 174) geprägt sind, sondern auch polemische Züge enthalten:

Es ist sonst fast lächerlich / daß ein und ander / sonderlich aus Meissen / Jhnen einbilden dürfen / der Hochteutschen Sprache / jhrer Mundart halber / Richter und Schlichter zu seyn, ja so gar sich erkühnen / nach jhrem Hörinstrumente, und wie sie nach beliebter Einbildung jhre Anrede dehnen / schlenken / schöbeln und kneiffen / die Hochteutsche Sprache / auch in jhrer natürlichen unstreitigen Grundrichtigkeit zuendern / und solches als grosse Meisterstücke öffentlich als was köstliches [...] hervorzugeben (AA 158)³⁴.

Es paßt dazu, daß "als Reaktion auf das wachsende Ansehen und den Anspruch des Meißnischen auf Normgültigkeit [...] sich im 17. Jahrhundert vor allem im oberdeutschen und niederdeutschen Sprachgebiet ein kritisches Bewußtsein zur normtheoretischen Stellung der meißnischen Mundart [entwickelt]" (Josten 1976, S. 34). - Damit wäre zumindest die Entschiedenheit, mit der die Anomalie these von den Meißnern formuliert wurde, zum Teil auch aus der besonderen kulturpolitischen Situation des 17. Jahrhunderts herleitbar und die Analogie zusätzlich relativiert.

Literatur und Quellen

- Adelung, ADSS = Johann Christoph Adelung: Auszug aus der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Dritte, verb. Ausgabe. Berlin 1800.
- Adelung, DSS = Johann Christoph Adelung: Deutsche Sprachlehre für Schulen Fünfte [...] Aufl. Berlin 1806.
- Adelung, GWK = Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart [...]. 4 Bde Zweite, verm. und verb. Ausgabe. Mit einer Einführung und Bibliographie v. Helmut Henne. Hildesheim/New York 1970. Reprograf. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1793-1801. (Documenta Linguistica, Reihe II).
- Ahd. Wb. = Althochdeutsches Wörterbuch. [...] bearb. und hg. v. Elisabeth Karg-Gasterstedt und Theodor Frings. Bd. I: A und B. Bearb.: Siegfried Blurn [u.a.]. Berlin 1968.
- Arnold, KSP = Christoph Arnold: Kunst=spiegel [...]. Nürnberg 1649.
- Basedow, RTS = Johann Bernhard Basedow: Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der Teutschen Sprache. Kopenhagen 1759.

- Bellin, HR = Johann Bellin: Hochdeutsche Rechtschreibung; [...] Lübeck 1657. Nachdruck Hildesheim / New York 1973.
- Bellin SS = Johann Bellin: Etlicher der hochlöblichen Deutschgesinneten Genossenschaft Mitglieder [...] Sende-schreiben Ehrster teil; [...]. Hamburg 1647.
- Beyträge = Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. [...] Leipzig 1732-1733. [Nachdruck Hildesheim / New York 1970].
- Bodmer, WP = Johann Jacob Bodmer: kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie [...]. Zürich 1740. Faksimiledruck mit einem Nachwort v. Wolfgang Bender. Stuttgart 1966. (Deutsche Neudrucke. Reihe: Texte des 18. Jahrhunderts).
- Bodmer/Breitinger, DM = Johann Jacob Bodmer / Johann Jacob Breitinger. Die Diskurse der Mahlern. 4 Theile. Zürich 1723. Reprograph. Nachdruck Hildesheim 1969.
- Bodmer/Breitinger, MS 1; 2 = Johann Jacob Bodmer / Johann Jacob Breitinger: Der Mahler der Sitten. 2 Bde. Zürich 1746. Reprograph. Nachdruck Hildesheim / New York 1972.
- Breitinger, CA = Johann Jacob Breitinger: Critische Abhandlung Von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse. [...] Zürich 1740. Faksimiledruck. Mit einem Nachwort v. Manfred Windfuhr. Stuttgart 1967. (Deutsche Neudrucke. Reihe Texte des 18. Jahrhunderts).
- Breitinger, CD = Johann Jacob Breitinger: Critische Dichtkunst. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1740. Mit einem Nachwort v. Wolfgang Bender. Bd. 2. Stuttgart 1966. (Deutsche Neudrucke. Reihe Texte des 18. Jahrhunderts).
- Buchner, DT = August Buchners kurzer Weg=Weiser zur Deutschen Tichtkunst [...]. Jena 1663. Fotomech. Nachdruck der Originalausgabe.
- Comenius, JLR = Johannis Amos Comenij Eröffnete Güldene SprachenThür. [...] Hamburg 1642.
- Descartes, PP = Oeuvre de Descartes, publiées par Charles Adam et Paul Tannery. Vol. VIII: Principia philosophiae. Paris 1905. [Erstdruck Amsterdam 1644].
- Dill, Gerhard: Johann Christoph Adelungs Wörterbuch der 'Hochdeutschen Mundart'. Untersuchungen zur lexikographischen Konzeption. Frankfurt a.M. [etc.] 1991. (Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Bd. 1303).
- Dornblüth, Obs. = Observationes oder Gründliche Anmerkungen über die Art und Weise eine gute Uebersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen. [...] v. R. P. Augustino Dornblüth. Augsburg 1755.
- Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Hg. und bearb. v. Günther Drosdowski [...] Mannheim / Wien / Zürich 1984. (Der Duden in 10 Bänden, 4).
- DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bde. 1; 4, 1, 1; 11, 3. Leipzig 1854; 1878; 1936. [Nachdruck: München 1984].
- Frangk, TSO = Fabian Frangk: Teutscher Sprach Art und Eygenschaft. Orthographia [...]. Frankfurt a.M. [o.J.].
- Freyer, ATO = Hieronymus Freyer: Anweisung zur Teutschen Orthographie. Halle 1722.
- FWB = Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hg. v. Robert R. Anderson (für Bd. 1) / Ulrich Goebel / Oskar Reichmann. Bd. 1ff. bearb. v. Oskar Reichmann. Berlin / New York 1986ff.
- Gardt, Andreas: Sprachreflexion des Barock. Entwürfe von Böhme bis Leibniz (demnächst, 1994).
- Gardt, Andreas / Lemberg, Ingrid / Reichmann, Oskar / Roelcke, Thorsten: Sprachkonzeptionen in Barock und Aufklärung: Ein Vorschlag für ihre Beschreibung. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 44, 1991, 17-33.

- Garve, SEA = Christian Garve: Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. [...] Neue [...] verm. Aufl. Zweyter Theil. Leipzig 1802.
- Gottsched, BGM = Johann Christoph Gottsched: Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten. Proefschrift Utrecht. Door Johannes Hubertus Slangen. Heerlen [1955].
- Gottsched, DS = Johann Christoph Gottsched: Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst [...]. Leipzig 1762. In: Johann Christoph Gottsched. Ausgewählte Werke. Hg. v. P.M. Mitchell. Bd. 8, 1: Deutsche Sprachkunst. Berlin / New York 1978. (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts).
- Gueintz, DSE = Christian Gueintz: Christian Gueintzen Deutscher Sprachlehre Entwurf. Hildesheim / New York 1978. Nachdruck der Ausgabe Köthen 1641. (Documenta Linguistica, Reihe V).
- Harsdörffer, MPE 3 = Georg Philipp Harsdörffer: DELITIAE PHILOSOPHICAE ET MATHEMATICAE der Philosophischen und Mathematischen erquickstunden / Dritter Theil. [...]. Nürnberg 1692.
- Harsdörffer, NJ = Georg Philipp Harsdörffer: Nathan und Jotham [...]. 2 Bde. Neudruck der Ausgabe Nürnberg 1659, hg. und eingeleitet v. Guillaume van Gemert. Frankfurt 1991.
- Harsdörffer, PT = Georg Philipp Harsdörffer: Poetischer Trichter. Darmstadt 1975. Reprograf. Nachdruck der Originalausgabe Nürnberg 1650 (= Erster Teil), Nürnberg 1648 (= 2. Teil) und Nürnberg 1653 (= Dritter Teil).
- Harsdörffer, TS = Georg Philipp Harsdörffer: Der Teutsche SECRETARIUS: Das ist: Allen Cantzleyen / Studir- und Schreibstuben nutzliches / fast nothwendiges / und zum drittenmal vermehrtes Titular- und Formularbuch [...]. 2 Tle. Nürnberg 1656; 1659. [Reprografischer Nachdruck Hildesheim/New York 1971].
- Henne, Helmut: Semantik und Lexikographie. Untersuchungen zur lexikalischen Kodifikation der deutschen Sprache. Berlin / New York 1972. (Studia Linguistica Germanica 7).
- Herder, Fragm. = Johann Gottfried Herder: Über die neuere deutsche Literatur. [...]. 1766. 1767. Erste / Zweite / Dritte Sammlung von Fragmenten. In: Herders Sämmtliche Werke. Hg. v. Bernhard Suphan. Bd. 1. Berlin 1877, S. 131-548.
- Herder, AUS = Johann Gottfried Herder: Abhandlung über den Ursprung der Sprache. In: Herders Sämmtliche Werke. Hg. v. Bernhard Suphan. Bd. 5. Berlin 1891. [Original: Berlin 1772; 2 Theile].
- Hille, TP = Carl Gustav von Hille: Der Teutsche Palmbaum. [...]. Nürnberg 1647. Reprograph. Nachdruck München 1970. (Die Fruchtbringende Gesellschaft. Quellen und Dokumente in vier Bänden hg. v. Martin Bircher, Bd. 2).
- Hutter, OA = Elias Hutter: Öffentlich Außschreiben / An allgemeine Christliche Obrigkeit [...]. Nürnberg 1602.
- Hutter, ABC = Elias Hutter: Künstlich New ABC Buch. [...] Hamburg 1593.
- Ickelsamer, TG = Valentinus Ickelsamer: Ein Teütsche Grammatica. (Erste Ausgabe) [um 1534]. In: Vier seltene Schriften des sechzehnten Jahrhunderts [...] hg. v. Heinrich Fechner. Berlin 1882. Reprograf. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1882. Hildesheim / New York 1972. (Documenta Linguistica, Reihe V).
- Josten, Dirk: Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten. Sprachautoritäten. Sprachimmanente Argumentation. Bern / Frankfurt a.M. 1976. (Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Bd. 152)
- Kinderling, RDS = Johann Friedrich Kinderling: Über die Reinigkeit der Deutschen Sprache. [...] Berlin 1795. Fotomech. Nachdruck Leipzig 1977.

- Kramer, TID = Matthias Kramer: Das herrlich Grosse Teutsch-Italiänische Dictionarium. [...]. Erster Theil. Nürnberg 1700.
- Kramer, NHD = Matthias Kramer: Das königliche Nider-Hoch-Teutsch und Hoch-Nider-Teutsch Dictionarium. [...]. Nürnberg 1719.
- Krause, Ertz = Gottlieb Krause: Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. [...]. Hildesheim / New York 1973. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1855.
- Langjahr, ATS = Johann Jacob Langjahr: Kurzgefaßte [...] Anleitung Zu Leichter Erlernung der Teutschen Sprache. [...]. Eisleben 1697.
- Leibniz, ET = Gottfried Wilhelm Leibniz: Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben [...]. [Entstanden um 1682]. In: Paul Pietsch (Hg.): Leibniz und die deutsche Sprache. In: Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Beihefte, 4. Reihe, H. 29, 1907, S. 290-312.
- Leibniz, MC = Gottfried Wilhelm Leibniz: Meditationes de cognitione, veritate et ideis. In: C. J. Gerhard, Die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz, Bd. 4. Berlin 1880, S. 422-426. [Nachdruck Hildesheim 1965].
- Leibniz, UG = Gottfried Wilhelm Leibniz: Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache. [Entstanden um 1697]. In: Paul Pietsch [vgl. die vorige Angabe], S. 313-356.
- Leibniz, NE = Gottfried Wilhelm Leibniz: Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Nouveaux Essais sur l'entendement humain. [Entstanden 1704]. 2. Bd., 3. Buch. Hg. und übers. v. Wolf von Engelhardt und Hans Heinz Folz. Frankfurt 1961.
- Leser, Ernst: Fachwörter zur deutschen Grammatik von Schottel bis Gottsched. 1641-1749. In: Zeitschrift für Deutsche Wortforschung 15, 1913, 1-97.
- Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke. Erster Bd. A - M (1869-1972). Leipzig 1872. [Nachdruck Stuttgart 1979].
- Longolius, EtS = Johann Daniel Longolii [...] Einleitung zu gründlicher Erkäntniß einer ieden / insunderheit aber Der Teutschen Sprache [...]. Budissin [Bautzen] 1715.
- Ludwig, Klaus-Dieter: Markierungen im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch des Deutschen. Ein Beitrag zur Metalexikographie. Tübingen 1991. (Lexicographica, Series Maior 38).
- Nicolai, BZW = Friedrich Nicolai: Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland (1755). Hg. v. Georg Ellinger. Berlin 1894. (Berliner Neudrucke, 3. Serie, 2).
- Parn. Boicus = Parnassus Boicus, Oder Neu=eröffneter Musen=Berg [...]. Neunzehende Unterredung. München 1726.
- Ratke, VLL = Wolfgang Ratke: Die Verstehungslehrtlehre. In: Allunterweisung. Schriften zur Bildungs-, Wissenschafts- und Gesellschaftsreform. Hg. v. Gerd Hohendorf / Franz Hofmann. Bearb. v. Christa Breschke. Tl. 1. Berlin 1970, S. 363ff.
- Ratke, WG = Wolfgang Ratke: Die WortbedeutungsLehr Der Christlichen Schule. (nach 1630). In: Erika Ising: Wolfgang Ratkes Schriften zur Deutschen Grammatik (1612-1630) [...]. Berlin 1959, S. 269-318. (Dt. Akad. der Wissenschaften zu Berlin. Veröff. der Sprachwiss. Kommission 3).
- Reichmann, Oskar: Geschichte lexikographischer Programme in Deutschland. In: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Hg. v. Franz Joseph Hausmann / Oskar Reichmann / Herbert Ernst Wiegand / Ladislav Zgusta. Erster Teilbd. Berlin / New York 1989, 230-246. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 5, 1).

- Reichmann, Oskar: Deutlichkeit in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts. In: *Verborum amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag.* Hg. v. Harald Burger / Alois M. Haas / Peter von Matt. Berlin / New York 1992, 448-480.
- Reichmann, Oskar: Dialektale Verschiedenheit: zu ihrer Auffassung und Bewertung im 17. und 18. Jahrhundert. In: Klaus J. Mattheier [u.a.], Hgg.: *Festschrift für Werner Besch zum 65. Geburtstag (demnächst, 1993a).*
- Reichmann, Oskar: Die Konzepte von 'Deutlichkeit' und 'Eindeutigkeit' in der rationalistischen Sprachtheorie des 18. Jahrhunderts. [Demnächst] in: Andreas Gardt / Klaus J. Mattheier / Oskar Reichmann (Hgg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien.* Tübingen 1993b (demnächst). (Reihe Germanistische Linguistik).
- Richter, KA = Johann Gottfried Richter: *Kritische Anmerkungen zu des Herrn Rath Adelung deutscher Sprachlehre [...].* Königsberg 1784.
- Richter, TON = Daniel Richters *Thesaurus Oratorius Novus.* [...] Nürnberg 1660.
- Rist, RTH = [Johann Rist] *Baptistae Amati Vatis Thalosi Rettung der Edlen Theutschen Hauptsprache [...].* Hamburg 1642. In: Johann Rist. *Sämtliche Werke [...]* hg. v. Eberhard Manck. Berlin / New York 1982, S. 67-149. (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts).
- Roth, VDP = Albrecht Christian Roth: *Vollständige Deutsche Poesie / in drey Theilen [...]* Leipzig 1688.
- Schorer, USV = Christoph Schorer: *Der Vnartig Teutscher Sprach=Verderber.* [...] O.O. 1643.
- Schottelius, TS = Justi Georgii Schottelii *Teutsche Sprachkunst [...].* Braunschweig 1651.
- Schottelius, AA = Justus Georg: *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache.* 1663. Hg. v. Wolfgang Hecht. 2 Tle. Tübingen 1967. (Deutsche Neudrucke, Reihe Barock 11; 12).
- Schottelius, MOE = Justus Georg Schottelius: *Brevis et fundamentalis Manuductio ad Orthographiam et Etymologiam in Lingua Germanica. Kurtze und gründliche Anleitung Zu der RechtSchreibung Und zu der WortForschung in der Teutschen Sprache. [...].* Braunschweig 1676.
- Seidel, DN = Kaspar Seidel: *Didactica Nova: [...]* Einfältiger / kurtzer [...] Weg / einem Knaben zu der Lateinischen / auch anderen Sprachen [...] Anweisung zu thun [...]. Tübingen 1647.
- Slangen, s. Gottsched, BGM.
- Stieler, KL = Kaspar Stieler: *Kurze Lehrschrift Von der Hochteutschen Sprachkunst. [...].* In: Kaspar Stieler: *Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz.* In 3 Teilen mit einem Nachwort v. Stefan Sonderegger. 3. Tl. München 1968. [Original: Nürnberg 1691]
- Sulzer, ATK = Johann Georg Sulzer: *Allgemeine Theorie der schönen Künste* 2. Aufl. Leipzig 1792-1794. Reprint mit einer Einleitung v. Giorgio Tonelli. 4 Bde. Hildesheim 1970.
- Takada, Hiroyuki: J.G. Schottelius, die Analogie und der Sprachgebrauch. Versuch einer Periodisierung der Entwicklung des Sprachtheoretikers. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 13, 1985, S. 129-153.
- Thomasius, EV = Christian Thomasens [...] *Einleitung zu der Vernunft=Lehre [...]* Halle 1691. Reprograf. Nachdruck mit einem Vorwort v. Werner Schneider. Hildesheim 1968.
- Weitenauer, ZDS = Ignaz Weitenauer: *Zweifel von der deutschen Sprache [...].* Innsbruck 1772.
- Zedler, Johann Heinrich: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon.* Graz 1961. Photomech. Nachdruck der Ausgabe Halle / Leipzig (Bd. 10:) 1735.

- Zesen, HDH = Filip Zesens [...] Hoch=Deutscher Helikon [...]. Jena 1656. In: Philipp von Zesen. Sämtliche Werke [...] hg. v. Ferdinand van Ingen. Bd. 10, 1 [...] bearb. v. Ulrich Maché. Berlin / New York 1977, S. 1-78. (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts).
- Zesen, SÜ = [Philipp von Zesen] Ph. Caesiens Hooch=Deutsche Sprach=Übung [...]. Hamburg 1643. In: Philipp von Zesen. Sämtliche Werke [...] hg. v. Ferdinand van Ingen. Bd. 11. Berlin / New York 1974, S. 1-77. (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts).
- Zesen, Rose = Filip Zesens Rosen=mand [...]. Hamburg 1651. In: [wie Zesen, SÜ], S. 79-274.
- Zesen, HH = Filips von Zesen Hochdeutsche Helikonische Hechel [...]. In: [wie Zesen, SÜ], S. 275-402.

Anmerkungen

- 1 Laut Auskunft der großen historischen Wörterbücher des Deutschen: Ahd. Wb. 1, 1430; Lexer 1, 762; 2162; DWB 2, 313f.; 315; 4, 1, 1, 1820f.; 6, 2278f.; 11, 3, 628.
- 2 Dies klingt zum Beispiel im Vorwort des Herausgebers der Duden-Grammatik [...] an: "Die Duden-Grammatik [...] achtet darauf, daß Sprachgebrauch und kodierte Norm nicht auseinanderklaffen."
- 3 Vgl. zur Tradition der anomalistischen und analogistischen Sprachauffassungen: Josten 1976, S. 211-216; Takada 1985; demnächst (1994) Gardt; eine Beleggeschichte beider Termini im 17. und 18. Jahrhundert bringt Leser (1913, S. 8-9).
- 4 Jeweils diejenigen Schriften, die zitiert oder auf die referierend eingegangen wird.
- 5 Alle Syntagmen sind in ihre lexikographische Normalform und in die Duden-Orthographie umgesetzt; ihre graphische Kennzeichnung erfolgt durch Kursivdruck, während Zitate in Anführungszeichen stehen. Bei der Reihenfolge der Syntagmen mischen sich Gesichtspunkte ihrer grammatikalischen Form mit zeitlichen Gesichtspunkten (früher vor später) und solchen ihrer inhaltlichen Zusammengehörigkeit; den Hintergrund der Anordnung liefert das FWB.
- 6 Man fühlt sich angesichts solcher Formeln natürlich an die Gebrauchstheorie Ludwig Wittgensteins erinnert; diese kann dennoch nicht in eine historische Linie insbesondere mit der aufklärerischen Dominante der Gebrauchsauffassung des 17. und 18. Jahrhunderts gebracht werden; sie steht sogar im Gegensatz zu ihr.
- 7 Das Zitat lautet: "Die Wörter sind in ihrem Gebrauch und Wesen betrachtet nichts anderes, als den Sinnen vernehmliche Zeichen unserer Begriffe" (Breitinger, CD 289).
- 8 Dabei sind allerdings die in Abschn. 5 herausgearbeiteten Relativierungen zu beachten.
- 9 Der ganze Gegensatz zwischen Herders Sprachauffassung und derjenigen der rationalistischen Linie der Aufklärung zeigt sich auch in Fragm. 161; AUS 1, 75.
- 10 Verwiesen sei auf Schroeter 1970 (für Steinbach), Henne 1972 und Dill 1992 (jeweils für Adelung), Ludwig 1991 (für die Tradition Adelung, Campe, Sanders, Gegenwart).
- 11 Zesen, SSK 427, redet von "küchen= und schmiede-jungen".
- 12 Belege z.B. bei Gueintz (in: Krause, Ertz 365); Schottelius, AA 98; 135; 427; Bellin, HR bllr; Breitinger, CD 201; 226; Bodmer/Breitinger, DM 1, F 4r/v; Beyträge 1, 78; Gottsched, BGM 43; vgl. ferner die Dokumentation bei Josten 1976.
- 13 Bellin spricht in Anlehnung an Schottelius vom "klügelwillige[n] argwon der Neuerung" (HR)(IIIv).

- 14 Auch Kinderling (RDS 34) gebraucht dieses Wort und beklagt, daß "der Eigensinn des Gebrauchs [...] sich nicht allemahl durch Gesetze bestimmen [lasse]".
- 15 Belege z.B. bei Schottelius, AA 10; 31; 133; 148; 150; 183; 187; 189; 190; Richter, KA 87; Breitinger, CD 201; 343; 355; Gottsched, DS 43; ders., BGM 43; Adelung, DSS 483.
- 16 Vgl. zum Problem ausführlich auch: Gueintz, in: Krause, Ertz 253; Seidel, DN 24ff.; Longolius, EtS 495ff.
- 17 Vgl. z.B. AA bv; 94; 160; 189; 190; 197; 397; MOE 220; weitere, allerdings weniger häufig gebrauchte Termini finden sich systematisch zusammengestellt bei Takada 1985, S. 151.
- 18 Eine Beleggeschichte bringt Leser 1913, S. 8-9, darunter einige Definitionen.
- 19 Weiteres dazu bei Josten 1976, S. 178-179.
- 20 Das rationalistische Deutlichkeitskonzept wird mit allen in diesem Artikel angesprochenen Eigenschaften in meinen Artikeln 1992 und 1993b behandelt und mit zeitgenössischen Äußerungen belegt.
- 21 Vorstufen dieser Auffassung im 16. Jh. dokumentiert mit interessanten Belegen Josten 1976, S. 172-175.
- 22 Die Einengung der Argumentation auf die Rechtschreibung hat weder hier noch in den weiteren Zitaten eine Bedeutung für die Konzeption des Gebrauches, da dasjenige, was für den Randbereich 'Rechtschreibung' gilt, erst recht für die zentralen Funktionsbereiche des Gebrauchs gilt, vgl. dazu Josten 1976, S. 38; 184.
- 23 Dieser Terminus ist hier nicht im fremdsprachenpuristischen, sondern im varietätenpuristischen Sinne von grammatischer und stilistischer Regelmäßigkeit zu verstehen (vgl. Gardt u.a. 1991, 25).
- 24 Ähnlich verbindlich bzw. widersprüchlich äußert sich Gottsched, z.B. in DS 42/3; auf S. 781 dieses Werkes hat Gottsched die Unvereinbarkeit von *Sprachkunst* und *Gewohnheit* (bei ihm ebenso üblich wie *Gebrauch*) klar erkannt; als *Richterin* fungiert die Kritik, was wiederum belegt, daß im Konfliktfall gegen den Gebrauch entschieden wird.
- 25 Zur Behauptung bzw. Anerkennung dieser These vgl. z.B. Gueintz, in Krause, Ertz 255; 371; Schottelius, AA 397; Leibniz, UG 52; Freyer, ATO 19.
- 26 Weitere Belege z.B. bei Stieler, KL 28; Garve, SEA 344.
- 27 Schottelius spricht immer wieder vom "angenenommenen guten Gebrauch" (z.B. AA 197; 397); er definiert ihn außer durch das Gebrauchskriterium 'bekannt' bezeichnenderweise auch durch das Analogiekriterium 'der Ausrede nicht zuwider' bzw. "dem Ausspruch nicht gar abstimig" (MOE 17/18); speziell für Fremdwörter fordert er (gegen den Gebrauch) eine Schreibung, "wie es ihr Ursprung erfordert" (MOE 31). Für die Vertreter der Gebrauchstheorie waren Gebrauch und Vernunft ohnehin miteinander verbunden (vgl. Fürst Ludwig, in: Krause, Ertz 276: "schreibet wie euch lehrt Gewohnheit und vernunft").
- 28 Es spielt dabei keine Rolle, daß dieses Urteil in dieser einfachen Form nicht stimmt (Belege und Literatur bei Slangen, S. 263; 303); die Nachweise über den tatsächlichen Gebrauch der Wörter und Wortformen finden sich bei Slangen im Anhang zu seiner Ausgabe von Gottsched, BGM, 244-398.
- 29 Gedacht ist hierbei insbesondere an Christian Weise (vgl. Josten 1976, S. 185f.); ansonsten dominiert die Gruppe derjenigen, die den Gebrauch als Sprachpflegekriterium unterschiedlich konsequent ablehnen oder einschränken, sehr stark: C.A. Hager, S. Butschky, J. Girbert, G. Neumark, G.W. Leibniz, M. Zeiller, J. Clausberg, J. Bellin, J. Rist, J. Bödiker, Ph. von Zesen, J.M. Schneuber, J. Prasz; zur bibliographischen Erschließung vgl. Josten 1976, S. 185-210.
- 30 Wiederum sei auf die Zusammenstellung Jostens verwiesen (1976, S. 278-210)

- 31 Auch Schottelius bezieht sich nach seinem Selbstverständnis durchgehend auf die der Sprache inhärenten *Eigenschaften* und wehrt sich mehrfach explizit gegen *Einfälle*, *Träume* (z.B. AA 190).
- 32 Zu solchen Spitzen zählen auch fein abwertende Distanzierungen wie "ihre Grundrichtigkeit" oder das Faktum, daß als Beispiele für getadelte Neuwortbildungen ausgerechnet zentrale Komposita von Schottelius, nämlich *kunstrichtig* und *gleichgütig*, genannt und mit Ausdrücken wie *hertztraurig* in eine Reihe gestellt werden (Fürst Ludwig, in: Krause, Ertz 353/4).
- 33 Man vgl. auch die scharfe Attacke des Fürsten Ludwig gegen Philipp von Zesens etymologisches Schreibprinzip (in: Krause, Ertz 276; 424).
- 34 Zu Harsdörffer vgl. folgende Äußerung: "Schließlich will der Ordnende [Gueintz] die Gewohnheit allen richtigen Ursachen vorziehen: Wan man das wil behaupten, so müßen wir alles, wie es vor 100 und mehr Jahren gewesen, behalten, und hat der Streit ein ende. Es ist aber eben die Frage: Ob die Gewohnheit so oder so Zu Schreiben richtig sei?" (in: Krause, Ertz 374).

Emil Skála (Prag):

Die Zweisprachigkeit auf dem Gebiet der Tschechoslowakei

Das Gebiet der Tschechoslowakei war seit dem 12. Jahrhundert ein mehrsprachiges Land. Das gilt auch für andere Länder, für die meisten in Europa sogar. Die Sprachverhältnisse und die Nationalitäten erscheinen seit dem Frühmittelalter als ein bedeutender Faktor der Sozial-, der Kultur- und der Rechtsgeschichte.

Besonders in Böhmen, dem größten Land der böhmischen Krone, das markant in den Westen vorgeschoben und vom deutschen Element umgeben ist, sind manche Einrichtungen des Rechts, der Wirtschaft und der Kultur das Ergebnis dieser Situation. Die tschechisch-deutsche Sprachgrenze war und ist die längste von allen Sprachgrenzen, die das Deutsche mit seinen Nachbarn hat; sie ist auch heute über tausend Kilometer lang und ist länger als die deutsch-französische oder die deutsch-italienische, um die zwei zahlenmäßig stärksten Nachbarsprachen des Deutschen zu nennen.

Die scharfe deutsch-tschechische Rivalität spielte sich keineswegs auf der kommunikativen Funktion der beiden Sprachen ab; sie griff auf andere Ebenen über. Die intensiven Sprachkontakte führten zur Herausbildung des mitteleuropäischen Sprachbundes, dessen Zentrum das Deutsche und das Tschechische bildet. Die Sprachentwicklung läßt in der Regel keine scharfe Abgrenzung zu. Sprachveränderungen gehen allmählich vor sich. Nur auf der lexikalischen Ebene können verschiedene aktuelle Entlehnungen plötzlich auf der Szene erscheinen. Eine andere Problematik entsteht freilich durch radikale politische Veränderungen, wo eine Sprache von einer anderen unterdrückt wird. Die Theorie der Sprachbünde ist in den dreißiger Jahren von der Prager Schule durch N. S. Trubetzkoy und R. Jakobson entwickelt worden.¹ Die meisten Untersuchungen haben bisher dem balkanischen Sprachbund gegolten. Das phonologische System des Tschechischen besitzt mehr Gemeinsamkeiten mit dem Deutschen als mit dem Russischen, obwohl Tschechisch und Russisch der slawischen Sprachfamilie angehören. Auch sind deutsche und tschechische lexikalische Bedeutungen in weitgehend identischen Sprachbünden verknüpft.

Wie wirkte die Zweisprachigkeit auf das Zusammenleben verschiedener Ethnika? Schon 1125 tritt uns in der lateinischen Chronik des Prager Kanonikus Cosmas, in der Chronika Bohemorum, Gehässigkeit gegen "Ausländer" entgegen; es handelt sich um den ersten Beleg dieser Art in Mitteleuropa. Diese "Ausländer" waren deutsche und romanische Ansiedler und Kaufleute in Böhmen, die wirtschaftliche Sonder-

rechte besaßen. In Prag entstand im 12. Jh. neben dem kleinen vicus Theutonicorum an der Peterskirche auf dem Poric außerhalb der Stadtmauer bereits eine bedeutendere deutsche und jüdische kaufmännische Siedlung im oder am Teynhof in der Altstadt. Die Mehrheit der Altstädter Bürger waren im 12. Jh. noch Tschechen. Die Prager Altstadt war eine städtische Siedlung bereits vor der deutschen Kolonisation im 13. Jh., die in den Jahren 1240 - 1260 gipfelte und das ganze 13. Jh. vor sich ging. In der ersten Hälfte des 14. Jhs. ist in Böhmen mit gut einem Viertel deutschsprachiger Bevölkerung zu rechnen, das geschlossene deutsche Sprachgebiet war jedoch erst kaum halb so groß wie im frühen 19. Jh., wo die Eindeutschungen des tschechischen Sprachgebiets zum Stillstand kamen und wo es durch Manufakturgründungen zum Zuzug tschechischer Arbeiter in die Städte kam, die in der Regel in der Oberschicht deutschsprachig auch im geschlossenen tschechischen Sprachgebiet waren. Bereits das 14. Jh. bedeutete eine Erstarkung der tschechischen Sprache, die als einzige slawische Sprache voll in die westeuropäische Kultur und Literatur seit dem 13. Jh. mit eigener hochentwickelter Schriftsprache integriert wurde und die im 14. Jh. in Böhmen, Mähren, Schlesien und in der Slowakei in den Stadtbüchern neben lateinischen und deutschen Eintragungen erscheint und auch in Urkunden zur Geltung kommt.

Parallel damit läuft die deutschsprachige Kultur in Böhmen, die so bedeutende Werke wie "Wilhelm von Wenden" von Ulrich von Etzenbach hervorbrachte, das 8358 Verse zählt und Anfang der 1290er Jahre entstanden ist.² Die Bezeichnung "Wenden", "windisch" bezieht sich generell auf die slawische Bevölkerung zwischen der Adria und der Ostsee und ist auch in sehr zahlreichen Ortsnamen belegt. Im Slowakeideutschen werden die Slowaken die Binduschen, d.h. "Wendischen, Winden" genannt, adjektivisch "bendusch, bindusch".³ In Ortsnamen in der Slowakei: Windisch Litta /Lutila bei Kremnitz/, Windisch Nußdorf /Dolné Orešany bei Tyrnau/, Windisch Proben /Slovenské Pravno im mittelslowakischen Hauland/, Windschendorf /Slovenská Ves in der Zips/ und Windschendorf /Slovany, Kreis Martin/. Ein literarisches Denkmal von europäischem Rang ist der "Ackermann aus Böhmen" und sein tschechisches Paralleldenkmal "Tkadleèek" vom Anfang des 15. Jhs.

Die Niederlage der Protestanten in der Schlacht am Weißen Berg im Jahr 1620 und die Verneuerte Landesordnung im Jahr 1627 führten bald zur Bevorzugung des Deutschen. Dazu kam noch ein relativer Bevölkerungsüberschuß in den Randgebieten Böhmens und Nordmährens sowie Südschlesiens, die zum größten Teil deutschsprachig waren. Der Prozeß der Provinzialisierung des Landes setzte schon in der 2. Hälfte des 17. Jhs. ein und wurde durch den Wiener Zentralismus des 18. Jhs. bekräftigt. Träger der deutschen Sprache waren die Beamten und das Bürgertum. Das Deutsche war die Sprache der Verwaltung, der Wirtschaft und des Handels. Die tschechische Landbevölkerung wurde allerdings von der Expansion der deutschen

Sprache kaum betroffen. Zwei Drittel der Bevölkerung Böhmens sprachen zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach wie vor tschechisch, wie aus dem kurios betitelten Werk von Antonin Frozin "Obrovistě Mariánského atlantu" (1704) hervorgeht. Die Angaben dieses Pilsener Bürgers sind authentisch: er war dreieinhalb Jahre täglich unterwegs, um alle Orte Böhmens persönlich kennenzulernen und deren Sprachzugehörigkeit zu erfragen.⁴ Über die Sprachgrenzverschiebungen in seiner Heimat war er genau unterrichtet. - Mit der Dynamik der Sprachgrenze in Böhmen sowie in Mähren und Schlesien haben wir uns in den Germanistica Pragensia V und VI beschäftigt.⁵ In der Germanistik der deutschsprachigen Länder ist diese Problematik immer noch kaum bekannt.

Vor der Aufklärung spielte das Deutsche in den böhmischen Ländern eine zweit-rangige Rolle; der Adel war als führende gesellschaftspolitische Schicht nur zum Teil deutschsprachig und orientierte sich im Unterschied zum Adel im protestantischen Deutschland, der von Frankreich beeinflusst war, an italienischen und spanischen Vorbildern.

Die Aufklärungsarbeit unter dem Volke war von Anfang an mit einem sprachlichen Programm verbunden. Die erste deutschsprachige gelehrte Zeitschrift in Österreich erschien nicht in Wien, sondern in Olmütz - "Monathliche Auszüge", die jedoch nach zwei Jahrgängen (1747 und 1748) eingestellt werden mußte. Auch die Societas incognitorum eruditorum in Olmütz wurde aufgelöst. Diese Zeitschrift ging in der kurzen Zeit ihrer Existenz von einer Sprache süddeutschen Charakters zur Norm Gottscheds über⁶, ein Nachweis, wie schnell und stark Gottscheds Grammatik in Österreich wirkte. Im katholischen Süddeutschland und in Österreich fehlten zuerst im jesuitischen Barock systematische Bemühungen um eine gezielte Sprachpflege. Im Jahre 1749 war Gottsched in Wien und wurde huldvollst von der Kaiserin in Audienz empfangen. Er riet seinen Wiener Freunden, eine ähnliche wissenschaftliche Akademie zu schaffen wie die in Olmütz. Hofrat Scheib schrieb ihm aber darauf die bemerkenswerten Worte: "Was soll ich nun auf Dero sehr begründeten Beweise, allhier eine deutsche Gesellschaft stiften zu können, antworten? Man ist hier der einhelligen Meinung, daß es unmöglich sei. Dero starkes Argument von der Mährischen Gesellschaft zu Olmütz ist über einen Haufen ... Lernt man Deutsch, so leidet das Latein."⁷ Während Christian Thomasius schon 1687 an der Leipziger Universität deutsch zu lesen beginnt, war im rekatholisierten Prag Karl Heinrich Seibt erst 1764 der erste Nichtjesuit und Laie, der dort seit dem Dreißigjährigen Krieg Vorlesungen halten durfte.⁸ Er hat in Leipzig bei Gottsched und Gellert studiert und war in Prag der erste, der deutsch zu lesen begann. Im Jahre 1782 wurde Latein als Unterrichtssprache an der Prager Universität abgeschafft und das Deutsche als offizielle Sprache der Habsburger Monarchie in allen Vorlesungen und Prüfungen eingeführt. Nach der Auflösung des Jesuitenordens im Jahre 1773, der das Tschechische als Sprache der Ketzler

stets mit Mißtrauen behandelte, ist in Prag 1791 auch ein Lehrstuhl für tschechische Sprache und Literatur errichtet worden.⁹ Die Aufklärung in Böhmen ergriff beide Völker. Die große Ausstrahlungskraft Seibts auf seine Schüler und Zeitgenossen schildert sein späterer Kollege an der Prager Universität Franz Xaver Niemetschek: "Bekannt mit den Schätzen der aufblühenden Literatur der Deutschen, genährt von den Grundsätzen der geläuterten Philosophie und mit einem reizenden Vortrag ausgerüstet, wußte dieser Mann auf die emporstrebenden Geister der böhmischen Jugend die kräftigste Wirkung zu machen. Alles schien so neu, so faßlich, so schön, was aus seinem Munde floß; daher drängte sich alles, was Geist und Wißbegier hatte, in seinen Hörsaal. Seine Worte und Lehren wurden mit enthusiastischer Begierde aufgenommen; und die erste Frucht davon war, daß man in Prag ein reines Deutsch zu sprechen und deutsche Schriftsteller zu lesen anfang. Gut reden hieß Seibtisch reden." Und Niemetschek schließt mit dem Satz: "Seibts Erscheinung war gleichsam das Signal für das Erwachen mehrerer Männer voll Geisteskraft, Kenntnis und Wißbegier!"¹⁰ - Diese Stelle ist zugleich der erste, bisher nicht beachtete Beleg, wo die Reinheit des Prager Deutsch mehr als ein halbes Jahrhundert vor Karl Müllenhoff gepriesen wird.¹¹

Es ist P. Trost in der Ablehnung der Meinung von E. Schwarz zuzustimmen, der meinte, daß der Ruf des besten Deutsch in Prag von der falschen Lehre Müllenhoffs komme¹², daß die neuhochdeutsche Schriftsprache am Hofe Karls IV. in Prag entstanden sei.¹³

Dieses Zeugnis Niemetscheks ist hervorzuheben, da es von der germanistischen Linguistik bisher überhaupt nicht zur Kenntnis genommen wurde!

Das Problem der Sprachrichtigkeit enthält auch in der josefinischen Aufklärung zwei begrifflich trennbare Momente: die Befugnisse des Sprachlehrers gegenüber dem Sprachgebrauch und das Verhältnis der Schriftsprache zu den Mundarten. Die autoritativen Vorstellungen Gottscheds wurden zuerst in der Kayserlichen Deutschen Grammatik Johann Balthasar von Antespergs, die 1747 in Wien erschien, korrigiert. Antesperg stand schon in den dreißiger Jahren mit Gottsched in Verbindung und war Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Seine Grammatik ist insofern selbständig, als sie neben den Gottschedschen Formen und Regeln auch österreichische Varianten angibt.¹⁴

Im Jahre 1754, also 6 Jahre nach dem Verbot der Olmützer Zeitschrift "Monathliche Auszüge", erschienen "Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst zum Gebrauche der Österreichischen Schulen" vom Professor der deutschen 'Wohlredenheit' an der Wiener Universität, Johann Siegmund Valentin Popowitsch. Er war Slowene aus der Untersteiermark von Geburt. Daher ist es sehr begreiflich, daß bei ihm, dem Sprachfremden, wie M. H. Jelinek formuliert, die grammatische Erwägung eine weit größere Rolle spielte als das Sprachgefühl. "Er

bestreitet auch Gottscheds Meinung von der Vollkommenheit der gegenwärtigen Sprachverfassung und richtet Angriffe gegen die Obersachsen, hebt die Richtigkeit der niederdeutschen Aussprache hervor und rühmt die Vorzüge der oberdeutschen Mundarten. Die österreichische und die steirische Mundart seien nicht nur älter, sondern auch reiner als das Hochdeutsche."¹⁵

Die Grammatik von Popowitsch war die bedeutendste deutsche Grammatik im 18. Jh. in Österreich. Popowitschs Forderung einer einheitlichen Sprachnorm auf dem ganzen deutschsprachigen Gebiet hat auch in Böhmen Schule gemacht, vor allem bei den deutsch schreibenden Intellektuellen, später freilich auch in den Ansätzen zu einer theoretisch begründeten Grammatik des Tschechischen.

Der umfassende gesellschaftliche Prozeß der sogenannten tschechischen Wiedergeburt wurde durch die Bauernbefreiung und die Industrialisierung ausgelöst. Um 1750 erreichte die tschechische Schriftsprache ihren Tiefpunkt. In dieser Zeit gab es Stimmen, daß die tschechische Sprache untergehen werde. Meistens handelte es sich um deutsche Adelige oder Bürgerliche, die ähnliche Ansichten vertraten. Das tschechische Landvolk und die Handwerkerschaft waren jedoch keineswegs umfassend bilingual, sondern einsprachig. Auch dem Begründer der wissenschaftlichen Bohemistik, Josef Dobrovsky, 1753-1829, haftete noch Skepsis gegenüber dem Tschechischen als Literatursprache an. Sein "Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache", die erste wissenschaftliche Grammatik des Tschechischen, schrieb er noch 1809 in deutscher Sprache. In der ersten Phase der tschechischen Wiedergeburt entstand das erste und letzte Mal in jahrhundertelangen deutsch-tschechischen literarischen Beziehungen eine Situation, in der man die deutschsprachigen Werke als Teil der tschechischen Kultur und Literatur, die auch von Tschechen z.T. deutsch geschrieben wurde, ansehen kann.¹⁶

Eine ähnliche Situation entstand in der Zeit des Josefinismus auch in anderen kompakt katholischen Ländern, z.B. in Krain, Kärnten, der Steiermark und Kroatien. Der Grund für gerade diese Entwicklung in den drei slawischen Sprachen liegt in der besonders intensiven Gegenreformation, die eine zähe lateinische und außerdem noch eine zusätzliche staatskirchliche deutschsprachige Tradition entwickelte.¹⁷ Die slawischen Nationalsprachen dienten in der Barockzeit vor allem als Werkzeug der gegenreformatorischen Propaganda.¹⁸

Die erste Phase des Wiederaufstiegs der tschechischen Sprache bedeutete eine Belebung der sprachlichen Werte des 16. Jhs. In der zweiten Phase der Aufwertung der tschechischen Sprache kam es zur Auffüllung des fehlenden Wortschatzes in allen Fachbereichen. Typisch für diese Zeit ist die Verdrängung deutscher Lexik im Tschechischen durch Neologismen und sehr zahlreiche Lehnübersetzungen. Während das Russische zahlreiche deutsche Lehnwörter bis heute besitzt, sind sie im Tschechischen seit der Epoche der Wiedergeburt undenkbar. In lexikalischer Hinsicht

ist das Tschechische die "slawischste" von allen slawischen Sprachen. Josef Jungmann lieferte mit seinem fünfbandigen Tschechisch-deutschen Wörterbuch (1835-1838) und mit seinen anspruchsvollen Übersetzungen Miltons, Chateaubriands, Goethes und Schillers den theoretischen und praktischen Beweis für die Ebenbürtigkeit der tschechischen Literatursprache mit der deutschen.

Die Aufwärtsentwicklung der tschechischen Sprache war besonders in Böhmen seit den dreißiger Jahren des 19. Jhs. deutlich. In Mähren und in Schlesien war die Entwicklung weniger dynamisch, weil in diesen beiden Ländern die Städte länger deutsch blieben als in Böhmen. Am kompliziertesten war die Situation in der Slowakei. Bis in die erste Hälfte des 19. Jhs. benützte man in der Slowakei die tschechische Schriftsprache mit slowakischen lexikalischen Elementen. Bereits Ende des 18. Jhs. hat Anton Bernolák versucht, die slowakische Schriftsprache auf der Basis des Westslowakischen zu kodifizieren. Diese Kodifikation setzte sich jedoch nicht allgemein durch. Die Protestanten in der Slowakei benützten auch weiterhin die tschechische Schriftsprache, die seit der Herausgabe der Kralitzer Bibel (1579-1593) in Kralice bei Brünn in Mähren stabilisiert war. Feste Fundamente für die slowakische Schriftsprache schuf auf der Basis des Mittelslowakischen um Banská Bystrica (Neusohl) und Zvolen (Altsohl) L. Štúr. Diese Norm wurde im Jahre 1851 als slowakische Schriftsprache anerkannt. Štúr war in der Tschecho-slawischen Gesellschaft in Preßburg bis 1837 tätig, nach ihrer Auflösung durch die ungarischen Behörden im Slawischen Institut in Preßburg. Als Antwort auf seine Persekution veröffentlichte er "Klagen und Beschwerden der Slawen in Ungarn über die gesetzwidrigen Übergriffe der Magyaren", Leipzig 1843, und "Das neunzehnte Jahrhundert und der Magyarismus", Wien 1845. Štúr war - wie auch andere Vertreter der slowakischen Bewegung in Ungarn, z.B. M. M. Hodza und J. M. Hurban, dreisprachig: slowakisch, deutsch und ungarisch. Viele Slowaken studierten in dieser Zeit an der Universität in Halle. Die deutsche Sprache erscheint in der Slowakei in Urkunden seit 1319: Kunigund die Körperin von Preßburg schreibt an die Abtei Heiligenkreuz in Niederösterreich. In Kaschau gibt es allerdings schon im Jahre 1307 eine deutsche Abmachung der Kürschner über Zusammenarbeit in der Zunft, die in einer Abschrift aus dem 15. Jh. erhalten ist.¹⁹ In allen Bergstädten der Slowakei gibt es deutsche Stadtbücher aus dem 14. und 15. Jh. Auch in königlichen Städten gibt es eine reiche deutschsprachige Überlieferung, in jahrhundertelanger Kontinuität.²⁰ Als Beispiel sei Bardejov/Bartfeld erwähnt, wo deutsche Texte von 1425 an bis ins 20. Jh. überliefert sind, oder Rožňava/Rosenau im Slowakischen Erzgebirge. Das älteste Stadtbuch dieser Bergstadt ist von 1486 bis 1713 deutsch geschrieben, danach ungarisch. Das Frühneuhochdeutsche in der Slowakei ist ähnlich wie in Böhmen, Mähren oder Schlesien voll in den überlandtschaftlichen Schreibusus integriert, da es primäre Schriftregionalismen in der Regel ausschließt.

Der Josephinismus, der mit Hilfe eines Staatskirchentums und der deutschen Sprache einen deutschsprachigen Einheitsstaat in der ganzen Monarchie schaffen wollte, scheiterte an zahlreichen Widerständen. Gleich nach seinem Tode kam es in Ungarn zur Entstehung der ersten Gesetze zu Gunsten des Ungarischen auch in Gebieten, die von Nichtungarn bewohnt waren, in den Jahren 1790-91 und 1792. In der Slowakei kam es zur Magyarisierung des Schulwesens und der Kirche, die nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich im Jahre 1867 noch konsequenter angestrebt wurde. Daniel Rapant widmete diesem Phänomen zwei fundierte Werke, die die Zeit zwischen 1740-1790 und 1790-1840 behandeln.²¹

Wie war das Deutsch in Böhmen, dem fortgeschrittensten Land der Monarchie, im 19. Jh.? Das Deutsch der Wiener Beamenschaft war für die Beamten und Offiziere in der ganzen Monarchie mustergültig, aber das gesprochene Deutsch in Böhmen war sehr mannigfaltig. Die Umgangssprache in den Städten war im deutschen Sprachgebiet mundartlich gefärbt, in einigen Regionen, z.B. im Egerland, sehr stark. Auf dem Lande wurde die Mundart gesprochen. Die einzelnen deutschen Mundarträume in Böhmen wiesen große Unterschiede auf und waren nicht immer eine bloße Fortsetzung der Mundartverhältnisse im benachbarten Deutschland. Als ausgeprägteste deutsche Mundartlandschaft galt das Egerländische. Die engsten Beziehungen zu Wien besaßen die mährischen Städte, vor allem Brünn, das als Vorort von Wien galt, und Znaim. In der Slowakei richtete sich die Magyarisierung nicht nur gegen die Slowaken, sondern auch gegen die Deutschen. In manchen Städten entwickelten sich in dieser Zeit verschiedene Modalitäten der Dreisprachigkeit. Das gilt auch für Preßburg.

Das ganze 19. Jh. wurde die ganze Monarchie von nationalen Spannungen beherrscht. Natürlich gab es auch das Streben, sie auf landespatriotischer Ebene zu überwinden. Typisch für diese Situation waren die Prager Schillerfeiern von 1859, die letzte gemeinsame deutsch-tschechische Schillerfeier. Der österreichische Absolutismus befand sich in einer tiefen Krise; Österreich stand vor dem Eintritt in die "liberale Ära". Der deutsch-österreichische Liberalismus in Böhmen hat in dieser Zeit noch vergeblich versucht, die Bildung einer selbständigen tschechischen Nation aufzuhalten. Die Redner beider Nationalitäten haben sehr versöhnliche Festreden gehalten. Die eigentliche Feier sah anders aus, wie aus den Memoiren des Professors der deutschen medizinischen Fakultät E. H. Kisch hervorgeht, der an der Schillerfeier der Universität teilnahm - "Erlebtes und Erstrebtes", Stuttgart-Berlin 1914.167 ff.: "Nach der Beendigung des Umzugs und der Festreden ging es noch rasch in die Gerstengasse, wo im Apollosaal ein feierlicher Kommers stattfand, an dem - sonderbar genug - Deutsche und Tschechen mit vom Fackelruß geschwärzten Gesichtern teilnahmen. Eine kühle Stimmung herrschte bei diesem offiziellen, gezwungenen Zusammensein der Studenten beider Nationalitäten, auf der Straße kam es aber bereits zwischen

beiden zu Streitigkeiten, auch zu Tötlichkeiten. Mit dieser Differenz nach der Schillerfeier war die nationale Scheidung an der Universität tatsächlich vollzogen, wenn auch die Alma mater noch durch mehrere Jahre eine gemeinsame blieb.²² Zur Trennung der Prager Universität in eine tschechische und eine deutsche kam es bekanntlich erst 1882.

In dieser Zeit entstand in Prag das Prager Deutsch seiner letzten Epoche, das immer noch recht unterschiedlich bewertet wird. "Das Vorbildliche" am Prager Deutsch des 19. Jhs. bestand nur in der genauen Anwendung der normierten Schriftsprache und in einer besonderen Aussprachenorm. Die Aussprache des Prager Deutsch machte zusammen mit dem geblühten Stil den sogenannten "Prager Schmock" aus, über den sich E.E. Kisch lustig macht. Die gesellschaftliche Funktion all dieser Formen war jedoch nach 1861, wo ein neu gewählter tschechischer Stadtrat die Stadtverwaltung übernahm, in unaufhaltsamem Rückgang begriffen. Die deutschsprachige Bevölkerung sank gegen Ende des Jhs. unter 5%, wovon mehr als zwei Drittel deutschsprachige Juden waren.²³

In dieser Verfallszeit des Prager Deutsch entstand in Prag eine deutschsprachige Literatur ersten Ranges, nämlich in den Werken eines Werfel, Rilke, Meyrink, Kafka, Brod, um nur einige Autoren zu nennen. Auch die tschechische Literatur und Kultur wuchs schnell über regionale Maßstäbe hinaus. Eine europäische Sprache von Rang war nicht mehr länger bereit, in der Monarchie als Stiefsohn betrachtet zu werden und nahm ihr Schicksal in den Ländern der böhmischen Krone, wo sie eine deutliche Mehrheit vertrat, in eigene Hände. Zur Seite stand ihr das Slowakische, das sich anschickte, dasselbe in Nordungarn zu tun.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. mehrere Aufsätze von R. Jakobson und N. S. Trubetzkoy in den Travaux du Cercle Linguistique de Prague, Bd. 4, Prag 1931.
- ² E. Skála: Wilhelm von Wenden im Kontext der böhmisch-österreichischen Wechselseitigkeit. *Philologica Pragensia* 1 (1990), S. 10-20.
- ³ J. Lux: Wörterbuch der Mundart von Dobschau (Zips). Marburg/Lahn 1961, S. 53, 191 f.
- ⁴ J. Jakubec: *Dejiny literatury české*, 1. Prag 1929, S. 906
- ⁵ E. Skála: Die Entwicklung der Sprachgrenze in Böhmen von 1300 bis etwa 1650. *Philologica Pragensia* V, Prag 1968, S.7-16; ders., Die Entwicklung der Sprachgrenze in Mähren und Schlesien von 1300 bis 1650 und sprachliche Interferenzmöglichkeiten. *Philologica Pragensia* VI, Prag 1972, S. 75-85.
- ⁶ J. Povejšil: Zur Bewertung der ersten gelehrten Zeitschrift in Österreich. *Philologica Pragensia*, Jg. 3, Prag 1960, S. 116.

- 7 E. Winter: Der Josefismus und seine Geschichte. Beiträge zur Geistesgeschichte Österreichs 1740-1848. Brünn-München-Wien 1943, S. 30; M. Hysek, Z počátku vedeckého bádání obrozenského. In: Vyroční zpráva c.k. reálného gymnasia českého na Novém městě v Praze. Prag 1912-1913, S. 16
- 8 W. Schamschula: Die tschechischen Josefisten in Dichtung und Philologie. In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jh. (1750-1830). Hgg von H. Zeman. Teil II, Graz 1979, S. 549.
- 9 F. Kavka: The Caroline University of Prague. A Short History. Prag 1962, S. 39.
- 10 Libussa 1803, S. 57 f.; zit. nach E. Winter, op. cit., S. 88.
- 11 K. Müllenhoff und W. Scherer: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VII.-XII. Jahrhundert. Berlin 1864. 3. Aufl. Berlin 1892, S. XXXIII.
- 12 P. Trost: Das späte Prager Deutsch. Germanistica Pragensia II, Prag 1962, S.31.
- 13 E. Schwarz: Deutsche und germanische Philologie. Heidelberg 1951, S. 118.
- 14 M.H. Jellinek: Geschichte der nhd. Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. I. Band, Heidelberg 1913, S. 212 ff.; J. Povcejšil, Dvě rakoderuské gramatiky z poloviny 18. století. In: Časopis pro moderní filologii XLIII, Prag 1961, S. 34-46.
- 15 M.H. Jellinek: op. cit., S. 262-263.
- 16 J.Hrabák: Zu den deutsch-tschechischen literarischen Beziehungen im Mittelalter. Wiss. Zeitschr. der E.M. Arndt Universität Greifswald, Jg. 9, 1962, S. 417-420.
- 17 H. Peukert: Slawische Nationalsprachen in der Wiedergeburtzeit. Wiss. Zeitschr. der E.M. Arndt Universität Greifswald, Jg. 9, 1962, S. 367-377.
- 18 V. Kristek: Společenské předpoklady a vudči osobnosti českého jazykového obrozeni. In: Slavica Pragensia I, Prag 1960, S. 91-95.
- 19 E. Skála: Das Frühneuhochdeutsche in der Slowakei und die Entstehung der deutschen Schriftsprache. Germanistica Pragensia VIII Prag 1983, S. 67-80.
- 20 E. Skála: Die Anfänge der deutschen Schriftsprache in der Slowakei. In: Festschrift für L. Saltveit, Oslo 1983, S. 182-193.
- 21 D. Rapant: K. počiatkom madarizácie I, II, Bratislava 1927,1931; ders. Ilegálna madarizácia 1790-1840, Martin 1947.
- 22 P. Trost: Poznámka o prazských schillerovských oslavách roku 1859. Germanistica Pragensia I, Prag 1960, S. 91-95.
- 23 E. Skála: Das Prager Deutsch. Zeitschr. f. deutsche Sprache, Band 22, Berlin 1966, S. 84-91.

János Szabó (Budapest):

"Wilhelm Tell für die Schule" oder Frischs Requiem auf die Satire

In der reichen Fachliteratur zu Max Frisch wird die im August 1970 geschriebene und 1971 erschienene Erzählung "Wilhelm Tell für die Schule"¹ relativ wenig behandelt, obwohl sie als Kettenglied in der Reihe der vielfältigen literarischen Bearbeitungen des Tell-Motivs, als Dokument der Auseinandersetzung mit dem Erzähltempus Imperfekt und als Schlüsseltext zur Geschichte von Frischs ambivalentem Verhältnis zur Schweiz unbedingt Aufmerksamkeit verdienen könnte. Der vorliegende Aufsatz² beschränkt sich auf einen weiteren, in der Sekundärliteratur bisher weitgehend übersehenen Aspekt des Werkes, darauf, daß es eine Satire ist.

Unter Satire wird hier jene gattungsübergreifende Literaturform verstanden, die – nach dem berühmten Satz von Horaz – von der Indignation geschaffen wird und eine Diskrepanz zwischen Wesen und Erscheinung, Sein und Schein ausdrückt, seinen Gegenstand mißbilligend darstellt, in der Absicht, ihn der Verachtung, Entrüstung und Lächerlichkeit preiszugeben, bloßzustellen, zu bestrafen, zu verletzen, ja zu vernichten, und zwar nicht direkt, sondern mit Hilfe des Lesers, dessen Vertrautheit mit der Situation, den angegriffenen Personen, den zugrundeliegenden Maßstäben vorausgesetzt wird; er, der Leser, hat die Aussage des Satirikers zu dekodieren, er wird vom Verfasser quasi zum Richter aufgerufen.

Gerade diese Tatsache erschwert die zeitversetzte oder kulturüberschreitende Rezeption der Satire. Ist nämlich die genaue Rekonstruktion der historisch-kulturellen Entstehungssituation für das Verständnis eines satirischen Textes erforderlich, dann kann es in anderer Umgebung leicht zu Mißverständnissen, ja zu Gattungsverschiebungen kommen; so etwa wird aus "Gullivers Reisen" ein Kinderbuch. An die Kodier- und Dekodiertätigkeit des Lesers knüpfen sich auch die Verteidigungsmechanismen gegen die Satire: Man versucht den satirischen Angriff in der Regel dadurch abzuwehren, daß man ihn enger oder weiter als vom Verfasser beabsichtigt auffaßt: als persönlich gefärbte Polemik ohne allgemeine Geltung oder als abstrakte, mit der gegebenen Realität kaum zusammenhängende Kritik.

Die Fachliteratur ist sich im wesentlichen einig darüber, daß die Satire drei konstitutive Elemente hat: Sie stellt einen Angriff, eine verbale Aggression dar;³ sie hält sich an ein (meist nur angedeutetes) Gegenbild, das mitunter ganz allgemein sein kann

(gesunder Menschenverstand etc.);⁴ und sie operiert mit ästhetischen Mitteln, indirekt, sie ist eine "ästhetisch sozialisierte Aggression"⁵.

Die Tell-Satire von Max Frisch geht von der Erkenntnis aus, die Robert Walser so formuliert:

"Mir scheint bedeutend zu sein, daß beide ein Unzertrennliches, Einheitliches bilden: um einen Tell hervorzubringen, bedurfte die Geschichte eines Landvogts. Einer ist ohne den anderen undenkbar."⁶

Tell und Geßler sind demnach Komplementärfiguren des Schweizer Nationalmythos, sie ergeben ein bipolares System von Gut und Böse, zwei Seiten der Medaille. Es steht uns traditionell der Gute und Vorbildliche, Wilhelm Tell, nahe, ausgerüstet mit Liebe zur Natur, Festigkeit, Ausgeglichenheit, Zuverlässigkeit, Schweigsamkeit, Disziplin, Familienverbundenheit (Eigenschaften, die in der Schweiz hoch angesehen sind) – er eignet sich zum Identifikationsobjekt, ja er kann fast religiös verehrt werden. Geßler wiederum ist, soweit seine Eigenschaften überhaupt zutage treten, der Negativabdruck Tells, er hat keine Beziehung zur Natur, verachtet die Bauern, ist Junggeselle (also ein Mensch ohne familiäre Bindung), er fühlt sich wohl in der Hierarchie.

Die Dichotomie Tell-Geßler, ein Teil des europäischen Kulturerbes, erscheint Frisch in ihren Grundzügen unantastbar; was er unternimmt, ist eine Gewichtsüberlagerung innerhalb des Systems. Er leitet dies mit einem geschickten sprachlichen Mittel ein. Unsicherheitspartikeln spielen im Sprachgebrauch der Schweizer eine eminente Rolle. Das klassische Beispiel dafür ist, wie Robert Walser die bekannte Schiller-Passage "Durch diese hohle Gasse muß er kommen, / Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht – Hier / Vollend ich's – Die Gelegenheit ist günstig" sozusagen ins Schweizerdeutsche übersetzt:

"Tell (tritt zwischen den Büschen hervor): Durch diese hohle Gasse, glaube ich, muß er kommen. Wenn ich es recht überlege, führt kein anderer Weg nach Küßnacht. Hier muß es sein. Es ist vielleicht ein Wahnsinn, zu sagen: Hier muß es sein, aber die Tat, die ich vorhabe, bedarf des Wahnsinns."⁷

Vor allem "wahrscheinlich" ist ein Lieblingswort der Schweizer, im "Schweizerspiegel" Inglin kommt ihm eine genauso wichtige Rolle zu wie in Kabarettsszenen Emil Steinbergers. Der Text von Frisch fängt nun mit eben diesem Wort an:

"Wahrscheinlich Konrad von Tillendorf, ein jüngerer und für seine Jahre dicklicher Mann, damals wohnhaft auf der Kyburg, vielleicht auch ein anderer, der Grisler hieß und in den gleichen Diensten stand, jedenfalls aber ein Ritter ohne Sinn für Landschaft ritt an einem sommerlichen Tag des Jahres 1291 durch die Gegend, die heute als Urschweiz bezeichnet wird." (407)

Dieser Anfang sowie das Vorkommen von "wahrscheinlich", "vermutlich", "vielleicht" an fast allen späteren Schlüsselstellen des Textes sind nicht nur als eine Captatio benevolentiae zu verstehen, sondern suggerieren zugleich eindrucksvoll die Unsicherheit, die Relativität der Überlieferung, den Mangel an wissenschaftlich abgesichertem historischem Belegmaterial. Wenn aber keine wissenschaftlich garantierten Anhaltspunkte vorhanden sind, heißt die Logik von Frisch, dann ist eigentlich alles möglich, selbst das Gegenteil von der Tradition. Und so macht sich Max Frisch unter dem Deckmantel der Unsicherheitspartikeln an die Entfaltung der eigenen Variante des Tell-Mythos, und zwar hemmungslos: Informationen, die als Vermutungen in die Geschichte eingeführt werden, werden bald als Fakten behandelt, so etwa die Leberkrankheit (412, 469); der Erzähler teilt zwar ausdrücklich mit, daß die Gestalt von Bertha nicht verbürgt ist (427), doch er weiß eine Fülle von Details über sie zu berichten; nur wenn er etwas verschweigen will, beruft er sich, wie im Fall von Rudenz, schelmisch auf die nicht befriedigende Quellenlage.

Ein zweites sprachliches Mittel in der Hand des Satirikers ist der Umgang mit dem Namen des Vogtes. Auch hier knüpft sich Frisch an eine Schweizer Eigenart. Im Alltagssprachgebrauch der Eidgenossen kommt den Namen eine auffallend große Rolle zu, ihre Nennung gehört in fast jeder Kommunikationssituation zum guten Ton, es ist katastrophal, wenn man einen Namen nicht prompt parat hat. Frisch, der den Namen des Vogtes bis zum Ende der Geschichte im Ungewissen läßt, handelt nun scheinbar wider den Strich. In Wirklichkeit weiß er aber, das Wort Geßler ist mit so vielen negativen Konnotationen behaftet, daß es für seine Zwecke unbrauchbar wäre; die Möglichkeit des Rezipienten, die Gestalt eindeutig mit Geßler zu identifizieren, soll also unter allen Umständen verhindert werden, doch andererseits ist darauf zu achten, daß dies nicht zu gut gelingt, denn eine definitive Abweichung würde gerade den Spielraum des Satirikers einschränken – es könnte im Leser der Eindruck entstehen, es handle sich um die Story von Tell mit einem anderen Gegenspieler.

Wieder anders verfährt Frisch mit den Eigenschaften des Vogtes. Der gesichtslose Geßler der Überlieferung wird in einen Menschen mit klaren Umrissen umfunktioni-ert. Das Schlüsselwort ist dabei das bereits im ersten Satz vorkommende "dicklich", ein Fund, über den Max Frisch in einem Interview stolz feststellt:

"Der Einfall war einfach der, mich in den Mann zu versetzen, der in diese Urschweiz hineinfahren muß, und da hat sich sofort, noch ohne Absicht, die Aufhebung des Feindbildes ergeben, die eigentlich schon mit den ersten Wörtern gegeben ist durch das Wort 'dicklich'. Dicklich ist ein Mensch, der sicher nicht großartig ist, ein Mensch, der sich in sich selber nicht ganz wohl fühlt, kein dicker und kein schlanker, sondern ein dicklicher; er fühlt sich nicht komfortabel, er ist das Gegenteil einer Heldenfigur, eines heldischen Bösewichts."⁸

Weitere Eigenschaften des Ritters, der fortan auch im vorliegenden Aufsatz Konrad genannt wird, sind der Statur zugeordnet. Er macht, wie dickliche Menschen oft, mit Vorliebe Witze, ist im Grunde ein Melancholiker, der eine kranke Leber⁹ und nicht selten Kopfschmerzen hat, ein Familienvater (also im Gegensatz zur Überlieferung kein Junggeselle), einer, der sich zwischen den Bergen fremd fühlt und unter dem Föhn leidet, der von der unbequemen Dienstreise gern wieder heimkehren möchte. (Welchem Leser ist eine solche Situation unbekannt?) Der "Vertreter von König Rudolfs Erben" (407) ist sogar am Scheitern der Gespräche am Vierwaldstättersee interessiert, im Falle eines Erfolgs würde er ja für immer hierher versetzt, was einer Strafe gleichkäme. Konrad ist kein Held, im Gegenteil, fast ein Schwächling, aber gerade die Schwächen machen ihn menschlich, ja sympathisch.

Die Umfunktionierung der negativen Mythosfigur Geblü in den Vollblutmenschen Konrad hört bei dem Namen und den Eigenschaften nicht auf. Frisch schlägt Kapital daraus, daß der dickliche Ritter kein Einheimischer ist, es läßt sich also unschwer ein unbefangener Beobachter, ein satirischer Sprecher aus ihm machen. Dieses Sprachrohr des Autors, die "persona" (wenn nicht von einem Reisenden, so meist von einem Kind oder einem edlen Wilden verkörpert), ist eine typische Figur der Darstellungsweise Satire, die die Kritik durch fremde Perspektive, Neutralität und Distanz zum Geschilderten glaubhaft machen und in einem möglichst objektiven Licht erscheinen lassen soll.

Mit Hilfe der Perspektive startet Frisch auch einen weiteren Angriff auf die scheinbar unerschütterliche Position Wilhelm Tells. Die Aufmerksamkeit des Reisenden gilt nämlich zwangsläufig nicht der Einzelperson Tell, sondern einer ganzen Gemeinschaft; das Leben der Schweizer im allgemeinen wird zum Objekt seiner Beobachtung und dadurch der traditionellen Reisesatire. Schon die Landschaft, in der sie leben, findet Konrad unheimlich und zögert nicht mit der kurzgeschlossenen These, "Je enger die Täler, desto kränklicher sind die Leute" (407), dem geraden Gegenteil des Klischees von der gesunden Lebensweise der Eidgenossen.

Die These wird nun im Laufe der Geschichte mehrfach belegt. Die Begegnungen mit dem unfreundlich-wortkargen Schiffer (408), dem tölpelhaft-ablehnenden Sennen

(415) und dem nicht besseren Hirten (415) enttäuschen den freundlichen, gesprächsoffenen Konrad, denn diese Leute sind kommunikationsarm, mürrisch, unnahbar, haben schlechte Manieren – dies ist genau das Gegenteil davon, was sich Konrad (und mit ihm der von dem berühmten bäuerlichen Touch der Eidgenossen offenbar nicht viel haltende Satiriker) als Ideal vorstellt. Sie sehen einen nicht an, sie mustern (415). Das bezeichnende Detail an ihrem Körperbau bilden die kräftigen Waden und die stämmigen Hälse, als hätten alle Kröpfe (415). Selbst der stattliche Bauer Walter Fürst, der wenigstens grüßt, kratzt sich beim Gespräch mit Konrad unmanierlich das Brusthaar (416) und nimmt nicht einmal die ihm gereichte Hand (416); selbst der Freiherr von Attinghausen hört einem nicht zu, sondern stottert statt dessen mit unermüdlicher Hartnäckigkeit: "wie vor des chünges zyten!" (436)

Es ist die Humorlosigkeit dieser Menschen, die Konrad besonders erheblich stört. Man kann mit ihnen nicht einmal scherzen, stellt er fest (416). Sie sind in jeder Lebenslage fest überzeugt davon, daß allein sie im Recht sein können (416). Jedes Ereignis deuten sie in diesem Sinne, so zum Beispiel den Vorfall mit Wolffenschießen (420). Besonders unfreundlich sind sie Ausländern gegenüber (Konrad ist ja selber einer), die sie "fremde Fötzel" (412)¹⁰ schimpfen.

Mit einem Wort, Frischs Reisender beobachtet, charakterisiert und karikiert die Schweizer vom Ende des 13. Jahrhunderts. Der Leser hat natürlich keinen Zweifel, de quo fabula narratur: Es geht um die heutigen Eidgenossen. Frisch läßt ja, während seine Satire praktisch die gesamte Überlieferung um Tell in Frage stellt, deren wichtigstes Element, die Kontinuität, unberührt; das ganze Werk beruht gerade darauf, daß es legitim ist, den Eidgenossen im Mittelalter vorzuwerfen, was an den Heutigen auszusetzen ist und umgekehrt.

Obwohl die Dekodierung der "ritualisierten Aggression" der Satire auch hier dem Leser zusteht, wird dieser vom Autor deutlichheitshalber mit mehreren kleinen anachronistischen Hinweisen auf die eigentliche Stoßrichtung aufmerksam gemacht, zum Beispiel:

"Der 1. August 1291 war ein schwüler Tag, und da der dickliche Ritter nicht im mindesten ahnte, daß die Waldleute an diesem Tag nicht bloß ihr Vieh auf die Weiden trieben und Käse machten und abends ihre Sensen dengelten usw., sondern eine geschichtliche Sendung übernahmen, die mit der Sendung ganz weniger Völker in der Geschichte vergleichbar ist, frühstückte er wie üblich: Käse mit Brot, dazu Milch. [...] Er sah Heuer und Hirten, die als Leibeigene ebenfalls nichts wußten und diesen 1. August 1291 für irgendeinen Frontag hielten, was auch der Fall war. Keine feierliche Ahnung erfüllte die Lufte, nur das sommerliche Summen von Schmeißfliegen um den besonnten Mist." (444)¹¹

Eine der Lieblingstechniken der Satire ist die Reduktion.¹² Wilhelm Tell, den man ursprünglich als Verkörperer der heroischen Tradition der Eidgenossen kennt, steht in Frischs Text nicht als der unverwechselbare Retter da, sondern als einer von vielen. Der Schiffer, der Senn oder der Hirt könnte genauso gut seine Rolle übernehmen, ja er ist nicht einmal von Anfang an präsent, sondern erscheint erst im zweiten Drittel der Handlung. Indem nun das Wiederholbare, Typische in seiner Persönlichkeit, das Fehlen des Individuellen betont wird – er erscheint genauso "breitbeinig" und "stämmig" (427) wie die anderen tumben Bergler und benimmt sich genauso unbeholfen –, indem seine Eigenschaften und Taten überzeichnet, seine Handlungsweise zur rein mechanischen Wiederholung degradiert werden (427), verschwindet auch die letzte Spur von der heroischen Note, die Tell zur Mythenfigur macht. Was bleibt, ist eine ins Alltäglich-Banale gezerzte Gestalt, die keineswegs imstande ist, als ebenbürtiger Partner des weltoffenen Konrad aufzutreten.

Nach all diesen massiven Eingriffen in die Figurenkonstellation braucht Max Frisch an den Grundzügen der Tell-Sage nichts zu ändern; in dieser Hinsicht kann er sich auf die Überlieferung stützen – zumindest en gros, der Teufel steckt ja im Detail.

Am deutlichsten ist Frischs satirisches Vorgehen an der Apfelschußszene zu beobachten, die ja seit eh und je das Kernstück der Geschichte ist, der entscheidende Augenblick, ein Akt der Erkenntnis, der sittlichen Bewußtwerdung, der Läuterung. Sie lebt ursprünglich von der sich mit zwingender Folgerichtigkeit und ohne Umwege entfaltenden grausamen Pathetik des Ereignisses: Der Tyrann zwingt die Menschen zur blinden, untätigen Verehrung eines beliebig zum Symbol ernannten Gegenstandes, und der Held, der sich dem Zwang nicht beugt, wird auf die unwürdigste Art erniedrigt, indem er einen Apfel vom Kopf des Sohnes schießen muß.

Frisch nimmt nun der Geschichte durch die Betonung des Zufälligen¹³, des nicht Zwingenden in Konrads und Tells Taten die heroische Note. Aus dem großen Ereignis wird ein "leidiger Zwischenfall" (450), dessen Entfaltung von der Sensationslusternheit der Leute gelenkt wird. "Sie wollten nur zuschauen" (450), heißt es, wobei wir wieder bei der eigentlichen Stoßrichtung der Frischschen Satire, der Kritik an der Schweizer Gegenwart, angelangt sind.¹⁴ "Ohne Publikum wäre es einfach gewesen: Gnade vor Recht" (450), denkt sich der dickliche Ritter, dem berichtet wird, daß einer den Hut auf der Stange (der laut Frisch gar nicht willkürlich, sondern einer allgemein angenommenen Konvention zufolge aufgestellt ist) nicht begrüßt habe. So aber muß etwas geschehen. Konrad versucht, dem schrecklichen Zwang zur Rollenidentifikation mit Humor zu entfliehen, doch in diesem Milieu kommt man damit nicht an.

"Die Waldleute [...] blickten finster und rechtschaffen" (450), und Tell, einer von ihnen, reagierte nicht anders. Konrad wollte ihn trotzdem zum Sprechen bringen, aber "er war's nicht gewohnt, Rede und Antwort zu stehen vor einem Publikum" (451). Doch Tell spürte, daß er eine Antwort nicht schuldig bleiben könne; er bat um

Verzeihung, es sei ein Versehen gewesen. Konrad atmete erleichtert auf. "Die Leute von Uri hingegen waren enttäuscht von dieser untertänigen Rede, das spürte der Heuer und verbesserte sich: er sei ein freier Mann und grüße keinen Habsburger-Hut!" (452) Konrad erklärte ihm, es sei kein Habsburger-Hut, sondern ein kaiserlicher, den man auch in Uri grüßen müsse; der Choleriker Tell konnte die Belehrung und damit die öffentliche Blamage jedoch nicht gelten lassen. Er "verbesserte sich nochmals: Auch den Hut des Kaisers täte er nicht grüßen, nie und nimmer, ein freier Umer usw." (452)

Dies hätte den Rollenidentifikationszwang Konrads an sich schon hervorrufen müssen, durch einen erneuten Zufall wurde die Situation jedoch weiter erschwert. Tells Sohn, der die Peinlichkeit des Moments oder vielmehr die plötzlich entstandene Spannung spürte, nahm die öffentliche Erwartung wahr und begann, den Vater zu loben. Dadurch geriet wieder Konrad in Zugzwang. Obwohl er mehrfach erfahren mußte, daß bei den Leuten mit Humor nicht anzukommen sei, machte er wieder einen Witz: Sei Wilhelm Tell so geschickt, "dann solle der Armbrust-Vater doch seinem vorlauten Bub, der ihm, nämlich dem dicklichen Ritter, auf die Nerven ging, einmal einen Apfel vom Kopf schießen!" (452)

Das Wort "einmal" wurde überhört, die Aufforderung ernst genommen, das Volk hatte endlich, was es haben wollte, den Skandal, den Frisch mit jenem Satz beschreibt, der als Schlagzeile in heutigen Boulevardblättern stehen könnte: "Vater muß Kind einen Apfel vom Kopf schießen!" (453) Zu allem Überfluß fand Tells Sohn noch einen Apfel in der Hosentasche, so daß auch die "Begnadigung mangels Apfel" (453) entfiel – und Wilhelm Tell spannte den Bogen. Konrad unternahm zwar noch einen allerletzten Rettungsversuch, indem er zu Tell trat und "den Pfeil von seiner zitternden Armbrust" (454) nahm, aber das merkte die blutrünstige Menge nicht mehr. Der beleidigte Schütze wiederum drohte dem Ritter so aggressiv, daß ihm trotz aller grundsätzlichen Milde nichts anderes übrigblieb, als Tell verhaften zu lassen.

Vom Pathos der überlieferten Tell-Geschichte ist in Max Frischs satirischer Variante der Apfelschuß-Szene somit keine Spur geblieben. Es ist ersetzt durch die Folge kleinlicher, zum Teil zufälliger und lächerlicher, psychologisch aber immer genügend motivierter Einzelschritte. Max Frisch weiß genau, daß die Psychologie im Mythos genauso wenig Platz hat wie der Zufall – der Mythos bedingt einen kurzen, knappen, klaren, symbolträchtigen Handlungsablauf ohne Wenn und Aber, er duldet keine seelischen Schwankungen.

Wilhelm Tell, dem in der Frischschen Tell-Sage außer dem Apfelschuß sogar der Tellensprung erspart bleibt – denn Konrad läßt "den Mann mit der Armbrust einfach am Ufer zurück" (462) –, hat hier wirklich nicht den geringsten Grund zu jenem denkwürdigen Attentat in der Hohlen Gasse, dessen Rechtmäßigkeit schon früheren Bearbeitern des Motivs nicht ganz geheuer erschien, man denke nur an die Parricida-

Szene bei Schiller. Tell stellt dadurch, daß er Konrad trotzdem erschießt, sein eigenes moralisches Urteil aus; er ist ein Meuchelmörder, ein "Sauhund" (466).

Mit diesem Element ist die Demontage des Mythos vollzogen, wobei der Satiriker Frisch freilich nicht Wilhelm Tell bestrafen will; der Lächerlichkeit preisgegeben werden sollen die, die seinen Mythos pflegen, die an dem durch Tell verkörperten Auto-stereotyp, am "Bildnis" hängen, das Frisch ja in seinem ganzen Lebenswerk so strikt ablehnt. Das Grundanliegen von "Wilhelm Tell für die Schule" wird vom Autor in einem Interview sehr deutlich formuliert: "Es gibt das Gegenbild 'Schiller', das Gegenbild 'Die Chroniken'; aber auch das Gegenbild, das mich eigentlich weitaus am meisten reizt, ist das Gegenbild des offiziellen Denkens jetzt und hier."¹⁵

Dem Rezipienten, ohne dessen Dekodiertätigkeit keine Satire existieren kann, fällt es nun auch ohne Gebrauchsanweisung nicht schwer, diese Grundaussage aus dem Text herauszuschälen und die letztlich auf Brechts Intention¹⁶ beruhende Gegenvariante zum Schweizer Gründungsmythos, die aus dem Widerspruchsgeist emporgewachsene Geschichte, die "humaner, skeptischer, ehrlicher und schon insofern wahrer und produktiver als der Blech- und Paukenschmiß, das Alpenhorn-tremolo der gängigen Tell-Überlieferung"¹⁷ ist, zu genießen und für eine hervorragende, ja vorbildliche Verwendung der satirischen Darstellungsweise zu halten.

Der formal auffallendste Zug von "Wilhelm Tell für die Schule" ist, daß darin neben der Textebene eine andere Ebene eingerichtet wird, die der 74 Anmerkungen, die insgesamt ungefähr den gleichen Umfang einnehmen wie der Text selbst. Dies ist nicht nur für den Setzer eine große Herausforderung, sondern auch für den Leser, der vor die Wahl gestellt wird: Entweder läßt er den Lese-prozeß immer wieder unterbrechen, oder er liest die Anmerkungen getrennt vom Text.

So oder so, jedermann muß sich die Frage nach der Funktion dieser Flut von Anmerkungen stellen. Eine einleuchtende Antwort gibt die Forschung, indem sie darauf verweist, daß hier die Fußnotenmanie der Wissenschaften parodiert werden soll: Belegen Historiker ihre Aussagen, die ja schlußendlich erdichtet sind, mit Zitaten, Hinweisen, Erläuterungen, um den Anschein von Exaktheit und Präzision zu erwecken, so sei es doch auch dem Schriftsteller erlaubt, seine Unsicherheit, seinen Zweifel mit denselben Mitteln zu untermauern.

Diese Erklärung kann man unbedingt gelten lassen, und da die Parodie ein häufiges Gestaltungsmittel der Satire ist, passen die Anmerkungen auf den ersten Blick ausgezeichnet in ein Werk, das von der satirischen Darstellungsweise ohnehin reichlich Gebrauch macht. Beim näheren Besehen erweisen sie sich jedoch als äußerst problematisch, allem voran wegen der unnötigen Verdoppelung. Die Relativierung, die durch den Gebrauch von "wahrscheinlich", "vermutlich", "vielleicht" im Text ja schon zur Genüge zum Ausdruck kommt, wird in den Anmerkungen *expressis verbis* wiederholt. Die allgemeine Annahme etwa, daß der 1. August 1291 der Tag der

Gründung der Eidgenossenschaft sei, wird beispielsweise schon im Text (444) als unhaltbar verworfen; nun wird das in der Fußnote 42 besserwisserisch weiter erläutert:

"Die Datierung des Bundesschwurs bei Melchior Russ und Etterlin 'ungefähr 1292', 'ungefähr 1294' sowie im ersten Tellenspiel 'ungefähr 1296' sowie bei den Chronisten Brennwald und Tschudi '1314', '1307' haben sich nach neuerer Forschung als irrig erwiesen." (446)

Mehr denn durch alles andere wird jedoch die Wirksamkeit der Satire durch die direkten Angriffe auf die Gegenwart gefährdet. Die Assoziationen des Lesers, die vom Text ausgehen, seine Dekodiertätigkeit werden praktisch für überflüssig erklärt, wenn Max Frisch die eigene Satire deutet und dem Rezipienten sozusagen die Message vorkaut: den Konservatismus mit Hilfe der Hausvorschriften für die Strafanstalt Regensdorf im Kanton Zürich zur schweizerischen Eigenart erklärt, wie wenn der Kontext nicht für sich spräche (439, Anm. 36), den Begriff Freiheit relativiert (417, Anm. 10), auf den Kontrast zwischen Fremdenverkehr und Fremdenfeindlichkeit verweist (417, Anm. 13), auf Widersprüche des Schulwesens (411, Anm. 4), der Haltung der Schweiz im zweiten Weltkrieg (424, Anm. 23) und der vielgerühmten Neutralität (419, Anm. 18) aufmerksam macht und die heilige Kuh der Schweizer, das Militär, fast monomanisch angreift (440f, Anm. 38; 441f, Anm. 40; 448f, Anm. 47; 460, Anm. 61). Es tauchen in den Anmerkungen immer wieder Pauschalurteile über die "schweizerische Eigenart" (417, Anm. 11; 417, Anm. 13) und die "urschweizerische Denkart" (419, Anm. 18; 439, Anm. 36) auf.

Dem Satz "Leider hatten die beiden Waffenknechte gehört, was der Mann, um seinen Landsleuten doch Eindruck zu machen, eben gesagt hatte: er nämlich habe schon gewußt, was er wollte mit dem andern Pfeil im Goller, nämlich er hätte den Vogt erschossen, jawohl, vor aller Augen" (454f) wird folgender, an den Haaren herbeigezogener Kommentar beigelegt:

"Vgl. hiezu Peter Bichsel, Des Schweizers Schweiz, 1969: 'Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß die alten Eidgenossen idealere Gestalten waren als mein Nachbar und ich', womit wohl der Dichter, wie schon Gottfried Keller, der Wahrheit nahekommt, sind doch Drohungen solcher Art, insbesondere auf Ausländer bezogen, heute noch an Stammtischen zu hören." (460, Anm. 59)

Warum macht Frisch all das? Offensichtlich weil er während der Arbeit am Text merkt, daß die Satire dem "langsamen Wachsen eines Zorns"¹⁸ gegenüber seiner Heimat nicht adäquat entspricht, daß seine Indignation zu stark ist, um das Versteck-

spiel der Satire zu dulden. Der Literat schreibt trotzdem an der Satire weiter, während der öffentliche Mensch, der Gesellschaftskritiker in den Anmerkungen selbst bloßstellen, selbst entlarven, selbst zuschlagen will, etwa nach dem Motto: Was soll diese ganze Spielerei mit meiner Kodiertätigkeit und der Dekodierung durch den Leser, wenn es auch direkt geht? Wozu Schläge markieren, wenn man auch full-contact fighten kann?

Es geht hier nicht um die Frage, ob Frischs Angriffe auf die Schweizer Gegenwart berechtigt sind oder nicht – wir wollen lediglich festhalten, daß "Wilhelm Tell für die Schule" das Musterbeispiel dafür ist, daß Satire und direkte Polemik (zwei gleich legitime Arten von Kritik) einander nicht vertragen, sich innerhalb eines Textes abschwächen, ja löschen, wie Tinguelys Goldphallus vor dem Mailänder Dom.

Frisch scheint aus dem glanzvollen Scheitern von "Wilhelm Tell für die Schule" die Konsequenz gezogen zu haben, nie wieder eine Satire zu schreiben, dafür richtete er um so entschlossener direkte Angriffe auf die Schweizer Wirklichkeit, etwa im "Dienstbüchlein".

Ist aber dieses unfreiwillige Requiem auf die Satire ausschließlich mit Frischs Lebenswerk in Beziehung zu setzen, oder hat es eine über den Einzelfall hinausweisende Bedeutung? "Wilhelm Tell für die Schule" scheint pessimistische Stimmen in bezug auf die Zukunft der Satire¹⁹ allgemein zu bestätigen. In unserer hektischen Zeit verlangen die noch übriggebliebenen Leser deutliche und konkrete Stellungnahmen, und die Autoren haben keine Geduld mehr für getamte Angriffe und bildhafte Sprache. Alles muß sofort, unmittelbar und endgültig vor sich gehen, der durch die Direktheit der neuen Medien verwöhnte Rezipient hat keine Muße zum Auswerten, Grübeln und Dekodieren; die nächste Information oder Scheininformation, das nächste Bild folgt unaufhaltsam. Der Literatur gebührt in diesem Kommunikationsprozeß sowieso immer weniger Platz, der literarischen Satire offensichtlich noch weniger.

"Ungefähr das ist's, auf das hin ich in diesen Zeilen wilhelmtellhaft hinielte."²⁰

Anmerkungen

- ¹ Max Frisch: Wilhelm Tell für die Schule. Mit alten Illustrationen. Frankfurt am Main 1971. 124 S. – Zitiert wird nach der Werkausgabe – Max Frisch: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Bd. 6. Frankfurt am Main 1976. S. 405–469 – mit Angabe der Seitenzahl im Text
- ² Der Aufsatz entstand während eines vom Schweizerischen Nationalfonds ermöglichten Studienaufenthaltes in Basel. Für wichtige Anregungen danke ich Martin und Esther Stern.

- 3 Vgl.: "Angriff auf irgendein nichtfiktives, erkennbares und aktuell wirksames Objekt individueller oder allgemeiner Art" (Jürgen Brummack: Zu Begriff und Theorie der Satire. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Sonderheft 1971. S. 603); "Ritualisierte Aggression" (Matthew Hodgart: Satire. München 1969. S. 19).
- 4 "Normbindung des Angriffs: daß er wenigstens dem Anspruch nach nicht rein privat motivierter Feindseligkeit entspringt, sondern helfen soll, eine Norm oder Idee durchzusetzen" (Brummack, S. 603); "Moralistik" (Helmut Arntzen: Satire in der deutschen Literatur. Band 1. Darmstadt 1989. S. 6).
- 5 Brummack, S. 603; "Ungeformte Kritik ist niemals Satire" (Matthias Biskupek).
- 6 Robert Walser: Wilhelm Tell. In: R. W.: Sämtliche Werke in Einzelausgaben. Bd. 19. Zürich und Frankfurt 1986. S. 261. – Frisch zitiert zur Erläuterung des dialektischen Zusammenhanges zwischen Opfer und Täter in Anmerkung 25 eine ähnliche Walser-Stelle: "Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß, um auf Wilhelm Tell zurückzukommen, der Schweizer, der die Freiheit liebt, dem eine verhältnismäßig interessante Behausung bewohnenden Landvogt viel zu verdanken hat, indem letzterer ersteren zu Taten usw. anspornete" (428).
- 7 Robert Walser: Tell in Prosa. In: R. W.: Sämtliche Werke in Einzelausgaben. Bd. 3. S. 36f.
- 8 Peter André Bloch / Rudolf Bussmann: Gespräch mit Max Frisch. In: P. A. B. / Edwin Hubacher (Hrsg.): Der Schriftsteller in unserer Zeit. Bern 1972. S. 26.
- 9 Nach alten Temperamentregeln ist die Leber der Sitz der Melancholie; Konrads Hepatitis erklärt also sein melancholisches Temperament. Vgl.: Wolfgang Frühwald / Walter Schmitz: Max Frisch: Andorra, Wilhelm Tell. Materialien, Kommentare. München und Wien 1977. S. 102.
- 10 Der Ausdruck "Tell – ein fremder Fetzel..." bildet eine Kapitelüberschrift in Otto Marchis kurz vor Frischs Werk in Buchform erschienener essayistischer Tell-Untersuchung (Otto Marchi: Schweizer Geschichte für Ketzer oder Die wundersame Entstehung der Eidgenossenschaft. Zürich 1971. S. 93), der "Wilhelm Tell für die Schule" auch in anderer Hinsicht verpflichtet zu sein scheint.
- 11 Vgl. ferner S. 455, 466 und 426.
- 12 "Die prinzipielle Technik des Satirikers ist die Reduktion: die Herabsetzung oder Abwertung des Opfers durch Verminderung seiner [...] persönlichen Würde." (Hodgart, S. 122)
- 13 Der Zufall spielt in den dramaturgischen Überlegungen Frischs Mitte der sechziger Jahre – vgl. "Biografie – ein Spiel" – eine zentrale Rolle. In "Wilhelm Tell für die Schule" wird die Einsetzbarkeit des Zufalls auch in einem epischen Werk ausprobiert.
- 14 "Sie wollten nur zuschauen" reimt sich vollkommen auf die ursprüngliche Fassung von Eugen Gomringers Gedicht "schwiizer": "luege / aaluege / zueluege / nöd rede / sicher sii / nu luege / nüd znäch / nun vu wiitem / ruig bliibe / schwiizer sii / schwiizer bliibe / nu luege". In: Yvonne Böhler: Das gespiegelte Ich. Deutschschweizer Schriftstellerinnen und Schriftsteller unserer Zeit in Wort und Bild. Zürich 1990. S. 62.
- 15 Bloch / Bussmann, S. 29.

- 16 "Eine Zeit lange bedrängte mich Brecht, ich solle als Schweizer endlich ein Tell-Stück schreiben. Zu zeigen wäre, daß der Bauernaufstand der Vierwaldstätter zwar erfolgreich war, aber reaktionär gegenüber der Habsburg-Utopie, eine Verschwörung von Querköpfen. Aber das müsse schon ein Schweizer schreiben. Die These, die er vom Theatralischen her verlockend machte, ist der geschichtlichen Wahrheit zumindest näher als der Hymnus, den wir Friedrich Schiller mit dem Rütli-Denkmal gedankt haben, nur schien sie mir allzu beliebig verwendbar als Legitimation heutiger Vögte." Max Frisch: Tagebuch 1966-1971. In: M. F.: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Bd. 6. S. 25f. – Zur ablehnenden Haltung von Frisch wird wohl auch beigetragen haben, daß er den allzu engen schöpferischen Kontakt mit Brecht befürchtete, der gerade auf diese Weise talentierte Mitarbeiter anzuheuern und feudal zu binden pflegte.
- 17 Reinhard Baumgart: Wilhelm Tell – ein ganz banaler Mörder. In: Walter Schmitz (Hrsg.): Über Max Frisch II. Frankfurt am Main 1976. S. 371.
- 18 Urs Bircher: Max Frisch und das langsame Wachsen des Zorns. In: Schauspielhaus Zürich. Spielzeit 1991/92, 1. S. 79-86.
- 19 Beispielsweise Hodgart, S. 250.
- 20 Walser: Wilhelm Tell. S. 270.

Rita Brdar Szabó (Budapest):

Gibt es einen "richtigen" Ansatz in der Wortbildung?

In einem Beitrag, in dem er sich im Besitz des "richtigen" Ansatzes in der Wortbildung wähnt, setzt sich H.-M. Gauger (1992) für ein primär lexikalisches Herangehen ein und spricht sich gegen das syntaktische aus. Er versucht dabei seine Ansicht zu begründen, wonach die Bildung neuer Wörter nur eine Randerscheinung der Wortbildung sei.

In dem "Vorwörtlichen Dialog" zwischen einem imaginären deutschen Germanisten und einem genauso imaginären Auslandsgermanisten (vgl. dazu Ägel - Hessky, 1992, S. XVI) wird Gauger Intoleranz vorgeworfen:

"Obwohl das Wort richtig im Titel... auch Intoleranz nahelegen könnte..."

Es ist bemerkenswert, daß sich Gauger auch seiner früheren Position (1971, 1981) gegenüber intolerant verhält. In seinem Programm-Konzept war nämlich auch die Möglichkeit der Bildung neuer Wörter angelegt, was jetzt im Grunde genommen in Zweifel gezogen wird.

Auf knapp sieben Seiten kann Gauger sehr viel sagen. Mit diesem Aufsatz legt er eine Programmschrift vor, in der es ihm um Gegenstand, Aufgaben und Methoden der Wortbildungslehre geht. Es werden dabei auch viele offene Fragen der Wortbildung tangiert, auch wenn diese nicht alle im einzelnen ausführlich besprochen werden: das Verhältnis von Produktivität und Analogie, System und Norm, Synchronie und Diachronie, Zusammenwirken von verschiedenen Sprachkomponenten, usw.

Die obige Feststellung muß jedoch präzisiert werden. Gauger fängt nämlich in seinen Überlegungen zugleich etwas weniger und etwas mehr ein als die Wortbildung. Weniger, weil er sich hauptsächlich für das Problem der Durchsichtigkeit und des Sprecherbewußtseins interessiert und sich deswegen auf Wortgebildetheit als Zustand konzentriert. Mehr, weil er sich in dieser kurzen Abhandlung auch um die Klärung bestimmter methodologischer Fragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft bemüht, wie dies auch in dem "Vorwörtlichen Dialog" (vgl. dazu Ägel - Hessky, 1992, S. XVI) von dem imaginären Auslandsgermanisten betont wird.

Im folgenden wollen wir der Frage nachgehen, ob es einen "richtigen" Ansatz in der Wortbildung geben kann. Dabei werden wir nur auf den ersten oben genannten Aspekt eingehen. Unser Anliegen ist also zu zeigen, daß Gauger nicht alle Erschei-

nungen der Wortbildung in seine Überlegungen einbezieht und daß er sie, indem er sich auf die Wortgebildetheit als Zustand konzentriert, vielmehr um die produktive Komponente verkürzt.

Was versteht nun Gauger unter "lexikalisch"? Eine genaue Auseinandersetzung mit dem lexikalischen Ansatz wäre sehr wohl vonnöten. Hier, in seiner lexikalistischen Hypothese, vermuten wir die Quelle aller Mißverständnisse, die seine Programmschrift hervorrufen könnte.

Wortbildung ist nach ihm im Lexikon, ein Teil des Lexikons. Gauger übersieht dabei, daß bei weitem nicht alle "neuen" Wörter ins Lexikon gehören. Den Gegenstand der Wortbildung bilden nach Gauger nur die durchsichtigen Wörter als bereits gebildete, also aktuell belegte, Wörter. Obwohl er gleich am Anfang einräumt, daß Wortbildung sicher "auch ein Stück Grammatik im Lexikon" sei, klammert er ganz bewußt die produktive Seite der Wortbildung aus und plädiert für einen lexikalischen Ansatz. Der Grund dafür dürfte wohl darin liegen, daß er einen syntaktischen Putsch befürchtet und damit die einseitige Überbetonung der produktiven und regulären Wortbildungsprozesse.

Es ist auch nötig, genau zu klären, was er mit "syntaktisch" meint. Er scheint übersehen zu haben, daß syntaktisch nicht mit "transformationell" gleichzusetzen ist. Der transformationelle Ansatz hat schon längst ausgespielt und gilt seit mehr als zwanzig Jahren, seit Chomskys "Remarks on Nominalization" (1970), als überholt. Die durch die Generative Semantik geprägte Wortbildungsforschung gehört auch schon der Vergangenheit an.

Syntaktisch kann unter anderem auch folgendes bedeuten:

1) Wortbildungsprodukte werden oberflächensyntaktisch auf parallele Sätze zurückgeführt; 2) die externe Syntax von Wortbildungsprodukten wird auch in die Untersuchung mit einbezogen; 3) im Sinne der sogenannten 'Argument-' oder 'Valenzvererbung', wobei zwischen der Syntax des Basiswortes und der des Wortbildungsproduktes ein Brückenschlag versucht wird; 4) Wortbildung wird als Testgebiet für verschiedene Syntaxtheorien benutzt, wobei untersucht wird, ob bzw. inwieweit und in welcher Form syntaktische Erscheinungen in der Wortbildung sich widerspiegeln können. Es geht dabei im Grunde genommen um die Interaktion von Syntax und Wortbildung; 5) syntaxnah im Sinne von 'produktiv'; 6) syntaxnah im Sinne von 'regulär' oder 'regelmäßig'.

Seit der Etablierung des lexikalistischen Ansatzes im Rahmen der generativen Grammatik genügt es andererseits nicht mehr, das Etikett "lexikalisch" ins Spiel zu bringen. Es gibt nämlich keinen homogenen und allgemein akzeptierten lexikalischen Ansatz. Es muß präzisiert werden, welcher Richtung man sich verschreibt, ob man sich z.B. den gemäßigten oder den extremen Lexikalisten anschließt

An dieser Stelle können wir nur die wichtigsten lexikalistischen Modelle erwähnen, ohne auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten einzugehen (vgl. dazu Jackendoff 1975, Aronoff 1976, Scalise 1984, Selkirk 1982, Olsen 1986, Jensen 1990, Kiparsky 1982 und 1983, Siegel 1974, Lieber 1981, Allen 1978).

Die einzelnen lexikalistischen Varianten lassen sich jeweils davon abhängig voneinander abgrenzen, welche Rolle dem Lexikon zugeschrieben wird, wie das Lexikon im System der modularisierten Sprachkomponenten placiert wird, wie die Zusammenhänge zwischen Lexikon und anderen Sprachkomponenten dargestellt werden, wie die interne Struktur des Lexikons modelliert wird und welcher Status der Produktivität zugewiesen wird.

Aus seinem lexikalischen Ansatz leitet Gauger die These ab, wonach Produktivität nur eine Randerscheinung der Wortbildung sei. Manche Vertreter des lexikalistischen Forschungsansatzes scheinen zwar mit der Behandlung der produktiven Komponente der Wortbildung Probleme zu haben. Wichtig ist dabei zu betonen - kontra Gauger -, daß der lexikalische Ansatz und die Einbeziehung der Produktivität einander nicht unbedingt ausschließen.

Viele Vertreter der lexikalistischen Richtung schwimmen im Kielwasser von Jackendoff (1975) und konzentrieren sich hauptsächlich auf die nichtproduktive Seite der Morphologie. Der Grundgedanke von Jackendoff zeigt große Ähnlichkeit mit Gaugers Thesen. So lassen sich folgende Zitate nebeneinander stellen:

"The normal mode for syntactic rules is creative, the normal mode for lexical rules is passive." Jackendoff 1975: 667)

"Satzbildung ist der allgegenwärtige Normfall. Wortbildung aber, im Sinne von Bildung neuer Wörter, ist sehr peripher." (Gauger 1992:49)

Jackendoff geht dabei von der Annahme aus, daß Morphologie so selten produktiv verwendet wird, daß die wenigen Ausnahmefälle durch die gelegentliche Umfunktionierung von analytischen Redundanzregeln wegerklärt werden können. Der "normale" Operationsmodus der Jackendoffschen morphologischen Regeln ist die Analyse der bereits existierenden komplexen Wortstrukturen. Die produktiven Wortbildungsmuster, vor allem die Kompositionsmöglichkeiten im Deutschen, widersprechen jedoch dieser Annahme.

Die Problematik der Produktivität wird in der Wortbildungsforschung eher zu wenig beachtet als überbetont. Der Begriff der Produktivität wird in der überwiegenden Mehrheit der Fälle im vortheoretischen Sinne verwendet, wie dies Rainer (1987) auch überzeugend nachweist. Vor der Produktivität muß die Wortbildungsforschung sicher nicht verteidigt werden, sondern nur vor ihrer unreflektierten oberflächlichen

Behandlung. Eine adäquate begriffliche Klärung wäre nicht nur in der germanistischen Linguistik vonnöten.

Produktivität wird in nicht-generativen Arbeiten oft nicht definiert und im gemeinsprachlichen Sinne verwendet. So wird z.B. in der repräsentativen Untersuchung der Adjektivkomposita und Partizipialbildungen die Produktivität bestimmter Wortbildungsmuster stillschweigend mit der Zahl der okkasionellen Bildungen gleichgesetzt. (Pümpel-Mader/Gassner-Koch/Wellmann 1992)

In der Monographie von Fleischer/Barz (1992) wird zwar neben dem oben erwähnten quantitativen Aspekt auch ein teilweise qualitativer angeführt, die These von der umgekehrten Proportionalität zwischen Produktivität und Restriktionsregeln, die Einbettung des Begriffs in das zugrundegelegte Gesamtkonzept gelingt jedoch den Autoren nicht. Hinsichtlich der Behandlung der Produktivität bleiben sie außerdem bedauerlicherweise weit hinter dem internationalen Forschungsstand zurück. Am Beispiel dieser beiden ansonsten wichtigen und bedeutenden Wortbildungsneulinge des Jahres 1992 lassen sich die Mängel bei der Modellierung der Produktivität in der germanistischen Fachliteratur sehr gut veranschaulichen.

In generativen Arbeiten wird Produktivität meistens im Sinne von Chomsky als auf den Regelapparat bezogene Rekursivität verstanden und deswegen nicht weiter präzisiert. Kennzeichnend für die Lage ist, daß Aronoff (1976), eine frühe lexikalistische Arbeit, nach wie vor als die Quelle gilt, die - in einem Kapitel von 11 Seiten - zu den bisher tiefsten Einsichten hinsichtlich der Produktivität in der Wortbildung kommt. Die später entstandenen generativen Arbeiten zur Wortbildung können kaum etwas zu dem von Aronoff erreichten Stand beisteuern. In Toman (1983) wird zwar nichts grundsätzlich Neues zum Thema geboten, interessant sind aber die empirischen Untersuchungen zu einigen der Aronoffschen Thesen.

Wie äußert sich Gauger zu diesem Thema? Er behauptet, daß es bei produktiven Wortbildungserscheinungen nur um "bereits gebildete" Wörter geht und nicht um die Bildung "neuer" Wörter. Bei der Formulierung seines Hauptargumentes - "Manch einer stirbt, ohne je ein Wort gebildet zu haben." - hat Gauger sicherlich nicht an Heringers (1984) inzwischen berühmt gewordenen Aufruf "Gebt endlich die Wortbildung frei!" gedacht.

Nun wollen wir prüfen, ob Gaugers Glaubenssatz aufrechtzuerhalten ist.

Wenn man eben das Sprachbewußtsein des einzelnen Sprachteilhabers vor Augen hält, sollte man nämlich die Möglichkeit der Bildung potentiell neuer Wörter nicht aus der linguistischen Modellierung ausklammern. Es ist eine ganz andere Frage, ob einzelne Sprachteilhaber in einem bestimmten Augenblick von ihrem Wortbildungsvermögen Gebrauch machen oder nicht.

Hier sollen nun einige Untersuchungsergebnisse aus dem Bereich der deutschen Wortbildung angeführt werden, die unsere Ausführungen bekräftigen.

Thiel (1973) zeigt, daß von 1331 substantivischen Zusammensetzungen in einem der Pressesprache entnommenen Korpus ("Die Zeit") nur 37,9% lexikographisch erfaßt sind, während 62,1% als Neologismen eingestuft werden können. Das bekräftigt wohl kaum die Annahme, daß die produktive Anwendung der Kompositionsregel im Deutschen eine Randerscheinung wäre.

Müller-Bollhagen (1985) kommt bei einer Korpusuntersuchung am Beispiel von Substantivkomposita in Kochrezepten zu ähnlichen Ergebnissen. Rund die Hälfte der Belege ist nicht in Wörterbüchern verzeichnet.

Dies wird auch durch eine repräsentative Bestandsaufnahme bestätigt, die im Rahmen des Projekts "Kompositionen und kompositionsähnliche Strukturen" (Ortner et al., 1991: 828) erfolgte: Ca. 35 % (über 20.000 Stichwörter) des 62.456 Substantivkomposita umfassenden Korpus sind nicht im Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (Steinitz - Klappenbach) gelistet.

Es kommt dabei natürlich nicht auf die fehlende lexikographische Erfassung bzw. auf eventuelle Mängel der lexikographischen Praxis an und schon gar nicht auf die genauen statistischen Angaben. Der hohe Anteil an lexikographisch nicht erfaßten und/oder okkasionellen (die "neuen" Wörter bei Gauger) Substantivkomposita - sowohl summativ auf ein bestimmtes Korpus bezogen als auch auf einzelne Texte und Textsorten bezogen - hat aber Symptomwert.

Ähnliches läßt sich auch in gewissen anderen Bereichen der deutschen Wortbildung beobachten. Nach Wellmann (1984) ist rund ein Drittel der in einem durchschnittlichen Zeitungstext vorkommenden morphologisch komplexen Wörter nicht in Wörterbüchern belegt.

Wilss (1986) kommt durch unsystematische Streifzüge durch das Gegenwortschrifttum zu einem ca. 1000 Wortbildungen des Typs Substantiv + "-fähig" umfassenden Korpus und fügt auch noch hinzu, daß man durch systematische Erhebungen vermutlich rasch mehrere Tausend Belege zusammentragen könnte.

Komplexe Wörter, die das Suffix **-bar** enthalten, sind unterschiedlichen Schichten zuzuordnen. Ein Teil der Bildungen gehört zum festen Bestand des mentalen Lexikons. Von Adjektiven und Substantiven können nach produktiven Mustern keine **-bar**-Adjektive mehr abgeleitet werden. Diese können aber aus dem Untersuchungsbereich der Wortbildung auch nicht ganz ausgeschlossen werden, weil sie vereinzelt als Ausgangspunkt für remotivierte Neubildungen dienen können. Vgl. dazu folgenden mit verfremdeter Orthographie gedruckten Beleg:

"Kost-bares für Gäste"

"Kost-bar sind auch unsere Klassiker."

(In einer Werbebroschüre für Küchen-Ratgeber)

Die **-bar-Bildungen**, die ein verbales Basismorphem enthalten, stellen keine homogene Gruppe dar. Ein Teil der im Lexikon gespeicherten Bildungen ist semantisch isoliert, nicht vollständig durchsichtig. Andere wiederum sind zwar im mentalen Lexikon gespeichert und werden bei Bedarf von dort abgerufen, weisen aber große Ähnlichkeit mit den nach produktiven Wortbildungsmustern gelegentlich in der Rede erzeugten Bildungen auf, die nicht Teil des Lexikons sind. Diese bei Gelegenheit gebildeten bzw. bildbaren Wörter sind aber auch nicht als eine homogene Masse zu beschreiben. Es ist durchaus vorstellbar, daß viele dieser **-bar-Bildungen** bei Bedarf als Konkurrenzfälle zu entsprechenden syntaktischen Konstruktionen immer wieder von neuem gebildet werden. Unter diesem Aspekt sind sie als syntaxnahe Erscheinungen anzusehen. Vgl. dazu z.B. folgende Belegstelle:

"Die einzige Philosophie, die nicht zu widerlegen ist, ist auch nicht zu beweisen. ... Diese sollte beweisbar oder widerlegbar sein. ... Die Philosophen, Theologen und Ideologen schlagen sich mit Sätzen, die weder zu beweisen noch zu widerlegen sind, die Köpfe ein, die Wissenschaftler mit Sätzen, die sie für bewiesen halten, aber die zu widerlegen sind."

(Dürrenmatt: "Gibt es die 'Süddeutsche Zeitung' oder gibt es sie nicht?", Versuche, Diogenes 1991, S. 107)

Stichprobenartige Untersuchungen weisen auch darauf hin, daß mindestens in bestimmten Textsorten sehr häufig von der Bildung neuer Wörter Gebrauch gemacht wird.

Es ist fraglich, ob man, wie Gauger, all diesen empirischen Daten entgegenhalten könnte, daß es dabei nur um "bereits gebildete" Wörter geht und nicht um die Bildung potentiell "neuer" Wörter.

Es stellt sich auf diese Weise heraus, daß lexikalisch und syntaktisch keine wahren Alternativen sind und daß dem Phänomen der Produktivität dabei eine Schlüsselrolle zukommt. Wortbildung ist weder nur im Lexikon noch in der Syntax. Es kommt vielmehr auf die Interaktion der einzelnen Sprachkomponenten an, darunter auch auf die von Lexikon und Syntax. In der analytischen Praxis sollte man deshalb immer einen dem jeweiligen Gegenstand angemessenen Darstellungsrahmen anstreben. Da Wortbildungserscheinungen mit Wilss (1986: 5) "als multifaktorielle Bedingungsgefüge" anzusehen sind, gibt es wohl kaum einen homogenen konsistenten Beschreibungsansatz im Sinne von "richtig" oder "alleinseligmachend".

Bestimmte Erscheinungen der Wortbildung hängen, wie gezeigt, enger mit dem Lexikon, andere wiederum enger mit der Syntax zusammen. In der linguistischen Modellierung dürfen einerseits weder die regulären noch irregulären und anderer-

seits weder die produktiven noch inproduktiven Erscheinungen der Wortbildung außer acht gelassen werden. Es geht also um die gleichzeitige Erfassung der statischen und der dynamischen (produktiven) Komponente sowie der regulären und irregulären. Es kommt dabei auf ihre jeweils angemessene Behandlung an. Relativ syntaxnah sind z.B. Partizip I.- und Partizip II.-Zusammensetzungen, substantivierte Infinitive und koordinierte Adjektive.

In der Wortbildung kommt es eben auf das Verhältnis zwischen Statischem und Dynamischem an. Die Wortbildung um ihren dynamischen oder Vorgangs-Aspekt, d.h. um ihre produktive Komponente, zu verkürzen und sie auf Wortgebildetheit zu reduzieren, wäre genauso kurzsichtig wie das andere Extrem, d.h. der Versuch, die Holprigkeiten des tatsächlich vorhandenen Zustandes in der Wortbildung in Form von jetzt inproduktiven Mustern aus unseren Überlegungen zur Produktivität ganz auszuschließen.

Literaturverzeichnis:

- Ägel, V. und R. Hessky, Hrsgg. (1992) *Offene Fragen - offene Antworten in der Sprachgermanistik*. Reihe Germanistische Linguistik 128. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Allen, M. (1978) *Morphological Investigations*. PhD thesis, University of Connecticut.
- Aronoff, M. (1976) *Word Formation in Generative Grammar*. Linguistic Inquiry Monographs 1. Cambridge, Mass.: The MIT Press.
- Chomsky, N. (1970) "Remarks on nominalization." In: Jacobs, R.A., P.S. Rosenbaum, eds., *Readings in English Transformational Grammar*, 184-221. Waltham, Mass.: Ginn and Company.
- Fleischer, W., I. Barz (1992) *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Gauger, H.-M. (1971) *Durchsichtige Wörter. Zur Theorie der Wortbildung*. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag.
- Gauger, H.-M. (1981) "'System, Norm und Rede' - wiedergelesen." In: Weydt, H., Hrsg. (1981) *Logos Semantikos: Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu 1921-1981*, 33-44. Berlin - New York - Madrid: Walter de Gruyter - Editorial Gredos.
- Gauger, H.-M. (1992) "Zum richtigen Ansatz in der Wortbildung." In: Ägel, V., R. Hessky, Hrsgg. (1992), 45-52.
- Heringer, H.J. (1984) "Gebt endlich die Wortbildung frei!" In: SuLWU. *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 53: 43-53.
- Jackendoff, R. (1975) "Morphological and semantic regularities in the lexicon." In: *Language* 51.3: 639-671.
- Jensen, J.T. (1990) *Morphology. Word Structure in Generative Grammar*. Current issues in Linguistic Theory 70. Amsterdam - Philadelphia: John Benjamins.
- Kiparsky, P. (1982) "Lexical morphology and phonology." In: Yang, I.-S., ed., *Linguistics in the Morning Calm*, 3-91. Seoul: Hanshin.
- Kiparsky, P. (1983) "Word-formation and the lexicon." In: Ingemann, F., ed., *Proceedings of the 1982 Mid-America Linguistic Conference*. Lawrence: University of Kansas.

- Lieber, R. (1981) *On the Organization of the Lexicon*. Bloomington: Indiana University Linguistics Club.
- Müller-Bollhagen, E. (1985) "Überraschungsfrikadelle mit Chicoréegemüse und Folienkartoffel. Zur Frage "Usuelle oder nichtusuelle Wortbildung?", untersucht an Substantivkomposita in Kochrezepten." In: Koller, E., H. Moser, Hrsgg. *Studien zur deutschen Grammatik*. Johannes Erben zum 60. Geburtstag. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe Band 25, 225-237. Innsbruck: Universität Innsbruck.
- Olsen, S. (1986) *Wortbildung im Deutschen*. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Ortner, L., E. Müller-Bollhagen, H. Ortner, H. Wellmann, M. Pümpel-Mader, H. Gärtner (1991) *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. 4. Hauptteil: Substantivkomposita. Komposita und kompositionsähnliche Strukturen 1. Sprache der Gegenwart. 79. Berlin - New York: Walter de Gruyter.
- Pümpel-Mader, M., E. Gassner-Koch, H. Wellmann (1992) *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. 5. Hauptteil: Adjektivkomposita und Partizipialbildungen. Komposita und kompositionsähnliche Strukturen 2. Sprache der Gegenwart 80. Berlin - New York: Walter de Gruyter.
- Rainer, F. (1987) "Produktivitätsbegriffe in der Wortbildungstheorie." In: Dietrich, W., H.-M. Gauger, H. Geckeler, Hrsgg., *Grammatik und Wortbildung romanischer Sprachen*. Beiträge zum Deutschen Romanistentag in Siegen, 30.9. - 3.10. 1985. *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 297, 187-202. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Scalise, S. (1984) *Generative Morphology*. Dordrecht: Foris.
- Selkirk, E. (1982) *The Syntax of Words*. Cambridge, Mass.: M.I.T. Press.
- Siegel, D. (1974) *Topics in English Morphology*. PhD thesis, M.I.T.
- Thiel, G. (1973) "Die semantischen Beziehungen in den Substantivkomposita der deutschen Gegenwartssprache." In: *Mutter-sprache* 83: 377-404.
- Toman, J. (1983) *Wortsyntax*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Wellmann, H. (1984) "Die Wortbildung." In: *Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, 4. völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, 386-501. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Wilts, W. (1986) *Wortbildungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache: Theoretische Grundlagen - Beschreibung - Anwendung*. *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 304. Tübingen: Gunter Narr.

Lajos Szalai (Szombathely):

Heinrich Wittenwiler und sein "Ring"

Der Verfasser dieses Beitrages war noch ein ziemlich junger Assistent, als der Jubilar seine Aufmerksamkeit auf den schweizerischen Dichter aus dem 15. Jahrhundert, Heinrich Wittenwiler lenkte, indem er behauptete, er sei der erste ungarische Germanist, der hierzulande über diesen äußerst interessanten und originellen Autor des Spätmittelalters geschrieben hat. Es handelt sich dabei um eine Rezension von Karl Mollay über Richard Brinkmanns Buch: "Zur Deutung von Wittenwilers 'Ring'", die in der ungarischen Literaturzeitschrift "Irodalmi Figyelő" (Literarische Rundschau) im Jahre 1956 erschien.¹

Was die Beschäftigung mit Wittenwiler anbelangt, ließ es dann die ungarische Germanistik auch für längere Zeit dabei bewenden. Erst in einem im Jahre 1966 erschienenen Universitätskript für Germanistikstudenten widmete die Verfasserin Helga Hajdú eine knappe Seite dem obgenannten Dichter,² und Előd Halász, dessen zweibändige deutsche Literaturgeschichte 1971 veröffentlicht wurde, räumte ihm in seinem Buch auch nicht viel mehr Platz ein.³ Halász war es auch, der 1977 eine zweibändige Anthologie der deutschen Dichtung in ungarischer Sprache herausgab und darin eine kürzere Passage des großangelegten "Ring"-Epos von Wittenwiler in der Übersetzung von István Tótfalusi mit aufnahm.⁴

Wenn man diesen mageren Ertrag damit vergleicht, was seit 1956 außerhalb Ungarns - in erster Linie natürlich in den deutschsprachigen Ländern, aber nicht nur dort - Wittenwiler betreffend veröffentlicht wurde, sieht man einen atemberaubenden Unterschied. Der frnhd. Originaltext der kompletten "Ring"-Dichtung wurde 1956 zunächst ins Englische,⁵ 1977 dann ins Japanische⁶ übertragen, während das deutsche Sprachgebiet 1983 zugleich mit zwei nhd. Übertragungen aufwartete,⁷ denen 1988 und 1991 weitere zwei nachfolgten.⁸ Neben der Herausgabe des "Ring"-Textes in Abbildung der Meininger Handschrift im Jahre 1990⁹ brachte das gleiche Jahr die Veröffentlichung der umfangreichsten und m.E. wertvollsten Monographie über Wittenwiler, deren Verfasser Eckart Conrad Lutz ist,¹⁰ mit sich. Ortrun Riha veröffentlichte das Buch: "Die Forschung zu Wittenwilers 'Ring' 1851 - 1988" ebenfalls 1990,¹¹ dessen Angaben selbst den größten Wittenwiler-Verehrer verblüffen: Seit 1851, als Ludwig Bechstein die einzige überlieferte Handschrift der "Ring"-Dichtung entdeckte und in Buchform herausgab,¹² sind beinahe 300 Schriften - Textausgaben, Wörterbücher, Monographien, Übersetzungen, Rezensionen usw. - zum Werk und zum

Dichter entstanden. Der Wittenwiler-Forscher kann die ihn interessierenden Autoren aus der Fülle der in Rihas Buch behandelten Namen herausuchen, hier möge deshalb nur noch ein einziger Name erwähnt werden. Edmund Wießner war es, der mit seiner im Jahre 1931 veröffentlichten, auf der noch ziemlich fehlerhaften Edition Bechsteins basierenden und sie verbessernden und modernisierenden Textausgabe zum Bahnbrecher für die modernste Forschung geworden ist.¹³ Der parallel zur Textedition erschienene Kommentarband und das später herausgegebene "Ring"-Wörterbuch Wießners¹⁴ dienen nebst anderen wichtigen "Ring"-Forschungen dieses großen Philologen heute noch als Grundlage aller einschlägigen Unternehmungen.

Wer war nun dieser Heinrich Wittenwiler, der und dessen - wahrscheinlich einziges aber desto wertvolleres - Werk, der "Ring" nach etwa 350 Jahre dauerndem Scheintod wiederentdeckt wurde und seitdem immer wieder gewürdigt und getadelt, analysiert, gedeutet und mißdeutet, verworfen und erneut in den Brennpunkt der germanistischen Forschung gestellt wird?

Die Frage nach der Person des Dichters beschäftigte die Forscher, seitdem es überhaupt eine Wittenwiler-Forschung gibt. Ohne hier auf die diversen Vermutungen einzugehen - man findet ihre Beschreibung ohnehin in Rihas erwähntem Forschungsbericht -, schließen wir uns den neuesten, auf zuverlässigen Archivmaterialien fußenden Forschungsergebnissen von Eckart Conrad Lutz an. Die Quellen, auf deren Grundlage er eine ziemlich sichere Personenbeschreibung Wittenwilers unternimmt, gibt er folgendermaßen an:

"Unsere Kenntnis der Person Heinrich Wittenwilers beruht heute auf sechs Belegstellen: drei Urkunden aus den Jahren 1387, 1389 und 1395, einem Eintrag im Konstanzer Ratsbuch von 1390 und zwei undatierten Belegen, der Selbstnennung im 'Ring' und der Aufnahme ins Wurmsbacher Totenbuch."¹⁵

Die erste von Lutz erwähnte Urkunde aus dem Jahre 1387 stammt aus der schweizerischen Stadt Konstanz und liefert wesentliche Anhaltspunkte zur Enträtselung der Person von Wittenwiler. Lutz schreibt:

"(...) Er führt den magister-Titel, muß also studiert haben (...). Offensichtlich hat er allenfalls niedere kirchliche Weihen empfangen, denn er wird nach dem Ritter genannt (...). Seine Umgebung läßt vermuten, daß er schon 1387 (als Jurist) am bischöflichen Hof in Konstanz tätig war, jedenfalls aber dem österreichischen Adel nahestand. Und endlich hat er - wie die meisten Angehörigen der Kurie - offenbar nicht das Bürgerrecht erworben."¹⁶

Eine zweite Konstanzer Urkunde aus dem Jahre 1389 ist eigentlich das Protokoll eines Schiedsgerichtes, wobei Wittenwiler als gewählter Schiedsmann der einen Partei auftritt. Diese wertvolle Belegstelle läßt uns weitere Nuancen über den Dichter erfahren, wie das aus der Quellenanalyse von Lutz leicht ersichtlich ist:

"Als einzigen unter den Schiedsleuten tituliert die Urkunde **den ersamen herren hern Hainrich von Wittenwille** wie den verstorbenen Kirchherrn, der als **der erber herre her Hairich Stetter saelig** erscheint. Darin unterscheidet sich diese Urkunde auch von den übrigen Wittenwiler-Belegen: Nur hier ist der Titel **her** an die Stelle des **magister** getreten, der sonst regelmäßig steht. Die Namensform ist die übliche. Wenn Wittenwiler auch hier - und zwar er allein - nicht Bürger genannt wird, bekräftigt das unsere Vermutung, daß er bereits dem bischöflichen Hof angehörte. Seine Sonderstellung dürfte auch erklären, daß man in ihm vor allem den adligen Vertreter des bischöflichen Klerus sah, ohne sorgfältig zwischen akademischem Grad, Weihegrad und Amt zu unterscheiden." 17

Der Eintrag im Konstanzer Ratsbuch aus dem Jahre 1390 verrät im Wesentlichen nichts Neues über den gesellschaftlichen Stand unseres Dichters, ist m.E. darüber hinaus jedoch sehr wertvoll, weil er uns den bislang ziemlich anonymen Wittenwiler als Menschen etwas näher bringt, indem das zuweilen Stürmische in seinem Charakter präsentiert wird. Der besagte Eintrag und der Kommentar von Lutz dazu seien nun zitiert:

"Item maister Hainrich Witwile. hat ain messer gezuk und wult hern Hansen den Zoller gestochen haben. (...) Daß ein Jurist der bischöflichen Kurie einen Domkaplan mit dem Messer bedroht, kann vielerlei Gründe haben, verwunderlich ist es nicht. Wenn der Stadtschreiber den Vorfall festgehalten hat, dann wohl nur, weil er sich in der Öffentlichkeit ereignet haben wird...(...) Von den beiden Beteiligten führt nur Hans der Zoller den Titel her, wie es dem Geistlichen zukommt."18

Die am 16. März 1395 verfaßte Konstanzer Urkunde ist deshalb ein äußerst wichtiger Beleg, weil er die erste genaue Auskunft über Wittenwilers Stellung am bischöflichen Hof gibt. Es handelt sich wieder um einen Streitfall, und Wittenwiler - entsprechend seinem nunmehr endgültig bekannten Status - spielt dabei eine prominente Rolle. Lutz reflektiert darauf wie folgt:

"Am frühen Morgen jenes 16. März kommen in Konstanz in behusung des wolgelerten Maister Hainrichen von Wittenwil, aduocaten des hoffes Constantz, in dem obern sal desselbigen houses in gegenwürtigkeit eines öffentlichen Notars und von fünf Zeugen - deren erster Wittenwiler ist - Vertreter des Konstanzer Augustinerklosters und der Pfarrgemeinde Birwinken (...) zusammen, um ihren Streit über die den Augustinern gehörende Pfarrkirche vnd deren versehung, auch anderer rechten oder gerechtigkeiten halben, beizulegen und ein ausführliches vertrag, condition vnd vberkomnus ausfertigen zu lassen. (...) Die Urkunde von 1395 bestätigt die schon aus den frühesten Belegen gezogenen Rückschlüsse auf Wittenwilers Status: Er ist

Kleriker, Minorist und Nicht-Bürger. Er mußte als **advocatus curiae** über eine umfassende juristische Ausbildung verfügen, die höheren Weihen brauchte er nicht. Wie er, begnügten sich die meisten Angehörigen der Kurie mit den Privilegien des Klerus und verzichteten auf den Erwerb des Bürgerrechts.¹⁹

Den oben zitierten und kommentierten Urkundenbelegen mit genauem Datum sollten nun noch zwei undatierte Belege angeschlossen werden, durch die Wittenwilers Stand und Persönlichkeit wieder einen neuen Stellenwert bekommen. Der erste undatierte Beleg wird von Lutz folgendermaßen bewertet:

"Gerade wenn wir in Heinrich Wittenwiler den juristischen Hofbeamten ohne höhere Weihen sehen, braucht auch nicht zu befremden, wenn das Nekrolog der Zisterzienserinnen in Wurmsbach (...) unter dem 29. Juli eine Jahrzeitstiftung durch **Meister Heinrich von Wittenwil, hoffmeister zuo Konstentz**, festhält, ihn also in einem neuen, wieder nicht geistlichen Amt zeigt."²⁰

Der zweite undatierte Beleg ist die **Selbstnennung** des Dichters in Vers 52 des Prologs zu seinem "Ring": **sprach Hainreich Wittenweilär**. Diese Selbstnennung, wie Lutz feststellt,

"wird zur Selbstaussage. Diese bairische Verfremdung des eigenen Namens ist nicht einfach Spielerei, sie kündigt an, was kommen soll und in der bairischen Durchwirkung der Sprache allgegenwärtig bleibt, die österreichische Gesinnung, die Wittenwiler mit dem Adel des Bodenseegebietes und dessen Parteigängern verbindet (...) Man wird dann an ein Publikum zu denken haben, dem das Bekenntnis zu Österreich verständlich und sicher auch sympathisch war. (...) Ein anderes Moment könnte hinzukommen: Die bairische Lautung ist doch auch Absetzung von der eigenen alemannischen Herkunft, ein Stück Selbstaufgabe also. Wenn man an die eidgenössischen Gegner Österreichs denkt, könnte sie sogar politischen Sinn haben; zunächst aber scheint sie vor allem Huldigung an die Führungsschicht, in deren Dienst auch Wittenwiler sein Leben lang gestanden haben muß."²¹

Mehr als die oben nach Lutz zitierten und kommentierten Belegstellen über die Person von Heinrich Wittenwiler verraten könnten, wissen wir nicht. Aufgrund dieser eher spärlich als reichlich zu nennenden, aber trotzdem äußerst haltbar scheinenden Informationen liegt die Vermutung nahe, daß der Dichter in diesem uns bekannten Zeitabschnitt seines Lebens in den besten Mannesjahren gewesen sein wird, und dies wird wohl auch jene Periode seines Schaffens gewesen sein, als er sein Werk, den "Ring" geschrieben hat. Auf eine weitere Beweisführung, die diese Annahme auch durch sein zwar künstlerisch gestaltetes, parodistisches aber zweifellos vorhandenes Reflektieren auf zeitgenössische historische Begebenheiten untermauern könnte, wollen und können wir hier nicht eingehen. Statt dessen soll nun unser Augenmerk

dem Werk selbst gelten, von dem wir noch nichts anderes erfahren haben, als daß es über einen Prolog verfügt.

Der **Prolog** dient verschiedenen Zwecken:

1. Den ganzen Inhalt des Werkes vorwegnehmend, betont der Dichter die Dreiteilung des Werkes. Man wird davon unterrichtet, daß der erste Teil von **Hofieren** und **Turnieren** handeln wird, der zweite eine allgemeine **Lehre über das menschliche Verhalten** erteilt, während uns der dritte **in eine Kriegssituation** führt und mit dazu notwendigen Kenntnissen ausrüstet. Im Wortlaut des Originaltextes liest sich dies so:

Daz erste lert hofieren
Mit stechen und turnieren,
Mit sagen und mit singen
Und auch mit andern dingen.
Daz ander kan uns sagen wol,
Wie ein man sich halten schol
An sel und leib und gen der welt:
Daz hab dir für daz best gezelt.
Daz dritte tail dir chündet gar,
Wie man allerpest gevar
Ze nöten, chrieges zeiten
In stürmen, vechten, streiten. (V. 17-28)²²

2. Man erhält einen Hinweis darauf, daß das Werk um der sicheren Erbauung des Lesers willen die richtige Lehre mit der Tölpelheit vermengt:

Dar umb hab ich der gpauren gschrai
Gemischtet unter diseu ler,
Daz sei des senfter uns becher...(V. 35-37)

3. Der Leser wird nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß im Begriff 'Bauer' nicht unbedingt nur etwas Negatives steckt:

Er ist ein gpaur in meinem muot,
Der unrecht lept und läppisch tuot,
Nicht einer, der aus weisem gfert
Sich mit trewer arbeit nert;
Wan der ist mir in den augen
Sälich vil, daz schült ir glauben. (V. 43-48)

4. Zum Schluß wird auch noch mitgeteilt, daß die Entscheidung, ob der "Ring" nützlich wirkt oder nur eine Geschichte erzählen will, allein dem Leser überlassen wird:

Secht es aver ichts hie inn
Das weder nutz noch tagalt pring,
So mügt irs haben für ein mär,
Sprach Hainreich Wittenweilär. (V. 49-52)

Der Erzählungsgang des ziemlich umfangreichen, rund 9700 paarweise reimende Verszeilen umfassenden dreiteiligen **Hauptteils** sei nun im Weiteren folgendermaßen geschildert:

In dem vom Dichter erfundenen Dorf Lappenhausen begehrt der bäuerliche "Degen" und "Jungherr" Pertschi Triefnas die Verkörperung der weiblichen Häßlichkeit, die verwachsene und einfältige Mätzli Rüerenzumph.

Under den ein junger was,
Der hiess Bertschi Triefnas.
Ein degen säuberleich und stolz.
Sam er gedraiet wär aus holtz... (V. 61-64)

.....
Doch was eineu sunderbar
In sinem herten, das ist war:
Die hiez Mätzli Rüerenzumph.
Sei was von adel lam und krumpf,
Ir zen, ir händel sam ein brand,
Ir mündel rot sam mersand.
Sam ein mäuszagel was ir zoph.
An ir chelen hieng ein chroph... (V. 73-80)

Um ihre Gunst zu erwerben und sie zu ehren, veranstaltet er mit zehn anderen Dorfgesellen ein Lanzenstechen und Turnier auf dem Plan des Dorfes. Die Personen werden durch ihre Namen, ihre charakteristischen Züge und durch die Beschreibung ihrer kuriosen Wappen vorgestellt, z.B.:

Der fünft was Haintzo mit der gäss,
Ein eselman und rittigmäss.
Dem hiet der pharrer wappen geben:
Dri nuss an einer weinreben... (V. 127-130)

.....
Den neunden ich euch tauffen wil:

Er haisset Pentza Trinkavil.
Daz er do in dem schilfte truog,
Daz warend rinder in eim phluog. (V. 143-146)

Der schlaue und listige Bauernfeind Neithart (es handelt sich dabei natürlich um den Dichter Neidhart von Reuenthal) gesellt sich als zwölfter zu ihnen, übertölpelt sie grausam und nimmt ihnen schließlich als Spottpriester die Beichte ab.

Und sprach mit mit senftem hertzen:
'Got büess euch allen smertzen
Und vergeb euch ewer sündel
Doch für wars ich euch daz künde
Nach der hailigen gschrifte sag:
Die sünd ich nit vergeben mag
Ane reuw und peicht und puoss,
Die der sündler tuon muoss
Gäntzleich ane falschechait.
Daz sei euch von mir gesait!' (V. 670-679)

Es folgen wiederholte Annäherungsversuche des "Minners", aber beim nächtlichen Ständchen reicht ihm die "Schöne" den ars zum fenster aus, und als er - immer noch unverzagt - ihr im Kuhstall sein Anliegen klarmachen will, vereitelt eine störrische Kuh das liebevolle Werben:

In dem selben streben
Die kuo ward messen eben
Bertschin über seinen dank
Zwen stich in einem swank. (V. 1440-1443)

Der dritte Anlauf bringt auch keinen Erfolg: er fällt durch das Rauchloch vom Dach ins Herdfeuer:

Und stiess daz haubet durch ein loch:
Do was er swärer dann ein bloch;
Dar umb so muost er vallen
Vor den chindern allen
Und dem vatter in daz feur
Sam der tiefel ungeheur. (V. 1492-1497)

So muß er weiterhin sehnsüchtig schmachten, bis ihn sein Oheim, der Dorfschreiber Henritze Nabelreiber, über das Hofieren belehrt und in seinem Namen an

Mätzli, die inzwischen von ihrem Vater in den Speicher gesperrt worden ist, einen höfischen Liebesbrief schreibt. Da aber Mätzli nicht lesen kann, zieht sie den ebenfalls gebildeten aber zugleich unzüchtigen Dorfbader Crippenchra zu Rate, der in ihrem Namen eine Minneallegorie mit der Forderung der Ehe als Antwort an Pertschi schickt. Dafür aber entläßt er das Mädchen nicht so jungfräulich wie sie früher war, versteht sie jedoch mit einer Rezeptur zur scheinbaren Wiederherstellung der Jungfrauschafft:

Geh zuo Strauben, deinem vetter,
Und haiss dir geben liljenbletter,
Dar zuo zipern und auch gallen
Mit ein ander haiss gewallen
Und leg es dik und oft dar ein
(Du waist wol, Metzel, pei dem pain)
Und sprich: "Daz glük verhenge!"
Die mutz die wirt dir enge. (V. 2215-2222)

Der über Mätzlis Antwort hocheufreute Pertschi will nicht ohne Befragen seiner Verwandten heiraten. In einem für diese Angelegenheit flugs zusammengerufenen Rate entwickelt sich eine heftige Ehedebatte, wobei sich die Männer gegen, die Weiber für die Ehe äußern. Durch die folgende kurze Textstelle versuchen wir, die Atmosphäre und den Charakter dieser langatmigen Debatte vorzustellen:

Des huob der guot man an und sprach:
'Wir hörrend, daz in disem bach
leder furt ist bös ze reiten;
Dar umb so lassen wir die seiten,
Die die böser ist genant,
Und kerin zuo der bessern hand!
Daz ist, du scholt also beliben,
An ein weib dein zeit vertriben!'
Scheissindpluomen ditz vernam;
Wie schier sei huob ir chlaffen an,
Des auch nicht zfersweigen was!
Sei sprach: 'Her Niggel, wisset das!
Ein weiser man der chan her zellen
Alleu stuk und dar aus wellen,
Was daz besser wesen schol,
Dar inn man spürt sein witze wol.
Daz böser habt ir aus gelesen;

Des müest ir unser narr wesen.
Ist nicht wäger, daz ein man
Hab ein frawen wol getan,
Die sein phlege nacht und tag
Mit flisse, so sei beste mag,
Dann daz er also beleib,
Arm und ellend, an ein weib?
Was sorgen wil er danne haben,
Der sich würent mag betragen,
Daz im gesund ist an dem leben,
Wil er guoter sinnen phlegen?' (V. 2723-2750)

Nachdem der Schreiber mit seiner Ehebejahung den Ausschlag gegeben hat, nehmen zwei Abgesandte Kontakt mit der Sippe des Mädchens auf. In ihrem Rate prüfen nun Mätzlis Verwandte den Freier über seine Kenntnis des Glaubens und erteilen ihm lange Lehren, d.h. einen Schülerspiegel, eine Christenlehre, eine Gesundheitslehre, eine Tugendlehre und eine Haushaltungslehre. Hier soll nur eine kurze Kostprobe aus der Gesundheitslehre als Illustration angeführt werden:

Ze lesten wiss daz eins von mir:
Waz der man von hertzen gir
Gerne singt, daz ist sein gsank,
Lustlich trinkt, daz ist sein getrank,
Willkleich isst, daz ist sein speis!
Dar umb so saget uns der weis:
Wollust und gewonhait
Fälschent kunst und grechtikait
Und verkerent die nataur,
Daz auss dem edeln wirt ein gpaur;
Ein gpaur der wirt ein edelman,
Der sich dar nach gewenen chan. (V. 4390-4401)

Nach alledem steht der Eheschließung der beiden Liebenden nichts mehr im Wege. Von den aus allen benachbarten Dörfern herbeieilenden Hochzeitsgästen erhalten die Jugendlichen eine Reihe armseliger Geschenke. Das Hochzeitsmahl, das jeder Anständigkeit spottet, artet in eine Freß- und Sauforgie aus, wobei die Bauern ausgehungerten Tieren gleich über die mageren Gerichte herfallen:

Hie mit do was daz chraut berait
Mit spek und greuben überlait.

Daz troug man her und visch da mit.
Hofleich was der diener sitt:
Die schüsslen hieltens an dem pauch,
Die finger laitens auch dar auf,
Ein tail dar ein, verzettents halb
Und wurfens für recht, sam eim kalb
Man gäb daz gras in einem stal
In die chripp und überall.
Des danchten in die herren do;
Des faissen chrautes warens fro.
Lastersak hiet gross begier:
Er sach dar ein recht sam ein stier.
Des hiess er im ein löffel geben;
Die andern sprachend: 'Und uns eben!'
Des gwunnen etleich löffel do,
Etleich nicht; die taten so:
Seu machtend ire hend ze kellen
Und assend zierleich sam die gsellen.
Secht da huob sich söleich müe
Umb daz chraut und in der prüe,
Daz daz eillen und das jagen
Gsacht es nie pei ewern tagen!
Man hiet in einer schüssel gsehen
Hend und löffel mer dann zehen
Mit enander varen her
Durch das chraut recht sam die sper.
Nach den greuben was ir gach:
Den fuorens mit den ruodern nach.
Des cham der Twerg ze einer stund
Und warf des speckes in den mund
so eben, secht, das im sein part
Mit enander smaltzlich wart! (V. 5711-5744)

Und damit die Orgie noch unwahrscheinlicher erscheint, wird Pertschi zur größten Freude seiner Gäste von den Aufwärtern verprügelt.

Es bricht bald eine unkontrollierte Rauferei aus, als deren Resultat die Gäste aus dem Nachbardorf Nissingen verfolgt und ihre zurückgebliebenen Weiber geschändet werden. Daraufhin rufen die Nissinger eine Ratsversammlung zusammen, die beschließt, den Frieden anzubahnen, aber ihre ausgesandten Boten werden von den

Lappenhausenern höhnisch abgewiesen. Da sehen sich die Nissinger genötigt, befreundete Ortschaften um Hilfe zu bitten. Inzwischen verbringt das neuvermählte Ehepaar in Lappenhausen seine Hochzeitsnacht, und während andere Lappenhausener Frauen gleich mehrere Männer in der Nacht befriedigen, vermag Mätzli durch die vom Dorfschreiber und dem Bader ihr früher erteilten Ratschläge Pertschi und alle Gäste zu überzeugen, daß sie noch eine Jungfrau war.

Secht, do tett er sam ein man
Und graiff sei chrefticleichen an!
Wie schier er ier die pain auf kert,
Sam in der schreiber hiet gelert,
Und macht sich zwüschen seu enmitten!
Er tet nach seiner vordern sitten.
Mätzli was auch nicht zu träg,
Wie sei an dem ruggen läg:
Sei hützret vast und zappelt ser
Und bhielt auch wol des artzets ler.
Do nu daz erst vergangen was,
Daz wissst man wol und machet das,
daz die pettstat was ze chranch
Und hiet getan daz best gesanch,
Daz man joch iemer mag gesingen. (V. 7040-7054)

.....
Hiet die praut nür einen man,
Kützeldarm ier vier gewan.
Annen ars der ward zerriben:
Sei hiet der gsellen mer dann sibem.
Zehner phlag die Gnepferin,
Ie cleichem nach seinem sin.
Ungemäss die hiet ier acht:
Die veiltten all die langen nacht.
Die wöscherin so reudich was,
Daz sei vor inen allen gnas. (V. 7088-7097)

Es tagt übrigens auch in Lappenhausen eine Ratsversammlung, die beschließt, ein Kaiserreich zu gründen, und nachdem ausführlich über Recht, Arten, Ursachen und Erfordernisse eines Streites verhandelt worden ist, wird Nissingen der Krieg erklärt und eine große Zahl von Städten der damals bekannten Welt um Beistand gebeten. Die besagten Städte beraten im Rahmen eines internationalen Kongresses die Möglichkeit der Mithilfe, entschließen sich jedoch zu einem Versuch, nicht zu helfen, son-

dem den Frieden zu schaffen, und, im Falle eines Mißerfolgs, die Bauern ihren Streitigkeiten zu überlassen. Und da der Krieg jedoch unvermeidlich wird, bitten die Lappenhäuser die Nachbardörfer um Kampfhilfe. Zusammen mit diesen eilen auch Hexen, Riesen und Heiden zu ihrer Verstärkung, während sich Zwerge und alte literarische Gestalten - wie Lancelot, Tristan u.a. - bzw. altgermanische Recken - wie Dietrich von Bern, Hildebrand u.a. - mit der Kriegsmacht der Nissinger vereinigen. Es entbrennt eine mörderische Schlacht, die in verschiedenen Phasen ganz bis in die tiefe Nacht dauert. Die Grausamkeit, aber zugleich auch die Absurdität dieses gewaltigen Kampfwirbels widerspiegelt adäquat folgende Textstelle Wittenwilers:

Damit der hürnin Reimprecht
Sprang do für die andern, secht,
Bis enmitten durch die twerg
Und schluog ier mangan zuo der erdl
Des muosten seü von im hin weichen;
Niemand gtorst sich an in streichen.
Des wart im doch ein brief gesant,
Daz im die stang viel aus der hand:
Das was ein stain, der seinen taumen
Chond im von der hende raumen.
Des waren so die andern hie,
Dem risen zuo (ich waiss nicht wie)
Und an die pain, daz er do hin
Viel zuo seinem ungewin.
Ieder drang im auf seinn pauch
Und zukt sein faustmesser aus.
Do was er also gantz von horn,
Daz alz ier stupfen was verlorn.
Des was her Reimprecht auch nit träg,
Wie er an dem rüken läg:
Er baiss ier vil und raiss ir me;
Das cham vil mangem twerg ze we.
'An die augen!' schrewens so;
Des ward er schier geplendet do.
Dannocht was er nicht ze faul
Und gient viel weit her mit dem maul.
Er wolt sei han verschlunden.
Des cham ze denen stunden
Einer mit dem messer sein

Und stiess ims in den schlund hin ein:
Da mit so hiet der auch sein end. (V. 8915-8945)

Nachdem Lappenhausen durch Verrat gefallen ist, wird es nur noch von Pertschi Triefmas auf einem Heuschober, den er zur Festung ausgebaut hat, verteidigt. Diese Belagerung bringt aber wegen Pertschis Besessenheit keinen Erfolg für die Nissinger, nach deren Abzug unser Held, der fast alle Lappenhausener, unter ihnen auch seine Ehefrau erschlagen sieht, in den Schwarzwald zieht, um dort als Einsiedler sein Leben zu beschließen:

Also fuor er hin so bald
Enmitten in den Swartwald.
Da verdienet der viel gwär
In gantzer andacht an gevär
Nach disem laid das ewig leben.
Das well uns auch der selbig geben,
Der wasser aus dem stain beschert
Hat und auch zu wein bekert! (V. 9692-9699)

Am Ende dieses eher vorstellend als wissenschaftlich-analysierend konzipierten Beitrages angekommen, möchte der Verfasser dem Jubilar, dem eigentlichen ungarischen "Entdecker" Wittenwilers und seiner Ring-Dichtung versichern, daß sein freundlicher Vorschlag, sich mit diesem "komischen Kauz" des Spätmittelalters zu beschäftigen, beherzigt worden ist. Trotz des eingangs erwähnten Reichtums der internationalen Wittenwiler-Bibliographie bieten sich immer noch unbearbeitete Themen in Sachen Wittenwiler an. Als ein solches kann die kritische Auseinandersetzung mit den vier neuhochdeutschen Übertragungen erwähnt werden, und in dieser Richtung habe ich anlässlich einer internationalen Übersetzungskonferenz im Herbst 1992 in Szombathely auch schon einen Versuch unternommen.²³ Daß eine ungarische Übersetzung des vollständigen Werks kein Ladenhüter in den Buchhandlungen hiesiger lande wäre, unterliegt keinem Zweifel. Aufgrund der Übersetzung eines guten Drittels vom "Ring" fühle ich mich berechtigt zu behaupten, diesem Bedarf hoffentlich in absehbarer Zeit Genüge zu leisten.

Anmerkungen

- 1 Mollay, Karl: Richard Brinkmann: Zur Deutung von Wittenwilers "Ring" In: Irodalmi Figyelő 1956, S. 290-291. (Rezension)
- 2 Hajdú, Helga: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert im Überblick. Budapest 1966, S. 81

- 3 Halász, Előd: A német irodalom története (Geschichte der deutschen Literatur). Band I. Budapest 1971, S. 124-125
- 4 Halász, Előd (Hrsg.): Klasszikus német költők a középkortól XX. századig. (Klassiker der deutschen Lyrik vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert). Band 1. Budapest 1977, S. 131-136
- 5 Jones, George Fenwick: Wittenwiler's Ring and the anonymous Scots poem Colkebie Sow. Two comic-didactic works from the fifteenth century, übers. von G.F. Jones, Chapel Hill 1956
- 6 Tanaka, Taizō: Yubiwa (Ring), übers. von T. Tanaka, Tokio 1977
- 7 Bräuer, Rolf: Heinrich Wittenwiler, Der Ring oder wie Bertschi Triefnas um sein Mätzli freite, hrsg. u. übertr. v. Rolf Bräuer, Berlin 1983
- Birkhan, Helmut: Heinrich Wittenwiler, Der Ring. BNach der Ausgabe Edmund Wießners überet. u. mit einer Einleitung versehen v. Helmut Birkhan, Wien 1983
- 8 Sowinski, Bernhard: Heinrich Wittenwiler, "Der Ring", hrsg., übers. und kommentiert v. Bernhard Sowinski, Stuttgart 1988
- Brunner, Horst: Heinrich Wittenwiler, Der Ring. Frühneuhoch deutsch/Neuhochdeutsch. Nach dem Text von Edmund Wießner ins Neuhochdeutsche übers. u. hrsg. v. Horst Brunner, Stuttgart 1991
- 9 Bräuer, Rolf/Jones, G.F./Müller, U. (Hrsg.): Heinrich Wittenwiler, Der Ring. In Abbildung der Meininger Handschrift, Göppingen 1990
- 10 Lutz, Eckart Conrad: Spiritualis fornicatio. Heinrich Wittenwiler, seine Welt und sein "Ring". Sigmaringer 1990
- 11 Riha, Ortrun: Die Forschung zu Heinrich Wittenwiler "Ring" 1851-1988. Würzburg 1990
- 12 Bechstein, Ludwig: Der Ring von Heinrich Wittenwiler, hrsg. v. Ludwig Bechstein, eingeleitet durch Adalbert Keller, Stuttgart 1851
- 13 Wießner, Edmund: Heinrich Wittenwilers Ring nach der Meininger Handschrift, hrsg. v. Edmund Wießner, Leipzig 1931
- 14 Wießner, Edmund: Kommentar zu Heinrich Wittenwilers Ring, Leipzig 1936
- Wießner, Edmund: Der Wortschatz von Heinrich Wittenwilers "Ring", hrsg. v. Bruno Boesch, Bern 1970
- 15 Lutz: S. 59
- 16 ebda S. 61f
- 17 ebda S. 76
- 18 ebda S. 78; 79
- 19 ebda S. 81: 88f
- 20 ebda S. 89
- 21 ebda S. 92f
- 22 Wie diese zitierte Stelle des Ring-Textes, so sind auch die weiteren Zitate der Textausgabe Wießners (s. Anm. 13) entnommen worden
- 23 Szalai, Lajos: Heinrich Wittenwilers "Ring" in neuhochdeutschem Sprachgewand. Problematik des Übersetzens aus dem Frühneuhochdeutschen ins Neuhochdeutsche. In: Acta Germanistica Savariensia Nr. 2 - Aktuelle Fragen der Übersetzung, Szombathely (im Druck)

Ferenc Szász (Budapest):

" ein erwachtes, geschaffenes Wort "
Über Rainer Maria Rilkes Sprachverständnis

Rainer Maria Rilke gehört zu den größten deutschen Sprachgestaltern aller Zeiten. Die drei Jahrzehnte (1894-1926), in denen er seine Sprachschöpfungen wie ein Vulkan immer wieder aus sich herausschleuderte, waren eine Epoche mit besonderem Interesse für das Wesen, die Möglichkeiten und die Grenzen der Sprache. In Rilkes Geburtsland, dem Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn, geriet die Sprache sogar in den Mittelpunkt politischer, philosophischer und dichtungstheoretischer Auseinandersetzungen, der Hinweis auf die Sprachskepsis als einen wichtigen Bestandteil im Geistesleben der Habsburgermonarchie um 1900 ist heute ein wissenschaftlicher Gemeinplatz. Friedrich Wilhelm Wodtkes grundlegende und ausführliche Studie **Das Problem der Sprache beim späten Rilke**¹ setzt Rilkes Sprachkritik zwischen 1912 und 1921 mit der von Hofmansthal und Karl Kraus gleich und verweist auch auf Fritz Mauthner und Ludwig Wittgenstein. Rilkes Dichtungen und teilweise dieselben Briefstellen, die auch Wodtke zitiert, ermöglichen aber auch eine andere Deutung, die in diesen Dokumenten eher eine Gesellschaftskritik als den Ausdruck einer allgemeinen Sprachskepsis wahrnimmt. Wenn man Rilkes Äußerungen über die Sprache oder eher über die Sprachen vergleicht, stellt sich heraus, daß es für ihn zwei Sprachen² gab, eine für den Alltag und die Presse und eine für die Dichtung. Klar ersichtlich ist diese Gegenüberstellung in seinem Brief vom 5. August 1917 an Richard von Kühlmann, den neu ernannten Staatssekretär des Berliner Auswärtigen Amtes:

Die Presse aller Länder gefällt sich in einer solchen Politik der Konsequenzen und macht damit nur den geistigen Beweis unseres Lebens, das Wort, verwerflich, wertlos, zum Abfall einer verdorbenen, schlechtgewordenen Zeit.

Das Wort: lieber Herr von Kühlmann, daß es doch das des Staatsmannes, wenn die Tagesblätter es wiedergeben, nicht so ununterscheidbar und spurlos in den bezahlten Zeilen unterginge; daß es dem Worte des Dichters ähnlicher sei: unvorsehlich, erschütternd -, ein erwachtes, geschaffenes Wort.

Ihnen ein solches Wort zuzutrauen, [...], dies wäre, wenn ich sie beschreiben soll, die augenblickliche Bewegung meines Ihnen zustimmenden Instinkts.³

In diesem Gratulationsschreiben unterscheidet Rilke eindeutig zwei Arten der Sprache, die der Presse und die des Staatsmannes, die er sehnsüchtvoll mit der des Dichters gleichsetzt. **Das Wort** steht auch hier, wie in zahlreichen anderen Fällen, metonymisch für die Sprache, und diese Gleichsetzung hat für Rilke tiefe Gründe. Darauf gehen wir aber später noch ein. Die Sprache der Presse hält er für **verwerflich** und **wertlos**, metaphorisch für einen **Abfall** der **verdorbenen Zeit**. Das ist dieselbe Überzeugung, die Karl Kraus sein ganzes Leben lang mit ungebrochener Vehemenz verkündete. Daß die Sprache ein Mittel der Lüge, der Selbsttäuschung ist, registriert bereits der zwanzigjährige Rilke. Am 31. Mai 1896 charakterisiert er Josef Müller, den auch literarisch tätigen Mann seiner Tante, in einem von Ofen an den Dichter Rudolf Christoph Jenny nach Prag geschriebenen Brief:

Er ist eine ausgesprochen Journalistennatur, dem die Phrase so geläufig ist, daß er sie nachgerade selbst für Gefühl hält.⁴

Obwohl Rilke seine Abneigung gegen die Presse bis zu seinem Tod bewahrte, bezog er sein negatives Urteil nicht nur auf die Sprache der Presse, sondern dehnte es auch auf die des Alltags, der Konversation sowie der schlechten Dichtung aus. Bereits in einer frühen Erzählung, in der 1898 in Berlin entstanden und erst postum veröffentlichten autobiographischen Novelle **Ewald Tragy**, gibt Thalmann, ein Münchener Romancier, dem jungen Dichter Ewald folgenden Ratschlag:

Wenn sie wollen, daß ich mich zu Ihnen stelle, so oder so, müssen Sie sich erst mal die Worte abgewöhnen, die großen Worte; die will ich nicht.⁵

Ab Ende August 1902 lebt Rilke im fremdsprachigen Ausland; in Paris, Rom, Venedig oder Schweden und Spanien vermeidet er, deutschen Touristen zu begegnen. Am 17. März 1904 schreibt er zum Beispiel aus Rom an Lou Andreas-Salomé:

[...] auch durch unseren Park kommt dann und wann eine Gruppe und man hört hinter den Büschen das unsympathisch begeisterte Deutsch näherkommen. Dann verkrieche ich mich tiefer in mein rotes Häuschen, das ich fast nie verlasse. Ich lese Soeren Kierkegard. Und diesen Sommer lerne ich dänisch, um ihn und Jacobsen in ihrer Sprache zu lesen. [1, 165]

Lou Andreas-Salomé erzählt in ihrem Buch über Rilke, daß der Dichter diese Haltung mit folgender Begründung verteidigt hat:

[...] als ich während seines vieljährigen Pariser Aufenthaltes dort gelegentlich die Befürchtung äußerte, ob ihn das nicht der feinsten, letzten Intimität zum Deutschen entfremden könnte, antwortete er lebhaft: 'Oh nein! diese Intimität wächst daran! Bedenke nur, wie viele, viele Wörter ich mir spare durch ihren Nichtverbrauch am Alltagsbanalen.'⁶

Achtzehn Jahre nach dem Bekenntnis aus Rom, am selben Tag des Jahres, am 17. März 1922, schreibt Rilke aus dem französisch-sprachigen Wallis einen langen Brief an die gebürtige Ungarin, die Gräfin Margot Sizzo geborene Gräfin Semsey, die Rilkes *Cornett* ins Französische übersetzt hat. In diesem Brief stellt er ähnlich wie in dem an Kühlmann die dichterische Sprache der der Konversation entgegen und erzählt eines seiner Gespräche mit Richard Dehmel:

Dehmel (der immer eine Art abwartender Besorgtheit für mich hatte, wie ich später merken konnte) stellte mich geradezu zur Rede über mein ständiges Wohnen im Auslande. Ich konnte ihm unmöglich alle Gründe dafür anführen (seine Haltung später im Kriege bewies mir erst recht, wie wenig er die meisten verstanden hätte), so beschränkte ich mich unter anderem zu sagen - mich dessen keineswegs rühmend, sondern es, wenn man so will als eine Schwäche zugebend -, daß ich arbeitend kein Deutsch (das meistens so widerwärtig schlecht und faul gesprochene!) um mich hören könne, sondern es vorzöge, dann von einer anderen, mir als Umgangsmittel vertrauten und sympathischen Sprache umgeben zu sein: durch solche Isolierung (die er als enorm 'unpatriotisch' empfunden haben mag) nähme dann, erzählte ich ihm, das Deutsch in mir eine eigentümliche Sammlung und Klarheit an; abgerückt von allem täglichen Gebrauch, empfände ich es als das mir herrliche (wie herrliche: nur vielleicht über das Russische so zu verfügen, gäbe eine noch größere Gamme, noch weitere Kontraste des Ausdrucks!) - Material -. Dehmel staunte meine Versicherung so ratlos an, daß ich, scherzhaft, noch hinzufügte, es wäre ja auch, beispielsweise für einen Bildhauer ungemein peinlich, wenn der Ton, den er zu modellieren habe, gleichzeitig noch überall zu Verständigungszwecken oder sonst praktischen Anwendungen höchst ungefähr und nachlässig verschmiert würde... Wir lachten beide, und das Gespräch wurde in dieser Richtung nie fortgeführt. [2, 236-237.]

Die Anekdote zeigt klar, daß Rilke die Sprache als Material der Dichtung betrachtete und dieses strikt von der Sprache als Umgangsmittel trennte. Für besonders schlecht hielt er den Sprachgebrauch seines Heimatlandes und seiner Geburtsstadt

Prag. In seinem berühmten Brief vom 11. Januar 1914 schreibt er an den Prager Germanisten August Sauer mit Begeisterung über Adalbert Stifter und kommt auf Österreich:

Irr ich mich, oder ist er [Stifter] wirklich eine der wenigen künstlerischen Erscheinungen, die uns dafür entgelten und darüber trösten, daß es Österreich, dem eine eigentliche Durchdringung seiner Bestandteile in keinem Sinne beschieden war, zu einer ihm eigenen Sprache nicht hat bringen dürfen. Je älter ich werde, je schmerzlicher führe ich diesen negativ vorgezeichneten Posten mit, er steht gleichsam als Schuldrübertrag auf jeder neuen Seite meiner Leistungen oben an. Innerhalb der Sprache, deren ich mich nun bediene, aufgewachsen, war ich gleichwohl in der Lage, sie zehnmal aufzugeben, da ich sie mir doch außerhalb aller Sprach-erinnerungen, ja mit Unterdrückung derselben aufzurichten hatte. Die un-selige Berührung von Sprachkörpern, die sich gegenseitig unbekömmlich sind, hat ja in unseren Ländern dieses fortwährende Schlechtwerden der Sprachränder zur Folge, aus dem sich herstellt, daß wer etwa in Prag aufgewachsen ist, von früh auf mit so verdorbenen Sprachabfällen unterhalten wurde, daß er später für alles Zeitigste und Zärtlichste, was ihm ist beigebracht worden, eine Abneigung, ja eine Art Scham zu entwickeln sich nicht verwehren kann. [1, 495.]

Rilke schreibt hier über das Pragerdeutsch, weil ihn der aus Böhmen stammende Stifter an sein eigenes Geburtsland erinnerte aber seine teilweise schon zitierten Äußerungen zeigen, daß er diese **verdorbenen Sprachabfälle** (denselben Ausdruck gebraucht er auch in dem Brief an Kühlmann) dem gesamten deutschen Sprachgebrauch vorwirft. Rilke drückt sich auch hier, wie in den meisten Fällen, bildhaft aus, und die metaphorische Formulierung ist auch hier mehrdeutig. Wodtke versteht unter den **Sprachkörpern** die "Nationalsprachen der einzelnen Völker" [S. 85.] der Habsburgermonarchie. Zieht man aber Rilkes andere Äußerungen in der Deutung seines Briefes heran, könnte man unter **Sprachkörpern** einfach Wörter verstehen, die in der Konversation und in der Presse die Wirklichkeit euphemistisch umschreiben, verfälschen und dadurch die Sprache ruinieren. In diesem Sinne wäre unter **Sprachändern** nicht das Deutsche, das in einem fremdsprachigen Milieu gesprochen wird, zu verstehen, sondern die Konversation und die Presse, die in Rilkes Augen nichts mit dem Wesen der Sprache zu tun haben, sondern nur Randerscheinungen sind. Die **unseren Länder** bezeichnen nicht nur Böhmen und Österreich, sondern auch die deutschen Länder. In diesem Sinnzusammenhang ist auch der letzte Teil des Briefauschnittes, die Abneigung gegen die sonst positiven Superlativen (**alles Zeitigste und**

Zärtlichste), verständlich: Rilke will sie nicht, weil sie am Alltagsbanalen verbraucht sind.

Der ebenfalls oft zitierte Brief an Ilse Erdmann, den Rilke während des Krieges, am 11. September 1915 in München geschrieben hat, zieht eine Parallele zwischen Volk und Sprache, zwischen Verhalten und Denken sowie der Sprache:

Um zu wissen, wie arg mir diese Zeitläufe anhaben, müssen Sie sich denken, daß ich nicht 'deutsch' empfinde, - in keiner Weise; ob ich gleich dem deutschen Wesen nicht fremd sein kann, da ich in seiner Sprache bis an die Wurzeln ausgebreitet bin, so hat mir doch seine gegenwärtige Anwendung und sein jetziges aufbegehrliches Bewußtsein, soweit ich denken kann, nur Befremdung und Kränkung bereitet; [...] [1, 592.]

Die Vermischung von Sprache und Volk ist so vollkommen, daß Rilke im Gebrauch des Possessivpronomen die beiden zusammenzieht (ein übrigens auch in seinen Gedichten oft verwendetes Verfahren); das Pronomen *sein* kann in dem Ausdruck *seine gegenwärtige Anwendung* nur auf die *Sprache* bezogen werden, während es sich in *sein jetziges aufbegehrliches Bewußtsein* auf das Volk bzw. *deutsche Wesen* bezieht. Diese Gleichsetzung von Sprechen, Denken und Handeln verbindet den Prager Dichter mit dem aus Prag kommenden Sprachphilosophen Fritz Mauthner, der in dem 1901 veröffentlichten ersten Band seiner *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* folgendes schreibt: "Sprechen oder Denken ist Handeln." ⁷ Für Rilke sind Sprache und Denkweise der Sprechenden eins. Dafür werden wir später noch konkrete Beispiele bringen, hier sollen nur zwei Sätze aus dem Brief, den er am 12. März 1924 an Maurice Betz, an den französischen Übersetzer seines *Malte-Romans*, geschrieben hat:

Wenn sich die Schwierigkeiten in den letzten Seiten Ihres Manuskripts häufen, so liegt der Fehler in meinem Text, der sich an den Stellen über Beethoven und über die dramatische Leistung Ibsen's sehr von der Denkweise der Lateiner entfernt, und von allem Gleichwertigen, das man in der Sprache finden könnte, die sich dadurch auszeichnet, jene Denkweise klar und lebendig wiederzugeben. Hier waren Sie gezwungen, sich mit den Abstarktionen herumschlagen. ⁸

Denkweise und Sprache des Lateiners, d. h. des Franzosen, stellt Rilke mehrmals der deutschen gegenüber. Stefan Zweig notiert am 5. April 1913 über ein Gespräch mit Rilke in seinem Tagebuch folgendes:

Er [Rilke] spricht von der Hemmung, von dem Schwerwerden für den deutschen Dichter, dem die sprachliche Vollendung im Weg steht. Für den Franzosen dichtet, sobald er sie einmal hat, die Sprache weiter, der Deutsche muß immer wieder beginnen.⁹

Diese Gedanken führt Rilke selbst später ausführlicher aus. Am 15. Januar 1918 schreibt er an Marie von Mutius, die seine Louise Labbé-Übertragungen gelobt hatte:

Was für ein Glück doch, dieser selbstbewußten und selbstsicheren Sprache ein eigenes Erleben übergeben zu dürfen, so daß es von ihr gewissermaßen in den Bereich einer allgemeinen Humanität eingeführt wird. Ich habe mir oft vorgestellt, daß man, französisch schreibend, in die Lage kommen könnte, gegen den Strich, sozusagen gegen die Strömung der Sprache zu arbeiten: denn sie ist dem einzelnen Ringen gegenüber fast immer die stärkere, in sie eingehen, heißt sich ihr unterwerfen, aber durch welche Überlegenheit und Souveränität belohnt sie dann diese entgegenkommende Wirkung. Sie akademisiert, um mich so auszudrücken, den in sie geprägten und eingelassenen Beitrag, aber damit gibt sie ihm auch wirklich das Ansehen einer edlen Verständigung. Das deutsche Wort, dichterisch gesteigert, entschwebt der Gemeinsamkeit und muß erst von ihr eingeholt werden, [...]. [1, 656-657.]

Diese allgemein gehaltenen Feststellungen sind nicht so einfach zu deuten, aber Rilkes Briefe können uns dabei wertvolle Hilfe leisten. Schon aus dem zitierten Teil geht hervor, daß er im Deutschen eine Kluft zwischen der Sprache des Dichters und der des Publikums beanstandet. Die Ursache dieser Spaltung ist das in dem Brief an Ilse Erdmann genannte **aufbegehrliche Bewußtsein** des Volkes, das heißt die Unaufrichtigkeit, daß das Bewußtsein nicht der wirklichen Lage entspricht, während das Wort des Dichters aufrichtig ist. In einem am 26. Mai 1921 an Nanny Wunderly-Volkart geschriebenen Brief spricht Rilke diese Überzeugung offen aus:

Ce spectacle déplorable que donne la langue allemande, correspond parfaitement à celui qui nous voyons se dérouler en grand, quand on considère le 'Reich'; là aussi des forces dépareillées qui n'ont jamais été ordonnées et soumises à une vraie domination. [2, 159.]

In der deutschen Übersetzung von Heidrun Werner:

Dies jämmerliche Schauspiel, das die deutsche Sprache bietet, entspricht voll und ganz jenem, das wir im Großen sich abspielen sehen, wenn man das

'Reich' betrachtet; auch hier entzweite Kräfte, die nie geordnet und einer wahren Herrschaft untertan gewesen sind. [2, 161.]

Im selben Brief stellt Rilke das Französische und das Deutsche wiederholt einander gegenüber, und hier ist er, vielleicht weil er französisch schreibt, viel eindeutiger. Wegen der jahrhundertealten dichterischen Tradition und der gesetzgebenden Tätigkeit der Französischen Akademie ist seiner Meinung nach das Französische viel genauer, eindeutiger als das Deutsche. Seine Überlegungen sind:

Comme on se trouve 'entre les lois' sur les chemins de cette langue mûrie pendant des siècles et cultivée comme une belle vigne qui perseque tous les ans donne des crus hors pair. La langue que j'ai l'habitude de manier est bien bien loin d'avoir atteint une clarté, une sûreté pareille, - elle tâtonne -, et une grande moitié de la poésie qui se confectionne en elle, ne fait que profiter de ses incertitudes et de les augmenter. Tant d'effets qui se tirent de la faiblesse de la langue, tant d'exploits arbitraires qui seraient tout simplement illicites en français, - tant de 'hardisse' qui, dans cette noble langue française, ne seraient que des fautes! Ce qui nous a toujours manqué ce serait une Académie allemande, qui élèverait d'abord la langue qui traîne dans les rues, à une majesté incontestée, - comme Stefan George l'a fait dans son oeuvre qui reste, avec celui de Goethe, la seule Académie allemande qui ait jamais existée. [2, 159.]

[Wie sehr ist man doch 'unter den Gesetzten' auf den Wegen dieser Sprache, die in Jahrhunderten gereift und wie ein schöner Weingarten bestellt ist, der Jahr für Jahr Sorten ohnegleichen trägt. Die Sprache, die ich zu handhaben gewohnt bin, ist sehr weit davon entfernt, eine ähnliche Klarheit und Sicherheit erlangt zu haben, - sie tastet sich voran -, und eine große Hälfte der Poesie, die man in ihr verfertigt, nutzt ihre Ungenauigkeit aus und mehrt sie. So viele Effekte, die aus der Schwäche dieser Sprache stammen, so viele willkürliche Glanzleistungen, die im Französischen ganz einfach unzulässig sind, - so viele 'Kühnheiten', die in dieser edlen französischen Sprache nichts als Fehler wären! Was uns seit je gefehlt hat, ist eine deutsche Akademie die zuerst die Sprache, die in den Starben umgeht, zu unbestrittener Würde erhöhe, - wie es Stefan George in seinem Werk getan hat, das, mit dem Goethes, die einzige deutsche Akademie bleibt, die es je gegeben hat]. [2, 160-161.]

"Akademisieren", in dem Brief an Mari von Mutius, ist also ganz konkret zu verstehen: Die Dichtungssprache ist die geregelte Sprache des Alltags, und die Französische Akademie gibt dieser Sprache die Würde des Gesetzes, es ist eine Sprache, die nicht ungefähr und hintergründig ist, sondern sie bedeutet das, was ihre Wörter tatsächlich ausdrücken. Was Rilke unter dem Schreiben **gegen den Strich** versteht, stellt sich aus einem Brief vom 3. März 1921 heraus. Rolf Freiherr von Ungem-Strenberg schickte ihm seine Nachdichtungen der französischen **Stanzen** von Jean Moréas zu, Rilke formuliert hier einige kritische Bemerkungen und unterstützt diese auch mit Beispielen:

Sie haben immer wieder einzelne Zeilen, denen Sie mindere Wichtigkeit beimaßen, außerordentlich frei übersetzt, wobei Sie, der Einfachheit halber, eine deutsche Ausdruckweise gewählt haben, die einer gewissen poetischen Convention verpflichtet ist: die entsprechenden Stellen bei Moréas zeichnen sich aber sehr oft gerade dadurch aus, daß sie das bewußt 'Poetische' ausschließen wie es mich ja überhaupt am Meisten überrascht, daß Einsamkeit und Stolz dieses Dichters so vollkommen waren, daß selbst noch die Zuneigung der Sprache ihm entbehrlich schien: er bedient sich ihrer als erwartete er nirgends eine Gunst von ihr, selbst von ihr bevorzugt zu sein, wäre eine Kränkung seiner unantastbaren Eitelkeit-, [...]. [2, 131.]

Von den vielen Beispielen Rilkes sollten hier zwei zeigen, wie er die ganz einfachen Wörter von Moréas auch in der deutschen Nachdichtung zu verwenden wünscht:

p. 30. weshalb: 'kunstvoller' für 'plus savante'?

Warum das poetische: ' für und für' statt 'jedes Mal' (chaque fois)?

p. 40: Adieu! quand nous naissons, adieu! quand nous mourrons: die Übersetzung wohl nicht zu ändern, da sehr füglich im rhythmischen Gang, aber doch zu bedauern: denn 'erster Schrei' und 'letzter Hauch' sind entsetzlich erschöpfte Dinge des lyrischen Gebrauchs. [2, 133. u. 134.]

Rilkes Begeisterung für das Französische, die aus den zitierte Äußerungen ersichtlich ist, zeigt, daß Rilke nicht die Sprache selbst, sondern nur gewisse Arten der Sprache, bzw. der Sprachverwendug in Zweifel zog.

Rilkes Kritik an der deutschen Sprache wird verständlich, wenn man seine Auffassung über die Sprache der Dichtung, über das **erwachte, geschaffene Wort**, unter-

sucht. Die Wörter der Dichtung haben in seiner Theorie und Praxis ein völlig eigenständiges Dasein, das nichts mit ihrem Gebrauch und Wert in der Alltagssprache zu tun hat. 1908 steht er zum Beispiel verständnislos Anton Kippenbergs Vorschlag gegenüber, daß die von ihm französisch formulierte Widmung " À mon grand Ami Auguste Rodin" am Anfang des zweiten Bandes der **Neuen Gedichte** ins Deutsche übersetzt werden sollte. Am 28. September begründet er die französische Fassung folgenderweise:

Was die Sprache betrifft, beruhigte ich mich zwar momentan damit, daß die dem Buche eigene Sprache, völlig im Kunstmaterial aufgegangen, nicht in erster Linie als **deutsch** gilt, sondern als **Gedicht** überhaupt, so daß sich eine andere fremde Sprache gebrauchsweise davor müßte verwenden lassen, ohne unmittelbar und unschön daranzustoßen. ¹⁰

In dem bereits einmal zitierten Brief an die Gräfin Sizzo am 17. März 1922. formuliert er seine Meinung noch eindeutiger:

Kein Wort im Gedicht (ich meine hier jedes 'und' oder 'der', 'die', 'das') ist identisch mit dem gleichlautenden Gebrauchs- und Konversations-Worte; die reinere Gesetzmäßigkeit, das große Verhältnis, die Konstellation, die es im Vers oder in künstlerischer Prosa einnimmt, verändert es bis in den Kern seiner Natur, macht es nutzlos, unbrauchbar und bleibend: eine Verwandlung, wie sie sich, unerhört herrlich zuweilen bei Goethe (Harzreise im Winter), oft bei George vollzieht. [2, 236.]

Um zu zeigen, wie diese Theorie der dichterischen Sprache in der Praxis sich verwirklicht, genügt es vielleicht, einen einzigen Satz zu zitieren:

Fürstlich verwöhnte Fenster sehen immer,
was manchesmal uns zu bemühen geruht:
die Stadt, die immer wieder, wo ein Schimmer
von Himmel trifft auf ein Gefühl von Flut,

sich bildet ohne irgendwann zu sein. [1, 609.]

Wenn man diesen ersten Satz des im zweiten Band der **Neuen Gedichte** erschienenen entstellten Sonetts **Venezianischer Morgen** von der Gebrauchssprache her verstehen will, ist er reiner Unsinn. Im Rahmen dieser Studie gibt es keinen Platz, das ganze Gedicht zu interpretieren. Ich möchte nur an Hand des Hauptsatzes zeigen, wie

sich die Worte durch das große Verhältnis des Gedichtes im Kern verändern. Der Hauptsatz des mit Relativsätzen vollgestopften Satzes lautet: **Fürstlich verwöhnte Fenster sehen immer [...] die Stadt**. Das Subjekt **Fenster** ist ein Gegenstand, das Prädikat eine Tätigkeit, die nur Menschen und Tiere ausführen können: **sehen**. Das wäre eigentlich nur eine gewöhnliche Personifizierung, aber das Attribut des Subjekts ist nach dem regelmäßigen Gebrauch der Wörter völlig sinnlos. Ein Fenster kann nicht **verwöhnt** werden. Der **Konstellation** in der Dichtung verwebt aber eine Reihe von Erscheinungen in einer untrennbaren Einheit: die Stadt Venedig, die sich in dem Wasser der Kanäle wiederspiegelt, seine fürstlichen Palais mit ihren Bewohnern, den Fürsten und ihren Mätressen sowie die nicht nur für Rilke charakteristische Vorstellung, daß Venedig mit seiner Zierlichkeit etwas Weibliches ist. Außerdem verkörpert die kunstvolle Stadt in Rilkes Augen ein Kunst Ding, das, wie jede Kunst, narzistisch ist. Wenn die Fenster die Stadt sehen, sehen sie sich selbst in ihren Spiegelbildern im Wasser. In der Wortgruppe des Subjekts verselbständigen sich die einzelnen Wörter und ziehen andere Bedeutungen mit: **Fürstlich** die Palais und die Mätressen, **verwöhnte** die Mätressen und das Kunst Ding, **Fenster** methonymisch die ganze Stadt, und evoziert die Augen und die Sicht, die zur narzistischen Verführung notwendig sind. Selbst das Zeitadverb **immer** wird relativiert, denn diese Wiederspiegelung ist abhängig von dem Licht, das erst am Morgen die Stadt wieder sichtbar macht.

Das Beispiel erklärt auch, warum Worte für Rilke mit der Sprache identisch sind. Die Sprache der Dichtung ist für ihn weder ein Mittel der Kommunikation noch eines der Welterkenntnis. Bereits im Frühjahr 1898 notiert er im **Florenzer Tagebuch**:

Wisset denn, daß die Kunst ist: das Mittel Einzelner, Einsamer, sich selbst zu erfüllen. [...] Wisset denn, daß der Künstler für sich schafft - einzig für sich.¹¹

Dieser Auffassung bleibt er treu. Kaum ein Jahr vor seinem Tod, am 19. Dezember 1925 schreibt er an die Malerin Sophie Giague:

Car comment supporter, comment sauver le visible, si ce n'est en en faisant le langage de l'absence, de l'invisible? Et comment parler cette langue qui reste muette, à moins qu'on la chante éperdument, sans aucun velléité de se faire comprendre. [2, 381.]

[Denn wie das Sichtbare ertragen, wie es retten, wenn nicht, indem wir es zur Sprache des Nichtvorhandenen und Unsichtbaren machen. Und wie diese Sprache sprechen, die stumm bleibt, es sei denn, man sänge verzweifelt und ohne jeden Vorsatz, verständlich sein zu wollen.] [2, 384.]

Die Welt und die Ereignisse sind für ihn unsagbar. Gleich am Anfang seines ersten Briefes **an den jungen Dichter**, an Franz Xaver Kappus, vom 17. Februar 1903, heißt es:

Die Dinge sind alle nicht so faßbar und sagbar als man uns meistens glauben machen möchte; die meisten Ereignisse sind unsagbar, vollziehen sich in einem Raume, den nie ein Wort betreten hat [...]. [1, 143.]

Am 15. Februar 1924 schreibt er in ein Exemplar der **Duineser Elegien** als Widmung an seinen polnischen Übersetzer Witold Hulewicz folgendes Gedicht:

Glücklich, die wissen, daß hinter allen
Sprachen das Unsägliche setht;
daß, von dort her, ins Wohlgefallen
Größe zu uns übergeht!

Unabhängig von diesen Brücken
die wir mit Verschiedenem baun:
so daß wir immer, aus jedem Entzücken
in ein heiter Gemeinsames schau.
[2, 259-260.]

Die Widersprüchlichkeit dieses Gedichtes, die zwischen der Negativität des Unsäglichen und dem Positiven des Wohlgefallens und der Größe besteht, ist mit Hilfe der neunten **Duisener Elegie** aufzulösen:

Bringt doch der Wanderer auch vom Hange des Bergrands
nicht eine Hand voll Erde ins Tal, die Allen unsägliche, sondern
ein erworbenes Wort, reines, den gelben und blaun
Enzian. Sind wir vielleicht hier, um zu sagen: Haus,
Brücke, Brunnen, Tor, Krug, Obstbaum, Fenster,-
höchstens: Säule, Turm... [1, 718.]

Die Ereignisse, Gefühle, die Abstraktionen sind in Rilkes Auffassung subjektiv, unbestimmt, unsäglich, allein die konkreten sichtbaren Dinge können durch ihre einfache Benennung in das Unsichtbare, in das Geistige, in den Weltinnenraum gerettet werden. Die Größe kommt aus der Erfüllung der Lebensaufgabe, aus der Verwandlung des **einfachen, von Geschlecht zu Geschlecht gestalteten Dinges** in die Sprache der Dichtung, die sie vor der Vergänglichkeit rettet. Das dichterische Wort,

das dieses Wunder zu vollziehen vermag, weist in Rilkes Auffassung eine unauflösbare Einheit mit den konkreten Dingen auf, deshalb ist die Größe unabhängig von der Brücke, von der Sprache, die sie überträgt. Manche Äußerungen Rilkes zeigen, daß er zwischen sprachlichem Zeichen und Bezeichnetem eine Identität annimmt. Am 28. Juli 1901 schreibt er an Alexander N. Benois nach St. Petersburg einen langen Brief, in dem er mehrmals aus dem Deutschen ins Russische wechselt. In einer der russischen Passagen beklagt er sich, daß er für das russische Wort **Тоска** keine deutsche Entsprechung findet:

Wie oft geschieht es mir jetzt, daß ich vergeblich nach einem Wort oder Ausdruck suche und immer denke: wie schwer ist es mir doch, in einer Sprache schreiben zu müssen, die keinen Namen hat für das Gefühl, das für mich das Grundgefühl meines Lebens ist: 'toska'. Was ist 'Sehnsucht'!? Wir müssen ins Wörterbuch schauen wie 'toska' zu übersetzen ist. Da lassen sich verschiedene Wörter finden, wie zum Beispiel 'Bangigkeit, Kummer des Herzens bis Langeweile'! Aber Sie werden mir zustimmen, wenn ich meine, daß unter zehn Wörtern kein einziges den Sinn von 'toska' wiederzugeben vermag. Und das kommt daher, daß der Deutsche überhaupt nicht *toskujet* und seine 'Sehnsucht' beileibe nicht dieser, sondern ein ganz anderer Seelenzustand ist, aus dem niemals etwas Gutes werden kann. Aber aus der 'toska' sind die größten Künstler, Helden und Wundertäter der russischen Erde herausgeboren. Und mir scheint immer, als wären diese drei auf den ersten Blick einander so ähnlichen Begriffe: 'languor', 'Sehnsucht', 'toska', Maßstäbe für die Tiefe jener Völker, von denen sie geprägt werden. [1, 87. Übersetzung von Ulrike Hirschberg.]

Von einer ähnlichen Wortsuche und ebenfalls eigenwilligen Wortdeutung Rilkes erzählt André Gide in seinem Tagebuch:

Rainer Maria Rilke kam gestern (26. Januar 1914) zu mir, um mir einige Stellen seiner Übersetzung meines 'Enfant prodigue' vorzulegen, die ihn nicht befriedigten. [...] Glücklicherweise in meiner Bibliothek das große Wörterbuch von Grimm zu finden, schlug er es auf bei dem Abschnitt **Hand** und vertiefte sich geduldig suchend darein, wobei ich ihn eine Zeitlang allein ließ. Er erzählte mir dann, daß er des Vergnügens halber einige Sonette von Michelangelo übersetzte und welche Schwierigkeit ihm das Wort **palma** bereite. Zu seiner Überraschung habe er bemerkt, daß die deutsche Sprache zwar ein Wort aufweise, das den Rücken der Hand bezeichne, keines aber für das Handinnere. Man könnte höchstens **Handflä-**

che sagen: die Fläche der Hand - eine Fläche! rief er aus. Handrücken dagegen ist ganz gebräuchlich. Auf den Rücken der Hand also achten sie, auf diese uninteressante, unpersönliche, unsinnliche, spröde Außenseite, und diese Oberfläche ziehen sie dem lauwarmen, liebkosenden, weichen Handinneren vor, das alle Geheimnisse des Individuums aussagt! Dank des Blätterns im Grimm entdeckte er schließlich das Wort **Handteller**, mit einigen Beispielen, die dem 16. Jahrhundert entlehnt sind. Aber, sagte er, das ist doch ein Handinneres, das sich ausstreckt, um zu bitten, zu betteln, um wie auf einer Schale Almosen zu sammeln. Welch Eingeständnis des Ungenügens unserer Sprache.¹²

Diese Beispiele zeigen, daß die Worte für Rilke ein ganzes Bezugssystem enthalten, das im Hintergrund jedes Wortes in seiner Dichtung steht. Ein wesentlicher Bestandteil dieses Systems ist selbst das Zeichen, die Lautung. Drei Wochen nach der von Gide beschriebenen Szene schreibt Rilke an ihn in einem in Klammern gesetzten Satz folgendes:

(car à la fin nous arrivons à une certain identité d'expression et d'idées, et parfois je me dis qu'une chose qui, par exemple, s'appelle 'Hacas' ne peut pas pour un autre s'appeller 'Casa' - qu'un des deux doit avoir tort -)
[[denn im Letzten gelangen wir zu einer gewissen Identität des Ausdrucks und der Ideen, und manchmal sag ich mir, daß ein Ding zum Beispiel, das sich 'Hacas' nennt, für einen anderen nicht 'Casa' heißen kann -, daß einer von beiden im Unrecht sein muß -)] [1, 519. und 520.]

Dieselbe Verknüpfung zwischen Lautung und Bedeutung verrät Rilkes Brief am 21. Januar 1923 an die nach Ägypten fahrende Sidonie Nàdhemý von Borutin:

Nur Sie, Sidie, reisen ja zum Glück als Ihr eigener Herr, - Ihre gute Begleiterin ist nur Beistand und niemals Bestimmung oder Störung- ('Sidi' heißt ja auch 'Herr' auf arabisch --, darum, zum Theil, bestand ich immer so sehr auf Ihrem 'e', um im Stillen eine 'Herrin' daraus zu machen, aus diesem mir unendlich männlichen Klang [...], - ¹³

Das erwachte, geschaffene Wort hat nichts Zufälliges, es ist eine Notwendigkeit, wie Dichtung in Rilkes Auffassung überhaupt nur aus Notwendigkeit entstehen kann.¹⁴ Solche Worte verfügen über eine Realität, eine fast greifbare Körperlichkeit. Sie bedeuten nie etwas anderes, sie sind nur mit sich selbst identisch, aber sie sind auch eine Totalität, in der Lautung und alle Bedeutungen gleichzeitig mitgehalten

sind. Um zu solchen Worten zu kommen, studierte Rilke nicht nur bei Gide, sondern oft auch das Wörterbuch der Brüder Grimm¹⁵, und entwickelte ein fast sensualistisches Verhältnis zu den Sprachen und ihren Wörtern.

Anmerkungen

- ¹ In: Orbis Litterarum. Tom 1, Fasc. 1-2 (1956). S. 64-109.
- ² Wodtkes Feststellung, daß Rilke "vier verschiedene Stufen oder Formen der Sprache unterscheidet" [S. 76], ist nicht überzeugend, denn er nimmt Rilkes metaphorische Umschreibungen wortwörtlich.
- ³ Rainer Maria Rilke: Briefe in zwei Bänden. Hrsg. v. Horst Nalewski. Frankfurt a. M.; Leipzig: Insel 1991. 1. Bd. S. 632. Da diese Ausgabe die meisten zu unserem Thema gehörenden Äußerungen Rilkes enthält, werden die Briefe, falls nicht anders angegeben, aus dieser Ausgabe zitiert und mit Band und Seitenzahl im Text gleich nach dem Zitat angegeben. Sämtliche Hervorhebungen in den Zitaten sind die von Rilke.
- ⁴ Rainer Maria Rilke: Briefe, Verse und Prosa aus dem Jahre 1896. Hrsg. v. Richard v. Mises. New York: Verlag der Johannesprese 1946. S. 22.
- ⁵ Rainer Maria Rilke: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, besorgt durch Ernst Zinn. Frankfurt a. M. : Insel 1955-1966. Bd. 1.-6. Hier Bd. 4, S. 561. Rilkes Gedichte werden aus dieser Ausgabe zitiert und der Fundort im Text gleich nach dem Zitat mit Band- und Seitenzahl angegeben.
- ⁶ Lou Andreas-Salomé: Rainer Maria Rilke. Buch des Gedenkes. Leipzig: Insel 1928. S. 90-91.
- ⁷ Zitiert in: Allan Janik; Stephen Toulmin: Wittgensteins Wien. Aus dem Amerikanischen von Reinhard Merkel. München: Hanser 1984. S. 174.
- ⁸ Maurice Betz: Rilke und Frankreich. Briefe, Dokumente. Wien; Leipzig; Zürich: Herbert Reichner 1938. S. 74.
- ⁹ Rainer Maria Rilke und Stefan Zweig in Briefen und Dokumenten. Hrsg. v. Donald A. Prater. Frankfurt a. M. : Insel 1987. S. 58.
- ¹⁰ Rainer Maria Rilke: Briefe an seinen Verleger. Neue, erweiterte Ausgabe. Wiesbaden: Insel 1949. 1. Bd. S. 49.
- ¹¹ Rainer Maria Rilke: Tagebücher aus der Frühzeit. Hrsg. v. Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M. : Insel 1973. S. 33.
- ¹² Rainer Maria Rilke; André Gide: Briefwechsel 1909-1926. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von René Lang. Deutsche Übertragung von Wolfgang A. Peters. Stuttgart: DeutscheVerlaganstalt; Wiesbaden: Insel 1957. S. 71.
- ¹³ Rainer Maria Rilke: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin. Hrsg. v. Bernhard Blume. Frankfurt a. M. : Insel 1973. S. 325.
- ¹⁴ Vgl. den Brief vom 17. Februar 1903 an Franz Xaver Kappus: "Ein Kunstwerk ist gut, wenn es aus Notwendigkeit entstand." [1, 145]
- ¹⁵ Vgl. Rilkes Briefe an Lou Andreas-Salomé am 10. August 1903, und am 12. Mai 1904 sowie an Karl von der Heydt am 26. Oktober 1906.

László Tarnói (Budapest):

Theatervorstellungen im deutschsprachigen Ofen und Pest um 1800

Die urbane Einheit von Pest, Ofen und dem mit letzterem in nördlicher Richtung über den Ofner Außenbezirk Neustift bereits untrennbar zusammengewachsenen Altofen¹ repräsentierte um 1800 mit ihren über 60.000 Einwohnern² die weitaus größte Stadt Ungarns³, und die Zeitgenossen betrachteten sie schon damals als die eigentliche Hauptstadt des Königreichs.⁴

Der Anteil ihrer deutschsprachigen Bevölkerung läßt sich am Ende des 18. Jahrhunderts anhand zeitgenössischer Bürgerlisten, kirchlicher Matrikeln, von Stadtprotokollen, Ansiedlungsvermerken mit der jeweiligen Angabe des Herkunftsortes sowie mittels Rückfolgerungen von der Volkszählung von 1851⁵, die zum ersten Mal Angaben zu den Nationalitäten lieferte, im Durchschnitt auf etwa 80 Prozent schätzen.

Dabei gab es (vor allem in Ofen) auch etliche homogene Stadtteile: Das Zentrum von Ofen, d.h. die Altstadt auf dem Festungsberg, war z.B. nahezu 100 %-ig deutschsprachig im Gegensatz zur südwestlich liegenden sogenannten Raitzenstadt. Wesentlich heterogener waren die Pester Stadtteile. Mit großer Sicherheit kann man dabei vermuten, daß um 1800 viele Bewohner von Ofen und Pest ausschließlich deutsch sprachen, während solche die des Deutschen nicht mächtig waren, die ganz seltene Ausnahme bildeten. Mangelnde Ungarischkenntnisse der Ofner Schauspieler belegt z.B. eine Aufzeichnung des Hallenser Buchhändlers Friedrich Christoph Dreyßig, der 1784 während einer Geschäftsreise durch einen Zufall den mehr als fragwürdigen Erfolg der möglicherweise ersten ungarischen Aufführung eines Dramas in der späteren Landeshauptstadt⁶ erlebte. Er schrieb: "Am Fuße des Festungsberges steht noch ein Comödienhaus. Ich besuchte es, verließ es aber bald wieder, da heute ungarisches Schauspiel war. Für einen echten Ungarn soll dies aber eine wahrhafte Comödie sein; denn da viele Schauspieler gar nicht ungarisch sprechen können und doch ihre Rolle herbeten, so sollen sich die größten Mißverständnisse daraus ergeben, welche die Zuschauer im traurigsten Trauerspiel lachen machen."⁷

Das Theaterleben war vor und nach 1800 in seinen Grundtendenzen weniger von den ästhetischen Anschauungen dieses oder jenes Theaterdirektors (zwischen 1789 und 1810: Bergopzoom, Kumpf, Graf Emmanuel Unwerth, Eugen Busch, Aloys Cibulka und Anton Jandl) als vielmehr von den Unterhaltungsinteressen des Publikums und im Zusammenhang damit von der bestmöglichen Rentabilität der verschiedenen

Aufführungen bestimmt. "Verkürzt Euch oft den Winterabend hier" - darum wurde das Publikum "von dem sämtlichen Kassa-Personale des Königl. Stadt-Theaters in Pest 1797" in einem Neujahrsgrußgedicht gebeten, und tatsächlich schien man auch hier mit den vielen Opern und Dramen nichts weiter zu wollen als zu unterhalten, d.h. die Zuschauer "durch schöne Spiele (...) würdig zu erfreuen".⁸ Nichts wurde dabei vom "Unterrichten" oder "Bilden" durch Kunst und Theater gesagt, wie man es sonst im ganzen aufgeklärten Jahrhundert immer wieder findet. Mit allem Recht schrieb der ungarndeutsche Karl-Maria Kertbeny 1881 rückblickend auf die Geschichte des deutschen Theaterlebens in Ofen und Pest, daß "unsere deutsche Bühne aus dem bloßen Bedürfnisse nach Amusement hervorging, und sich in 111 Jahren kaum stellenweise zu höheren Bestrebungen erhob."⁹ (Hervorhebung, L.T.)

Das Repertoire des Theaterlebens (vor allem in den beiden Wintertheatern) wurde von den gleichen Titeln beherrscht, denen man damals in den Theaterprogrammen des ganzen deutschen Sprachraumes begegnete. Schauspiele mit typischen ungarischen Themen (z.B. *Die Korsen in Ungarn* von Kotzebue), von ungarndeutschen Schriftstellern (z.B. Johann Hirschfeld: *Das Zauberschloß in Ungarn*; Simon Peter Weber: *Die Hunyadische Familie* oder *Auch Unschuld schützt nicht immer von Kabale*) bzw. aus Ungarn stammenden deutschsprachigen Autoren (Joseph Korompay: *Rudolf von Felsek* oder *Die Schwarzthaler Mühle*) und von Schauspielern der beiden Wintertheater in Ofen und Pest (z.B. Franz Xavier Girzik: *Stephann, der erste König von Ungarn*; Joseph Meister: *Die Nixe der Quelle bei Trentschin* usw.) verliehen den Pest-Ofner Theatern zwar ein gewisses Lokalkolorit, gespielt wurde aber in Ofen und Pest, wie damals in Österreich und Deutschland vor allem Kotzebue. (Allein zwischen 1800 und 1811 wurden von den Schauspielern der beiden Städte 48 seiner Stücke aufgeführt)¹⁰.

Ihm folgten Iffland, Ziegler, Johanna von Weißenthurn, Schröder, Kratter und die dramatischen Feenmärchen, so z.B. *Das Donauweibchen* von Hensler, das gleichzeitig in Weimar einen ähnlichen Erfolg verbuchen konnte. Von den Klassikern spielte man in erster Linie Schiller und Lessing.

Publikumsbedürfnisse nach Imitation des Wiener Theaterlebens waren selbstverständlich vorhanden. Die vielen Opereaufführungen, zeitgenössischen Modestücke, glanzvollen Ballette sowie die (wie auch in Wien oder anderen deutschen Städten) etwas seltener gespielten Klassiker konnten aber das Niveau der Wiener Theater nicht erreichen. Das deutsche Theaterleben, so lebendig und vielfältig es sich auch um die Jahrhundertwende in der vorwiegend deutschsprachigen Hauptstadt des Königreichs entwickelte, konnte damals noch kein organisch integrierter Teil des literarischen Lebens werden. Die Zeitungen und die wenigen literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften nahmen von ihren Leistungen kaum Kenntnis. Aufführungen und

Programme wurden zwar wiederholt vorangekündigt, aber den Anfängen einer anspruchsvolleren Theaterkritik begegnet man erst um 1807¹¹.

Stoffe und Spielart richteten sich weitestgehend nach dem zeitgenössischen - selbstverständlich auch damals schon recht differenzierten - Publikumsgeschmack. (Gleichzeitig waren auch sie natürlich wie alles schriftlich und mündlich Vorgetragene von der Zensur eingeschränkt.)

Um allen Interessen entgegenkommen zu können, zielten die Aufführungen der beiden anspruchsvolleren Wintertheater sowie die theatralischen Belustigungen der "Kreuzer-Komödie" und schließlich auch die blutriefenden Spektakel in der sogenannten "Tierhatz" gleichermaßen auf die Befriedigung der verschiedensten Zuschauer-Erwartungen.

Die künstlerische Darbietung von Schauspielern sowie verschiedenen Komödianten, Gauklern und Spielleuten ist wie jede theatralische Leistung um 1800, wie Schiller im Prolog seiner Wallenstein-Trilogie behauptet, jeweils nur "des Augenblicks geschwinde Schöpfung" und so selbstverständlich nicht wieder rekonstruierbar. Die unwiederholbaren mimischen Effekte, das Niveau und die unterschiedliche Atmosphäre in den voneinander recht abweichenden Aufführungsstätten sind heute nur noch in wenigen zeitgenössischen Notizen, Briefstellen und Tagebuchaufzeichnungen dokumentiert.

Hinsichtlich der künstlerischen Qualität standen gewiß die Leistungen jener Schauspielertruppe an der Spitze, die regelmäßig abwechselnd in der ehemaligen Festung der Pester Rondelle (Dienstag, Samstag, Sonn- und Feiertage sowie jeden zweiten Montag) bzw. in den zwei Ofner Theatern, der Bretterbude an der Schiffsbrücke und dem Hoftheater auf dem Festungsberg (Mittwoch, Freitag, Sonn- und Feiertage und jeden 1. Montag) spielte.¹² Bereits die überlieferten Theaterprogramme geben dazu wichtige Hinweise.¹³ Außerdem sind heute noch Theater-Taschenbücher und Kalender aus jener Zeit bekannt, in denen die jeweilige Größe und die Zusammensetzung dieser Gesellschaft verzeichnet wurde, wovon man ebenfalls auf ihre verhältnismäßig höheren und differenzierteren Ansprüche folgern kann. Röslers Kalender von 1809 berichtet u.a.: "Eine und dieselbe Gesellschaft in Ofen sowohl als Pest. Pächter und Director für 1808 Aloys Cibulka. Gesamtes zum Theater gehöriges Personale 101. Darunter jetzt 11 Schauspieler und 6 Schauspielerinnen (ohne Kinder) 8 Operisten, 4 Operistinnen, 6 Choristen, 6 Choristinnen, 2 Souffleurs. Das Orchester 26 Mann stark (...)"¹⁴

Wahrscheinlich trifft das Urteil des vielgereisten Baron von Hofmannsegg über die Ofner und Pester Schauspielergesellschaft am genauesten zu, wenn er sie auf Grund eines Theaterbesuchs in der Rondelle "unter die besten der mittelmäßigen" rechnete.¹⁵ Die Aufführung der *Zauberflöte* im Ofner Schloßtheater lobte er sogar mit Superlativen.¹⁶ Die Meinung von E. M. Arndt fiel fünf Jahre später, nach seinen westeu-

ropäischen, vor allem Wiener Theaterlebnissen, wesentlich kritischer aus, nachdem er am 21. August 1798 Schröders **Glück bessert Thorheit** in der Rondelle und am 23. August Veit Webers Ritterstück **Graf Wiprecht von Groitzsch** im Schloßtheater gesehen hatte. Seine Stellungnahme ist umso interessanter, weil sie das künstlerische Eingehen auf den Publikumgeschmack besonders akzentuiert. Über die erste Aufführung schrieb er u.a.: "Der Geschmack des Publikums offenbarte sich darin, daß aus dem Bedienten und Kammernädchen Kasperle und Kasperlin gemacht ward. Auch uns ergötzte dies, noch aber mehr das Stelzenspiel und Kehlengewürge des ersten Liebhabers Herm Herdt (...)".¹⁷ Noch aufschlußreicher sind in diesem Zusammenhang trotz aller möglicherweise ironischen Übertreibungen seine Worte über das "Ritterstück": "Man spielte für das Theater mit den gehörigen Balgereyen und Bärenscenen gehörig zugestutzt. Man kann sich so etwas krasses gar nicht denken, noch etwas tolleres und mehr gefoltertes, als die Deklamation und Aktiön der Spieler. Doch je unnatürlicher und katzenjämmerlicher sie die Worte würgten, je steifer und wilder sie mit Köpfen, Händen und Füßen arbeiteten, desto mehr klatschte das Publikum. Der Palatinus war da nebst mehreren Magnaten und einer Menge glänzender und vornehmer Damen. Sie zeigten durch Mienen und Klatschen, daß sie ergötzt wurden."¹⁸

Eine besonders wichtige kulturhistorische Rolle nahm um die Jahrhundertwende im Pester Theaterleben das sogenannte Kreuzer- oder Sommertheater ein. Seine blendenden Bühnenbilder, bunten Ballette, abwechslungsreichen Aufmarschformationen und vor allem die improvisierten Komödien und derben Späße mit dem Pester Hanswurst, dem Kasperle - gespielt vom begabten und gewiß erfolgreichsten Mimen des alten Pest-Ofens, Franz Stöger -, sprachen ein erheblich breiteres Publikum an und waren auch zu jeder Zeit rentabler als die künstlerisch anspruchsvolleren Aufführungen der beiden Wintertheater, die in ihrer ganzen Geschichte von materiellen Sorgen belastet waren.¹⁹ Es ist beachtenswert, daß man der zeitgenössischen Nachfrage gemäß in den Programmen des Kreuzer-Theaters wesentlich mehr Aufführungen mit lokalen ungarischen Bezügen findet als in den zwei Kunsttheatern. Die recht ausführlichen Theaterzettel liefern darüber auch ohne Kenntnis der Aufführungen recht viele Informationen mit, so z.B. am 8. 10. 1800: "Die Flüchtlinge in dem Schloß Theben, oder Herzog Árpád Anführer der Ungarn und Bezwinger der Jazigen. Ein aus der wahren Geschichte gezogenes und für diese Bühne bearbeitetes, mit kriegerischen Märschen und mit ungarischen Tänzen vermischtes Volks- und Gelegenheitsstück." Die Vorstellung vom 25. 10. 1801 trägt den Titel "Die Belagerung von Ofen, eine große Geschichte zur Zeit Ludwigs, König von Ungarn wie Soliman eingedrungen war, mit Gefecht, Sturm, Feuerwerk und ungarischem und polnischem Ballett." Am 15. 6. 1802 spielte man "Den ungarischen Graf von Ehre oder Kasperl der lustige

Kammerdiener" und am 11. November 1801 "Die Weinlöse in Tokay. Ungarisches National Ballett" usw.²⁰

Ein ungarndeutscher Augenzeuge berichtete über die Vorstellungen und ihr Käsperle u. a. mit folgenden Worten:²¹

Die lustigen Stücke waren mit komischen Liedern aufgeputzt, wozu ein paar Violinen, ein Clarinett, die große Trommel sammt Cinellen das Accompagnement bildeten. Nach einem solchen Vaudeville folgte in der Glanzperiode dieser Anstalt ein kleines Ballet, in welchem oft recht anschauliche Groteskänzer sprangen und all diese Herrlichkeiten waren für einen Kreutzer zu genießen (...). Seit dem Entstehen dieser Anstalt war der beliebte Komiker, der liebe Käsperle, ein gewisser Franz Stöger (...), ein Künstler, der seinen Platz vollkommen ausfüllte. - Man denke sich eine mittelgroße Gestalt, ein Gesicht mit (...) stets schielenden Augen, buschichten Augenbrauen, eine etwas gebogene Nase, einen etwas großen Mund mit fein geschnittenen Lippen, einen gemalten Bart ä la Hanswurst, dazu einen gelben Rock, rothen Kragen mit Goldborten verbrämt, rotes Gilet und Beinkleider, Schuhe mit gewaltigen Schnallen, einen kleinen dreieckigen Hut mit Goldtressen (...) Wie ich ihn hier beschrieb, so war er im Holzschnitt auf allen Kreutzer-Komödie-Zetteln zu sehen. Außerdem war er in Lebensgröße über der Casse des Theaters abgemalt, in einer Hand hielt er eine leere Börse und in der anderen eine Schrift, welche diesen sinnreichen Knittelvers enthielt:

Kommens doch her

Der Beutel ist leer.

Ich habe oft eine Menge Gaffer vor der Cassa stehen gesehen, die sich lange besannen, ob sie einen Kreutzer daran wagen sollen oder nicht. Da erschien plötzlich Käsperle, wie er leibt und lebt bei der Cassa, und in einem Nu waren die Räume gefüllt. - Was die Aufführung der Stücke anbelangte, so erinnere ich mich nur, daß vom Anfange bis zum Ende viel gelacht wurde; denn Käsperle war unerschöpflich in seinen freilich manchmal etwas derben Späßen. Auch übte er seine belustigenden Witze oft an einer auffallenden Figur unter den Zuschauern des letzten Platzes aus; welches oft höchst komisch ausfiel (...). Kurz Stöger Käsperle war der Gott der Volksko-

mik in Pesth. - Jeder spassige Vorfall, der sich in Ofen oder Pesth ereignete, wurde von Käsperle brühwarm auf die Bühne citirt und mit solchem Geschick, daß sich Niemand verletzt fühlte. Das war der lebendige Humor.

Wenn auch diese Begeisterung gewiß die meisten Zuschauer geteilt haben dürften, so haben vermutlich manche von ihnen der Kunst des Käsperle doch auch naserümpfend zugesehen. Berichte von einigen Ausländern fielen z.B. nicht mehr so positiv aus. Der Wiener Ignaz Castelli, dem bei einem Besuch im Kreuzer-Theater die Brieftasche mit seiner "ganzen Barschaft" gestohlen wurde, fühlte sich bei der Vorstellung Turandot oder Die drei Rätzel, wobei Kasperl auch einen tüchtigen Ratzen loslassen wird, äußerst unwohl, bezeichnete sie als "unflätig" und als eine kolossale Niederträchtigkeit" und war entsetzt darüber, "wie tief ein Thespiskarren in den Kot versinken könne"²². Arndt stellte sich der eigenartigen Atmosphäre dieses Theaters etwas aufgeschlossener und gewann auch etwas bessere Eindrücke als Castelli, wovon er folgendermaßen berichtete:²³

Immer floß ein strudelnder (...) Klumpen auf und ab, so wie ein Akt, oder die drey ausgespielt waren, und wieder von vorne angingen. Dazu kam das Gewimmel der Gallerie, wo ganz eigentlich das Bienschwärmen der losesten und lockersten Jugend war. Man sah die Blüthe der Ofener und Pester Schönen, welche die hohe Idee des Allwohls fassend, sich uneigennützig den öffentlichen Freuden opfern. Es waren sehr schöne Gestalten darunter, die bey solcher Gelegenheit wohl den Spieltrieb des Menschen erwecken können (...). Man gab heute ein komisches Ballett, die Judenhochzeit zubenamt, mit feinen und populären Späßen und Theaterstreichen durchwebt und verbrämt. Aber leider war der Kasperle dieses Theaters nicht in seiner Rolle, und das ganze Spiel, so sehr es sein Publikum ergötzte, hatte sich ein falsches Maaß gesetzt, ein Mittel zwischen den untersten Harlekinaden der Dummheit und Tölpeley und dem feineren Witz der Urbanität: solche Mittel haben durchaus nur die Kraft, gähnen zu machen, und dies würden wir auch gethan haben, ohne (...) die genialischen Pausen zwischen den Akten, und einige sehr hübsche Theaterprinzessinnen, die schlecht spielten, aber die Jugend gut lockten. Die Intermezzi der Akte waren wunderlustig. Alles tummelte, drehte und wirbelte sich untereinander, die Hummeln des leichtfertigen Lebens summten nach fremden Honig: für die durstigen Kehlen und dürren Zungen war in einer Öffnung zur linken Seite des

Orchesters eine stattliche Bier- und Weintonne hingepflanzt. An dieses ächte Symbol des Ursprungs der thespischen Kunst machte sich der erste Held und die erste Amorosa, die eben noch hoch auf den Kothurn der Idealwelt gestanden hatten, und schöpften mit sehr irdischen Rückenbückungen sich neuen Athem bacchischer Begeisterung. Jeder der Zuschauer mochte auch hinzutreten, und für 2, 3 Kreuzer sich aus dem Fasse der Ceres oder des Bacchus nach Gefallen zapfen, auch allenfalls seiner Schönen mal zutragen. Die Messe, die Menge der Fremden, Wiener, Polen, Raitzen, Türken, die losen Mädchen, die diesem Merkurialischen Feldlager nachgezogen und zugezogen waren, alles dies brachte neuen Glanz und frisches Leben auf die öffentlichen Plätze; und auch uns hatte der liebe Zufall so glücklich mit hinein getrieben."

Am Rande der Pester Altstadt stand schließlich die dritte Vergnügungsstätte des Publikums, das Amphitheater der sogenannten "Tierhatz". Von ihren "barbarisch" widerwärtigen gruseligen Veranstaltungen mit wilden und Haustieren und den "Hetzmeistern" war selbst der in seinen Urteilen stets großzügige und auch sonst für die Ungarn etwas voreingenommene Baron von Hofmannsegg tief erschüttert.²⁴ Sie befanden sich allerdings schon außerhalb jeder Kunst der Worte, so auch des literarischen Lebens und hatten damit eigentlich nichts gemeinsam, außer daß sie für sämtliche Theater der beiden Städte jeweils die stärkste Konkurrenz bedeuteten.

Die Maßstäbe für die Unterhaltung durch Bühnenwerke lagen im Theaterleben von Ofen und Pest nicht allzu hoch. Man befriedigte mit den Theateraufführungen lediglich die Ansprüche des damaligen Publikums. Dieses Publikum erlebte aber bereits vor der Eröffnung des mächtigen deutschen Theaters im Jahre 1812 jahrzehntelang kontinuierlich europaweit bekannte zeitgenössische Modestücke, daneben auch manche Klassiker, und es zeigte sich immer auch für einheimische ungarische Stoffe interessiert. Die deutschen Bühnen in Ofen und Pest spielten damit eine äußerst bedeutende Rolle in der Förderung der Entwicklung des literarischen Kunstgeschmacks in der ungarischen Hauptstadt sowie im ganzen Königreich. Gerade weil sie aus Gründen der Rentabilität keine höheren Ansprüche stellten als ihr Publikum und weil das Angebot an theatralischer Unterhaltung einerseits in den recht unterschiedlichen Spielstätten, andererseits auch innerhalb eines Theaters sehr breit war, wodurch man den individuell oder möglicherweise auch zeitweilig divergierenden dramatischen Ansprüchen gerecht zu werden in der Lage war, konnten die Theater zu für jeden stets zugänglichen öffentlichen Anstalten werden, in denen einer ganzen Stadtbevölkerung über die gewünschte Unterhaltung ungemerkt auch die Bildung des ästhetisch-poetischen Aufnahmevermögens zuteil wurde. Daran änderte sich auch dann nichts wenn

manche zwischen einer Zauberflöte und einer Jungfrau von Orleans dem Ritter **Rudolf von Felseck** zujubelten, im Kreuzer-Theater die **Prinzessin Karfunkel** bewunderten oder sich gar zeitweilig in der Tierhatz bei dem grauenhaften Anblick eines von einem **Leoparden lebendig verzehrten Schafbocks** amüsierten.²⁵

Das Ofner und Pester Theaterleben vermittelte in deutscher Sprache deutsche und europäische Werte, dadurch empfing auch die ungarische Literatur, das ungarische literarische und Theaterleben wichtige Impulse. Viele der in Ofen und Pest gespielten deutschen Stücke wurden ins Ungarische übersetzt und später auch ungarisch gespielt.²⁶ Da bildeten auch die ungarischen Stoffe der einheimischen ungarndeutschen Dramen keine Ausnahme. Das seinerzeit wirkungsvollste deutsche historische Drama über die Anfänge der Geschichte des Königreichs Ungarn unter dem Titel **Stephann der Erste König der Hungarn**, - erschienen und uraufgeführt 1792 in Pest ²⁷ verfaßte und veröffentlichte z.B. der in Prag geborene Franz Xavier Girzik, zwei Jahrzehnte lang einer der berühmtesten Schauspieler, Opersänger und Dramatiker des Pest-Ofener Theaterlebens, mit folgender Widmung: "Der edlen Nation der Hungarn in Unterthänigkeit gewidmet von ihren (!) Verehrer dem Verfasser". Das Stück wurde zwei Jahrzehnte später (1813) von dem damals angehenden und später zum bedeutendsten Klassiker der ungarischen Dramenliteratur avancierten József Katona in ungarischer Sprache umgearbeitet. Katonas Umgang mit Girziks Drama wurde somit zur wichtigsten dramaturgischen Vorübung für das seither bekannteste ungarische historische Drama, den 1815 geschriebenen **Ban Bánk**. Die Kontakte und Inspirationen waren wechselseitig. Der 1792 zur Königskrönung von Franz I. ungarisch verfaßte **Mathias (!) Corvinus oder Volksliebe ist edler Fürsten Lohn** vom zwei Jahre später verhafteten und 1795 im Gefängnis gestorbenen Jakobiner László Szentjóni Szabó wurde noch im Erscheinungsjahr des ungarischen Originals ins Deutsche übersetzt, und beeinflusste wiederum die Dramatik Girziks.²⁸

Das Interesse der ungarischen Autoren für deutschsprachige Literatur und die Offenheit der deutschsprachigen Schriftsteller des multinationalen Königreichs für ungarische und deutsche literarische Stoffe - letzteres bedingt durch eine glückliche Verbindung von kosmopolitisch aufgeklärter Einstellung der Intelligenz des Städtebürgertums und von dem damals noch ungetrübten Hungarus-Bewußtsein der deutschsprachigen Bewohner des Landes - schufen um die Jahrhundertwende für etwa anderthalb Jahrzehnte einmalige Chancen und Voraussetzungen für die beiderseitige Vermittlung von europäischen, deutschen und ungarischen literarischen Werten. Diese Bedeutung des deutschsprachigen literarischen und Theaterlebens im Pest-Ofener Zentrum Ungarns wurde vor 1810 auch dadurch vertieft, daß es zum Teil als Ersatz für das in der Hauptstadt vorübergehend erlahmte ungarische literarische Leben diente.

Anmerkungen

- 1 Schon damals betrachteten Zeitgenossen des In- und Auslandes diese bis 1872 getrennt verwalteten Städte als eine Stadt. - Vgl. dazu: Ernst Moritz Arndt: Reisen durch einen Theil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799. I. Theil. 2 verb. u. vermehrte Aufl. Leipzig 1804. S. 294. - Sowie: F.: Pesth und Ofen an sich und ihre Environs. In: Ungarische Miscellen. Hrsg. v. Dr. Johann Karl Lübeck. Pest 1805. H. 2. S. 83
- 2 Angaben zur Bevölkerungszahl siehe in: Budapest története a török kiűzésétől a márciusi forradalomig /Die Geschichte von B. von der Austreibung der Türken bis zur Märzrevolution. Red. v. Domokos Kosáry. Budapest 1975. S. 8. u. S. 373 f.
- 3 Bevölkerungszahl im Jahre 1787 in Debrecen: 29.100; Preßburg: 26.000; Szeged: 21.500; Szabadka: 20.700; Raab: 12.800; Ödenburg: 12.000; Komárom: 12.000; die Zipser Städte 4-10.000. Ebda. S. 11.
- 4 Siehe dazu z.B. Reise des Grafen Hofmannsegg in einige Gegenden von Ungarn bis an die türkische Gränze. Ein Auszug aus einer Sammlung von Original-Briefen. Görlitz 1800. S. 100 u. 112.
- 5 Budapest története. Anm. Nr. 2. S. 128-138, 397-405.
- 6 Rexa, Dezső: Az első magyar színjelőadások Pesten és Budán /Die ersten ungarischen Bühnenaufführungen in Pest und Ofen/. - In: Tanulmányok Budapest múltjából /Studien aus Budapests Vergangenheit/. Red. v. Albert Gárdonyi u. Károly Némethy. Budapest 1934. Bd. 3. S. 127-137.
- 7 Kertbeny, Karl M.: Zur Theatergeschichte von Budapest. - In: Ungarische Revue. Leipzig, Berlin, Wien 1881. Bd. 1. S. 639. - Vgl. auch D. Rexa, S. 129.
- 8 Neujahrswunsch. - In: Ofner und Pester Theater-Taschenbuch für das Jahr 1796 Einem hohen und gnädigen Adel, löblichen Militair und ganzen verehrungswürdigen Publikum zum neuen Jahr verehrt von dem sämtlichen Kassa-Personale des königl. Stadt-Theaters in Pest. Pest 1797. S. 2.
- 9 K. M. Kertbeny, siehe Anm. Nr. 7. S. 636.
- 10 Kádár, Jolán : A budai és a pesti színészet története 1812-ig /Geschichte der deutschen Schauspielkunst in Ofen und Pest bis 1812/. Budapest 1914. S. 80 f.
- 11 Siehe z.B. die kritischen Worte über das in Ofen und Pest aufgeführte Kotzebue-Stück, Karolus Magnus. - In: Zeitung für Herren und Damen, 7. März 1807. S. 16.
- 12 Kalender von Ofen und Pest für 1809. Hrsg. v. Rösler. Pest /1808 ?/. S. 43. u. 75.
- 13 Kádár, Jolán , Anm. Nr. 10. S. 87-141.
- 14 Kalender von Ofen und Pest, Anm. Nr. 12. S. 47.
- 15 Reise des Grafen Hofmannsegg, Anm. Nr. 4. S. 105.
- 16 Ebda. S. 116 f.
- 17 Arndt, E. M., Anm. Nr. 1. S. 307. 18. Ebda. S. 311.
- 19 Kádár, Jolán , Anm. Nr. 10. S. 18-86
- 20 Ebda. S. 69 u. S. 132-141.
- 21 Benkert, Anton: Die Kreuzer-Komödie in Pesth. 1801. Zitiert aus Almanach des k. st. Theaters in Ofen für das Jahr 1845, v. T. Hybl, Souffleur. - In: K. M. Kertbeny, Anm. Nr. 7. S. 655-658.

- 22 Castelli, Ignaz Franz: Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenenes, Erlebtes und Erstrebtes. München, Berlin 1913. Bd. I. S. 150 f.
- 23 E. M. Arndt, Anm. Nr. 1. S. 308-310.
- 24 Reise des Grafen Hofmannsegg. Anm. Nr. 4. S. 101-104.
- 25 Ebda.
- 26 Die später auch ungarisch gespielten Stücke wurden von Jolán Kádár, mit einem Sternchen markiert. In: Jolán Kádár, Anm. Nr. 10. S. 99-132.
- 27 Stephann der erste König der Hungarn. Ein Schauspiel in 6 Aufzügen von /Franz/ Xavier Girzik, Mitglied der hochgräflichen Unwerth'schen deutschen Operngesellschaft in Ofen und Pest. Pest 1792 /2. Aufl. 1803/. Druck Johann Michael Landerer, 184 S.
- 28 Pukánszky, Béla: A magyarországi német irodalom története. A legrégibb időktől 1848-ig /Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn. Von der ältesten Zeit bis 1848/. Budapest 1926. S. 444.

Éva Tókei (Budapest):

Exotismus und Kosmopolitismus im 19. Jh: Zigeunerdarstellung bei Nikolaus Lenau und Franz Liszt

Ein literarisches Werk von Franz Liszt im Rahmen einer literaturgeschichtlichen Gedankenführung als Beweis aufzuführen scheint im ersten Augenblick einer Rechtfertigung zu bedürfen. Wenn man aber die Wichtigkeit in Betracht zieht, die er der Literatur im Zusammenhang mit der Musik zuschreibt, kommt einem die Themenwahl gar nicht mehr unbegründet vor: "Ich habe die feste Überzeugung, daß es über Kunstwerke zu einer Art von philosophischer Kritik kommen muß, die niemand besser ausüben versteht als der Künstler selbst.[...Der Komponist müsse] Ideen haben, um die Kundgebungen seiner Kunst in Bildern zu gruppieren, die durch einen poetischen oder philosophischen Faden untereinander verbunden sind: dann ist das große Wort der 'Zukunftsmusik' erreicht".¹ "Ein vollflutender magnetischer Strom verbindet Poesie und Musik, diese beiden Formen menschlichen Denkens und Fühlens."² "Hier wird die Aufgabe des Programms zu einer unerläßlichen Forderung, welche zugleich den Eintritt desselben in die höchsten Sphären der Kunst rechtfertigt."³ "In Beethovens Egmont-Musik" so schrieb Liszt 1954, "erblicken wir eines der ersten Beispiele moderner Zeit: ein großer Tonkünstler schöpft seine Begeisterung unmittelbar aus dem Werk eines großen Dichters."⁴ Mit dieser Auffassung der Kunst hängt seine Begeisterung für Beethoven zusammen: "Durch Beethoven, den ersten Tondichter im emphatischen Sinne des Begriffs, wurde die Musik aus der Dumpfheit eines bloß Handwerklichen befreit; Beethovens Kunstanspruch, sein Ethos gaben der Musik - so empfand es Liszt - ihre antike Würde zurück, den Rang einer 'ars liberalis'. Liszts unermüdliche Plädoyers für die künstlerische, insbesondere die literarische Bildung der Musiker, sein reiches Wirken für das allgemeine Musikleben beruft sich, wenn auch nicht immer explizit, auf Beethoven als quasi die moralische Instanz. Mit seinem Anspruch auf kompromißlose künstlerische Freiheit wurde Beethoven zu einer Leitfigur, an der sich der pathetische Kunstbegriff der folgenden Generationen orientieren konnte -- nicht nur von Liszt allein, aber von Liszt so nachhaltig und entschlossen vertreten wie von keinem anderen großen Komponisten."⁵ Und damit sind wir schon einerseits bei Lenau (der ebenfalls ein leidenschaftlicher Musiker war und sich für Beethoven begeisterte) andererseits bei unserem engeren Thema, ihrer Zigeunerdarstellung angelangt.

Das Lenausche Gedicht "Die drei Zigeuner" (1837-38), das von Franz Liszt 1860 vertont wurde, steht in der Tradition der Romantik dadurch, daß in diesen **Taugenichtsfiguren** deren Freiheitsideal und Exotismus verkörpert werden:

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Liszts Interesse an dem Thema zeigt sich nicht nur in der Auswahl dieses Gedichts (obwohl er eigentlich kein Liedkomponist war), er hat zusammen mit der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein als Vorrede zu den "Ungarischen Rhapsodien" (1853) auch eine umfangreiche Abhandlung den Sitten und der Musik der Zigeuner gewidmet, "Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie" (1859, auf deutsch 1861)⁶. Hier betont er ebenfalls die absolute Freiheit ihrer Lebensweise: "Mit einer ebenso sinnlosen, wie erhabenen Verachtung gegen alles, was bindet und beschränkt, will sie [d. h. die "Zigeunerrasse", wie er sich ausdrückt] nichts von der Erde als das Leben. Sie erhält sich ihre Individualität durch ihr beständiges Zusammenleben mit der Natur... Ihr liegt nur daran, sich die Freiheit des wilden Rosses zu bewahren; denn sie begreift nicht, wie man ein gebautes Dach, so schön es auch sei, dem Laubdach der Wälder vorziehen könne."⁷ Die Gegenüberstellung von Natur und Alltagsphäre erscheint sowohl in der zitierten Lenau-Strophe als auch in den folgenden Liszt-Zeilen: "Dieses Suchen nach einer Freiheit -- wild, weil absolut -- erzeugt natürlich einen unüberwindlichen Widerwillen sowohl gegen die Arbeit als [auch] gegen den dem industriellen Inden so theuren Handel: denn Arbeit wie Handel fesseln; gegen den Wohlstand: denn er macht dienstbar; gegen feste Wohnung: denn sie entführt aus den Höhlen, aus den Bergen."⁸ Bei Lenau heißt es im weiteren:

An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicker,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdgeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie mans verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.⁹

Müßiggang, Armut, Individualismus, Melancholie, Zügellosigkeit, Naturnähe und Musik werden also von Lenau miteinander in Verbindung gebracht. Auch für Liszt sind die beiden Hauptzüge der Gesinnung und Kunst der Zigeuner, Stolz und Schmerz, auf den Doppelaspekt dieser absoluten Freiheit zurückzuführen: "Diesen schweigenden, bei geächteten Menschen so überraschenden Stolz, der von ihrer hochmütigen Resignation in eine ebenso große Anmaßung umgesetzt wird, stößt ihnen der tägliche Kampf um eine volle, äußerste, aber schwierige Freiheit ein, die sie besitzen müssen, um anderen niemals etwas zu schulden, weder eine gezahlte Steuer, noch eine empfangene Wohltat -- um jene Freiheit, die einer tollen Neigung zur Natur, der Zügellosigkeit, entspringt, mit welcher der Zingaro die in ihrem Verkehr gelemten Genüsse verfolgt und die aus dem beständig errungenen Sieg über beständig erwachsene, zugleich fürchterliche und fesselnde Gefahren besteht, welche die so vergötterte Natur ihm bereitet."¹⁰ Bei Lenau erscheint zwar in einigen seiner besten Gedichte nach seiner Amerikareise die Natur als durchaus zwiespältig, also nicht mehr als Topos, sondern als Problem (z.B. im Gedicht "Urwald", 1835), aber seine Zigeunerdarstellung wird nicht davon betroffen, wie das neben dem zitierten Gedicht "Die drei Zigeuner" auch "Mischka an der Marosch"(1842) zeigt, in dem dieses wandemde Volk wegen seiner Armut und Absage als frei erscheint. Die Idylle ist mit dem Wandern, der Antithese von Ansässigkeit verbunden, d.h. einem Leben in der Natur, ohne sie umzugestalten:

Von der Theiß, der klaren, fischereichen
Ist der Geiger Mischka hingezogen,
Wo der Marosch barsche Wogen
Brausend durch beschäumte Klippen streichen.

Der Zigeuner wandert, arm und heiter,
In die Ferne, Fremde, fort und weiter;
Wenn er auch am Wohlgeschmack der Erde
Karg und selten nur sich weidet,

Ist ihm jeder Ort doch bald entleidet,
Und was heimisch, wird ihm zur Beschwerde;¹¹
Wenig brauchend, kommt und geht
Dieser fiedelnde Asket.¹²

Der "fiedelnde Asket", diese Anspielung auf die Kunst und die Isolation des Künstlers von der Gesellschaft, bezeugt eine Art Identifikation mit der Figur, die auch bei Liszt durchaus augenfällig ist : "Ich bin der klassische Zigeuner" rief er einmal aus

(1884)¹³ Eine andere Identifikation: "Von meiner Geburt bis zum Grabe bleibe ich Ungar" schrieb er 1873 auf französisch. Auch Lenau posierte gern als der edle Ungar.

Für Lenau gehören letztendlich die Zigeuner, die Nomaden in Arabien, die Indianer, aber sogar die Polen und die Ungarn, in sein Arsenal von "edlen Wilden", die alle ein goldenes Zeitalter, etwa den Naturzustand der Menschheit repräsentierten.

Bei Liszt steht seine kosmopolitisch-exotische Interpretation der Zigeunermusik in einem engen Zusammenhang mit seinem eigenen Musikbegriff und seiner Konzeption der Symphonischen Dichtung. Er schreibt: "Die Zigeuner kennen in der Musik so wenig als anderswo irgendwelche Prinzipien, Gesetze, Regeln, Disziplin. Alles ist ihnen gut, alles ist ihnen erlaubt, vorausgesetzt: es gefällt ihnen; vorausgesetzt: ihr Gefühl geht darüber hinaus! 'Darüber hinaus' -- das große Wort jedes wirklichen Künstlers! [...] ...die Originalität anderer nationaler Musik [ist] mehr in der Einförmigkeit des Rhythmus zu suchen [...] -- sie erklärt das in ihr herrschende Gefühl --; denn die seßhaften Völker, die eine monotone Lebensart führen, haben die Neigung, in der Kunst nur eine Leidenschaft, nur ein Gefühl, nur eine bei ihnen überwiegende Phase der Seele wiederzugeben. Im Gegensatz zu dieser Eintönigkeit bewegt sich die Kunst der Zigeuner in einer erstaunlichen Vielheit, was diejenigen, die eine zahllose Menge dieser Stücke kennengelernt haben, zu beurteilen wissen. Nichts bezeugt mehr ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit als die Tatsache, daß ein und dieselbe Kombination kaum mehrere Male sich wiederholt. [...] ... ihre Verschiedenheit [ist] unendlich. Ihre Regel ist: keine Regel zu haben."¹⁴ Das den exotisch-fiktiven Nationalstil im Sinne des 18. Jh. auf die Zigeuner übertragende¹⁵ und Zigeunermusik mit Volksmusik verwechselnde Buch¹⁶ erregte heftigen Widerspruch. Liszt schrieb es "in der Hoffnung, die Aufnahme dieser unserem Vaterlande so teuren Musik in die höchste Sphäre der Kunst zu erleichtern -- in jene Sphäre, die der ganzen Menschheit gehört, in der alle Völker sich an den lebendigen Quellen aller erhabenen Poesie erquicken -- in jene Sphäre, die der Fortschritt der Zeiten Tag um Tag auszudehnen scheint, die Tag um Tag neue Jünger empfängt und der Goethe prophetisch mit dem Namen **Wellliteratur** die Weihe gab."¹⁷ Seine einzelnen Äußerungen dürfen auch heute nicht außerhalb dieser Rahmen interpretiert werden.

Aufschlußreich ist an diesen späten Beispielen des Exotismus, daß der Kosmopolitismus nicht nur ein Charakterzug der Frühromantik war. Wir sahen außerdem, daß in der Musiktheorie, ganz im Gegenteil zur Literaturgeschichte, wo die Betonung eines universalen Poesiebegriffs letztendlich zur sogenannten "Überwindung der Ausdrucksästhetik"¹⁸ und zur *l'art pour l'art* der Moderne führte, dieselbe gerade die Entstehung der Theorie der Programmmusik nach sich zog.

Anmerkungen

- 1 Franz Liszt, Gesammelte Schriften (im folgenden GS), Bd. V, S. 204. Zitiert nach Wolfgang Dömling, Liszt, Laaber-Verlag 1985, S. 54-55.
- 2 GS III/1, S. 32.
- 3 GS IV, S. 56.
- 4 GS III/1, S. 29. , zitiert nach Dömling, S. 56.
- 5 Dömling, S. 56.
- 6 Zu der gemeinsamen Verfasserschaft mit der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein vgl. Sigfried Schibli, Franz Liszt. Rollen, Kostüme, Verwandlungen. Piper 1986. S. 90.
- 7 Franz Liszt, Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn. GS VI. S 69.
- 8 GS VI. S. 70.
- 9 Eduard Castle, Hrsg., Nikolaus Lenaus Sämtliche Werke und Briefe, Historisch-kritische Ausgabe in sechs Bänden, Leipzig 1920-23 (im folgenden SWB bzw. Band- und Seitenzahl) I, S. 259.
- 10 GS VI, S. 112.
- 11 Vgl. bei Liszt, GS V, S. 81. "Die vom 'Heimweh' Befallenen vermissen nicht allein ihre heimatlichen Gegenden -- sie können auch nicht fern von dem leben, was diese umschließen: Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Familie, Domicil, Kindheiterinnerungen, Erungenschaften des reifen Alters, verehrten Gräbern, Zukunft und Nachkommen, der Vergangenheit gleichend, umrahmt von derselben Örtlichkeit und denselben Göttern geweiht! Nicht so verhält es sich mit den Zigeunern, welche die Vorstellung von Vaterland ebenso wie die von Besitz, vor allem aber die von sozialen Institutionen von sich weisen, sich jeder Gewohnheit entziehen, den Reiz der Jugenderinnerungen verleugnen, nichts von Erungenschaften wissen wollen, ohne Vergangenheit auch jede Zukunft verwerfen."
- 12 SWB, II, S. 394.
- 13 Lina Ramann, Lisztiana, Mainz 1983, S. 282, zitiert nach Dömling, S. 174.
- 14 GS VI., 282, 291, 290., zitiert nach Dömling, S. 175-176.
- 15 Vgl. dazu Sigfried Schibli, Franz Liszt, Rollen, Kostüme, Verwandlungen, München 1986, S. 94ff und Liszt, GS VI, 392-394.
- 16 Bartók entschuldigt Liszt in einem Vortrag aus dem Jahr 1936. Vgl. Engel, Adalbert, Franz Liszt: Der virtuose Klang der Menschlichkeit, Casimir Katz Gernsbach 1989, S. 364.
- 17 GS VI, S 392, zitiert nach Dömling, S. 179.
- 18 Barbara Naumann, Musikalisches Ideen-Instrument: das Musikalische in Poetik und Sprachtheorie der Frühromantik, Stuttgart: Metzler 1990. Vgl. u.a. S. 74.

András Vizkelety (Budapest):

Eine Augustin zugeschriebene deutsche Marienklage

Dem günstigen Zufall ist es zu verdanken, daß ich - wie vor 15 Jahren¹ -auch in meinem neuen Beitrag, den ich jetzt zum 80. Geburtstag meines hochverehrten akademischen Lehrers Karl Mollay überreichen darf, über eine neu aufgefundene deutsche Handschrift in Ungarn berichten kann.

Das kleine Andachtsbuch (10x7cm) wurde bei der Neuaufstellung der Diözesanbibliothek Raab (Győr) nach der Renovierung des Gebäudes 1990 in sehr schlechtem Zustand entdeckt. Die Handschrift wurde im gleichen Jahr in der Széchényi-Nationalbibliothek restauriert, wobei der mit Rollen- und Einzelstempeln verzierte gothische Originaleinband noch wietgehend gerettet werden konnte. Die Deckel sind mit zweimal drei Streicheisenlinien umrandet, der Streifen zwischen den doppelten Rahmen wurde oben und unten mit einem Flechtband-Rollenstempel bedruckt. Die mittleren Flächen zeigen vorne zwei relativ große (Durchmesser ca. 1 cm) Rosetten-Einzelstempel und eine Lilie, hinten zwei Lilien, jedoch keine Rosette. Der auf drei Bünden geheftete Buchblock wird von einer nach vorne greifenden Messingschließe zusammengehalten.

Die 177 Papierblätter, die kein Wasserzeichen aufweisen, sind in Quaternionen geheftet.² Die ersten, an den Rändern beschädigten Blätter wurden bei der Restaurierung ergänzt. Der dadurch entstandene geringfügige Textverlust konnte leicht ergänzt werden. Die Haupthand, die sich auf B1 168r als "Anna schreiberin" auswies, hat ihre Tätigkeit "Anno domini etc. M^oCCC vnd in dem LXXV Jahr an sand Mathias abend" abgebrochen. Das danach folgende Gebet über die Freunden Mariä (168v-177v) haben zwei Nachtragshände notiert³, schrieben jedoch den Text nicht bis zum Ende ab. Das Gebet hört mit der 6. Freude mitten im Satz auf.⁴

Anna schrieb eine regelmäßige, klare, halbkursive gotische Buchschrift. Sie konnte sich mit gutem Grund als "Schreiberin" qualifizieren. Dieser sich zugelegte Name und das Fehlen des 'Schwester'- Prädikats erlauben wahrscheinlich den Schluß, daß sie keine Ordensfrau war. Auch der Adressat des Gebetbuches war, einer Gebetsformel nach (Bl. 140r: "ich arme sunderin") eine weibliche Person. Die Schrift der Nachtragshände ist flüchtiger und weist mehr kursive Elemente auf als die Schrift der Haupthand. Im Bereich der Nachtragshände wurden die Initialen (s. noch unten) nicht ausgeführt, nur der Raum wurde ihnen zu Beginn der Gebetsabschnitte ausgespart.

Bei der Redaktion des Andachtsbuches ließ sich Anna, oder ihre Vorlage, von drei Themenkreisen leiten: vom Passions-, bzw. Compassions-Thema, vom Eucharistie-Thema sowie vom Marienkult. Diese drei großen Gruppen umfassen 77+25+21 Blätter und bestehen aus 4 Passionstexten,⁵ 3 Kommuniionsgebeten⁶ und 7 Marien-gebeten⁷, wobei das siebte allerdings das von den Nachtragshänden eingetragene Gebet von den Freuden Mariä ist. Wenn wir aber auch in den beiden, der ganzen Handschrift vorangestellten Passionsandachten (Bericht Mariä über den Kreuzweg, bzw. ihre Klage um die Leiden Christi) die Inszenierung als Ordnungsprinzip auffassen, so lassen sich auch diese Stücke unter den mariologischen Texten einordnen. Die vier großen Initialen (ca. 3 x 3.5cm) mit Fleuronnéedekor stehen am Anfang der beiden Marianklagen (2r, 43v), eines Dankgebetes (64r)⁸ und der Salve Regina (145r).

Der erste mariologische Passionstext ist die Verdeutschung des pseudo-anselmischen Dialogs "Interrogatio Sancti Anselmi de passione domini",⁹ den Kurt Ruh für eine der wichtigsten Quellen des volkssprachigen Passionstraktas im Mittelalter nennt.¹⁰ Der Dialog ist einer deutschen Verfassung¹¹ und in mehreren Prosaübersetzungen ab dem 13. Jahrhundert häufig überliefert.¹² Die Verfassung wurde bereits 1495 gedruckt, im 19. Jahrhundert ediert,¹³ eine kritische Edition steht aber noch aus. Die einzelnen Prosabearbeitungen und ihr Verhältnis zueinander wurden bislang nicht untersucht, und keiner der Texte wurde herausgegeben. Unsere Variante scheint mit dem in cgm 744 überlieferten Text verwandt zu sein.¹⁴

Der "Interrogatio" folgt eine Betrachtung vom mehrfachen Blutvergießen Christi, die auch in anderen Textvarianten bekannt ist.¹⁵ Anschließend steht der eigentliche Gegenstand unseres Beitrags, eine zweite Marienklage, die die Überschrift Augustin zuschreibt und auch das besondere Charakteristikum der Textsorte angibt: Augustin spricht hier im Namen Mariä.¹⁶ Da weder in der Forschungsliteratur zur deutschen Marienklage,¹⁷ noch in der mittelalterlichen deutschen Augustinus-Rezeption¹⁸ ein solcher (pseudo-) augustinischer Text bekannt ist, drucken wir ihn im folgenden ab.¹⁹

[47v] Der heilig grazz lerer sanctus Augustinus schreibt von der Junkfrawn Marie vnd spricht In Irer person also Als mein lieber sun Ihesus Christus das vnschuldig schefflein gieng zu dem tod / vnd trueg auff im das heilig chrewtz / vnd als er fuer mich da gieng [48r] mit genaigtem haupt / vnd gar nichts zu myer sprechen wolt / vnd so ich in sein vnuermailigte mueter ansach / da mochten myer var grazzem hertze laid zu rissen sein alles mein gederm / vnd mit sampt den andern frawn voligt Ich im nach / vnd beklagt in jemerlichen also vnd sprach //Ach mein aller liebster sun Ach mein ainiger sun deiner ellenden vnd betrüebten [48v] mueter Ach ich nicht var dier tad pin / mit dem das ich nicht angesehen solt deinen

Jemerleichen tad // wie pist du also gar still / fuerr mich gangen das du deiner gepererin also gar nichts zue redsts / mein inwendigs gederm scholt sich pilleich zureissen oder zurissen haben do ich dich [49r] gesehen hab also gar an alle schuld gepunten / als ain vbel teter fuern zu dem tad des chrewtzs Nu wie hastu es nwr gelassen mugen das du also für mich geest vnd nicks zu mier sprichst // Ach wie verleus ich hewt den trast meins ellends vnd dich wirt also ellenigleichen verlassen // O mein sun o mein got vnd mein herr / verlass mich nicht so ich dich gepert hab // fuerbas spricht sanctus [49v] Augustinus in der person²⁰ der Junkfrawn Marie also vnd als man nun gekrewtzt het / mein sun vnd hieng also Jemerlaich var myer an dem heiligen chrewtz So wais ich wol das er sich mer bechumert hat / vmb mich vnd denn vmb sich selber // wie wol er gar nicks zu myer sprach vnd also ich arme betrüebte mueter In an sach Also Jemer- [50r] leichen hahen an das krewtz vnd also gevrtailten zu dem schenttleichen tad des chrewtzs vnd in also var myer sach hangen an dem heiligen chrewtzs nakchaten vnd plassen do ward mein hertz mit also grassem smertzen laid vmb fangen / den man nicht gesagen mag / wann er varmals was²¹ gewesen lieplich an seinem angesicht / vnd guetig / [50v] in sein reden vnd senffmuedig / in allen seinen gepern der was chlegleich angesmytt mit eysem negeln an daz heilig chrewtz vnd ubergossen allenthalben mit pluet / vnd das was mein maister smertzen das Ich scholt abgeschaiden werden von dem den ich het gepert von meinem leichnam von mein eingeparn sun vnd [51r] Ich macht var grassen smertzen chawm gereden wol lies ich von myer chlagen sewfften vnd wainen So ich dann oft gem geredt hiet / so macht ich nicht var grassen leiden / darnach ich oft in an²² schawt wann er was myer lieb von ganczer meiner sel // Auch so sach ere mich betrüebte mueter an / da mit er mich gem getrösst hiet / Aber ich [51v] macht chain trost enphachen Ich wainat nwr dester mer vnd sprach // O mein sun // O we mein lieber sun was schol ich arme betruebte mueter tuen // O das ich auch mit dier scholt sterben // O mein lieber auserbelter sun / mein ainigs lieb / verlazz mich nicht / nymb mich zu dier das Ich auch sterib mit- [52r] sampt dier / es ist vnpilleich das du allain sterben scholts / vnd wild also verlassen dein gepererin // O du pitter tad vber siech myer nicht Ich peger dein für alle ding prich myer ab mein chreff vnd tott mich ellende mueter / mit sampt mein sun // O sun mein ainige suessigkeit mein besondere frewd [52v] das leben meiner sel vnd all mein chuertzweil // O mein sun erkenn den Jamer mein / vnd erhör mich denn es ist wol pilleich das du erhörst dein mueter in irn nöten // erhör mich vnd nym mich²³ zu dier an den galgen des chrewtzs das wir paide

sterben miteinander / so wier ain leben aus einem leib haben vnd aus
ainer lieb [53r] O ir²⁴ durstigen iuden O ir vngüetigen iuden vber secht
myer auch nicht / so ir habt chrewtzt meinen ainigen sun so chrewtzt mich
auch mitsamt im vnd legt mich sunst ain schendleichen tad an das ich
nwr sterib mit im Ir nempt meinen augen ir liecht Ir nempt myr mein frewd
/ vnd mein suessigkait / mein leben das wiert myer [53v] genommen /
meiner hoffnung wiert ich beraubt / wann was ist es dann nutz das ich
schol leben auff erden // Darumb so nempt die mueter vnd hacht sey zu
dem sun Ob ir dem sun nicht vbersecht / was wolt ir dann vber sehen der
mueter // O das wer mein höchste frewd das ich sterben scholt mit Christo
mein herren // O mein sun [54r] ich sterib gem mit dir so weicht der tad
nwr von myer // O mein liebs chind mein güetiger sun Ihesus erparm dich
vber dein betrübte mueter / vnd erhör ir gepet wie ir nicht zu hertt // So
du doch ainen yedem menschen pist gewesen gar guetig// Nym mich zu
dir an das chrewtz das ich nach disem tad mit dier ewigleich leb / wann es
wer myer nichts liebers [54v] denn das ich mit sampt dier scholt sterben
am chrewtz / vnd myer ist nichts pitters / denn das ich scholt leben nach
deinem tad // O mein sun was schol ich hin für tuen Ich wais sein²⁵ nicht
wo schol ich hin gen mein aller liebister sun Wo schol ich mich hin cheren
du aller süessister mein sun / wo schol ich chüertzweil suechen du aller
guetigster mein sun // wer schol [55r] myer hin fuer helffen vnd raten / vnd
wie wol dier aller liebister sun Alle ding muegleich sein doch so wild du
nicht das ich mit dier sturib // So lazz myer doch ettwas dein rats / vnd als
ich betrübte mueter also chlaget do chert sich der herr zu myer vnd
sprach / weip nym bar das ist dein sun da mit maint er / sanctus [55v]
Johannes der auch da was vnd mit sampt myer waint vnd chlagt Alls der
herr wolt sprechen // O mein aller liebiste mueter wie gar ser du genaigt
pist zu wainen vnd zu chlagen // waistu es nicht das ich darumb pin kömen
in dise welt / vnd darumb mensch in dier geparn pin / das ich durch den
galgen des krewtz [56r] hailbertig macht alles menschleichts geschlecht /
wie scholt dann erfullt werden die geschrift waist du nicht / das ich leiden
mues vnd sterben vnd mues an dem drite tag / wider ersteen von dem tad
// Vnd darnach so wierst du mich sehen mitsamt den Jungern darumb so
hör auff zu wainen vnd leg von dier deinen smertzen wann ich var
damach [56v] zu meim²⁶ zu enphachen die ewigen frewd vnd glori // Du
scholt dich des frewn wann ich hab funden das schefflein das lange czeit
verlam was so es doch meim himelischen vater also gefelt / wie mag es dir
dann missuallen mein aller liebiste mueter wild du mich hindern das Ich
nicht leide²⁷ die marter vnd den [57r] tad die myer mein vater hat

auffgesetzt zu leiden // Darumb frau wain nicht vnd nicht chlag mein aller liebiste / mueter Ich verlazz dich nicht Ich wenck auch nicht ab von dir Ich bin mit dir vnd ich wil albew sein mit dir / vnczt an das endt der welt Ist das ich stirib nach der menscheit / so pleib ich doch ewigleich nach [57r] der gothait / nach der ich dann bin vnleidlich vnd vntödlich / du waist wol von wann ich bin ausgangen / vnd von²⁸ ich komen bin / vnd also warumb bechumerst du dich doch seid ich doch da hin auff steigen wil / von dann ich herab gestigen bin / wann es ist czeit / das ich gee zu dem der mich gesandt hat // Vnd darumb so schol Johannes die weil an meiner stat dein sun [58r] sein der schol dich die weil versarigen vnd dein phlegen / vnd also²⁹ wenn er sich zu Johanni vnd sprach Also // nym bar das ist dein mueter der selben scholt du dyenn vnd scholt ir phlegen vnd scholt sey versargen die enphilich ich dir nym sey auff / vnd wart ir als deiner aygen mueter vnd als sy paide hörten die wart Christi do machten see im nicht geantburten [58v] var grazzem wainen vnd chlagen / vnd darumb so swigen see still vnd also chomen dar Joseph von Aromathia vnd Nycodemus vnd prachten mit in czug da mit sy Ihesum abnemen von dem chrewtz // Do daz die Junkfrau Maria ersach do ward ir sel ettwas ein wenig erfrewet / Vnd als man nun geledigt het die hennt Christi / da chüssat sy dy selben als verr sy in gelangen macht vnd drukcht die zu ir an ir prust / vnd als man den leichnam Christi gantz herab genomen het // Do stuend die lieb mueter Maria zu den hawpten vnd benetzt Irew augen vnd Irew wang mit manigem haissen czächem vnd ir hertz vmd sel oft ersewfft / vnd waint vnd sprach also // O mein aller liebister [59v] sun was hast du getan vnb wew habent dich die Juden als Jemerleich getött / was schol nun begynnen dein arme mueter / die sich als ser bekumert // O mein kind wo ist yetzund die frewd die ich gehabt hab in deiner gepuerd // Ach wie in also grassen smertzen vnd trawem ist sy verwandelt Sag an mein aller liebister sun // mein ainigs lieb mein lebender sel [60r] mein besundrew frewd vnd mein chüertzweil wie lest du mich trawen vmb wew pist du myer hewt als frömd warden / vnd hast mich so gantz verlassen // Sanctus Augustinus spricht Da an czweyfel der smertzen der Junkchfrawn Marie ist als vnmesleichen gras gewesen / das in nyemand ausgesprechen mag // Oder erdenkchen chan [60v] // Die lieben engel die da warn in gegenburtigkait / all da die hieten³⁰ sich mugen erparmen vnd mitlaiden haben mit ir vnd nemleichen do sy erkannten das got der da ist / vnd todleich also wider die scholt sterben vnd leiden nach der menscheit // Auch so sy Ihesum sahen Also jemerleich zerslachen [61r] vnd ze rissen an seinem heiligen leichnam der als gancz vbergossen was mit pluet / vnd

sahen die Junkfrawn Mariam die süezz vnd die liepleichist also gesprengt mit pluet irs chinds vnd das die heilig vnd die müetig / die selig vnd die schön mueter gots also ser chlagat mit mangem sewfften wainen vnd chlagen [61v] vnd also Joseph von Aromathaia vnd Nycodemus namen den heiligen leichnam Ihesu von dem chrewtz vnd wunten In ein schons weiss tuech vnd salbten den mit edler salben vnd legten in In das grab mit andacht / da pey dann an czweyfel gewesen sind die heiligen engel an czal / die da gesungen habent / das lobgesangk [62r] got zu lob Aber die betrüebt mueter die wainat vnd chlagat / vnd sprach O ir aller liebsten front mein / begrabt in alsald nit³¹ lat also taten var myer armen mueter ligen // Oder begrabt mich mit sampt im wann es ist myr zu hertt leben nach seim tad // O mein sun wie gar vil leidens hast du geliten von Jugent auff die weil du noch chlain warst / do suecht dich Herodes [62v] zu tötten / vnd nun vmb die grassen guettet die du den Juden beweist hast das du ir chrankhait gehailt hast / habent sy dich also Jemerleichen getött / darumb ich dann also wain vnd chlag // vnd also besleusst sanctus Augustinus die chlag der Junkfrawn Marie also vnd spricht // darumb du fraw der glori O du chunigin der frewden O du prunn der güetig - [63r] kait vnd der parmhertzigkait // O du ader der heiligkait // O du wunsamer vnd du gerechter weg der versuenung // O du schein des himels O du süessigkait des paradis du pist der engel ere der hailigen frawd der Junkfrawn perelt³² / vnd edels gestain // O du heilige vnd selige grasse fraw dier enphilich hewt vnd alle zeit / mein sel [63v] vnd mein leib / mein leben vnd mein endt Ich lob dich Ich er dich Ich sag dier dankch mit ganczer dankchperkeit / meins hertzen du mueter der parmhertzigkait du pist gesegent mit deinem sun vnserm herren // Ihesu Christo ymmer vnd ewigleich an alles endt Amen.

Anmerkungen

- ¹ András Vizkelety: Eine wiedergefundene Handschrift des sog. Spielmannsepos "Sankt Oswald". In: Festschrift für Prof. Dr. sc. Karl Mollay. Hrsg. von Antal Mádl in Zusammenarbeit mit János Juhász und Zsuzsa Szél, Budapest 1978 (Budapester Beiträge zur Germanistik 4) S. 331-341.
- ² Die Blätter 1, 157-161 sind unbeschrieben.
- ³ Handwechsel auf B1. 173r.
- ⁴ Die in vielen Varianten verbreiteten Gebete unterscheiden sich in der Zahl der "Freuden". Vgl. András Vizkelety: Beschreibendes Verzeichnis der altheutschen Handschriften in ungarischen Bibliotheken, Bd. II. Budapest-Wiesbaden 1973. S. 39 Nr. 7/4d (5 Freuden), s. 82. Nr. 35/2e (6 Freuden). S. 79 Nr. 35/117d (7 Freuden), S. 31 Nr. 6/34f (9 Freuden), S. 30 Nr. 6/34c (15

- Freuden); zum ganzen Typus s. Franz Xaver Haimerl: *Mittelalterliche Frömmigkeit im Spiegel der Gebetbuchliteratur Süddeutschlands*. München 1952 (Münchener Theologische Studien 1/4) S. 92 u. öfter.
- 5 Bl. 2r-40v: Hie hebt sich an sant Anshelmus frag von vnsers lieben herren marter...; 40v-70r: Her nach stet wie oft unser lieber herr Ihesus Christus sein vnschuldigs pluēt durch vnsern willen hat vergossen Von erst hat vergossen... in seiner heiligen besneidung...; 47r-63v: s. Textabdruck; 70v-82v: Ein schöne betrachtung von dem leiden vnsers herren Ihesu Christi, O du suesser herr Ihesu Christe O mein got vnd mein erlediger erparm dich...
- 6 Bl. 108v-120r: Von gotzleichnam vor der enphachung ein schons gepet, Almechtiger vnd ewiger got... Du pist allain vnmesleich guet...; 120v-126r: Nach der enphachung gots leichman... Was wiert ich wider geben got dem herren... (nach dem Kanon der Messe: *Quid retribuam domino...*); 126v-133r: Aber ein gepet nach der enphachung, O lieber herr Ihesu Christe wie mag ich dir gedankchen...
- 7 Bl. 133r.-136r: Gepet von vnserer frawn, O du heilige keusche raine magt Maria Ich enphilich dier hewt... (ähnlich in Cod. Germ. 16 der Széchényi-Nationalbibliothek vgl. A. Vizkelety: *Beschreibendes... a. a. O.* Bd. 1. S. 33 Nr. 16/10e); 136r-137v: Von vnser liben frawn, Ich pitt dich heilige Junckfraw Maria ain volkommene mueter der gütigkait...; 137v-139v: Von vnser lieben frawn... O Maria du mueter der obristen gütigkait. Ich pitt dich durch die vnaussprechenlich frewd...; 140r-144v: Aber ain gepet von vnser frawn, O du aller seligste vnd du aller gütigste... Ich arme sunderin N enphilich deiner...; 145r-155r: Das salve regina mit der glos, Salve regina wis gegrüesst chunigin du müeter per pamhatzigkait...; 155r-156v: Regina celi letare... Kunigin der himmer frewē dich...; 168v-177r: (D) iv erst freud der iunkfrawen Marie ist Do czu ir chem der engel Gabriel...
- 8 Bl. 64r-70v: O du volkommer Anfang aller ding... Ich naig mein anplich zu der erden... - Die weiteren Gebete außer der o. genannten Reihen sind: Beichformel (83r-95v): Von der peicht zu got, O du almechtig got... Ich bekenn vnd vergich...; von der Liebhabung Gottes (95v-105v): Ein schöne betrachtung von der lieb hincz got Ich wil dich lieb haben mein got vnd mein chraft vnd mein vnmesleiche frewd...; Meßgebet (156v-166r): Die pot der lieb die man all suntag... betrachten schol pey der mess, O du ewigs vnd du aller höchst guet Ich vergich vnd bekenn... (mit Textlücke auf den unbeschriebenen Blättern, s. o.).
- 9 Titelvarianten: "Dialogus Beatae Mariae et Anselmi de passione Domini"; - "Planctus Beatae Mariae Virginis ad Anselmum de passione Domini." Hrsg. Migne PL 159, 271-290.
- 10 Kurt Ruht: *Bonaventura deutsch. Ein Beitrag zur deutschen franziskaner-Mystik und -Scholastik*. Bern 1956. S. 30.
- 11 Mans Eggers: *St. Anselmi Fragen an Maria*. In: *Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon* Hrsg. von Kurt Ruh u. a. Bd. I. Berlin-New York 1978, Sp. 374-375.
- 12 Zur handschriftlichen Überlieferung s. Rolf Bergmann: *Katalog der deutschsprachigen geistlichen Spiele und Marienklagen des Mittelalters*. München 1986.
- 13 Oskar Schade: *Geistliche Gedichte des XIV. und XV. Jahrhundert vom Niederrhein*. Hannover 1854, Nachdruck 1968. S. 237-248.
- 14 Karin Schneider: *Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München Cgm 351-500 Wiesbaden 1973 (Catalogus codicum manu scriptum Bibliothecae Monacensis Tom. V. Pars III.)* S. 393 und die dort angeführte weitere Literatur.
- 15 Vor allem im Gebetstypus 'Wunden Christi', vgl. Haimere, a. a. O. S. 28 und öfter.
- 16 Hinweise auf die Rollenverteilung (Augustin-Maria-Christus) befinden sich auch im Text. Es handelt sich also nicht nur um eine singuläre Autorenuweisung in der Überschrift.

- 17 Verzeichnet in: R. Bergmann, a. a. O. S. 561-605.
18 Kurt Ruh: Augustinus. In: Verfasserlexikon, a. a. O. Sp. 531-543.
19 Die Handschrift wird buchstabengetreu abgedruckt, nur die Eigennamen beginnen im Druck konsequent groß. Die Abkürzungszeichen wurden stillschweigend aufgelöst. Über problematische Stellen berichten die Anmerkungen zum Text. Die zwei Punkte über ä, ö, ü sind oft einem hochgestellten e ähnlich. Zur Gliederung des Textes verwendete die Schreiberin Schrägstriche und Abschnittzeichen. Sie werden im Druck mit einem Schrägstrich bzw. mit zwei Schrägstrichen wiedergeben. Der Schriftdialekt ist bairisch.

Anmerkungen zum Text

- 20 der person] zweimal geschrieben, danach das eine gestrichen
21 was] über der Zeile
22 an] über der Zeile
23 mich] am Rand nachgetragen
24 ir] über der Zeile
25 sein] verschrieben für sam ?
26 mein] fehlt: vater
27 leide] über das zweite e ein Nasalstrich
28 von] fehlt: wo
29 also über der Zeile
30 hieten] davor heten gestrichen
31 nit] danach in gestrichen
32 perelt] geschrieben peret mit Nasalstrich über dem zweiten e

Peter Wiesinger (Wien):

Die Einführung der allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

0. Einleitung

In Sprachgeschichten des Deutschen wird vielfach bei teleologischer Ausrichtung der Entwicklungsdarstellung der heute im ganzen Sprachraum anerkannten gemeinsamen Schriftsprache übersehen, daß diese allgemeine Gültigkeit erst um die Mitte des 18. Jhs. erreicht wurde und es bis dahin deutliche schriftsprachliche Nord-Süd-Gegensätze gab¹. Unsere heutige Schriftsprache beruht bekanntlich auf den ostmitteleuropäischen schreibsprachlichen Grundlagen des 16. Jhs., besonders von Luther, die dann im 17. Jh. und in der ersten Hälfte des 18. Jhs. von mittel- und norddeutschen Grammatikern, Sprachkritikern und Poetologen sowie in der praktischen Anwendung durch Dichter und Übersetzer weiterentwickelt wurden. Sie setzte sich bis in den Beginn des 18. Jhs. gewissermaßen als "protestantische" Schriftsprache in Mittel- und Norddeutschland durch. Dagegen entwickelte sich im oberdeutschen Sprachraum besonders von Bayern und Österreich mit Auswirkungen bis in die Pfalz und an den Rhein auf der Grundlage der kaiserlichen Kanzleisprache des 16. Jhs., vor allem Kaiser Maximilians, eine gewissermaßen "katholische" Schriftsprache, während die Schweiz auf ihrer alemannischen Sprachgrundlage eigene schriftsprachliche Wege beschritt. Erst den sprachreformierenden Bestrebungen des aus Ostpreußen stammenden und im obersächsisch-meißnischen Leipzig wirkenden Sprachkritikers, Poetologen und Dichters Johann Christoph Gottsched (1700-1766) ist es zu verdanken, daß der oberdeutsche Süden seine angestammte Schriftsprache zugunsten der mittel- und norddeutschen Form aufgab und sich damit um die Mitte des 18. Jhs. im gesamten deutschen Sprachraum eine gemeinsame Schriftsprache durchsetzte². Von Wien aus bürgerte sich diese dann in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. auch im schriftlichen Gebrauch in den nicht deutschen Sprachgebieten der Habsburgermonarchie, besonders des damaligen Königreichs Ungarn, ein.

Die Voraussetzung für diesen schriftsprachlichen Einigungsprozeß des Deutschen bildete das Fortschrittsstreben der Aufklärung. Danach konnte kultureller Fortschritt zum Wohle des Volkes nur mit Hilfe einer geschmeidigen ausdrucksfähigen Sprache erzielt werden, weil Denken nur mit Hilfe der Sprache möglich sei³. Im Vergleich zu den kulturellen, wirtschaftlichen und literarischen Fortschritten in Mittel- und Norddeutschland schien den führenden Persönlichkeiten in Wien ein derartiger Auf-

schwung im eigenen Land zu fehlen. So nahmen bereits in der 2. Hälfte des 17. Jhs. literarisch Interessierte Beziehungen zu Sprachgesellschaften auf und vermittelten sowohl mitteleuropäische Literatur als auch frühaufklärerisches Gedankengut nach Österreich. Ein zündender Funke aber entstand erst, als um 1730 Gottsched durch seinen poetologischen "Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen" schlagartig berühmt wurde und im Gefolge auch sein sprachkritisches Wirken Zustimmung und Aufnahme fand. Gottsched war bereits 1728 mit seiner Rhetorik "Grund-Riß einer vernünftigen Rede-Kunst" hervorgetreten und verfolgte zunächst mit den von 1732-1744 in 8 Bänden erschienenen "Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" als dem Organ der "Deutschen Gesellschaft" sprachreformierende Ziele, ehe er 1748 mit der "Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst" seine bis 1762 in fünf Auflagen weitergeführte richtungsweisende Grammatik veröffentlichte. Gottscheds Ziele, die auch in Österreich ansprachen, waren die Durchsetzung des Deutschen in allen Lebensbereichen besonders an Stelle des Französischen bei Hof und an Stelle des Lateins an Universitäten und als Sprache der Wissenschaft, die Schaffung einer allgemein verbindlichen schriftsprachlichen Norm in Form des Hochdeutschen nach dem Vorbild der besten ostmittel- und norddeutschen Schriftsteller und die Entwicklung eines klaren und leicht verständlichen Ausdrucks in Form eines übersichtlichen, einfachen Satzbaus und eines schlichten Stils in der Prosa und, wenn auch mit dichterischen Freiheiten, in der Poesie.

Im folgenden skizzieren wir zunächst den äußeren Ablauf der sprachlichen Reformen in Österreich, die etwa das halbe Jahrhundert der Regierungszeiten von Kaiserin Maria Theresia (1740-1780) und ihres Mitregenten und Nachfolgers Kaiser Josephs II. (1780-1790) umfassen. Dann versuchen wir anhand von zeitgenössischen Sprachkritiken die wesentlichen, die Schriftsprache selber betreffenden inneren Veränderungen aufzuzeigen.

1. Der Verlauf der schriftsprachlichen Reformen in Österreich

Bald nach 1730 erregten Gottscheds sprach- und literaturkritisches Wirken in Leipzig sowie seine eigenen dichterischen Werke und die von ihm geschätzten mittel- und norddeutschen Dichter auch Interesse in Wien als dem kulturellen Mittelpunkt Österreichs. Faßte der aus Niederbayern stammende Kaiserliche Rat Johann Balthasar von Antesperg (1682/83-1763) den Plan zu einer "Kayerlichen Deutschen Grammatick" und nahm deswegen 1734 als erster briefliche Beziehungen mit Gottsched auf⁴, so folgte 1740 der aus der slowenischen Untersteiermark kommende, neben der Sprache auch an Naturwissenschaften interessierte Johann Siegmund Valentin Popowitsch (1705-1774)⁵. 1746 gründete der gebürtige Slawonier Joseph Freiherr von Petrasch (1714-1772)⁶ in seiner mährischen Wahlheimat Olmütz nach dem Vorbild von Gottscheds Leipziger "Deutschen Gesellschaft" die "Gesellschaft der

Unbekannten" (Societas incognitorum) und nahm ein Jahr später auch Gottsched als Mitglied auf. Aber ihre Ziele einer Verbreitung neuer Bücher und literarischer Werke sowie der Sprachpflege zur Verbesserung der Bildung stießen als Ideen der Aufklärung auf den Widerstand der von den Jesuiten beherrschten Zensur, so daß die Gesellschaft schon 1748 geschlossen und ihr Organ, die "Monatlichen Auszüge Alt/ und neuer Gelehrten Sachen", eingestellt werden mußten. Dies konnte jedoch nicht verhindern, daß die Werke mitteldeutscher Dichter heimlich nach Wien gebracht und unter der Hand verbreitet wurden. Ja im selben Jahr 1748 fand am 18. Februar im Wiener Hofburgtheater unter Anwesenheit des Kaiserpaares Maria Theresia und Franz Stephan mit großem Erfolg die erste Wiener Aufführung von Gottscheds "Sterbendem Cato" statt, worauf der Wiener Verleger Johann Paul Krauß Gottsched das allerdings erfolglose Angebot unterbreitete, seine Werke in Wien veröffentlichen zu dürfen. Als Gottscheds "Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst" erschienen war, konnte bald darauf Gottscheds eifrigster Anhänger und Förderer in Wien, der Staatsbeamte und auch als Dichter und Kunsttheoretiker hervorgetretene Franz Christoph von Scheyb (1704-1777)⁷, ein gebürtiger Schwabe, Gottsched am 1. Februar 1749 mitteilen, daß das deutsche nunmehr auch sich bessern werde, denn ich beobachte, daß dero Grammatic haufenweiß abgehe, daß sie gefalle, und schon zum helfen diene⁸. Ihr Eindruck war so gewaltig, daß Johann Balthasar von Antesperg seine 1747 erschienene "Kayserliche Deutsche Grammatick", obwohl sie ohnehin Gottscheds Sprachgebrauch mitberücksichtigte und von jenem durchgesehen worden war, sofort 1749 danach in zweyter und verbesserter Edition herausbrachte. Aber beide Auflagen blieben ohne Erfolg, weil Antesperg die österreichische Sprachtradition einbezog und sich in vielen Fällen durch Doppelformen nicht zu einer gewünschten einheitlichen Norm durchringen konnte.

Die für ihn so günstige Stimmung in Wien nützten schließlich Gottsched und seine Gemahlin, angeeifert von den Wiener Förderern, zu einer Reise in die Kaiserstadt, wo sie auch am 28. September 1749 von der Kaiserin im Schloß Schönbrunn empfangen wurden. Beim rund dreiviertelstündigen Empfang wurde in geradezu vertraulich familiärer Atmosphäre zwar bloß über die Leipziger Akademie, die Wiener Hofbibliothek und über Wiener Sehenswürdigkeiten geredet⁹, aber Gottsched fühlte sich durch nachgesandte Ehrengeschenke so gewürdigt, daß er in der Folge den schon alten Plan einer nach dem Vorbild der Pariser Académie des inscriptions et des belles lettres gestalteten deutschen Akademie der Wissenschaften unterbreitete und mit Unterstützung seiner Wiener Freunde und Förderer nicht nur auf Verwirklichung, sondern auch auf eine führende persönliche Stellung hoffen durfte. Aber sehr rasch zerlugen sich diese Hoffnungen und Pläne, denn der von der Wiener Hofkanzlei als Berater beigezogene Joseph Freiherr von Petrasch wies in seinem Gutachten vom 30. Dezember 1749 mit Nachdruck darauf hin, daß die Mitglieder vornehmlich dem

katholischen Glaubensbekenntnisse angehören müßten. Nur in bezug auf die Pflege der deutschen Sprache räumte Petrasch ein, könnte man einen Sachsen, also einen Mann evangelischen Glaubensbekenntnisses, hieher berufen, da in den österreichischen, bairischen, schwäbischen und andern katholischen Ländern, wo man eine unangenehme Aussprache habe, und sich der Richtigkeit der Schreibart nicht befleisse, wohl kein Lehrer aufzufinden sein dürfte, welcher die nöthige Reinheit in der deutschen Sprache besitzt¹⁰. Zwar schrieb Gottsched am 1. März 1750 resignierend an den Prediger Formey in Berlin: Es ist schade, daß an katholischen Orten die Gelehrsamkeit blos in den Händen der Pfaffen ist. Dieses hindert die Aufnahme der Wissenschaften sehr. Und obgleich in Wien alles, was witzig ist, ihren Mangel an vernünftiger und nutzbarer Wissenschaft einseht: so weiß man sich doch nicht zu helfen¹¹.

Aber Gottscheds Wiener Bemühungen waren nicht erfolglos. So errichtete Kaiserin Maria Theresia 1750 an der von ihr vier Jahre zuvor gegründeten Theresianischen Akademie, dem Theresianum, als der Ausbildungsstätte der jungen Adelligen aus der gesamten Monarchie vor allem für den Staatsdienst eine Professur für Deutsche Beredsamkeit, auf die für drei Jahre der Gottsched verbundene, in thüringischen Diensten stehende, preußische Kameralist Johann Heinrich Gottlob (von) Justi (1702-1771) berufen wurde¹². Auf kaiserlichen Befehl wurde auch Gottscheds "Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst" als Lehrbuch eingeführt. Während sich Justi den Wiener Intellektuellen mit einer ganz im Zeichen der Aufklärung stehenden "Abhandlung Von dem Zusammenhang der Vollkommenheit der Sprache Mit dem Blühenden Zustand der Wissenschaften" als Antrittsvorlesung vorstellte, erarbeitete er mit seinen Schülern im Dienste der Kameralistik auch einen neuen Briefstil, den er dann 1755 in Leipzig unter dem Titel "Anweisung zu einer guten Deutschen Schreibart" als erstes modernes Werk dieser Gattung veröffentlichte. Weniger glücklich verlief die gleichzeitig von der Fürstin Maria Theresia Anna Felicitas von Savoyen-Liechtenstein zum selben Zweck an ihrer Savoyischen Akademie eingerichtete Professur, denn der Wetzlarer Kameralist Philipp Knoch mußte, da er den Anforderungen nicht entsprach, nach zwei Jahren entlassen werden¹³.

Auch der von Gottsched so beklagte fortschrittshemmende Einfluß der katholischen Geistlichkeit, konkret der Jesuiten, die durch die Zensur die Verbreitung der Aufklärungsliteratur verhinderten, wurde 1751 mit der Aufhebung der Zensur beseitigt. Damit aber konnten sowohl wissenschaftliche als auch schöngeistige literarische Werke ungehindert aus dem protestantischen Mittel- und Norddeutschland nach Österreich gelangen.

Obwohl Gottsched neue, auf Sprachforschung ausgerichtete Beziehungen mit Placidus Amon aus Melk und Rudolph Graser aus Kremsmünster als Angehörigen des stets Wissenschaft betreibenden Benediktinerordens knüpfte, begann seine Bedeu-

tung in Österreich allmählich zu sinken. Das geschah insbesondere, als der mit seinen 1750 erschienenen naturwissenschaftlichen und sprachlichen "Untersuchungen vom Meere" vom einstigen Anhänger nun zum Gegner Gottscheds gewordene, etwas kauzige Johann Siegmund Valentin Popowitsch 1753 als erster heimischer Sprachforscher und Katholik auf Betreiben des aufklärerischen Wiener Erzbischofs Johann Ernst Graf Trautson auf die neue Professur für Deutsche Sprache und Beredsamkeit der Universität Wien und gleichzeitig auf die denselben Aufgaben gewidmete Professur an der Savoyischen Akademie als Nachfolger des entlassenen Philipp Knoch berufen wurde. Zugleich erhielt Popowitsch den kaiserlichen Auftrag, eine bis jetzt nicht vorhandene deutsche Schulgrammatik zu verfassen. Auf der Grundlage schon länger zurückliegender Vorarbeiten brachte Popowitsch 1754 rasch die Kurzfassung seiner "Nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst zum Gebrauche der Österreichischen Schulen" und bogenweise die gleichnamige große, ausführliche Darstellung heraus. Popowitsch war ungeschickt genug, Gottscheds berühmtes Werk im Titel nachzuahmen und neben Kritik und Spitzen schließlich Gottscheds Namen als Paradigma für die Flexion eines Familiennamens zu wählen, was zum Eklat mit den Gottschedianern führte und sowohl dem Werk als auch der Pflege der neuen Sprachform abträglich war. Obwohl der 1753 von Gottsched als grammatischer Abriß zusammengestellte "Kern der Deutschen Sprachkunst" rasch die Aufgaben eines handlichen Leitfadens zu erfüllen begann, schrieb Johann Gottfried Quandt am 2. November 1754 aus Wien an Gottsched: Die Begierde, so E. H. der hiesigen Stadt nach der reinen deutschen Sprache so glücklich eingeflößt haben, scheint ganz verloschen zu sein. Die alten Vorurtheile nehmen wieder überhand, die mächtigen und furchtbaren Feinde unserer Muttersprache gewinnen wieder die Oberhand, und die wenigen Verehrer derselben lassen den Muth sinken¹⁴. Der Siebenjährige, Dritte Schlesische Krieg und seine Vorbereitungen brachten dann die sprachlichen und kulturellen Bemühungen weitestgehend zum Erliegen, wenn auch 1758 Friedrich Wilhelm Gerlach (1728-1802), der aus Thüringen stammende Geschichts- und Deutschlehrer an der Ingenieur-Akademie in Wien-Gumpendorf, seine "Kurzgefaßte Deutsche Sprachlehre" veröffentlichte¹⁵.

Inzwischen wuchs aber eine neue Generation heran, die schon früh mit dem Gedankengut der Aufklärung vertraut gemacht worden war. Ihr Anführer in sprach- und literaturkritischer Hinsicht war Joseph von Sonnenfels (1733-1817)¹⁶. Als Sohn aus Berlin eingewanderter jüdischer Eltern - der Vater hieß Lipman Perlin und nannte sich nach seiner Konversion zum Katholizismus und seiner Niederlassung in Nikolsburg in Südmähren Alois Wiener, ehe er 1745 Professor für orientalische Sprachen an der Universität Wien und ein Jahr später mit dem Namen von Sonnenfels geadelt wurde - hatte der junge Sonnenfels keinen Zugang zur österreichischen Sprachtradition und bemühte sich während seiner Wiener Studien besonders um die Beherr-

schung eines guten "reinen" Deutsch. Das juristische Studium und die Beschäftigung mit den zeitgenössischen deutschsprachigen Verordnungen, Gesetzen und Kanzleischriften aber zeigten ihm, daß die neuen Stilideale in Österreich keine Anwendung fanden. So ergriff Sonnenfels von neuem die Initiative, das Interesse für eine gute deutsche Sprache wach zu rütteln und gründete mit einigen gealterten Gottschedianern wie Franz Christoph von Scheyb und mit gleichgesinnten jüngeren Persönlichkeiten wie dem noch kurz zu behandelnden Franz Joseph Bob und dem Dichter und Professor für Deutsche Beredsamkeit am Theresianum, Michael Denis (1729-1800)¹⁷. 1761 die "Deutsche Gesellschaft", die er mit einer schwungvollen Rede eröffnete¹⁸. Zwar bestand diese "Deutsche Gesellschaft" wie schon einst die Olmützer "Gesellschaft der Unbekannten" nur zwei Jahre, aber es kam im Gefolge zu verschiedenen Initiativen.

So eröffnete der aus Sachsen zugewanderte Christian Gottlob Klemm (1736-1802)¹⁹ 1762 mit der "Welt" den Reigen der nicht mehr abreißen moralischen Wochenschriften²⁰, der er 1764/66 den "Oesterreichischen Patrioten" und Sonnenfels selber 1765/67 den "Mann ohne Vorurtheil" folgen ließ. Wenn sich diese Wochenschriften im Durchschnitt jeweils auch nur zwei Jahre halten konnten, so erfaßten sie die gebildeten bürgerlichen Kreise und machten die von ihnen vertretenen neuen Sprach- und Stilideale sowie inhaltlich das Gedankengut der Aufklärung bekannt²¹. In sprachlicher Hinsicht darf dabei auch der Anteil der Verleger und ihrer Setzer nicht übersehen werden, die vor allem die Sprachform mit Orthographie und Flexionen bestimmten. Mußten bis dahin vielfach zugewanderte Setzer aus Mittel- und Norddeutschland und den Niederlanden beschäftigt werden, so bemühte sich nun der aus dem deutschen Westungarn gebürtige, in Wiener Neustadt aufgewachsene und in Wien zum Buchdrucker ausgebildete Johann Thomas Trattner (1717-1798) um heimischen Nachwuchs, der auch die neuen Sprachregeln anwenden sollte²². Zugleich scheute sich der geschäftstüchtige Trattner nicht, die allseits begehrten neuen literarischen Werke etwa von Gellert, Gessner, Hagedorn, Haller, Ewald von Kleist, Klopstock, Rabener und Zachariä nachzudrucken und nicht nur in Österreich, sondern auch in Mittel- und Norddeutschland zu vertreiben, was für seine österreichischen Setzer rasche Gewöhnung an die neuen Sprachformen und deren Einübung mit sich brachte. So druckte Trattner, weil immer noch benötigt, 1764, 1771 und 1778 auch Gottscheds "Kern" und 1775 die "Sprachkunst" selber sowie 1774 Justis "Anweisung zu einer guten Deutschen Schreibart" nach.

Dem praktischen Bedürfnis nach Rechtschreibungsregeln kam 1768 Franz Joseph Bob (1733-1803)²³ mit der von Trattner verlegten "Anleitung zur deutschen Rechtschreibung" nach. Bob, der aus Schwaben stammte, in Wien studierte und dann nach einigen Beamtenjahren 1767 im Zusammenhang mit seiner literarischen Tätigkeit ins damals vorderösterreichische Freiburg im Breisgau zunächst als Professor für Rhetorik

und dann ab 1775 für Polizei- und Kameralwissenschaften ging, verfaßte in seinen Wiener Jahren unter dem Eindruck der Deutschen Gesellschaft und ihrer Ziele **mehr zu seiner eigenen Richtschnur als zum Unterrichte Anderer** auch eine deutsche Grammatik, die er allerdings erst 1780 als "Erste Anfangsgründe der deutschen Sprache" veröffentlichte und dem Wiener Magistrat widmete²⁴. In dieser Form verkörperte sie jedoch eine Fortführung der von Bob bereits 1771 veröffentlichten "Nöthigsten Grundsätze der deutschen Sprachkunst", aus denen er 1778 den "Auszug der nöthigsten Grundsätze der deutschen Sprachkunst" **zum Gebrauche der Vorderösterreichischen Normalschule** angefertigt hatte.

Sonnenfels selber bemühte sich zunächst um eine auf die Beschäftigung mit deutscher Sprache und Literatur ausgerichtete Professur für Rhetorik an der Universität Wien. Er sah nämlich diesen Aufgabenbereich durch Popowitsch, der seine Professur an der Savoyischen Akademie mangels Hörer und das wohl auf Grund seiner kauzigen Art schon nach einem Jahr verloren hatte, an der Universität ebenfalls ziemlich erfolglos war und außerdem zu kränkeln begann, nicht angemessen vertreten, wurde aber eben mit dem Hinweis der Wahrnehmung dieser Gegenstände durch Popowitsch abgewiesen. Da Sonnenfels damals aber auch dem Hof eine "Denkschrift über die nothwendige Förderung der Cameralwissenschaften" eingereicht hatte, übertrug ihm Maria Theresia 1763 eine solche neugeschaffene Professur an der juristischen Fakultät. Hier entfaltete Sonnenfels vor allem durch eine Reihe staats-, wirtschafts- und finanzwissenschaftlicher Lehrwerke rege Aktivitäten, die wesentlich zur Reform des österreichischen Verwaltungs- und Strafwesens beitrugen. Fand dieser Einsatz später nicht immer den Beifall von Kaiser Joseph II., so waren Sonnenfels' sprachliche Bemühungen um den Stilwandel in Rechts- und Amtstexten unumstritten, so daß ihn der Kaiser 1781 auf eine neugeschaffene Professur für Geschäftsstil berief, die sich um dessen Lehre und Anwendung zu kümmern hatte. Als diesbezügliches Lehrwerk legte Sonnenfels 1781 seinen zweibändigen "Versuch über die Grundsätze des Styls in Privat- und öffentlichen Geschäften" vor, dem dann 1784 als erfolgreiches Hauptwerk "Über den Geschäftsstil" als "Erste Grundlinien für angehende österreichische Kanzleybeamten" und als populäres Hilfsmittel 1786 der "Neueste Briefsteller auf alle Fälle, nebst einem Titularbuche" folgten. Daß Sonnenfels alle seine Abhandlungen und insbesondere seine Lehrwerke auf deutsch verfaßte und seinen Unterricht sachbedingt ebenfalls auf deutsch hielt, trug wesentlich zur Aufgabe des Lateins als Sprache der Universität bei, so daß dann Joseph II. 1783 auch das Deutsche als allgemeine Unterrichtssprache anordnete.

Inzwischen war auch die Schulreform mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht erfolgt, die endlich die schon lange geforderte muttersprachliche Schulung der Jugend aller Sozialschichten in genügender Breite bewerkstelligen sollte. Maria Theresia berief dazu 1774 den auf diesem Gebiet erfahrenen Abt des schlesischen

Augustinerchorherrenstiftes Sagan, Johann Ignaz (von) Felbiger (1724-1788)²⁵. Ob nun Felbiger die stets anonym erschienenen Schulbücher selber verfaßte oder entsprechende Lehrwerke anderer Autoren bloß durchsah, gegebenenfalls verbesserte und schließlich approbierte²⁶, so basierte der neue Sprachunterricht auf den vier 1774/75 erschienenen Grundlagenwerken der Schreiblehre, der Rechtschreibung, der Grammatik und der Stillehre: "ABC oder Namenbüchlein", "Anleitung zur deutschen Rechtschreibung", "Anleitung zur deutschen Sprachlehre" und "Anleitung zur Schreibart in Briefen, und einigen andern Aufsätzen" jeweils "Zum Gebrauche der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Staaten". Sie wurden zum raschen und mühe-losen Erwerb nicht nur in Wien, sondern auch in anderen größeren Städten jährlich neu aufgelegt. Wurde die "Sprachlehre" bereits 1779 zur "Verbesserten Sprachlehre" ergänzt und überarbeitet, so kam es 1793/94 schließlich zur Anpassung sowohl der "Rechtschreibung" als auch der "Sprachlehre" an die inzwischen allgemein anerkannten orthographischen und grammatischen Regelungen von Gottscheds Leipziger Nachfolger Johann Christoph Adelung (1732-1806) nach dessen "Deutscher Sprachlehre" und der dazugehörigen "Erläuterung" von 1781/82, der "Vollständigen Anweisung zur Deutschen Orthographie" von 1788 und vor allem dem "Grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" von 1774/86. Während die erneuerte "Deutsche Sprachlehre" dann bis 1848 jährlich unverändert nachgedruckt wurde, erfolgte 1805 auch eine komprimierte Neubearbeitung von "Rechtschreibung", "Sprachlehre" und "Schreibart" unter dem Titel "Anweisung, die deutsche Sprache richtig zu sprechen, zu lesen und zu schreiben", die dann, allerdings bloß als Handbuch für Lehrer, ebenfalls bis 1848 jährlich neu aufgelegt wurde.

Trug die Kontinuität der Schulbücher bei der schriftsprachlichen Erziehung zur Festigung besonders in Orthographie und Grammatik bei, so halfen Nachschlagewerke, alltäglich auftretende Zweifel richtig zu entscheiden und vor allem Briefsteller die angemessene Ausdrucksweise zu finden. Schon die "Anleitung zur deutschen Rechtschreibung" von 1774 enthielt ein kurzes **Alphabetisches Verzeichnis Der meisten zweifelhaften Wörter, das ist solcher, die zwar eine etwas ähnliche Aussprache, aber eine verschiedene Bedeutung und Schreibart haben**. Um die Einprägung zu erleichtern, waren die Wörter in einen lesbaren Kontext eingebettet wie z.B.

Aale sind theurer, als eine Schuh=

ahle; sie werden nicht in der

Allee, das ist in einer Reihe von Bäumen, sondern

alle im Wasser gefangen²⁷.

Kaum in Österreich wirksam wurde ein derartiges "Orthographisches Wörterbuch" von Franz Joseph Bob in seinen im fernem, allerdings österreichischen Freiburg im

Breisgau erschienenen "Ersten Anfangsgründen der deutschen Sprache" von 1780, das Bob auch selbständig herausgab. Unmittelbar wirken konnte erst das vom Grazer Lehrer Michael Kunitsch als "Handbuch für Kanzelleyen und Schulen nach Adelungs Grundsätzen" 1803 zusammengestellte ausführliche "Grammatisch-orthographische Wörterbuch der Homonyme der Deutschen Sprache". Und schließlich erschienen 1807 und 1808 in Wien zwei weitere, nun auch für den Wortgebrauch verbindlich werdende Auflagen von Adelungs "Grammatisch-kritischem Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart".

Neben den ebenfalls schon in der Schule vermittelten Briefmustern und der formalen Gestaltung weiterer alltäglicher Gebrauchstexte wie schriftlicher Aufträge, Quittungen und Forderungen, leisteten Briefsteller solche Hilfen. Sie enthielten nicht nur eine Fülle mehr oder minder übernehmbarer Muster auf **alltägliche Fälle**, sondern enthielten vielfach auch alphabetische Verzeichnisse der "zweifelhaften" Wörter und grammatische Abrisse. Mehr auf den amtlichen Gebrauch zielte Joseph von Sonnenfels' "Geschäftsstil" von 1784, der es 1785 und 1802 zu zwei verbesserten und erweiterten Auflagen und 1820 noch als vierte Auflage zu einem Nachdruck brachte, während sein "Neuester Briefsteller auf alle Fälle" von 1786 kaum Erfolg hatte und nur 1790 im fernen Mannheim nachgedruckt wurde. Das in Österreich erfolgreichste Werk dieser Gattung war "Der wienerische Sekretär auf alltägliche Fälle, Zum Gebrauch für jeden, der in schriftlichen Aufsätzen und Briefschreiben Unterricht verlangt". Er erschien 1786 anonym und erlebte in den folgenden 47 Jahren bis 1833 nicht weniger als 19 stets neu bearbeitete, teilweise auch im Titel leicht abgeänderte Auflagen. Als Verfasser nannte sich ab der 2. Auflage von 1787 ein gewisser Samuel Riedl, dessen Name dann ab der 5. Auflage von 1798 erweitert als Franz Xaver Samuel Riedel erscheint und der sich als **Lehrer in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien** und spätestens ab der 11. Auflage von 1812 als **Ehemaliger Lehrer ... bezeichnete**²⁸.

So benötigte also der Prozeß der Umstellung von der heimischen auf die allgemeine Form der Schriftsprache rund ein halbes Jahrhundert, das hinsichtlich der Regelwerke 1747 mit Antespergs "Kayserlicher Deutscher Grammatick" begann und 1793/94 mit der Aufnahme der orthographischen und grammatikalischen Regelungen Adelungs in die Schulbücher endete.

2. Die hauptsächlichsten schriftsprachlichen Fehler der Österreicher

Aus didaktischer Sicht überrascht, wie verhältnismäßig gering vor allem die Grammatiken als Grundlagenwerke auf die Abweichungen der heimischen süddeutschen Form der Schriftsprache von der neuen mitteldeutschen eingehen. Wahrscheinlich spiegelt sich darin das probate Mittel, Fehler durch Nichterwähnung und

Unterdrückung gar nicht mehr aufkommen zu lassen und mit dem Vortrag der richtigen Formen sogleich auch deren ausschließlichen Gebrauch einzuüben. Außerdem hatte man ja in bezug auf Ältere, für die vor allem die Umstellung in Frage kam, erkannt, daß in reiferen Jahren weder die Orthographie noch ein guter Stil angeeignet werden kann²⁹, und war von der Ansicht überzeugt: Warum sollten wir in Österreich nicht eben so gut deutsch schreiben können, als die Sachsen?³⁰

Hatte schon 1754 Popowitsch global auf die wichtigsten schriftsprachlichen Fehler der Österreicher in Form der Substantivflexion, der Stammformen starker Verben und des Präpositionsgebrauches hingewiesen³¹, so machte man sich erst ab den 70er Jahren mit dem zunehmenden Gebrauch der in den Anfangsjahrzehnten der Reform allein beachteten Schriftlichkeit wieder bewußt, daß die Schriftsprache ja keine isolierte Sprachform ist, sondern in Wechselbeziehung mit dem mündlichen Sprachgebrauch steht. So legte dann 1772 der junge Paul Graf Amor von Soria als Zögling des Theresianums in den von seinen Lehrern Joseph Burkard und dem weithin geschätzten Dichter Michael Denis herausgegebenen "Jugendfrüchten des k. k. Theresianums" eine Abhandlung "Von den Hauptfehlern der österreichischen Mundart" vor³². Darin beschäftigte er sich ohne Trennung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit mit elf österreichischen Erscheinungen der Aussprache, Grammatik und Stilistik. Teilweise dieselben Fehler behandelten dann 1784 Joseph von Sonnenfels in seinem "Geschäftsstil" und 1787 Samuel Riedl in der 2. Auflage des "Wienerischen Sekretärs auf alltägliche Fälle", doch achteten beide darauf, bloß jene grammatischen und syntaktisch-stilistischen Erscheinungen aufzugreifen, die teils aus der nun veralteten österreichischen schriftsprachlichen Tradition und teils aus dem mündlichen österreichischen Sprachgebrauch stammen³³. Zusammengefaßt und nach Gruppen geordnet sowie in heute üblichen grammatikalischen Kategorien und Termini ausgedrückt, sind Fehler auf Grund der veralteten österreichischen Schreibtradition:

- der Gebrauch erweiterter Artikelformen statt einfacher im Genitiv und Dativ pluralis, z.B. **die Schriften derer/der Meister; bei denen/den Waaren, welche zu Land gefrachtet werden**
- der Gebrauch des stark flektierten Adjektivs nach dem bestimmten Artikel statt des schwach flektierten im Nominativ und Akkusativ pluralis, z.B. **die zweifelhafte/zweifelhafte Aussprüche, die gegebene/gegebenen Befehle**
- der Gebrauch des schwach flektierten Adjektivs statt des starken in der pluralischen Anrede, z.B. **Lieben/Liebe Brüder!, Glücklichen/Glückliche Kinder!**
- der Gebrauch eines überschüssigen -e bei der Pluralbildung von Substantiven auf -er, z.B. **die Vertreterere, die Vormündere statt die Vertreter, die Vormünder, sowie bei den Artikel- und Personalformen deme, ihme, ihne statt dem, ihm, ihn³⁴**

- der vertauschte Gebrauch der Präpositionen vor und für, z.B. er hat es vor/für mich gethan, er gehet für/vor die Thüre. Entsprechend hat es auch in der Präfixbildung zu heißen Fürsorge statt Vorsorge, vorladen statt förladen
- der Gebrauch des Partizip I statt des Partizip II, z.B. ihnen mittheilende Umstände statt ihnen mitgetheilte Umstände bzw. bei Verwendung des Partizip I als Gerundiv die erforderliche Setzung von zu, z.B. die zu beweisende Richtigkeit statt die beweisende Richtigkeit.

Auf dem Einfluß der gesprochenen Sprache und da besonders des Dialekts beruhen:

- der Verzicht auf -e im Singular der Feminina, z.B. die Seel statt die Seele, im Nominativ singularis der schwachen Maskulina (was noch 1780 Bob als die richtige Form lehrte), z.B. der Both statt der Bothe, und im starken Nominativ und Akkusativ pluralis der Maskulina und Feminina, z.B. die Fisch, die Nächt statt die Fische, die Nächte³⁵
- der Verzicht auf -e- bei Verben mit stammschließendem -s in der 2. Person singularis des Präsens, z.B. du ißt, du läßt statt richtigem du issest, du lässest
- abweichender Genusgebrauch beim Substantiv, z.B. das statt der Gesang
- Verwechslung von Dativ und Akkusativ beim maskulinen bestimmten Artikel und Personalpronomen, z.B. ich habe dem/den Mann gesehen, ich habe ihm/ihn gesehen
- die Verwendung von ihm als Reflexivpronomen der 3. Person masculini statt sich, z.B. er hat ihm/sich Schaden gethan
- die Verbindung der Präposition ohne mit dem Dativ statt mit dem Akkusativ, z.B. ohne mir/mich, ohne allem/allen Nutzen
- der Gebrauch von wie als Komparationspartikel statt als, z.B. größer wie/als der andere
- der Gebrauch der Konjunktionen wann und dann statt wenn und denn, z.B. wann/wenn man sie mit harter Mühe versteht, dann/denn es ist nicht wenig zu betauern.
- die Zusammenziehung von Präposition und Artikel, z.B. vom Lande statt von dem Lande, zum Kinde statt zu dem Kinde
- die zwar grundsätzlich notwendige Setzung des Präfixes ge- in geworden, doch nicht in Verbindung mit einem bereits präfigierten Partizip II, z.B. statt er ist geliebt geworden, es ist verkauft geworden, richtig er ist geliebt worden, es ist verkauft worden

- die Bildung eines Plusquamperfekts mit **habe gehabt** statt mit **hatte**, z.B. **ich habe geschrieben gehabt** statt **ich hatte geschrieben**, wobei Soria mit mehr Berechtigung den Gebrauch des Perfekts an Stelle des Imperfekts beanstandet
- die Umschreibung des Konjunktivs II starker Verben mit **würde** statt der Verwendung der selbständigen Formen, z.B. **würde er sich entschließen** statt **entschlösse er sich**, wobei allerdings eingeräumt wird, daß jene Formen vielen gar nicht bekannt seien.

Schließlich sind schriftlich unangebrachte Ausdrucksweisen der mündlichen Rede:

- der überflüssige Gebrauch der bekräftigenden Partikel **halt**, z.B. **er ist (halt) mein Bruder**
- die Verwendung der mündlichen (dialektalen) Formen der Ortsadverbien wie **geh rein** oder **geh eini** statt **geh hinein**, **nacher Frankfurt** statt **nach Frankfurt**.

3. Ergebnisse

Obwohl in Österreich der entscheidende Schritt zum Wechsel von der heimischen oberdeutschen Form der Schriftsprache zur ostmitteldeutschen 1750 mit der Einrichtung einer Professur für deutsche Beredsamkeit am Theresianum, der Berufung von Johann Heinrich Gottlob (von) Justi als Lehrer und der Einführung von Gottscheds "Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst" als Lehrbuch vollzogen worden war, erwies sich der Weg zur breiten Durchsetzung als ein langer, der die weiteren Regierungsjahre von Kaiserin Maria Theresia bis 1780 und das Jahrzehnt der Alleinregierung ihres Sohnes Kaiser Josephs II. bis 1790 in Anspruch nahm. Während dieser Zeitspanne ebneten zunächst Grammatiker wie Johann Balthasar von Antesperg, Johann Siegmund Valentin Popowitsch, Friedrich Wilhelm Gerlach und Franz Joseph Bob und Sprachkritiker wie Joseph von Sonnenfels ebenso den Weg, wie die 1762 einsetzenden moralischen Wochenschriften mit ihrer vorbildlichen Textgestaltung. Richteten sich ihre Bemühungen auf die gebildeten höheren Schichten des Adels und des gehobenen Bürgertums, so begann 1774 mit der von Johann Ignaz (von) Felbiger eingeleiteten Schulreform und besonders der von ihm betreuten Lehrbücher der "Rechtschreibung" und "Sprachlehre" ein breitere Volksschichten erfassender Popularisierungsprozeß durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht mit ihrer Ausbildung in Schreiben und Lesen. Von popularisierender Wirkung waren dann seit den 80er Jahren auch die damals sehr beliebten Briefsteller mit ihren Anleitungen zum richtigen und angemessenen schriftlichen Sprachgebrauch. Die folgenden beiden Jahrzehnte des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jhs. brachten schließlich nur mehr die Anpassung abweichender Fälle der Orthographie und Grammatik an die Regelungen von Adelung und besonders in der ersten Hälfte des 19. Jhs. die

schriftsprachliche Ausrichtung des Wortschatzes nach Adelungs Empfehlungen in seinem "Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart". Die rund 60jährige Konstanz der Schullehrbücher bis 1848 sicherte in Verbindung mit der allgemeinen Schulpflicht nicht nur die breite Durchsetzung der Schriftsprache in allen Bevölkerungsschichten, sondern auch deren im Grundsätzlichen einheitlichen Gebrauch.

Literatur

1. Primärliteratur

Anmerkung: Die in den Wiener Bibliotheken (Österreichische Nationalbibliothek, Universitätsbibliothek, Fachbibliothek des Instituts für Germanistik, Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Bibliotheca Theresiana, Bibliothek des Wiener Schottenstifts) nicht vorhandenen einschlägigen Publikationen sind mit * gekennzeichnet.

Adelung, Johann Christoph (1774-86): Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. 4 Bde. Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn. 2. Aufl.: Grammatisch-kritisches Wörterbuch ... Leipzig 1793-1801. Nachdrucke: Wien: Anton Pichler 1807. Revidiert und berichtigt von Franz Xaver Schönberger. Wien: Anton Pichler 1808.

Adelung, Johann Christoph (1781): Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königlich Preußischen Landen. Berlin: Christian Friedrich Voß und Sohn.

Adelung, Johann Christoph (1782): Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. 2 Bde. Leipzig: Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.

Adelung, Johann Christoph (1788): Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung. Leipzig: Weygandsche Buchhandlung.

Antesperg, Johann Ballhasar von [1747]: Die Kayserliche Deutsche Grammatick ... Wien: Johann Ignatz Heyinger o. J. Zweyte und verbesserte Edition samt einem Register. Wien: Johann Ignatz Heyinger o. J. [1749].

Anweisung, die deutsche Sprache richtig zu sprechen, zu lesen und zu schreiben. Nebst Beyspielen von Briefen und anderen schriftlichen Aufsätzen. Zum Gebrauche der Trivial-Schulen in den K. K. Staaten. Wien: Deutsche Schulanstalt bey St. Anna 1805.

*Bob, Franz Joseph (1768): Anleitung zur deutschen Rechtschreibung. Wien: Johann Thomas Edler von Trattner.

*Bob, Franz Joseph (1771): Die nöthigsten Grundsätze der deutschen Sprachkunst. Freyburg im Breisgau: Johann Andreas Satron.

Bob, Franz Joseph (1778): Auszug der nöthigsten Grundsätze der deutschen Sprachkunst. Ulm: August Lebrecht Stettin.

- Bob, Franz Joseph (1780): Erste Anfangsgründe der deutschen Sprache, mit einem orthographischen Wörterbuche. Freyburg im Breisgau: Anton Wagner und Sohn.
- Deutsche Sprachlehre zum Gebrauche der deutschen Normal- und Hauptschulen in den k. k. Staaten. Wien: Deutsche Schulanstalt bey St. Anna 1794.
- [Felbiger, Johann Ignaz (1774)]: ABC oder Namenbüchlein zum Gebrauche der Schulen in den kaiserlich-königlichen Staaten. Wien: Deutsche Schulanstalt bey St. Anna
- [Felbiger, Johann Ignaz ? (1774a)]: Anleitung zur deutschen Rechtschreibung. Zum Gebrauche der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Staaten. Wien: Deutsche Schulanstalt bey St. Anna.
- [Felbiger, Johann Ignaz ? (1775)]: Anleitung zur deutschen Sprachlehre. Zum Gebrauche der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Staaten. Wien: Deutsche Schulanstalt bey St. Anna.
- [Felbiger, Johann Ignaz ? (1775a)]: Anleitung zur Schreibart in Briefen, und einigen andern Aufsätzen, zum Gebrauche für Schüler der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Erbländen. Wien: Deutsche Schulanstalt bey St. Anna.
- [Felbiger, Johann Ignaz ? (1779)]: Verbesserte Anleitung zur deutschen Sprachlehre. Zum Gebrauche der deutschen Schulen in den kaiserlichen königlichen Staaten. Wien: Deutsche Schulanstalt bey St. Anna.
- Gerlach, Friedrich Wilhelm (1758): Kurzgefaßte Deutsche Sprachlehre ... Wien: Eva Maria Schilgin.
- Gottsched, Johann Christoph (1748): Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst. Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf.
- Gottsched, Johann Christoph (1753): Kern der Deutschen Sprachkunst, aus der ausführlichen Sprachkunst Herrn Professor Gottscheds, zum Gebrauche der Jugend, von ihm selbst ins Kurze gezogen. Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf.
- Gottschedin, Luise Adelgunde Victoria (1763): Der Frau L. A. V. G., geb. Kulmus, sämtliche Kleinere Gedichte ... herausgegeben von Ihrem hinterbliebenen Ehegatten. Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob (1750): Abhandlung Von dem Zusammenhang Der Vollkommenheit der Sprache Mit dem Blühenden Zustand der Wissenschaften ... Wien: Johann Thomas Trattner.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von (1755). Anweisung zu einer guten Deutschen Schreibart und allen in Geschäften und Rechtssachen vorkommenden schriftlichen Ausarbeitungen ... Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf.
- [Klemm, Christian Gottlob (1762-64)]: Die Welt. Eine Wochenschrift. 4 Bde. Wien: Georg Ludwig Schulz.
- [Klemm, Christian Gottlob (1764-66)]: Der Oesterreichische Patriot. Eine Wochenschrift. Wien: Georg Ludwig Schulz (Wittib).
- Kunisch, Michael (1803): Grammatisch-orthographisches Wörterbuch der Homonyme der Deutschen Sprache. Ein Handbuch für Kanzelleyen und Schulen nach Adelungs Grundsätzen 2 Bde, Graz: Johann Andreas Kienreich.
- [Popowitsch, Johann Siegmund Valentin (1750)]: Untersuchungen vom Meere ... Frankfurt am Main.
- Popowitsch, Johann Siegmund (1754): Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst, zum Gebrauche der Österreichischen Schulen herausgegeben. Wien: Zwei Brüder Grundt. (Kurzfassung).

- Popowitsch, Johann Siegmund Valentin (1754a): Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst, zum Gebrauche der Österreichischen Schulen auf allerhöchsten Befehl angefertigt. Wien: Zwei Brüder Grundt. (Große Ausgabe).
- [Riedl, Samuel (1786)]: Der wienersische Sekretär auf alltägliche Fälle. Zum Gebrauch für jeden, der in schriftlichen Aufsätzen und Briefschreiben Unterricht verlangt. Wien: Joseph Gerold.
- Riedl, Samuel (1787): Der wienersische Sekretär auf alltägliche Fälle. Zum Behuf jener, die in Geschäftsaufsätzen nicht genug bewandert sind. Zwete veränderte, durchaus verbesserte, und viel vermehrte Auflage. 2 Bde, Wien: Joseph Gerold.
- Riedel, Franz Xaver Samuel (1798): Der wienersische Sekretär auf alltägliche Fälle für das gemeine Leben. Zum Gebrauche für jeden, der in Briefstellerey und in schriftlichen Ausarbeitungen Unterricht verlangt und bedarf. Fünfte, aufs neue umgearbeitete, viel vermehrte und verbesserte Auflage. Wien: Joseph Gerold.
- Sonnenfels, Joseph von (1761): Ankündigung einer deutschen Gesellschaft in Wien. Wien: Joseph Kurzböck.
- *Sonnenfels, Joseph von (1781): Versuch über die Grundsätze des Styls in Privat- und öffentlichen Geschäften. 2 Theile. Wien.
- Sonnenfels, Joseph von (1784): Über den Geschäftsstil. Die ersten Grundlinien für angehende österreichische Kanzleybeamten. Wien: Joseph Edler von Kurzbek. 2. etwas vermehrte Aufl., Wien: Joseph Edler von Kurzbek 1785.
- *Sonnenfels, Joseph von (1786): Neuester Briefsteller auf alle Fälle, nebst einem Titularbuche. Wien.
- Soria, Paul Graf Amor von (1772): Abhandlung von den Hauptfehlern der österreichischen Mundart. In: Jugendfrüchte des k. k. Theresianums. Bd. 1, Wien: Joseph Kurzböck, S. 227-236.

2. Sekundärliteratur

- Allgemeine Deutsche Biographie (1875-1912). 56 Bde. Leipzig.
- Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts (1992). Hrsg. von Herbert E. Brekle u.a. Bd. 1: A-B, Tübingen (Die Autoren des weiteren Alphabets nach freundlicher Bereitstellung der Manuskripte).
- Danzel, Theodor Wilhelm (1848): Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel. Leipzig.
- Eggers, Hans (1977): Deutsche Sprachgeschichte IV: Das Neuhochdeutsche. (= Rowohlts Deutsche Enzyklopädie 375), Reinbek bei Hamburg.
- Feil, Joseph (1861): Versuch zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften unter Maria Theresia. In: Jahrbuch für vaterländische Geschichte 1, S. 319-407.
- Giese, Ursula (1960): Johann Thomas Edler von Trattner. Seine Bedeutung als Buchdrucker, Buchhändler und Herausgeber. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 16 (Frankfurter Ausgabe), S. 2153-2366.
- Kleine Enzyklopädie: Deutsche Sprache (1983). Hrsg. von Wolfgang Fleischer u.a. Leipzig.
- Lang, Helmut W. (1979): Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815. In: Die österreichische Literatur - Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750-1830). I. Hrsg. von Herbert Zeman. Graz, S. 203-227.
- Meusel, Johann Georg (1802-16): Lexikon der vom Jahre 1750 - 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 10 Bde. Leipzig.

- Penzl, Herbert (1975): J. Ch. Gottsched und die deutsche Sprache in Österreich. In: Michigan Germanic Studies 1, Ann Arbor, S. 141-151.
- Polenz, Peter von (1978): Geschichte der deutschen Sprache. 9. Aufl. (= Sammlung Göschen 2206), Berlin und New York.
- Schmidt, Wilhelm (1984): Geschichte der deutschen Sprache. 5. Aufl. Berlin (Ost).
- Schwarz, Johann (1897): Geschichte der Savoy'schen Ritter-Akademie in Wien vom Jahre 1746 bis 1778. (= Beiträge zur Österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte 1), Wien und Leipzig.
- Sonderegger, Stefan (1985): Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 1873-1939.
- Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung (1984/85). Hrsg. von Werner Besch u.a. 2 Bde. Berlin und New York.
- Tschirch, Fritz (1983): Geschichte der deutschen Sprache II: Entwicklungen und Wandlungen der deutschen Sprachgestalt vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart. 3. Aufl. von Werner Besch. (= Grundlagen der Germanistik 9), Berlin.
- Waniek, Gustav (1897): Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit. Leipzig.
- Wells, C. J. (1990): Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945. (= Reihe Germanistische Linguistik 93), Tübingen.
- Wiesinger, Peter (1983): Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert. Hrsg. von Dieter Nerius. (= Deutsche Akademie der Wissenschaften der DDR - Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, Linguistische Studien A 111), Berlin (Ost), S. 227-248.
- Wiesinger, Peter (1985): Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in Österreich. In: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 1939-1949.
- Wolff, Eugen (1895/97): Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. 2 Bde. Kiel und Leipzig.
- Wurzbach, Constantin von (Hrsg., 1856-91): Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 60 Bde. Wien.

Anmerkungen

- ¹ Unter den gängigen Handbüchern zur deutschen Sprachgeschichte gehen auf die oberdeutschen Verhältnisse nicht ein Tschirch (1983) und Polenz (1978). Einen andeutenden Hinweis machen die Kleine Enzyklopädie (1983), S. 648, und Schmidt (1984), S. 113. Das Handbuch Sprachgeschichte (1984/85) bietet lediglich in den speziellen Artikeln von Sonderegger zur Schweiz und von Wiesinger zu Österreich die jeweiligen regionalen Entwicklungen. Allgemeine Berücksichtigung findet der Süden nur bei Eggers (1977), S. 78ff., und bei Wells (1990), S. 337ff.
- ² Zu Gottscheds sprachkritischem Wirken vgl. Wolff (1895/97) und Waniek (1897), die auch wichtige Quellen für Österreich enthalten. Kurze Überblicke für Österreich geben Penzl (1975) und Wiesinger (1983), S. 227ff.
- ³ Entsprechende ausführliche Darlegungen trug z. B. der noch zu erwähnende Justi (1750) den Geladenen in seiner Wiener Antrittsvorlesung vor.

- 4 Zur Biographie und zum Werk vgl. Bio-bibliographisches Handbuch (1992), Bd. 1, S. 80-88. Für die Bereitstellung dieses sowie weiterer Artikel aus dem Manuskript möchte ich Prof. Dr. Herbert E. Brekle und Dr. Edeltraud Dobnig-Jülch, Regensburg, bestens danken.
- 5 Zur Biographie vgl. Wurzbach (1872), Bd. 23, S. 108-111.
- 6 Zur Biographie vgl. Wurzbach (1870), Bd. 22, S. 106-110.
- 7 Zur Biographie vgl. Wurzbach (1875), Bd. 29, S. 248f.
- 8 Vgl. Danzel (1848), S. 293.
- 9 Eine Beschreibung der Reise und des Empfanges gibt Gottsched in der Lebensbeschreibung seiner Frau, die er der Gedichtausgabe der Gottschedin (1763) voranstellt.
- 10 Nach Feil (1861), S. 334, in dessen Formulierung.
- 11 Nach Wolff (1895), Bd. 1, S. 46.
- 12 Zur Biographie vgl. Allgemeine Deutsche Biographie (1881), Bd. 14, S. 747-753, und Bio-bibliographisches Handbuch, Manuskript.
- 13 Vgl. Schwarz (1897), S. 13 und 55.
- 14 Nach Waniek (1897), S. 564.
- 15 Zur Biographie vgl. Wurzbach (1859), Bd. 5, S. 155, und Bio-bibliographisches Handbuch, Manuskript.
- 16 Zur Biographie vgl. Wurzbach (1877), Bd. 35, S. 317-332.
- 17 Zur Biographie vgl. Wurzbach (1858), Bd. 3, S. 238-246.
- 18 Vgl. Sonnenfels (1761).
- 19 Zur Biographie vgl. Wurzbach (1864), Bd. 12, S. 68-70.
- 20 Eine Übersicht gibt Langer (1979).
- 21 Beiden Wochenschriften stellte Klemm (1762, 1764) programmatische Vorreden voran.
- 22 Vgl. Giese (1960).
- 23 Zur Biographie vgl. Wurzbach (1857), Bd. 2, S. 2f., und Bio-bibliographisches Handbuch (1992), Bd. 1, S. 286-290.
- 24 Bob (1780), S. 5.
- 25 Zur Biographie vgl. Wurzbach (1858), Bd. 4, S. 166f., und Bio-bibliographisches Handbuch, Manuskript.
- 26 Meusel (1804), Bd. 3, S. 303, macht den Hinweis: Die zu Wien gedruckten Schulbücher sind nicht alle von ihm selbst ausgearbeitet, sondern oft nur angegeben und durchgesehen worden.
- 27 Felbiger (1774a), S. 24.
- 28 Über dem ab der 2. Auflage genannten Autor und Bearbeiter des Werkes von Auflage zu Auflage liegt ein merkwürdiges Dunkel. Er wird ab der 5. Aufl. von 1798 als "Lehrer in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien" und ab der 11. Aufl. von 1812 als "Ehemaliger Lehrer ..." bezeichnet. Während die Vorrede zur 2. Aufl. von 1787 persönlich gezeichnet ist und sich der Autor in der Ich-Form gegen Angriffe verteidigt, ist die Vorrede zur 5. Aufl. von 1798 völlig unpersönlich gehalten und ohne namentliche Zeichnung. Von der 6. bis 8. Aufl. von 1803 bis 1808 zeichnet "Der Verleger" die Vorrede und sagt über diese Verbesserung ausdrücklich, daß Männer von den vorzüglichsten Kenntnissen sowohl in der reinen deutschen Sprache, als auch im rechtlichen Fache sich dieser gewiß in jedem Betrachte, mühsamen Arbeit unterzogen haben. Ähnlich heißt es in der Vorrede zur 11. Auflage von 1812. Die Vorreden zu den späteren Auflagen sind dann zwar ebenfalls unpersönlich abgefaßt, aber trotzdem mit "Der Verfasser" oder "Der Verleger" gezeichnet. Da sich kein Samuel bzw. Franz Xaver Samuel Riedel als Lehrer am Theresianum nachweisen läßt, aber der Vornamenwechsel die Konversion eines Juden nahe legt, weil an dem 1797 wiedereröffneten Theresianum nur

Katholiken unterrichten durften, scheint der Verleger Gerold für die Bearbeiter des Werkes diesen Namen als Pseudonym gewählt zu haben und zwar wohl in Anlehnung an den verstorbenen Jesuiten Franz Xaver Riedel (1737-1773 oder 75), der von 1770-73 am Theresianum als Lehrer des Architekturzeichnens wirkte und daneben religiöse Lieder und Epen dichtete und Übersetzungen lateinischer Dramen besorgte (zur Biographie vgl. Wurzbach [1874], Bd. 26, S. 81f.). Da 1775 von ihm zusammengestellte Briefe von der Antike bis zur Gegenwart gleichzeitig in Wien als "Deutsche Sammlung von Briefmustern für die Jugend" und in Augsburg als "Muster von Briefen" erschienen, die jedoch nichts mit dem "Wienerischen Sekretär" zu tun haben, von dem übrigens bis jetzt keine in der 1. Aufl. erwähnte ältere Publikation nachweisbar ist, dürfte dies zur Namenswahl beigetragen und schließlich plausibel gemacht haben. Sollte dies zutreffen, dann ist der beabsichtigten Täuschung die Allgemeine Deutsche Biographie (1889), Bd. 28, S. 521, erlegen, denn sie schreibt dem Jesuiten Franz Xaver Riedel auch den "Wienerischen Sekretär" unter dem jenem zukommenden Namen Franz Xaver Samuel Riedel zu. Das Bio-bibliographische Handbuch, Manuskript, folgt dieser völlig unhaltbaren Ansicht. Wahrscheinlich stehen hinter dem durch 47 Jahre stets neu bearbeiteten Werk mehrere, wechselnde Bearbeiter.

²⁹ Aus der Begründung für die Notwendigkeit einer Professur für Deutsche Beredsamkeit an der Savoyischen Akademie, vgl. Schwarz (1897), S. 55.

³⁰ Aus der Vorrede zum 1. Band der "Welt" von Klemm (1762).

³¹ Popowitsch (1754), Vorrede.

³² Eine Darstellung und Interpretation gibt Wiesinger (1983).

³³ Sonnenfels (1785) nach der diesbezüglich erweiterten 2. Aufl., S. 6ff., Riedel (1787), S. 13.

³⁴ Nicht mehr beanstandet wird 1785/87 das überschüssige -e in der 1. und 3. Person singularis des starken Präteritums, z. B. ich ware, er sahe. Hatte es Antesperg (1747/49) noch mehrfach gesetzt, so gaben es mit Gottsched die weiteren Grammatiker auf. In Wiener Texten hielt es sich teilweise bis in die Mitte der 60er Jahre, während die sprachlich progressiven moralischen Wochenschriften jener Jahre bereits ganz darauf verzichteten, vgl. Wiesinger (1983), S. 241.

³⁵ Zu den Empfehlungen der Grammatiker und zum Textverhalten vgl. Wiesinger (1983), S. 238f.

Verzeichnis der wissenschaftlichen Schriften Karl Mollays

1935

Három bibliográfia a hazai németségről.[Drei Bibliographien über das einheimische Deutschtum] Egyetemes Philológiai Közlöny, 1935, 318-322.

1937

Székeles vagy Szakálos?[Székeles oder Szakálos?] Egyetemes Philológiai Közlöny 1937, 249-254. 440.

1938

Középkori soproni családnevek. [Mittelalterliche Familiennamen in Soprin/Ödenburg] Budapest 1938. 8. 66 S. Dissertation.

Thier László (Red.): Scarbantia-könyvek. [Scarbantia-Bücher] Sopron 1938. [Rez.] Soproni Szemle 1938, 333-334.

Soós Imre: Ősi rábaközi parasztnemzetségek. [Alte Bauerfamilien in der Raabau] Sopron 1938. [Rez.] Soproni Szemle 1938, 334-335.

Kniezsa István: Magyarország népei a 11. században. [Die Völker im Ungarn des 11. Jahrhunderts] Budapest 1938, [Rez.] Soproni Szemle 1938, 265-266.

Mitglied des Redaktionsausschusses der Zeitschriften "Soproni Szemle" (seit 1938), "Deutsche Monatshefte" (1957-1958), "Modern nyelvoktatás" [Moderner Sprachunterricht] (1963-1967).

Adalék Sopron régi helyrajzához. [Beitrag zur alten Topographie von Sopron/Ödenburg] Soproni Szemle 1938, 263-264.

1939

Mosca Rodolfo: L'Italia e la questione dell'Ungheria Occidentale. Budapest 1939. [Rez.] Soproni Szemle 1939, 351.

Missuray-Krug Lajos: Társphár. Sopron 1939. [Rez.] Soproni Szemle 1939, 266-267.

Thirring Gusztáv: Sopron városa a 18. században. [Die Stadt Ödenburg im 18. Jahrhundert] Sopron 1939. [Rez.] Soproni Szemle 1939. 263-264.

Litschauer, G. Fr.: Bibliographie zur Geschichte, Landes- und Volkskunde des Burgenlandes 1800-1929. Wels 1938. [Rez.] Soproni Szemle 1939, 91-92.

- Házi Jenő: Sopron szabad királyi város története. II. rész 5. kötet [Die Geschichte der königlichen Freistadt Ödenburg. II. Teil. Bd. 5.] (1489-1530). Sopron 1938. [Rez.] Soproni Szemle 1939, 87.
- Heimler Károly: Sopron belvárosa (Sopron műemlékei I.). [Die Innenstadt von Ödenburg (Die Kunstdenkmäler Ödenburgs I.)] Sopron 1939. [Rez.] Soproni Szemle 1940, 46.
- Kolb Jenő: Régi játékkártyák. [Alte Spielkarten] Budapest 1939. [Rez.] Soproni Szemle 1940, 46-47.
- A soproni és sopronmegyei helytörténetírás módszere és feladatai. [Methode und Aufgaben der Ortsgeschichtsschreibung der Stadt und des Komitats Sopron/Ödenburg] Soproni Szemle 1939, 273-288; 1939, 17-23. (Mitautor).
- Sopron vármegye történelmének nyelvészeti és történeti kérdései. [Linguistische und geschichtliche Fragen der Geschichte des Komitats Sopron/Ödenburg] Soproni Szemle 1939, 232-239, 358.
- Gondolatok az egységes német köznyelvi ejtés körül lefolyt vitáról. [Gedanken über die Diskussion über die einheitliche deutsche Aussprache] Egyetemes Philológiai Közlöny 1939, 98-101; 1941, 186-187.
- Gugelweit János, a Soproni Virágének lejegyzője. [János Gugelweit, Abschreiber des "Soproner Virágének"] Soproni Szemle 1939, 178-180.

1940

- Házi Jenő: Sopron középkori egyháztörténete. [Mittelalterliche Kirchengeschichte Ödenburgs] Sopron 1939. [Rez.] Soproni Szemle 1940, 45.
- Sopron és a magyar nyelv ügye 1825-ben. [Sopron und die Angelegenheit der ungarischen Sprache im Jahre 1825] Soproni Szemle 1940, 129-130.
- Bors Sámuel magyar nyelvpályázata 1825-ben. [Die ungarische Sprachbewerbung Samuel Bors' im Jahre 1825] A salgótarjáni állami gimnázium értesítője. Salgótarján 1940, 11 S. (Sonderdruck).

1941

- Horak Karl: Burgenländische Volksschauspiele. Wien und Leipzig 1940. [Rez.] Soproni Szemle 1941, 69.
- Pásztor Lajos: A magyarság vallásos élete a Jagellók korában. [Das religiöse Leben des Ungarntums im Zeitalter der Jagellonen] Budapest 1940. [Rez.] Soproni Szemle 1941, 151.
- Soproni élet a XV. század második felében. [Das Leben in Sopron/Ödenburg in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts] Soproni Szemle 1941, 109-122, 153-172.
- A burgenlandi német népi színjátékok kérdéséhez. [Zur Frage der deutschen Volksstücke im Burgenland] Soproni Szemle 1941, 63-65, 147.

Geschichte des Deutschtums in Ungarn (Forschungsbericht). vgl. Mátrai, László (Red.): Litteraria Hungarica. Budapest 1941, 127-138.

1942

Csapodi Csaba: Esterházy Miklós nádor (1583-1645). [Nador Nikolaus Esterházy (1583-1645)] Budapest o. J. Soproni Szemle 1942, [Rez.] Soproni Szemle 1942, 152.

Csatkai Endre: A soproni szappanosok és gyertyamártók története. [Die Geschichte der Seifensieder und Kerzenzieher in Ödenburg] Sopron 1941. [Rez.] Soproni Szemle 1942, 98-99.

Gantner Antal: A soproni színház és színesztet története. [Geschichte des Theaters und Theaterlebens in Ödenburg] Sopron 1941. [Rez.] Soproni Szemle 1942, 99.

Missuray-Krug Lajos: Rónavíz. Sopron 1941. [Rez.] Soproni Szemle 1942, 100-101.

Házi Jenő: Gúnyvers a soproni asszonyokról 1595-ből. [Spottverse über die Weiber in Ödenburg] Budapest 1942. [Rez.] Soproni Szemle 1942, 226-227.

Lám, Friedrich--Missuray-Krug, Ludwig: In meinem Herzen baut ihr Nest die Stille, Sopron 1942. [Rez.] Soproni Szemle 1942. 228-229.

A Sopronmegyei Kulturatlasz Közleményei [Mitteilungen des Kulturatlases des Komitats Sopron/Ödenburg] No. 1-2. Soproni Szemle 1942, 76-85, 146-147 (Mitaútor).

Ödenburg. Helynévfejtés és településtörténet. [Ortsnamendeutung und Siedlungsgeschichte] A Magyar Történettudományi Intézet évkönyve. Budapest 1942, 631-672; in Sonderdruck: Budapest 1942, 44 S.

Adatok a soproni ispotály történetéhez. [Beiträge zur Geschichte des Soproner Spitals] Soproni Szemle 1942, 29-36.

Deutsche, Serben und Ungarn des Banats in der Revolution 1848/49. Donaueuropa 1942.

Egyháztörténet és helytörténet. [Kirchengeschichte und Ortsgeschichte] Soproni Szemle 1942, 215-216.

Az 1622. évi belvárosi tervrajz magyarázó szövege. [Erläuternder Text des Stadtplans der Innenstadt aus dem Jahre 1622] Soproni Szemle 1942, 151.

1943

Jászai József: Rábatamási multja és jelene. [Vergangenheit und Gegenwart in Rábatamási] Sopron 1942. [Rez.] Soproni Szemle 1943. 71-73.

Maár Gizella: A soproni szőlőművelés és szókincse. [Der Weinbau in Ödenburg und sein Wortschatz] Budapest 1943, [Rez.] Soproni Szemle 1943. 267.

Benkő László: A falukutatástól a nemzetnevelésig. [Von der Dorfforschung bis zur Erziehung der Nation] Budapest 1943. [Rez.] Soproni Szemle 1943. 268.

Kálmán Béla: A bősárány gyékényszövés és szókinccse. [Strohmatte weben in Bősárány und sein Wortschatz] Budapest 1942. [Rez.] Soproni Szemle 1943, 285.

Mosca Rodolfo: Le relazioni internazionali del regno d'Ungheria. Atti internazionali e documenti diplomatici raccolti e ordinati I (1919-1938). Budapest 1943. [Rez.] Soproni Szemle 1943, 286-287.

Újabb szempontok a helytörténetírás műveléséhez. [Neuere Gesichtspunkte zur Pflege der Ortsgeschichtsschreibung] Soproni Szemle 1943, 161-170.

Sopron város 1530. évi pecsétje. [Das Siegel der Stadt Sopron/Ödenburg aus dem Jahre 1530] Soproni Szemle 1943, 64-65.

Puli. Magyar nyelv 1943, 234.

1944

Scarbantia, Ödenburg, Sopron. Siedlungsgeschichte und Ortsnamenkunde. Budapest 1944, 136 S. Dissertation.

Mecenzéf. Magyar nyelv 1944, 235-236.

1949

A Schlägli Szójegyzék beller 'böllér' szava. [Der Wortartikel 'beller' des Wortregisters Schlägler] Magyar Nyelv 1949, 140-148.

1951

Szójegyzékeink polgár szava. [Der Wortartikel 'polgár' unserer Wortregister] Magyar Nyelv 1951, 21-35.

Das älteste deutsche Lehngut der ungarischen Sprache. Acta Linguistica 1951, 373-417.

1952

Német hangtan és helyesírás. [Deutsche Phonetik und Rechtschreibung] Budapest 1952, 25 S.

Német Nyelvkönyv a gimnázium II. osztálya számára. [Deutsches Lehrbuch für die 2. Klasse der Gymnasien] Budapest 1952, 1957.

Német nyelvkönyv a gimnázium III. osztálya számára. [Deutsches Lehrbuch für die 3. Klasse der Gymnasien] Budapest 1952, 1957.

1953

A vármegye történeti vázlata. [Geschichtliche Skizze des Komitats] Vgl. Csatkai-Dercsényi (Red.): Sopron és környéke műemlékei. [Denkmäler von Sopron/Ödenburg und Umgebung] Budapest 1953, 37-95.

1954

A német nyelvűvelés új arca. [Neues Gesicht der deutschen Sprachpflege] Magyar Nyelvőr 1954, 335-338.

Szótörténeti adatok. [Wortgeschichtliche Beiträge] Magyar Nyelv 1954, 206.

1955

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie.

Filológiai Közlöny 1955, [Rez.] Soproni Szemle 1955, 427.

Hugo, Kuhn: Germanische Jahrbücher. Filológiai Közlöny 1955, [Rez.] Soproni Szemle 1955, 425.

Harka nevééről. [Über den Namen von Harka] Soproni Szemle 1955, 138.

A régi és az új "Soproni Szemle". [Alte und neue "Soproner Rundschau"] Soproni Szemle 1955, No. 1-2, 5-12.

Zsirai Miklós (1892-1955). Soproni Szemle 1955, No. 3-4., 161.

Az Ódenburg név keletkezéséhez. [Zur Entstehung des Ortsnamens Ódenburg] Soproni Szemle 1955, No. 3-4., 69-79.

1956

Richard, Brinkmann: Zur Deutung von Wittenwillers "Ring". Irodalmi Figyelő 1956, 290-291.

Leopold, Schmidt: Burgenländische Volkskunde 1951-1955. (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland Heft 11). Eisenstadt 1956. [Rez.] Soproni Szemle 1956, 191.

Hans, Wagner: Urkundenbuch des Burgenlandes und der angrenzenden Gebiete der Komitate Wieselburg, Ódenburg und Eisenburg. I. Band (808-1270). Graz-Köln 1955. [Rez.] Soproni Szemle 1956, 190-191.

Sopron vármegye vázlatos története. [Skizzenhafte Geschichte des Komitats Sopron/Ódenburg] Vgl. Csatkai--Dercsényi (Red.). Sopron és környéke műemlékei. Budapest 1956. 4. 39-114. In Sonderdruck: Bp. 1957. Dissertation

Sopron a középkor végén. [Sopron/Ódenburg am Ende des Mittelalters] Soproni Szemle 1956, 31-42.

Fráng. Magyar Nyelv 1956, 78-79.

Germanisztika és magyar nyelvtudomány. [Germanistik und ungarische Sprachwissenschaft] Pais-Emlékkönyv. Budapest 1956, 667-673.

1957

Szántó Imre (Red.): A helytörténeti kutatások módszere és feladatai az oktató-nevelő munkában. [Methode und Aufgaben der lokalgeschichtlichen Forschungen bei der Unterrichts- und Erziehungsarbeit] Budapest 1956. [Rez.] Soproni Szemle 1957, 157-158.

Nyelvoktatás és nyelvtudomány. [Sprachunterricht und Sprachwissenschaft] Vgl. Dobossy László (Red.): Az idegen nyelvek oktatásának időszerű kérdései, különös tekintettel felsőoktatási intézményeinkre [Aktuelle Fragen des Fremdsprachenunterrichtes mit besonderer Rücksicht auf unser Hochschulwesen] (Szocialista nevelés könyvtára No. 128) Budapest 1957, 179-207.

John Ries szintakszis elméletének értelmezése. [Deutung der Syntaxtheorie von John Ries] Magyar Nyelv 1957. 77-80.

Szótörténeti adatok. [Wortgeschichtliche Beiträge] Magyar Nyelv 1957, 268-270.

Kottanner Jánosné és naplója. Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin] Soproni Szemle 1957, 1-9.

XIV. századi vélemény a magyar parasztról és a magyarországi nemesekről. [Eine Meinung aus dem XVI. Jahrhundert über die Bauern und Adeligen Ungarns] Ethnographia 1957, 356-357.

A német nyelvművelés fő kérdései. [Die Hauptfragen der deutschen Sprachpflege] Magyar Nyelvőr 1957, 418-424.

Geschichte der deutschen Sprache. Budapest 1957, 73 S.

1958

Jövevényszó-kutatásunk 1945-től 1957-ig. [Unsere Lehnwortforschung 1945-1957] Magyar Nyelv 1958, 146-157.

A Budai Jogkönyv magyar szórványai. [Die ungarischen Sprachdenkmäler im Ofner Stadtrecht] Magyar Nyelv 1958, 461-471.

Ungarischer oder Dacianischer Simlicissimus. Az eddigi kutatás mérlege. [Bilanz der bisherigen Forschung] Annles Univ. Budapest. Sectio Philologica 1961, 37-45; Philológiai Közlöny 1958, 663-670.

1959

Das Ofner Stadtrecht. Eine deutschsprachige Rechtssammlung des 15. Jahrhunderts aus Ungarn. Bp. --Weimar 1959, 239 S.

Házi Jenő: Die kanonische Visitation des Stefan Kazó Archidiakon von Eisenburg / Vasvár im Burgenland. Eisenstadt 1959. [Rez.] Századok 1959, 671-672.

Háztörténet és várostörténet. [Hausgeschichte und Stadtgeschichte] Soproni Szemle 1959, 121-136, 193-204.

Soproni növendékek a jénai egyetemen. [Soproner Studenten an der Universität Jena] Soproni Szemle 1959, 274-275.

Furir. Magyar Nyelv 1959, 523-524.

Jelentés a Magyar Nyelvtudományi Társaság által 1958. szept. 25-től 27-ig Budapesten megrendezett névtudományi konferenciáról. Magyar Nyelv 1959, 164-166.

Eugen Nedeczey: Das Raaber Liederbuch. Wien, 1959, 244 S. (Redaktion).

Szöveggyűjtemény a régi német irodalom történetéhez. (A kezdetektől 1700-ig). [Chrestomathie zur Geschichte der altdeutschen Literatur. Von den Anfängen bis 1700] Budapest 1959, 2 Bde. (Mitauteur)

Német nyelvkönyv haladók számára. [Deutsches Lehrbuch für Fortgeschrittene] Budapest 1959.

1960

Dayka Gábor német nyelvű prédikációja a toleranciáról. [Die deutschsprachige Predigt Gábor Daykas über Toleranz] Irodalomtörténet 1960, 201-205.

A soproni szelídgesztenyések történetéhez. [Zur Geschichte der Soproner Maronengärten] Soproni Szemle 1960, 331-336.

Nibelungen-ének. [Das Nibelungenlied] Vgl. Kardos László (Red.): A világirodalom története I. ókor-középkor. Egységes jegyzet. Budapest 1960, 184-188.

1961

Wilhelm, Ebel: Bürgerliches Rechtsleben zur Hansezeit in Lübecker Ratsurteilen. Göttingen 1954; Wilhelm Ebel: Lübecker Ratsurteile. Göttingen 1955-1958. [Rez.] Tanulmányok Budapest multjából 1961, 678-680.

A német helynévtípusok kronológiája a középkori Nyugatmagyarországon. Vgl. Mikesy Sándor (Red.): Névtudományi vizsgálatok. Budapest 1960, 35-56; deutsch: Zur Chronologie deutscher Ortsnamentypen im mittelalterlichen Westungarn. Acta Linguistica 1961, 67-97.

Névtudomány és várostörténet. Dágtól Ágfalváig (1195-1416). [Toponymie und Stadtgeschichte. Von Dág bis Ágfalva] Soproni Szemle 1961, 114-130, 193-200.

Eine neue Handschrift des mittelalterlichen Väterbuchs. Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Sprache und Literatur (Halle) 1961, 231-241.

A középkori mértékekről. [Über die Maße im Mittelalter] Soproni Szemle 1961, 379-380.

A német és a németalföldi reneszánsz. [Die deutsche und niederländische Renaissance] Vgl. Kardos László (Red.): Világirodalom II. Reneszánsz-XVII-XVIII. század. Egységes jegyzet. Budapest 1961, 64-73.

Német Nyelvtörténet. [Deutsche Sprachgeschichte] Budapest 1961-1962, 140 S.

1962

- Jügel, Karl-Heinz: Hungarica-Auswahl-Katalog der Universitätsbibliothek Jena. Weimar 1961. [Rez.] Soproni Szemle 1962, 180-181.
- Grünvald Fülöp--Scheiber Sándor (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár VI. kötet. 1600-1740. [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch. Bd. VI. 1600-1740] Budapest 1961. [Rez.] Soproni Szemle 1962, 379-380.
- Hutterer, Claus Jürgen: Geschichte der ungarndeutschen Mundartforschung. Berlin 1960. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1962, 249.
- Große Rodolf--Hutterer, Claus Jürgen: Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. Berlin 1961. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1962, 249-250.
- Zsidó történeti emlékek. [Geschichtliche Denkmäler des Judentums] Soproni Szemle 1962, 90-93.
- Középkori soproni naptárak. [Mittelalterliche Kalender in Sopron/Ödenburg] Soproni Szemle 1962, 215-226, 299-318.
- Adalék a francia nyelvi műveltség magyaróvári terjesztéséhez. [Beitrag zur Verbreitung der französischen Sprachkultur in Magyaróvár] Arrabona 1962, 133-135.
- Deutsch. Weltsprachen auf Schallplatten. Budapest 1962, 7 Schallplatten.

1963

- Siebenbürgisch-deutscher Sprachatlas. Hrgs. von Karl Kurt Klein und Ludwig Erich Schmitt. Band 1, Teil I. Marburg 1961. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1963, 280-281.
- Ernst, Schwarz: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen. Siebenbürger und Zipser Sachsen, Ostmitteldeutsche, Reihnländer im Spiegel der Mundarten. München 1957. [Rez.] Századok 1963, 1722-1723.
- Volksmmedizinisches aus St. Margarethen im 16. Jahrhundert. Burgenländische Heimatblätter 1963, 91-93.
- Macskakő-Katzenstein. Feudális anarchia és huszitizmus Sopron környékén [Feudale Anarchie und Hussitismus in der Umgebung von Sopron/Ödenburg] (1440-1465). Soproni Szemle 1963, 122-135.
- Deutsche Sprache und Literatur (770-1700). Ein Lesebuch mit altdeutschem Glossar. Budapest 1963, 430 S.

1964

- Die Wissenschaft von der deutschen Sprache und Dichtung. Methoden, Probleme, Aufgaben. Stuttgart 1963. [Rez.] Deutsche Literaturzeitung (Berlin) 1964, 5. Heft.

- Grünvald Fülöp--Scheiber Sándor: Magyar-zsidó Oklevéltár VII. kötet. [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch. Bd. VII.] Budapest 1963. [Rez.] Soproni Szemle 1964, 380.
- Győrffy György: Az Árpád-kori Magyarország történeti földrajza. I. kötet. [Historische Geographie Ungarns im Zeitalter der Árpáden] Budapest 1963. [Rez.] Soproni Szemle 1964, 189-190.
- Bodolay Géza: Irodalmi diáktársaságok 1785-1848. [Literarische Studentengesellschaften] Budapest 1963. [Rez.] Soproni Szemle 1964, 190-191.
- Mersic Martin: Baumgarten im Burgfenland. Wien 1963. [Rez.] Soproni Szemle 1964, 285.
- Brinkmann, Hennig: Die deutsche Sprache. Düsseldorf 1962. [Rez.] Acta Linguistica 1964, 202-206.
- Kibelka Johannes: Der wahre Meister. Denkstile und Bauformen in der Dichtung Heinrichs von Mügeln. Berlin 1963. [Rez.] Deutsche Literaturzeitung (Berlin) 1964, 7/8. Heft.
- Obenberg Alfred: Die Mundart der siebenbürgischen Landler. Eine bairische Siedlermundart des 13. Jahrhunderts. Marburg 1964. [Rez.] Südostdeutsche Semesterblätter 16. Heft 39-40.
- Sopron XIV. századi városképének vizsgálata. [Untersuchung des Stadtbildes von Sopron/Ödenburg im XIV. Jahrhundert] Soproni Szemle 1964, 1-14, 97-117.
- Jövevényszó-kutatás és tárgytörténet. Gesztenye. [Lehnwortforschung und Gegenstandsgeschichte] Vgl. Bárczi Emlékkönyv. Budapest 1964, 249-255 (Nyelvtudományi értekezések 40).
- Sopron ismerkedése a huszitizmussal. [Soprons/Ödenburgs Bekanntwerden mit dem Hussitismus] Soproni Szemle 1964, 333-335.
- Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. Die ältesten deutschen Frauenmemoiren. Arrabona 1965, 142-149, 233-239, 323-329.
- Kottaner Jánosné emlékirata. A legrégebb német női napló (1439-1440). Soproni Szemle 1965, 237-296
- Deutsche Mundartforschung in Ungarn. Zeitschrift für Mundartforschung (Wiesbaden) 1965, 130-132 (Mitautor).

1965

- Dornseiff Franz: Kleine Schriften. Band I-II. Leipzig 1956-1964. [Rez.] Acta Linguistica 1965, 425-426.
- Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes, Band II. Eisenstadt 1963. [Rez.] Századok 1965, 1327-1328.
- Dollmayer, Viktor--Kranzmayer, Eberhard: Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch, Lieferung 1. Wien 1963. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1965, 5.

- Thiessen, John: Studien zum Wortschatz der kanadischen Mennoniten. Marburg 1963. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1965, 5.
- Appel, Wilhelm: Die Mundart von Hilbetten im Schönhengstgau. Marburg 1963. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1965, 5.
- B. Thomas Edit: Römische Villen in Pannonien. Beiträge zur pannonischen Siedlungsgeschichte. Budapest 1964. [Rez.] Soproni Szemle 1965, 192.

1966

- Schirmunski, V. M.: Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre. Berlin 1962. [Rez.] Acta Linguistica 1966, 422-426.
- Scheiber Sándor (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár. VIII. kötet. [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch. Bd. VIII. 1264-1760] Budapest 1965. [Rez.] Soproni Szemle 1966, 279-280.
- Zala megye földrajzi nevei. [Geographische Namen des Komitats Zala] Zalaegerszeg 1964, [Rez.] Soproni Szemle 1966, 280-281.
- Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch I. Österreich: Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, bearbeitet von Viktor Dollmayer und Eberhard Kranzmayer. Lieferung 2 und 3. Wien 1964-1965. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1966, 351-352.
- Zu den deutsch-ungarisch-slowakischen sprachlichen Beziehungen. Studia Slavica 1966, 267-269 (Kniezsa-Emlékkönyv).
- Képek Sopron történetéből. [Bilder aus der Geschichte Soprons/Ödenburg] Vgl. Sebestyén, György (Red.): Sopron. Budapest 1966, 1973.

1967

- Schirmunski V. M.: Deutsche Mundartkunde. Berlin 1962. [Rez.] Általános Nyelvészeti Tanulmányok V. kötet. Budapest 1967, 329-331.
- Nyugat-magyarországi szótörténeti adalékok. [Wortgeschichtliche Beiträge aus Westungarn] Magyar Nyelv 1967, 103-105.
- Csalfa. Magyar Nyelv 1967, 205-207.
- A Benkő Lóránd szerkesztette "A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára" (Budapest 1967-1976, 3 kötet) munkatársa és egyik német lektora.
- Helyrajzi neveink védelme. [Zum Schutz unserer Ortsnamen] Soproni Szemle 1967, 334-340.
- Többszervezés a középkori Sopronban. [Mehrsprachigkeit im Mittelalterlichen Sopron/Ödenburg] Soproni Szemle 1967, 155-171, 205-223, 317- 333; 1968, 37-58. 130-150.

Das Wörterbuch des Frühneuhochdeutschen in Ungarn. In: Verhandlungen des II. Internationalen Dialektologenkongresses in Marburg im September 1965. Wiesbaden 1967, 569-573.

Több mint 80 szócikk a Benkő Lóránd szerkesztette "A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára" I-II. kötetében. Budapest 1967-1970.

Deutsche beschreibende Grammatik. Budapest 1967, 186 S.

1968

Hadrovics László: Jövevényszó-vizsgálatok. [Lehnwortuntersuchungen] Budapest 1965. [Rez.] Acta Linguistica 1968. 461-462.

Ising Erika: Die Anfänge der volkssprachlichen Grammatik in Deutschland und Böhmen. Berlin 1966. [Rez.] Acta Linguistica 1968. 461-462.

Scherer, Anton: Donauschwäbische Bibliographie 1935-1955. [Rez.] München 1966. Muttersprache (Lüneburg) 63-64.

Scheiber Sándor (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár IX. kötet. [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch. Bd. IX.] Budapest 1966. [Rez.] Soproni Szemle 1968, 95-96.

Lindeck-Pozza, Irma: Urkundenbuch des Burgenlandes und der angrenzenden Gebiete der Komitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg. II. Band (1271-1301). Graz--Köln 1965. [Rez.] Soproni Szemle 1968, 283-284.

Baesecke Georg: Kleinere Schriften zur althochdeutschen Sprache und Literatur. Bern und München 1966. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1968, 62-63.

Gutkas Karl: Geschichte des Landes Niederösterreich. O. O. 1959-1962, 3 kötet. [Rez.] Soproni Szemle 1968, 286-287.

Szófejtés és tudománytörténet. [Wortforschung und Wissenschaftsgeschichte] Kalmár. Magyar Nyelv 1968, 278-290, 385-394.

1969

Scheiber Sándor: (Red.): Magyar zsidó Oklevéltár XI. kötet (1446-1741) [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch. Bd. XII. (1446-1741)]. Budapest 1968. [Rez.] Soproni Szemle 1969, 191.

Szathmári István: Régi nyelvtanaink és egységesülő irodalmi nyelvünk. [Unsere alten Grammatiken und unsere in der Vereinheitlichung begriffene Literatursprache] Budapest 1968. [Rez.] Soproni Szemle 1969, 284-285.

Scheiber Sándor: Héber kódexmaradványok magyarországi kötetáblákban. [Hebräische Kodexüberreste in ungarländischen Einbänden] Budapest 1969. [Rez.] Soproni Szemle 1969, 286-288.

Helyrajzi neveink védelmének védelmére. [Zum Schutz des Schutzes unserer Ortsnamen] Soproni Szemle 1969, 334.

Deutsches Städtebürgertum in Ungarn (Die Ödenburger Familie Petz). Lenau-Forum (Wien) 1969, 79-88; ungarisch: Német polgárság magyar földön. Filológiai Közlöny 1970, 335-342.

Petz Gedeon. Vgl. Magyar Életrajzi Lexikon. Budapest 1969, 413.

Schwartz Elemér. Vgl. Magyar Életrajzi Lexikon. Budapest 1969, 605-606.

1970

Chefredakteur der Zeitschrift "Soproni Szemle" [Soproner Rundschau]: seit 1970

Buzás Josef: Kanonische Visitationen der Diözese Raab aus dem 17. Jahrhundert. IV. Teil. Eisenstadt 1969. [Rez.] Soproni Szemle 1970, 288.

Wahrig Gerhard: Das große deutsche Wörterbuch. Gütersloh 1967. [Rez.] Acta Linguistica 1969, 255-257.

Tagliavini Carlo: Panorama di storia della filologia germanica. Bologna 1968. [Rez.] Acta Linguistica 1969, 445-446.

Eric A., Blackall: Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700-1775. Mit einem Bericht über neue Forschungsergebnisse 1955-1964 von Dieter Kimpel. Stuttgart 1966. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1969, 254-255.

Scheiber Sándor: (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár XII.kötet (1414-1748) [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch Bd. XII. (1414-1748)] Soproni Szemle 1970, 287-288.

Internationale Bibliographie zur Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen zur Gegenwart. Teil I. Acta Litteraria 1970, 246-248.

Festschrift für Heinrich Kunnert. Eisenstadt 1969. [Rez.] Soproni Szemle 1970, 286-287.

Kiss Jenő: A rábaközi Mihályi igeképzői (Nyelvtudományi értekezések 69). [Rez.] Soproni Szemle 1970, 383.

Volk und Heimat. Monatszeitschrift für Kultur und Bildung. Jahrgang 26/1969-1970). [Rez.] Soproni Szemle 1970, 384.

A magyarországi németiség 1686 előtti névanyagának vizsgálata. Vgl. Kázmér Miklós--Végh József (Red.): Névtudományi előadások (Nyelvtudományi értekezések) No. 70). Budapest 1970, 285-289; deutsch: Die Erforschung des deutschen Namensgutes in Ungarn aus der Zeit vor 1686. Acta Linguistica 1970, 121-127.

A Német Nyelv és Irodalom Tanszék története. Vgl. Az Eötvös Lóránd Tudományegyetem története 1945-1970. Budapest 1970. 491-498; französisch: Chaire d'allemand. Annales Universitatis Scient. Budapest. Sectio Philologica Moderna 1969-1970, 7-11.

Helyneveink tipológiai vizsgálata. [Zur typologischen Erforschung unserer Ortsnamen] Soproni Szemle 1970, 353-359.

Drei Arbeiten über die frühneuhochdeutsche Kanzleisprache. Acta Linguistica 1970, 234-237.

Szócikkek a Világirodalmi Lexikon I. kötetében. Budapest 1970.

1971

Vizkelety András: Beschreibendes Verzeichnis der altdeutschen Handschriften in ungarischen Bibliotheken. Band I. Budapest--Wiesbaden 1969. [Rez.] Acta Linguistica 1971, 469-471.

Scheiber Sándor: (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár XIII. kötet 1296-1760) [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch Bd. XIII. (1296-1760)] Budapest 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1971, 380-381.

Pflagner Margit: (Red.): Begegnung mit dem Burgenland. Das Grenzland in der Literatur. Wien 1971. [Rez.] Soproni Szemle 1971. 383-384.

Lechner, Karl: Donauländer und Burgenland. Stuttgart 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1971, 96.

Kosáry Domokos: Bevezetés Magyarország történetének forrásaiba és irodalmába. I/1. kötet I-II. rész. [Einführung in die Quellen und in die Literatur der Geschichte Ungarns Bd. I/1. I-II. Teil] Budapest 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1971. 189-190.

Hiller István: Az Erdészeti és Faipari Egyetem. [Universität für Forst und Holzwirtschaft] Sopron 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1971, 190.

Breu, Josef: Die Kroatensiedlung im Burgenland und den anschließenden Gebieten. Wien 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1971, 287-288.

Dümmerth Dezső: Pest város társadalma 1686-1696. A török hódoltság utáni első évtized lakosságának gazdasági, társadalmi és személyes életviszonyai Mária Terézia koráig. [Die Gesellschaft der Stadt Pest 1686-1696. Wirtschafts-, Gesellschafts und Familienleben der Bevölkerung vom ersten Jahrzehnt nach der Befreiung von den Türken bis zur Regierungszeit von Maria-Theresia] Budapest 1968. [Rez.] Acta Linguistica 1971, 244-245.

Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. Die ältesten Frauenmemoiren des deutschen Mittelalters. 1439-1440. Wien 1971, 95 S. (Wiener Neudrucke Band 2)

A német nyelvű írásbeliség és szépirodalom a XVI. század végén Sopronban. [Deutsches Schrifttum und deutsche Belletristik in Sopron/Ödenburg am Ende des XVI. Jahrhunderts] Helikon 1971. 447-453.

Bán János (1887-1971). Soproni Szemle 1971, 188.

Gyulai Zoltán 70 éves. Soproni Szemle 1971. 193.

Einführung in die deutsche Sprachgeschichte. Budapest 1971, 115 S.

1972

Kronsteiner, Otto: Wörterbuch der Gewässeramen von Österreich. Wien 1971. [Rez.] Studia Slavica 1972, 174-175.

- A magyar nyelv történeti-etimológiai-szótára. [Historisch-etymologisches Wörterbuch der ungarischen Sprache] Szerk./Red. Benkő Lóránd. I. kötet A-Gy. Budapest 1967. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1972, 64.
- Kranzmayer, Eberhard: Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. 6. Lieferung. Wien 1968. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1972, 115.
- Zwei Festschriften für Eberhard Kranzmayer. Mundart und Geschichte. Hrgs. von Maria Homung. Wien 1967; Beiträge zur oberdeutschen Dialektologie. Hrgs. von Ludwig Erich Schmitt. Marburg 1967. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1972, 193-194.
- Kranzmayer, Eberhard: Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. 5. Lieferung. Wien 1967. [Rez.] Muttersprache (Lüneburg) 1972, 345-346.
- A magyar történettudomány válogatott bibliográfiája 1945-1968 [Bibliographie der ungarischen Geschichtswissenschaft in Auswahl] Budapest 1971. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 91-92.
- Galavics Géza: Program és műalkotás 18. század végén. Egy festmény születése és fogadtatása. [Programm und Kunstschaffen am Ende des 18. Jhs. Die Entstehung und die Aufnahme eines Gemäldes] Budapest 1971. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 92-93.
- Kaufmann Jacques: Eine Studie über die Beziehungen der Habsburger zum Königreich Ungarn in den Jahren 1278 bis 1366. Eisenstadt 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 93.
- Gál Károly (Red.): Ethnographia Pannonica. Sozialhistorische und ethnologische Studien zum Pannonischen Raum. Eisenstadt 1971. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 93.
- Magyar Arnold: Schicksal eines Klosters. Das erste Franziskanerkloster von Eisenstadt im Rahmen der Geschichte der Marianischen Ordensprovinz 1386-1625. Eisenstadt 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 93.
- Herpai Imre (Red.): Mindnyájan voltunk egyszer az Akadémián... [Wir alle waren einmal an der Akademie] Sopron 1919-1969. Sopron 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 191.
- Imre Samu: A felsőöri nyelvjárás. [Die Mundart von Oberwart] Budapest 1971. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 204.
- Ulbrich, Karl: Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes VIII. Teil: Karten und Pläne. I. Halbband. Eisenstadt 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 284.
- Rácz Endre: Fertőd. Budapest 1972. Soproni Szemle 1972, 285.
- Lőrinczy György: Sopron. Budapest 1971. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 285.
- Dercsényi Dezső--Entz Géza--Merényi Ferenc: Magyar műemlékvédelem 1967-1968. [Ungarischer Denkmalschutz 1967-1968] Budapest 1970. [Rez.] Soproni Szemle 1971, 380-381.

Keresztényi József: Az olimpiák története. Olimpiától Münchenig. [Die Geschichte der Olympiaden. Von Olympia bis München] Budapest 1972. [Rez.] Soproni Szemle 1972, 382.

Népi hiedelmek kutatása. [Zur Erforschung unserer Volksglauben] Soproni Szemle 1972, 257-263.

1973

Scheiber Sándor (Red.): Magyar Zsidó Oklevéltár XIV. kötet 1742-1769. [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch Bd. XIV. (1742-1769)] Budapest 1971. [Rez.] Soproni Szemle 1973, 284-285.

Zur Geschichte der Norm der deutschen Schriftsprache in Ungarn (16.-17. Jahrhundert). Linguistische Studien. Reihe Arbeitsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR Berlin, 1973, 123-133.

A helytörténeti és honismereti folyóiratok szerkesztőinek szombathelyi konferenciája. [Konferenz der Redakteure ortsgeschichtlicher und heimatkundlicher Zeitschriften in Szombathely] Soproni Szemle 1973, 265.

Kunszery Gyula (1906-1973). Soproni Szemle 1973, 276.

1974

Honti Pál: Hany Istók nyomában. [In den Spuren von Wasen Steffel] Győr 1972. [Rez.] Soproni Szemle 1974, 192.

Kobilarov-Götze, Gudrun: Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Gemeinsprache. Wiesbaden 1972. [Rez.] Magyar Nyelv 1974, 239-241.

H. Takács Marianna: Magyarországi udvarházak és kastélyok (XVI-XVII. század). [Kurien und Schlösser in Ungarn (XVI.-XVII. Jh.)] Budapest 1972. Soproni Szemle 1974, 283-285.

Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes VIII. Teil: Karten und Pläne. 2. Halbband: Pläne und Register. Bearbeitet von Karl Ulbrich. Eisenstadt 1972. [Rez.] Soproni Szemle 1974, 382.

Dex Josef: 100 Jahre Eisenstädter Bank Aktiengesellschaft (1872-1972). Wien 1972. [Rez.] Soproni Szemle 1974, 381-382.

Scheiber Sándor (Red.): Magyar Zsidó Oklevéltár XV. kötet (1408-1770). [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch Bd. XII. (1408-1770)] Budapest 1972. [Rez.] Soproni Szemle 1974, 281.

A világi zene jelentkezése Sopronban (1430-1629). [Das Aufkommen der weltlichen Musik in Sopron/Ödenburg] Soproni Szemle 1974, 4-40, 127-133.

Jahressitzung des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim 1-5. April 1974) Deutsche Sprache (Stuttgart) 1974, 348-352.

1975

Vizkelety András: Beschreibendes Verzeichnis der altdeutschen Handschriften in ungarischen Bibliotheken. Band II. Budapest-Wiesbaden 1973. [Rez.] Acta Litteraria 1975, 357-358.

Eper Tivadar--Réthly Endre--Gerencsér Nándor (Red.): Sopron Városi Tanács VB Kórházának III. évkönyve (1969-1974) [Jahrbuch des Krankenhauses des Ödenburger Stadtrates (1969-1974) Bd. III.] Sopron 1974. [Rez.] Soproni Szemle 1975, 189-190.

Emersz Károly: Sopron helytörténete a gimnáziumban. [Ortsgeschichte Ödenburgs im Gymnasium] Győr, 1972. [Rez.] Soproni Szemle, 1975. 284.

Német--magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig. [Deutsch-ungarische Sprachkontakte bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts] Budapest 1974, 525 S. Maschinenschriftl. Dissertation. Verteidigt am 30. 6. 1975.

1976

Csapody István usw.: Barangolások a soproni erdőkben. [Wanderungen in den Ödenburger Wäldern] Budapest 1975. [Rez.] Soproni Szemle 1976, 181.

Barkóczy, László--Mócsy, András: Die römischen Inschriften Ungarns (RIU). I. Lieferung. Budapest 1972. [Rez.] Soproni Szemle 1976. 182.

Hadrovics László: Schriftum und Sprache der burgerländischen Kroaten im 18. Jahrhundert. Wien 1974. [Rez.] Studia Slavica 1976; ungarisch: Soproni Szemle 1976, 183-184.

Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Oberwart. Bearbeitet von Adelheid Schmeller-Kitt nach Vorarbeiten von Julius Fleischer, mit einem Beitrag von Hansjörg Ubl. Wien 1974. [Rez.] Soproni Szemle 1976, 184-5.

Scheiber Sándor (Red.): Magyar Zsidó Oklevéltár XVI. kötet. 1412-1770. [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch Bd. XVI. (1412-1770)]Bp, 1974. [Rez.] Soproni Szemle 1976, 378-379.

Gimes Endre: Szil, Szany, Rábaszentandrás, Sobor, Egyed, Árpás. Utikalauz. Győr 1975. [Rez.] Soproni Szemle 1976, 376-377.

Imre Samu: Felsőöri tájszótár. [Oberwarter Regionalwörterbuch] Budapest 1973. [Rez.] Soproni Szemle 1976, 378.

Katona Imre: A habán kerámia Magyarországon. [Die Habanerkeramie in Ungarn] Budapest 1974. [Rez.] Soproni Szemle 1976, 377-378.

Krammer Jenő. In: Pedagógiai Lexikon. Budapest 1976.

A magyarországi germanisztika etimológiai problémái. [Etymologische Probleme der ungarischen Germanistik] Vgl. Benkő Lóránd--Sál Éva (Red.): Az etimológia elmélete és módszere. [Theorie und Methodik der Etymologie] Budapest 1976, 212-216.

- A hétszáz éves Sopron. [Das siebenhundertjährige Sopron/Ödenburg] Vgl. Fenyő Béla--Ludas M. László: Az Élet és Tudomány kalendáriuma (1977). Budapest 1976, 101-109.
- A három középkori városháza. [Die drei mittelalterlichen Stadthäuser] Soproni Szemle. 31, 1977, 234-247.
- II miniatore del Leggendaro Angioino ungherese. [Der Miniaturmaler des ungarischen Anjou-Legendars] Acta Historiae Artium Academiae Scientiarum Hungaricae. 23, 1977, 287-289.

1977

- Hutterer Claus Jürgen: Die germanischen Sprachen. Ihre Geschichte in Grundzügen. Budapest 1975. [Rez.] Nyelvtudományi Közlemények. 1977, 353-355.
- Póczy Klára: Scarbantia. A római kori Sopron. [Scarbantia. Ödenburg in der römischen Zeit] [Rez.] Soproni Szemle 1977, 379.
- Manherz Károly: Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn. Budapest 1977. [Rez.] Soproni Szemle 1977, 374-376.
- Sz. Burger, Alice: Az 1975. év régészeti kutatásai. [Archäologische Forschungen im Jahre 1975] [Rez.] Soproni Szemle 1977, 376.
- Gimes Endre: Balf-fürdő. [Bad in Wolfs] [Rez.] Soproni Szemle 1977, 280.
- Lagzi István: Lengyel menekültek Zala megyében a második világháború idején. [Polnische Flüchtlinge im Komitat Zala wähen des zweiten Weltkrieges] [Rez.] Soproni Szemle 1977, 280.

1978

- A korona elrablása: Kottanner Jánosné emlékirata. [Der Kronenraub: Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin 1439-1440]. - Budapest: Magyar Helikon 1978. 106 S.
- Karl-Heinz Grothausmann: Das Stadtbuch von Karpfen. (Krupina). Frankfurt Bern Las Vegas 1977 [Rez.] Germanistik 1978, S. 1014.
- Ördög Ferenc: Személynévvizsgálatok Göcsej és Hetés területén. [Untersuchungen der Familien- und Personennamen der Landschaften Göcsej und Hetés]. - Budapest 1973. Papp László / Végh József (Red.): Somogy megye földrajzi nevei. [Die geographischen Namen der Schomodei]. - Budapest 1974. Balázs Judit: Rábaszentandrás család- és ragadványnevei. [Familien- und Übernamen im Dorfe Rábaszentandrás]. - Budapest 1977. [Rez.] - Soproni Szemle 1978, S. 91-93.
- Ladislaus Triber(Hrsg.): Die Obere Wart. Festschrift zum Gedenken an die Wiedererrichtung der Oberen Wart im Jahre 1327. Oberwart 1977. [Rez.] - Soproni Szemle 1978, S. 93-94.

Olasz művelődési kapcsolatok a középkori Sopronban. [Italienische Kulturbeziehungen im mittelalterlichen Ödenburg.] Soproni Szemle 1978, S. 78-81.

Wolfgang Suppan: Jenő Takács. Dokumente, Kommentare. Eisenstadt 1977. [Rez.] Soproni Szemle 1978, S. 380.

Hodik, Fritz P.: Beiträge zur Geschichte der Mattersdorfer Judengemeinde im 18. und in der ersten Hälfte 19. Jahrhunderts. Eisenstadt 1975. [Rez.] Soproni Szemle 1978, S. 382-383.

1979

Kottanner Jánosné emlékirata. [Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin.] - In: Katona, Tamás (Red.): A korona kilenc évszázada. [Neun Jahrhunderte der ungarischen Königskrone]. Budapest 1979. S. 59-85.

Varia etymologica. Studia Slavica 1979, S. 253-262.

Scheiber, Sándor (Red.): Magyar-zsidó oklevéltár. XVII. kötet [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch]. Bd. XVII. (1431-1770). Budapest 1977. [Rez.] Soproni Szemle 1979, S. 94-95.

Dercsényi Dezső u.a. (Red.): Magyar műemlékvédelem. [Kunstdenkmalschutz in Ungarn 1973-1974.] Budapest 1977. [Rez.] Soproni Szemle 1979, S. 186-188.

1980

A vidéki helytörténeti, honismereti és közművelődési folyóiratok szerkesztőinek békéscsabai tanácskozása. [Beratungen zwischen den Herausgebern der lokalgeschichtlichen, heimatkundlichen und allgemeinbildenden Zeitschriften der Provinz in Békécsaba.] Soproni Szemle 1980, S. 44-46.

Roisz Vilmos festőművész az ötvenéves Soproni Művésztelep egyik alapító tagja. [Der Kunstmaler Wilhelm Roisz, einer der Begründer der 50jährigen Ödenburger Künstlerkolonie.] Soproni Szemle 1980, S. 270-276.

Kiss Jenő: Mihályi tájszótár. [Mundartwörterbuch des Dorfes Mihályi.] Budapest 1979. [Rez.] Soproni Szemle 1980, S. 87-88.

Bogdán István: Magyarországi hossz- és földmértékek a XVI. század végéig. [Längen- und Bodenmaße in Ungarn bis zum Ausgang des 16. Jh.] Budapest 1978. [Rez.] Soproni Szemle 1980, S. 189-190.

Margit Pflagner: Streifzüge durch Westungarn. Eisenstadt 1978. [Rez.] Soproni Szemle 1980, S. 190.

Emmerich Csanits: Hianzngschichtn. Rechnitz 1980. [Rez.] Soproni Szemle 1980, S. 283-284.

1981

- Földrajzi neveink magyarázatáról. [Über die Erklärung der geographischen Namen des Ödenburger Komitates.] Soproni Szemle 1981, S. 237-250.
- Scheiber, Sándor (Red.): Magyar-zsidó oklevéltár. [Ungarländisch-jüdisches Urkundenbuch.] Bd XVIII. (1290-1789). Budapest 1980. [Rez.] Soproni Szemle 1981, S. 87-88.
- Lagzi István (Red.): Tanulmányok a magyarországi lengyel emigráció történetéből. [Studien zur Geschichte der polnischen Emigration in Ungarn 1939-1945.] Budapest/Szeged 1979. [Rez.] Soproni Szemle 1981, S. 89.
- Stefan Geosits: 700 Jahre St. Jakobskirche und Pfarre Klagenfurt. - Wien 1976
Josef Nagy/Oswald Gruber (Hrsg.): 700 Jahre Neckenmarkt 1279-1979. Eisenstadt 1979
Lorenz Zisper: Festschrift 350 Jahre Schlacht bei Lackenbach und Neckenmarkter Fahnenbeschwingen. Eisenstadt 1970
Josef Berghofer: Müllendorf. Geschichte, Wirtschaft, Volkskunde. Eisenstadt 1980. [Rez.] Soproni Szemle 1981, S. 187-188.
- Bárdos Kornél: Győr zenéje a XVII-XVIII. században. [Musikleben in Raab im 17-18. Jh.] Budapest 1980. [Rez.] Soproni Szemle 1981, S. 188-189.
- Irmtraut Lindeck-Pozza: Urkundenbuch des Burgenlandes und der angrenzenden Gebiete der Komitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg. Bd III. Wien Köln Graz 1979. [Rez.] Soproni Szemle 1981, S. 282-283.
- Studia Judaica Austriaca. Bd I-VII. Wien Eisenstadt 1974-1980. [Rez.] Soproni Szemle 1981, S. 283.
- Kiss Jenő: A cipésmesterség szakszókincse a rábaközi Mihályiban. [Fachwortschatz des Schusterhandwerks in Mihályi, einem Dorf der Raabau.] Budapest 1981. [Rez.] Soproni Szemle 1981, S. 285.

1982

- Német-magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig. [Deutsch-ungarische Sprachkontakte bis zum Ausgang des 16. Jh.] - Budapest 1982. 644 S. (=Nyelvészeti tanulmányok / Sprachwissenschaftliche Studien Bd 23.)
- Domonkos Ottó: Ár- és bérlimitációk Sopron városban és Sopron megyében XVI-XIX. század. [Preis- und Lohnlimitationen aus Ödenburg und dem Ödenburger Komitat im 16-19. Jh.] Budapest 1981. [Rez.] Soproni Szemle 1982, S. 93-94.
- Josef Buzás: Kanonische Visitationen der Diözese Raab aus dem Jahre 1713. Eisenstadt 1981. [Rez.] Soproni Szemle 1982, S. 94-95.
- Domonkos Ottó: A magyarországi képfestés. [Blaudruckhandwerk in Ungarn.] Budapest 1980. Deutsche Fassung: Budapest 1981. [Rez.] Soproni Szemle 1982, S. 188-189.

- Karl Haiding (Hrsg.): Johann Reinhard Bünker: Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Graz 1981. [Rez.] Soproni Szemle 1982, S. 274-275.
- Településtudományi Közlemények. [Siedlungswissenschaftliche Mitteilungen.] 28. kötet Budapest 1979, 29. kötet Budapest 1980. [Rez.] Soproni Szemle 1982, S. 275-277.
- Kiss Jenő: Nyelvjárási tanulmányok. [Mundartstudien.] Budapest 1981. [Rez.] Soproni Szemle 1982, S. 282-283.
- Gabriele Roth-Fuchs: Rust. 300 Jahre Freistadt. Eisenstadt 1981. [Rez.] Soproni Szemle 1982, S. 284.

1983

- Die Gattung und der Text des Musicalischen Stammbüchleins. In: Ágnes Sas / Antal Jancsovics (Hrsg.): Andreas Rauch Musicalisches Stammbüchlein 1627. Budapest 1983. S. 43-49. (=Musicalia Danubiana 2.)
- Vas megye nemzetiségeinek földrajzi nevei. [Die geographischen Namen der Nationalitäten des Eisenburger Komitates.] Vasi Szemle 1983, S. 252-254.
- Kőszeg 1532. évi ostroma és Sopron. [Odenburg und die türkische Belagerung von Güns im Jahre 1532.] Soproni Szemle 1983, S. 193-236.
- Szakál Emő 70 éves [Ernst Szakál 70jährig.] Soproni Szemle 1983, S. 257-258.

1984

- Ungarisch/Deutsch. In: Werner Besch u.a.(Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. - Berlin New York 1984. I/1, S. 893-897.
- A német-magyar nyelvi érintkezések tanulságairól. [Über Lehren der deutsch-ungarischen Sprachkontakte.] Magyar Nyelv. LXXX 1984, S. 1-10.
- Német forrásszövegek, olvasási gyakorlatok. [Deutsche Schriften- und Leseproben] I-II. - Budapest 1984.
- dasselbe: Levéltári Módszertani Füzetek [Archivalische Methodologische Hefte 3.] Levéltári Szemle Jg.3 1986, S. 79-80.
- Népi hiedelmek kutatása. [Bemerkungen zu einer Quellenpublikation über die Hexenprozesse in Ungarn.] Soproni Szemle 1984, S. 169-170.
- Régészeti Füzetek. [Archäologische Hefte.] R.I, Nr 1-35. Budapest 1977-1982. [Rez.] Soproni Szemle 1984, S. 91.
- Bellér Béla: A magyarországi németek rövid története. [Kurze Geschichte der Ungarn-deutschen.] Budapest 1981. [Rez.] Soproni Szemle 1984, S. 92.
- Keszei Dénes: Nagycenk múltja és jelene. [Vergangenheit und Gegenwart von Großzinkendorf.] Sopron 1983. [Rez.] Soproni Szemle 1984, S. 287.

1985

- A helytörténetírás. [Die Lokalgeschichtsforschung.] - In: Mollay, Károly (Red.): Sopron 1945-1985. Sopron 1985. S. 132-138.
- Csonka Ferenc / Bocatius János: Öt év börtönben. [Fünf Jahre im Kerker. 1606-1610. Übers. Anhang.] - Budapest 1985. S. 129-180.
- Die Antrittsvorlesung des ersten Professors für deutsche Sprache und Literatur in Ungarn. - In: Arbeiten zur deutschen Philologie XVI. Debrecen 1985. S. 117-125.
- Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache in Ungarn. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses. Göttingen 1985. Bd 4. S. 178-182.
- Soproni Stöckert Károly szobrászművész 75 éves. [Der Bildhauer Karl Stöckert 75jährig.] Soproni Szemle 1985, S. 179-192.
- Sopron zenéje a 16-18. században. Szélgjegyzetek Bárdos Kornél könyvéhez. [Musikleben in Ödenburg im 16-18. Jh. Bemerkungen zum Buch von Kornél Bárdos.] Soproni Szemle 1985, S. 239-246.
- Josef Buzás: Kanonische Visitationen 1757 Südburgenland. Eisenstadt 1982. [Rez.] Soproni Szemle 1985, S. 284-285.

1986

- Kriegstagebuch Karls von Lothringen über die Rückeroberung von Ofen 1686. - Budapest: Zrínyi Kiadó 1986. 535 S.
- Der Ursprung der ungarischen Buchstabennamen. - In: h.l. cox-v.f. vanacker & e.e. verhofstadt (eds.): wortes anst. verbi gratia. donum natalicium gilbert a.r. de smet. leuven/amersfort 1986. S. 351-354.
- Über deutsch-ungarische Sprachkontakte. - In: Wolfgang Fleischer u.a.(Hrsg.): Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache Bd 6. - Leipzig 1986. S. 167-171.
- Das Wörterbuch des Frühneuhochdeutschen in Ungarn. - In: Vilmos Ágel u.a.(Hrsg.): Beiträge zur historischen Lexikographie. Budapest 1986. S. 111-121 (=Budapester Beiträge zur Germanistik Bd 15.)
- Zdenek Masarik: Die frühneuhochdeutsche Geschäftssprache in Mähren. - Brno 1985. [Rez.] Germanistik. 1986, S. 44.
- Bokor József: Sopronkövesd ragadványnevei. [Übennamen im Dorfe Sopronkövesd.] Budapest 1983. [Rez.] Soproni Szemle 1986, S. 95.
- Festschrift für Karl Semmelweis. Eisenstadt 1981. [Rez.] Soproni Szemle 1986, S. 283-284.

1987

- Jelentés a Magyar Nyelvtudományi Társaság 1986. évi működéséről. [Bericht über die Tätigkeit der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft im Jahre 1986.] Magyar Nyelv LXXXIII 1987, S. 235-238.

- Nyelvtörténet és művészettörténet: A wolfenbütteli magyar-német szójegyzék. [Sprachgeschichte und Kunstgeschichte: Das Wolfenbütteler ungarisch-deutsche Glossar.] Magyar Nyelv LXXXIII 1987, S. 486-493.
- Iparrégészet. [Industrielle Archäologie.] Soproni Szemle 1987, S. 159-161.
- Árszabások. A soproni vargák 1532. évi árszabása. [Preislimitationen. Die Preislimitation der Ödenburger Schuster aus dem Jahre 1532.] Soproni Szemle 1987, S. 289-307.
- Irmtraut Lindeck-Pozza: Urkundenbuch des Burgenlandes und der angrenzenden Gebiete der Komitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg. Bd IV. Wien Köln Graz 1985. [Rez.] Soproni Szemle 1987, S. 90-94.
- Molnár László (Red.): Georgius Agricola: Tizenkét könyv a bányászatról és kohászatról. [Georgius Agricola: De re metallica libri XII. Basileae, MDLVI.] Budapest 1985. [Rez.] Soproni Szemle 1987, S. 94-95.
- Györffy, György: Az Árpád-kori Magyarország történeti földrajza. [Geographia historica Hungariae tempore stirpis Arpadianae] II. kötet Budapest 1987. [Rez.] Soproni Szemle 1987, S. 184-185.

1988

- Das Wörterbuch des Frühneuhochdeutschen in Ungarn. - In: Wolfgang Bachofer (Hrsg.): Mittelhochdeutsches Wörterbuch in der Diskussion. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1988. S. 27-30.
- Zwei frühneuhochdeutsche Formelbücher aus Güns. - In: Peter Wiesinger (Hrsg.): Studien zum Frühneuhochdeutschen. Emil Skála zum 60. Geburtstag am 20. November 1988. Göppingen 1988. S. 355-359 (=Göppinger Arbeiten zur Germanistik Nr 476).
- A Magyar Nyelvtudományi Társaság LXXXIII. közgyűlése. [83. Jahresbericht über die Tätigkeit der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft.] Magyar Nyelv LXXXIV 1988, S. 507-511.
- Ilpo Tapani Piirainen: Das Stadt- und Bergrecht von Banská Stiavnica/Schemnitz. Oulu 1986. [Rez.] Germanistik. 1988, S. 331.
- Egy községi formuláskönyv soproni vonatkozásai. [Ödenburger Quellen in einem Günser Formularbuch.] Soproni Szemle 42 1988, S. 141-146.
- Családtörténet és társadalomtörténet: Az 1532. évi soproni mészárosok. [Familiengeschichte und Sozialgeschichte: Die Ödenburger Fleischhacker des Jahres 1532.] Soproni Szemle 1988, S. 292-325.
- László Gyula: Az akvarell poétája: Soproni Horváth József. [Poet des Aquarells: Josef Horváth aus Ödenburg.] o.O. 1987. [Rez.] Soproni Szemle 1988, S. 180.

- Györfly György: Az Árpád-kori Magyarország történeti földrajza. [Geographia historica Hungariae tempore stirpis Arpadianae.] III. kötet Budapest 1987. [Rez.] Soproni Szemle 1988, S. 183.
- Keszei Dénes: Történetek és leírások Nagycenk múltjából. [Geschichten und Beschreibungen aus der Vergangenheit von Großzinkendorf.] o.O., o.J. [Rez.] Soproni Szemle 1988, S. 184.
- Stefan Geosits (Hrsg.): Die burgenländischen Kroaten im Wandel der Zeiten. Wien 1986. [Rez.] Soproni Szemle 1988, S. 381-383.

1989

- Kempelen Farkas: Az emberi beszéd mechanizmusa, valamint a szerző beszélőgépezetnek leírása. [Wolfgang von Kempelen, k.k. wirklichen Hofrats Mechanismus der menschlichen Sprache nebst Beschreibung seiner sprechenden Maschine. 1791. Übers.] - Budapest: Szépirodalmi Könyvkiadó 1989, 354 S.
- A német-magyar nyelvi érintkezések. [Die deutsch-ungarischen Sprachkontakte.] - In: Balázs János (Red.): Nyelvünk a Duna-tájon. [Die ungarische Sprache im Donauland.] - Budapest 1989. S. 231-290.
- A wolfenbütteli magyar-német szójegyzék. [Das Wolfenbütteler ungarisch-deutsche Glossar.] Magyar Nyelv. LXXXV 1989, S. 1-9.
- A Magyar Nyelvtudományi Társaság LXXXIV. közgyűlése. [84. Jahresbericht über die Tätigkeit der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft im Jahre 1988.] Magyar Nyelv. LXXXV 1989, S. 498-503.
- Névtani tanulások a "Baranya megye földrajzi nevei" című kötetből. [Namenkundliche Lehren aus den "Geographischen Namen des Komitates Baranya".] - In: Baranyai Művelődés. H.3 1989, S. 15-19.
- Középkori háztörténet és várostörténet. [Hausgeschichte und Stadtgeschichte im Mittelalter.] Soproni Szemle 1989, S. 18-40, 126-148, 205-224.
- Állítsák vissza Harka nevét! [Harka, der ungarische Name von Harkau soll wieder eingeführt werden!] Soproni Szemle 1989, S. 225-226.
- Visszaállították Házi Jenő akadémiai tagságát. [Jenő Házi von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften als korrespondierendes Mitglied wieder eingesetzt.] Soproni Szemle 1989, S. 227.
- A Számkivetettek Testvérülete a középkorban. [Die Elendenbruderschaft von Ödenburg im Mittelalter.] Soproni Szemle 1989, S. 334-344.

1990

Hussiten in Westungarn. *Studia Slavica*, 36 1990, S. 261-264.

Soproni árak és bérek a középkortól 1750-ig. Szélgjegyzetek Dányi Dezső és Zimányi Vera könyvéhez. [Odenburger Preise und Löhne vom Mittelalter bis 1750. Randbemerkungen zum Buch von Desider Dányi und Vera Zimányi.] *Soproni Szemle* 1990, S. 23-27.

A címervita. [Der Wappenstreit.] *Soproni Szemle* 1990, S. 149-154.

Magyarország nyugati külkereskedelme a XVI. század közepén. *Soproni kiegészítések és jegyzetek Ember Győző könyvéhez.* [Ungarns Außenhandel um die Mitte des 16. Jh. Odenburger Ergänzungen und Glossen zum Buch von Győző Ember.] *Soproni Szemle* 1990, S. 228-248.

XIV. századi osztrák költő híradása Nyugat-Magyarországról. [Der österreichische Dichter Peter Suchenwirt im 14. Jh. über Westungarn.] *Soproni Szemle* 1990, S. 340-343.

Kovács I. Gábor: Kis magyar kalendáriumtörténet 1880-ig. [Kleine Geschichte des ungarländischen Kalenders bis 1880.] Budapest 1989. [Rez.] *Soproni Szemle* 1990, S. 84.

Kiss Lajos: Földrajzi nevek etimológiai szótára. [Etymologisches Wörterbuch geographischer Namen.] Budapest 1984. [Rez.] *Soproni Szemle* 1990, S. 88-90.

Pájer Imre (Red.): Neves rábaköziek. [Namhafte Raabauer.] Csorna-Kapuvár 1989. [Rez.] *Soproni Szemle* 1990, S. 191.

Kiss Jenő: Fejezetek a mihályi nyelvjárás mondattanából. [Einige Kapitel aus der Syntax der Mundart von Mihályi.] Budapest 1982. A rábaközi Mihályi nyelvjárásának hang- és alaktana. [Lautlehre und Formenlehre der Mundart von Mihályi in der Raabau.] Budapest 1982. Állandó szókapcsolatok a rábaközi Mihályiban. [Stehende Redewendungen in Mihályi.] Budapest 1989. [Rez.] *Soproni Szemle* 1990, S. 283-285.

Büki Szabó József: Bük környékének ragadványnevei. [Übernamen aus der Umgebung des Dorfes Bük.] Budapest 1988. [Rez.] *Soproni Szemle* 1990, S. 286.

1991

Der Sprachwissenschaftler Elmar Schwartz. - In: Károly Mollay (Hrsg.): Elmar von Schwartz zum Gedächtnis. Budapest 1991, S. 21-27.

Importált földrajzi nevek. - In: Hajdú, Mihály / Kiss, Jenő (Red.): Emlékkönyv Benkő Loránd 70. születésnapjára [Festschrift zum 70. Geburtstag von Loránd Benkő.] Budapest 1991, S. 453-456.

A Magyar Nyelvtudományi Társaság 1989. évi működése. [Tätigkeit der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft im Jahre 1989.] *Magyar Nyelv*. LXXXVII 1991, S. 107-110.

- A Magyar Nyelvtudományi Társaság 1990. évi működése. [Tätigkeit der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft im Jahre 1990.] Magyar Nyelv. LXXXVIII 1991, S. 242-244.
- Kereskedők, kalmárok, árosok. Moritz Pál kalmár. [Kaufleute, Krämer, Ladner. Der Krämer Paul Moritz.] 1511-1530. Soproni Szemle 1991, S. 1-31.
- Az 1527. évi soproni adójegyzék. [Das Ödenburger Steuerregister vom Jahre 1527.] Soproni Szemle 1991, S. 62-75.
- A Szélmalom utcai vám. [Die Maut in der Windmühlgasse.] 1217-1564. Soproni Szemle 1991, S. 97-121.
- Az 1528. évi soproni adójegyzék. [Das Ödenburger Steuerregister des Jahres 1528.] Soproni Szemle 1991, S. 166-178.
- Magyarország zenetörténete. Soproni jegyzetek. [Musikgeschichte Ungarns. Ödenburger Beiträge.] Soproni Szemle 1991, S. 219-229.
- A Szövetségközi Katonai Bizottság bizalmas utasítása a hozzá beosztott antanttisztékhez. [Vertraute Weisung der Interalliierten Militärkommission an die ihr zugeteilten Ententeoffiziere.] Soproni Szemle 1991, S. 316-319.
- Soproni Stöckert Károly. [Der Bildhauer Karl Soproni Stöckert) 1910-1991. Soproni Szemle 1991, S. 365-366.

1992

- Die deutsch-ungarischen Sprachkontakte. - In: László Honti u.a. (Hrsg.): Finnisch-ugrische Sprachen zwischen dem germanischen und dem slavischen Sprachraum. Amsterdam Atlanta 1992, S. 111-116.
- Ajánlás [Widmung]. - In: Sarkady, Sándor (Red.): Sopron és környéke. [Ödenburg und Umgebung.] 1922-1990. Budapest 1992. S. 7-13.
- A soproni népszavazás tanulságai: 1921. dec. 14-1991. dec. 14. [Nachgedanken zur Ödenburger Volksabstimmung: 14. Dez. 1921-14. Dez. 1991.] Soproni Szemle 1992, S. 97-105.
- A Tómalom középkori előzményi. Fejezet a soproni határ történetéből. [Mittelalterliche Vorgeschichte der Teichmühle. Ein Kapitel aus der Geschichte der Gemarkung Ödenburgs.] Soproni Szemle 1992, S. 150-167.
- A Rózsák utcája. Részlet Sopron középkori helyrajzából. [Die Rosengasse. Aus der mittelalterlichen Topographie von Ödenburg.] Soproni Szemle 1992, S. 231-244.
- Rauch András Sopronban. [Der Musiker Andreas Rauch in Ödenburg.] Soproni Szemle 1992, S. 289-311.
- Kiss Jenő: A mihályi nyelvjárás változásai 1889 és 1989 között. [Wandlungen in der Mundart von Mihályi zwischen 1889 und 1989.] Budapest 1990. [Rez.] Soproni Szemle 1992, S. 88-89.

Keszei Dénes: Régi és újabb történetek Nagycenk múltjából. [Ältere und neuere Geschichten aus Großzinkendorf.] Sopron 1990. [Rez.] Soproni Szemle 1992, S. 282.

Pájer Imre: Rábaköz népének védekezése az áradások ellen. [Schutzmaßnahmen der Raabauer gegen die Überschwemmungen.] 1870-1889. Csoma 1990. [Rez.] Soproni Szemle 1992, S. 383.



500, _____